This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

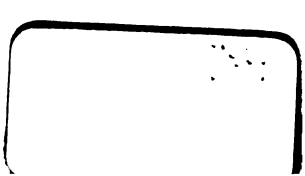
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UNS. 34 a. 11~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

~~E1 690 A. 1~~
REP 4 (1920)



Printed by Mrs. F. H. Smith

F. H. Baddeley

June 1904.

G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Erſter Band.

Leipzig.
Verlag von G. J. Göſchen.
1841.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Sinngedichte.

Seite

1. Die Sinngedichte an den Leser 3
2. Ebendieſelben 3
3. Auf den neuern Theil dieſer Sinngedichte 3
4. Der Stacheireim 4
5. Mitander 4
6. An den Marull 4
7. Merkur und Amor 4
8. Thrax und Stax 5
9. Der geizige Dichter 5
10. Auf Lucinden 5
11. Auf die Europa 5
12. Pompils Landgut 6
13. Widerruf des Vorigen 6
14. An die Herren X und Y 6
15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte 7
16. Auf das Jungferniſtift zu ** 7
17. An den Doktor Sp** 7
18. Auf den Mnemon 7
19. Bavs Gaſt 8
20. Auf den Rufus 8
21. Auf Dorinden 8
22. An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hauſe eines Wucherers, nebſt der Antwort 8
23. Auf einen adeligen Dummkopf 9
24. An eine würdige Privatperſon 9
25. Auf die Iris 9
26. Auf Frau Triz 9

Seite

27. Auf Lukrins Grab 10
28. Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte 10
29. Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode 10
30. Auf den Gargil 10
31. Die Flucht 11
32. Die Wohlthaten 11
33. An einen Geizigen 11
34. Hinz und Kunz 11
35. Auf eine lange Nase 12
36. Auf Stipsen 12
37. Auf den Sanktulus 12
38. An Grillen 13
39. An den Salomon 13
40. Auf ebendenselben 13
41. Das böse Weib 14
42. An den Aemil 14
43. Trux an den Sabin 14
44. Antwort des Sabin 14
45. An einen Lügner 14
46. Auf Trill und Troll 15
47. Entscheidung des Vorigen 15
48. An die ** 15
49. Auf Alandern 15
50. Auf einen Brand zu ** 15
51. An Einen 16
52. Grabschrift des Nitulus 16
53. Auf den Kodyll 16
54. An den Pompil 16
55. Auf den Tod eines Affen 16
56. Grabschrift auf ebendenselben 17
57. Auf die Phasis 17
58. Auf Nickel Fein 17
59. Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels 18
60. Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg 18
61. Auf den Hablador 18
62. Auf den Mison 18
63. Der reiche Freier 18

Seite

64. Auf den Rufinus 19
65. Häuschen Schlau 19
66. An die Dorilis 19
67. Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam 19
68. An einen schlechten Maler 20
69. Auf eine Bildsäule des Amor 20
70. Auf ebendieselbe 20
71. Auf ebendieselbe 20
72. Auf ebendieselbe 20
73. Auf ebendieselbe 21
74. Auf den Fabull 21
75. An den trägen Y 21
76. Entschuldigung wegen unterlassenes Besuchs 21
77. An den Paul 22
78. Belz und Polt 22
79. Der kranke Star 23
80. Die blaue Hand 23
81. Der Schuster Franz 23
82. Das Mädchen 23
83. Auf den Fell 24
84. An den Herrn D* 24
85. An einen geizigen Vater 25
86. Auf den Kauz 25
87. Auf den Lupan 25
88. An den Leser 25
89. An den Herrn von Dampf 25
90. An ebendenselben 26
91. Auf einen gewissen Dichter 26
92. An den Wesp 26
93. An den Trill 26
94. An ebendenselben 27
95. An die Fuska 27
96. Auf den Tod des D. Mead 27
97. Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten 27
98. Auf ebendieselbe 28
99. Auf den Sextus 28
100. Kunz und Hinz 28

Seite

101. Auf den Bav 28
102. Auf Dorinden 29
103. Auf die Galathee 29
104. Auf die Hütte des Irus 29
105. Auf einen gewissen Leichenredner 29
106. Das schlimmste Thier 30
107. Auf die Magdalis 30
108. Auf Lorchen 30
109. Klimps 30
110. Der spielsüchtige Deutsche 30
111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin . . 31
112. Auf die feige Mumma 31
113. Eine Gesundheit auf die Gesundheiten 31
114. Auf einen unnützen Bedienten 32
115. Der Schwur 32
116. Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters . . . 32
117. Der Furchtsame 32
118. An den Herrn B. 32
119. Auf die Genesung einer Buhlerin 33
120. An zwei liebenswürdige Schwestern 33
121. An den Sillus 33
122. Auf den D. Klystill 33
123. Auf Muffeln 34
124. An ein paar verwaiste Mädchen 34
125. An den Bar 34
126. Auf den Cytharist 34
127. Der beste Wurf. An ein Paar Brettspieler 35
128. Auf den Maler Klecks 35
129. Auf einen Zweikampf 35
130. Auf den Ursin 35
131. Auf den Belt 36
132. Die Vorspiele der Versöhnung 36
133. Auf den Pfriem 36
134. Auf den Avar 36
135. Seufzer eines Kranken 37
136. Auf den Laar 37
137. Ihr Wille und sein Wille 37
138. Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb 37

		Seite
139.	Auf den Marius	38
140.	Auf den einäugigen Spieler Pfiff	38
141	An einen Autor	38
142.	Auf den Ley	38
143.	Die Stimmgedichte über sich selbst	38
144	Abschied an den Leser	39

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache	39
Ueber das Bildniß eines Freundes	39
In ein Stammbuch	39
Auf die Katze des Petrarch	40
Grabschrift auf Voltairen	40
Die Verleumdung	40
In ein Stammbuch	40
Lobspruch des schönen Geschlechts	41
Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons spielte	41
In eines Schauspielers Stammbuch	42
In ein Stammbuch	42
Sittensprüche	42
In ein Stammbuch, dessen Besitzer versicherte, daß sein Freund ohne Mängel und sein Mädchen ein Engel sey	42

Lieder.

An die Leyer	45
Die Namen	46
Die Küsse	46
Die Gewißheit	47
Die Betrübniß. Der Dichter und sein Freund	47
Antwort eines trunknen Dichters	48
Das aufgehobene Gebot	48
Die Beredsamkeit	49
Die Haushaltung	50
Der Regen	50
Die Stärke des Weins	51
Der Sonderling	51
Der alte und der junge Wein	51
Die Türken	52

G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Erſter Band.

Leipzig.
Verlag von G. J. Göſchen.
1841.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Sinngedichte.

		Seite
1.	Die Sinngedichte an den Leser	3
2.	Ebendieselben	3
3.	Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte	3
4.	Der Stachelreim	4
5.	Alkander	4
6.	An den Marull	4
7.	Merkur und Amor	4
8.	Thrax und Stax	5
9.	Der geizige Dichter	5
10.	Auf Lucinden	5
11.	Auf die Europa	5
12.	Pompilo Landgut	6
13.	Widerruf des Vorigen	6
14.	An die Herren X und Y	6
15.	Die Ewigkeit gewisser Gedichte	7
16.	Auf das Jungfernstift zu **	7
17.	An den Doktor Sp**	7
18.	Auf den Mnemon	7
19.	Bavs Gast	8
20.	Auf den Asfus	8
21.	Auf Dorinden	8
22.	An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort	8
23.	Auf einen adeligen Dummkopf	9
24.	An eine würdige Privatperson	9
25.	Auf die Iris	9
26.	Auf Frau Trix	9

Seite

27. Auf Lukrins Grab 10
28. Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte 10
29. Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode 10
30. Auf den Gargil 10
31. Die Flucht 11
32. Die Wohlthaten 11
33. An einen Geizigen 11
34. Hinz und Kunz 11
35. Auf eine lange Nase 12
36. Auf Stipsen 12
37. Auf den Sanktulus 12
38. An Grillen 13
39. An den Salomon 13
40. Auf ebendenselben 13
41. Das böse Weib 14
42. An den Aemil 14
43. Trux an den Sabin 14
44. Antwort des Sabin 14
45. An einen Lügner 14
46. Auf Trill und Troll 15
47. Entscheidung des Vorigen 15
48. An die ** 15
49. Auf Alandern 15
50. Auf einen Brand zu ** 15
51. An Einen 16
52. Grabschrift des Nitulus 16
53. Auf den Kodyll 16
54. An den Pompil 16
55. Auf den Tod eines Affen 16
56. Grabschrift auf ebendenselben 17
57. Auf die Phasis 17
58. Auf Nickel Fein 17
59. Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels 18
60. Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg 18
61. Auf den Hablador 18
62. Auf den Mison 18
63. Der reiche Freier 18

Seite

64. Auf den Rufinus 19
65. Hänschen Schlau 19
66. An die Dorilis 19
67. Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam 19
68. An einen schlechten Maler 20
69. Auf eine Bildsäule des Amor 20
70. Auf ebendieselbe 20
71. Auf ebendieselbe 20
72. Auf ebendieselbe 20
73. Auf ebendieselbe 21
74. Auf den Fabull 21
75. An den trägen Y 21
76. Entschuldigung wegen unterlassenes Besuchs 21
77. An den Paul 22
78. Welt und Polt 22
79. Der kranke Star 23
80. Die blaue Hand 23
81. Der Schuster Franz 23
82. Das Mädchen 23
83. Auf den Fell 24
84. An den Herrn D* 24
85. An einen geizigen Vater 25
86. Auf den Kauz 25
87. Auf den Lupan 25
88. An den Leser 25
89. An den Herrn von Dampf 25
90. An ebendenselben 26
91. Auf einen gewissen Dichter 26
92. An den Wesp 26
93. An den Trill 26
94. An ebendenselben 27
95. An die Fuske 27
96. Auf den Tod des D. Mead 27
97. Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten 27
98. Auf ebendieselbe 28
99. Auf den Sextus 28
100. Kunz und Hinz 28

		Seite
101.	Auf den Bav	28
102.	Auf Dorinden	29
103.	Auf die Galathee	29
104.	Auf die Hütte des Irus	29
105.	Auf einen gewissen Leichenredner	29
106.	Das schlimmste Thier	30
107.	Auf die Magdalis	30
108.	Auf Lorchen	30
109.	Klimps	30
110.	Der spielsüchtige Deutsche	30
111.	Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin	31
112.	Auf die feige Mumma	31
113.	Eine Gesundheit auf die Gesundheiten	31
114.	Auf einen unnützen Bedienten	32
115.	Der Schwur	32
116.	Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters	32
117.	Der Furchtsame	32
118.	An den Herrn B.	32
119.	Auf die Genesung einer Buhlerin	33
120.	An zwei liebenswürdige Schwestern	33
121.	An den Sillus	33
122.	Auf den D. Klystill	33
123.	Auf Muffein	34
124.	An ein paar verwaiste Mädchen	34
125.	An den Bar	34
126.	Auf den Cytharist	34
127.	Der beste Wurf. An ein Paar Brettspieler	35
128.	Auf den Maler Klecks	35
129.	Auf einen Zweikampf	35
130.	Auf den Ursin	35
131.	Auf den Veit	36
132.	Die Vorspiele der Versöhnung	36
133.	Auf den Pfriem	36
134.	Auf den Avar	36
135.	Seufzer eines Kranken	37
136.	Auf den Laar	37
137.	Ihr Wille und sein Wille	37
138.	Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb	37

Seite

139. Auf den Marius 35
140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff 36
141 An einen Autor 36
142. Auf den Ley 36
143. Die Sinngedichte über sich selbst 36
144 Abschied an den Leser 39

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache 39
Ueber das Bildniß eines Freundes 39
In ein Stammbuch 39
Auf die Katze des Petrarch 40
Grabschrift auf Voltairen 40
Die Verleumdung 40
In ein Stammbuch 40
Lobspruch des schönen Geschlechts 41
Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons spielte . . 41
In eines Schauspielers Stammbuch 42
In ein Stammbuch 42
Sittensprüche 42
In ein Stammbuch, dessen Besitzer versicherte, daß sein Freund ohne Mängel und sein Mädchen ein Engel sey 42

Lieder.

An die Leyer 45
Die Namen 46
Die Küsse 46
Die Gewißheit 47
Die Betrübniß. Der Dichter und sein Freund 47
Antwort eines trunknen Dichters 48
Das aufgehobene Gebot 48
Die Beredsamkeit 49
Die Haushaltung 50
Der Regen 50
Die Stärke des Weins 51
Der Sonderling 51
Der alte und der junge Wein 51
Die Türken 52

	Seite
Alexander	52
Die Schöne von hinten	53
An eine kleine Schöne	53
Nach der 10. Ode Anakreons	54
Das Paradies	55
Die Gespenster	55
Der trunkne Dichter lobt den Wein	57
Lob der Faulheit	57
Die Faulheit	58
Die Planetenbewohner	60
Der Geschmack der Alten	59
Die lügenhafte Phyllis	59
Die 47ste Ode Anakreons	60
Nachahmung dieser Ode	60
Der Wunsch	61
Der größte Mann	61
Der Irrthum	62
An den Wein	63
Phyllis an Damon	63
Für wen ich singe	64
Die schlafende Laura	65
Der Donner	66
Der müßige Pöbel	67
Die Musik	67
An den Horaz	68
Niklas	69
Die Küsse	69
Der schwörende Liebhaber	69
Trinklied	70
Der Verlust	70
Der Genuß	70
Das Leben	71
Die Biene	71
Die Liebe	72
Der Tod	72
Der Faule	74
Der Flor	74
Die wider den Cäsar verschworne Helden	74

Seite

Die Ente 76
Die drei Reiche der Natur 77
Das Alter. Nach der 11ten Ode Anakreons 78
An die Schwalbe. Die 12te Ode Anakreons 79
Die Kunstrichter und der Dichter 79
An die Kunstrichter 80

Anhang.

Lied aus dem Spanischen 80
Die Diebin 81
Phyllis 81
Bacchus und Helena 81
An Amor 81
Heldenlied der Spartaner 82
Auf sich selbst 84

Oden.

I. Der Eintritt des 1758sten Jahres 87
II. Auf eine vornehme Vermählung 89
III. Abschied eines Freundes 92
IV. An den Herrn N ** 93
V. Der Tod eines Freundes 94
VI. Der Eintritt des Jahres 1758 in Berlin 96
VII. Der 24ste Jenner in Berlin 98
VIII. An seinen Bruder 99
IX. Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin 100
X. Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin 101

Fabeln und Erzählungen.

I. Der Sperling und die Feldmaus 105
II. Der Adler und die Eule 105
III. Der Tanzbär 106
IV. Der Hirsch und der Fuchs 107
V. Die Sonne 108
VI. Das Muster der Ehen 108
VII. Das Geheimnis 108
VIII. Faustin 111
IX. Die eheliche Liebe 112

Seite

X. Die Bären 113
XI. Der Löwe und die Mücke 114
XII. Das Krucifix 115
XIII. Der Eremit 117
XIV. Die Brille 117
XV. Nix Bodenstrom 120

Fabeln. Drei Bücher.

Erstes Buch.

1. Die Erscheinung 123
2. Der Hamster und die Ameise 124
3. Der Löwe und der Hase 124
4. Der Esel und das Jagdpferd 125
5. Zeus und das Pferd 125
6. Der Affe und der Fuchs 126
7. Die Nachtigall und der Pfau 127
8. Der Wolf und der Schäfer 127
9. Das Roß und der Stier 128
10. Die Grille und die Nachtigall 128
11. Die Nachtigall und der Habicht 128
12. Der kriegerische Wolf 129
13. Der Phönix 129
14. Die Gans 140
15. Die Eiche und das Schwein 140
16. Die Wespen 140
17. Die Sperlinge 141
18. Der Strauß 141
19. Der Sperling und der Strauß 142
20. Die Hunde 142
21. Der Fuchs und der Storch 143
22. Die Eule und der Schatzgräber 143
23. Die junge Schwalbe 144
24. Merops 144
25. Der Pelikan 145
26. Der Löwe und der Tiger 145
27. Der Stier und der Hirsch 146
28. Der Esel und der Wolf 146

Seite

19. Der Springer im Schache 147
20. Aesopus und der Esel 147

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule 147
2. Herkules 148
3. Der Knabe und die Schlange 148
4. Der Wolf auf dem Todtbette 149
5. Der Stier und das Kalb 150
6. Die Pfauen und die Krähe 150
7. Der Löwe mit dem Esel 151
8. Der Esel mit dem Löwen 151
9. Die blinde Henne 152
10. Die Esel 152
11. Das beschützte Lamm 153
12. Jupiter und Apollo 154
13. Die Wasserschlange 154
14. Der Fuchs und die Larve 154
15. Der Rabe und der Fuchs 155
16. Der Geizige 156
17. Der Rabe 156
18. Zeus und das Schaf 157
19. Der Fuchs und der Tiger 158
20. Der Mann und der Hund 158
21. Die Tranke 159
22. Der Fuchs 159
23. Das Schaf 159
24. Die Ziegen 160
25. Der wilde Apfelbaum 161
26. Der Hirsch und der Fuchs 161
27. Der Dornstrauch 162
28. Die Furien 162
29. Tiresias 163
30. Minerva 163

Drittes Buch.

1. Der Besitzer des Bogens 164
2. Die Nachtigall und die Lerche 164

Seite

3. Der Geist des Salomo 165
4. Das Geschenk der Feyen 165
5. Das Schaf und die Schwalbe 166
6. Der Rabe 166
7—10. Der Rangstreit der Thiere 167
11. Der Bär und der Elephant 169
12. Der Strauß 169
13. 14. Die Wohlthaten 170
15. Die Eiche 170
16—22. Die Geschichte des alten Wolfs 171
23. Die Maus 175
24. Die Schwalbe 176
25. Der Adler 176
26. Der junge und der alte Hirsch 177
27. Der Pfau und der Hahn 177
28. Der Hirsch 177
29. Der Adler und der Fuchs 178
30. Der Schäfer und die Nachtigall 178

Fragmente.

Aus einem Gedichte über die menschliche Glückseligkeit 181
Aus einem Gedichte an den Herrn von Sp ** 185
Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie . . 186
Aus einem Gedichte an den Herrn M ** 188
An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst 193
Die Religion. Erster Gesang 200
Schlußrede zu einem Trauerspiele, gehalten von Mad. Schuch, 1754 213

Die Juden. Ein Lustspiel in einem Aufzuge 215
Der Freigeist. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen 253
Doktor Faust. 361
Werther der Bessere 373

Sinngedichte.

Ego illis non permisi tam lascive loqui quam solent.
Martial.

1753. 1771.

1. Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn.

2. Ebendieselben.

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

3. Auf den neuern Theil dieser Sinngedichte.

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Besserung, sie mein verschwiegnes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

4. Der Stachelreim.

Eraſt, der gern ſo neu, als eigenthümlich ſpricht,
Nennt einen Stachelreim ſein leidig Singedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

5. Nikander.

Nikandern glückte jüngſt ein trefflich Epigramm,
So fein, ſo ſcharf, als je von Käſtnern eines kam.
Nun ſchwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So ſticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel ſtecken,
Und martert ſich, und ſtirbt.

6. An den Marull.

Groß willſt du und auch artig ſeyn?
Marull, was artig iſt, iſt klein.

7. Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einſt wünſcht ſich jener Pfeil und Bogen;
Und giebt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm ſeinen vollen Beutel Pfand.

Mit ſo vertauſchten Waffen zogen,
Und ziehn noch beide durch das Land.
Wenn jener Wucher ſucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieſer Herzen durch das Pfand.

6. Thrax und Stax.

Stax. Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.
Thrax. Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

9. Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

10. Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird sie mehr roth gemacht.
Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht, was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigstens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht!

11. Auf die Europa.

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.

Umſonſt legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet ſie vor ſeinen Küſſen.
Umſonſt fleht er, als Mann, im ſchmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein ſchön Geſchlecht, geſagt zu deinen Ehren —
Ließ ſie — von wem? — vom Bullen ſich bethören.

12. Pompils Landgut.

Auf dieſem Gute läßt Pompil
Nun ſeine ſechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut ſo viel?
Wer möchte ſo ein Gut nicht haben?

13. Widerruf des Vorigen.

Ich möchte ſo ein Gut nicht haben.
Denn ſollt' ich auch die ſechste drauf begraben:
Könnt' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebet haben.

14. An die Herren X und Y.

Welch Feuer muß in eurem Buſen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr fodert euch, und ſtellt euch nicht.

15. Die Ewigkeit gewiſſer Gedichte.

Verſe, wie ſie Baſſus ſchreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu ſchreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

16. Auf das Jungfernſtift zu **.

Denkt, wie geſund die Luft, wie rein,
Sie um dieß Jungfernſtift muß ſeyn!
Seit Menſchen ſich beſinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

17. An den Doktor Sp**.

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich dankte dieſer Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl ſo früh nicht lügen lehren?

18. Auf den Mnemon.

Iſt Mnemon nicht ein ſeltner Mann!
Wie weit er ſich zurück erinnern kann!
Bis an die erſten Kinderpoſſen:
Wie viel er Vögel abgeſchoſſen,
Wie manches Mädchen er begoſſen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbruſt,
Iſt, was er litt und that, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indeſſen,
Die Zeit iſt ihm noch unvergeſſen.

Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.

19. Vavs Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Vaven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bei Vaven kömmt mir theuer gnug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

20. Auf den Rufus.

Weiß ich's, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dieß weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

21. Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie ist ein Engel von Gesicht,
Von Huf ein Teufel.

22. An das Bild der Gerechtigkeit,

in dem Hause eines Wuchrers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?

„Wie meinſt du, Fremder, dieſe Frage?
„Er ſieht und überſieht mich alle Tage.“

23. Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Aelterahn
War älter Einen Tag, als unſer aller Ahn.

24. An eine würdige Privatperſon.

Sieht einſt der Leichenſtein von dem, was du geweſen,
Dem Enkel, der dich ſchätzt, ſo viel er braucht, zu leſen,
So ſey die Summe dieß: „Er lebte ſchlecht und recht,
„Ohn' Amt und Gnadengeld, und niemands Herr noch Knecht.“

25. Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Bruſt
Reizt uns, o D*, zu welcher Luſt!
Doch ihr erbärmliches Geſichte,
O D*, macht Reiz und Luſt zu nichte.
Sieh, Freund, ſo liegen Froſt und Flammen,
Und Gift und Gegengift beiſammen.

26. Auf Frau Trix.

Frau Trix beſucht ſehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

27. Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Geſtank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

28. Im Namen eines gewiſſen Poeten

dem der König von Preußen eine goldene Doſe ſchenkte.

Die goldne Doſe, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geſchenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Hellebrus.

29. Auf den falſchen Ruf von Nigrins Tode.

Es ſagte, ſonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieſer Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt ſprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geſchrei
Ein bloßes blindes Lärmen ſey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil ſprach,
Die andern neune nach.

30. Auf den Gargil.

Mit richtriſch ſcharfem Kiel durchackert ſeine Lieder
Gargil. Ins neunte Jahr ſchreibt, löſcht und ſchreibt er wieder.

Sein Lied iſt Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Poſſen ſchenken?

31. Die Flucht.

„Ich flieh, um öfter noch zu ſtreiten!"
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (ſo überſetz' ich ihn)
Ich flieh, um öfter noch zu fliehn.

32. Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böſer Menſch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: dem ungeachtet ſchütte —
Sind beides, Bütt' und Menſch nicht allzu morſch und alt, —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

33. An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erſpar', erarb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und ſtirb!

34. Hinz und Kunz.

Hinz. Was doch die Großen alles eſſen!
Gar Vogelneſter; eins, zehn Thaler werth.
Kunz. Was? Neſter? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute freſſen.
Hinz. Kann ſeyn! kann ſeyn, Gevattersmann!
Bei Neſtern ſingen die denn an.

35. Auf eine lange Naſe.

O aller Naſen Naſ'! Ich wollte ſchwören,
Das Ohr kann ſie nicht ſchnauben hören.

36. Auf Stipſen.

Stips iſt, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verpraſſet ſein und anderer Vermögen,
Wie ein gebornet Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen? —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

37. Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und ſchwach an Kräften,
Entſchlägt ſich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geſchäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben,
Iſt er in ſeinem Gott gemeint,
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben;
Iſt weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar ſagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübſches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böſe Welt, wie ungerecht!

Ihm ſo was übel auszulegen!
Auch das geſchieht bloß der Beſchauung wegen.

---

38. An Grillen.

Sey kürzer! ſprichſt du, Grill. Schweig, Grill! du biſt nicht klug.
Iſt das dir kurz genug?

39. An den Salomon.

Hochweiſer Salomon! dein Spruch,
„Daß unter tauſenden kein gutes Weib zu finden,"
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungenſünden;
Und jeder Fluch iſt minder Fluch,
Als dieſer ſchöne Sittenſpruch.
Wer ſie bei tauſenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiſer Mann,
Muß ſich bei tauſenden der Probe freilich ſchämen,
Wird drüber wild, und läſtert dann.

40. Auf ebendenſelben.

Daß, unter tauſenden, ein weiſer Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:
Das wundert mich recht ſehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter tauſenden, ein weiſer Mann
Nicht Eine gut ſich machen kann.

41. Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſeins für dieſes einz'ge hält.

42. An den Aemil.

Mit Unrecht klageſt du, treuherziger Aemil,
Daß man ſo ſelten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

43. Trux an den Sabin.

Ich haſſe dich, Sabin; doch weiß ich nicht weßwegen:
Genug, ich haſſe dich. Am Grund' iſt nichts gelegen.

44. Antwort des Sabin.

Haß' mich, ſo viel du willſt! doch wüßt' ich gern, weßwegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund' iſt mir gelegen.

45. An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen:
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

46. Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden iſt,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entſchieden wiſſen,
Da beide ſie gemalt nur küſſen.

47. Entſcheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill iſt noch am beſten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küſſen kann.

48. An die **.

Du fragſt: Wer gießt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und weſſen Sohn?
Du ſchweigeſt? — Nenn' ihn Pan.

49. Auf Alandern.

Alander, hör' ich, iſt auf mich gewaltig wild;
Er ſpöttelt, läſtert, lügt und ſchilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch das? als ob nicht auch ſein Bruder an der Kette
Auf die am heftigſten, die er nicht kennet, bellt.

50. Auf einen Brand zu **.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell ſprang, zum löſchen oder retten,

Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

51. An Einen.

Du ſchmähſt mich hinterrücks? das ſoll mich wenig kränken.
Du lobſt mich ins Geſicht? das will ich dir gedenken!

52. Grabſchrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Geſichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

53. Auf den Kodyll.

Der kindiſche Kodyll wird keiner Steigrung ſatt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er ſieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

54. An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch ſpiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umſonſt Geſellſchaft leiſten will.

55. Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns ſo manches nachgethan!

Ich wette, was er jetzt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

56. Grabschrift auf ebendenselben.

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keusch, als in der Welt kein Affe;
So ernst, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falsch. O welch ein Affe!
Damit ich's kurz zusammen raffe:
Ein ganz originaler Affe.

57. Auf die Phasis.

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr:
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

58. Auf Nickel Fein.

In Jahresfrist, verschwur sich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu seyn.
Auch wär' es, traun! nach seinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

59. Auf eine Liebhaberin des Trauerſpiels.

Ich höre, Freund, dein ernſtes, ſchönes Kind
Will ſich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn ſüße Thränen
Da zu vergießen ſind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an ſchönen Zähnen?

60. Auf ein Schlachtſtück von Hugtenburg.

Furchtbare Täuſcherei! Bramarbas ſtand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

61. Auf den Hablador.

Habladors Mund, Utin, iſt dir ein Mund zum küſſen?
Wie er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht? —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

62. Auf den Miſon.

Ich warf dem Miſon vor, daß ihn ſo viele haſſen.
Je nun! wen lieb' ich denn? ſprach Miſon ganz gelaſſen.

63. Der reiche Freier.

Ein Bettler ging auf Freiersfüßen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe dürre Hand:

„Die ſoll uns wohl ernähren müſſen!“
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

64. Auf den Ruſinus.

Ruſinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, ſprich doch! du kennſt den Mann.

65. Häuschen Schlau.

„Es iſt doch ſonderbar beſtellt,“
Sprach Häuschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
„Das meiſte Geld beſitzen.“

66. An die Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, iſt zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es alſo leckſt, ſoll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieſes wundert mich.

67. Grabſchrift eines Unglücklichen,

welcher zuletzt in einem Schiffbruch umkam.

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich todt, mit frommer Hand,
Ein Fiſcher in den leichten Sand.
Dein Mitleid, Leſer, iſt bei mir nicht angewandt!
Im Sturme ſcheitern und erſaufen,
Hieß mir Unglücklichen, mit Sturm in Hafen laufen.

68. An einen ſchlechten Maler.

Ich ſaß dir lang' und oft: warum denn, Meiſter Steffen?
Ich glaube faſt, mich nicht von ungefähr zu treffen.

69. Auf eine Bildſäule des Amor.

Hier blieb, als Amor, ſich noch mächtiger zu ſehen,
Eleonora ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen.

70. Auf ebendieſelbe.

So lieb euch, Kinder, Ruh und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalke! weit zurück! —
(Ich hätte viel für dieſen Rath gegeben!)
Er ſtellt ſich ſo nur ohne Leben.

71. Auf ebendieſelbe.

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in einem ſüßen Staunen,
Seit er Philinden ſah.

72. Auf ebendieſelbe.

Die Unſchuld naht ſich ihm, und bebt:
Sie fühlt, ſie fühlt es, daß er lebt.

73. Auf ebendieſelbe.

O Chloe, halte deinen Blick
Von dieſem Schalke ja zurück!
Geſetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

74. Auf den Fabull.

Fabull verſchließet alle Kiſten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit ſich niemand läßt gelüſten
Zu ſehen, daß ſie ledig ſind.

75. An den trägen Y.

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Gut! daß du ohne Müh kannſt lachen,
So will ich's ſonder Einfall machen.

76. Entſchuldigung wegen unterlaſſenen Beſuchs.

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bei dir ſeyn:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tauſend Schritte ſind's, die unſre Wohnung trennen,
Und hundert wohl noch oben drein.

Und wollt' ich sie auch gern, die tausend Schritte, rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs, dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters bist du nicht zu Hause,
Und manchmal bist du's nicht für mich:
Wenn nach dem langen Zirkelschmause
Der kleinste Gast dir hinderlich.
Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen,
Dich, liebster Freund, dich sehn zu können:
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu sehn,
Verdreußt mich's, Einen nur zu gehn.

77. An den Paul.

Es scheinet, daß du Paul, der einz'ge Trunkne bist:
Denn du willst nüchtern seyn, wo keiner nüchtern ist.

78. Velt und Polt.

Zum Henker! fluchte Polt zu Velten,
Mußt du mich einen Lügner schelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Polten,
Ich einen Lügner dich gescholten?
Das leugst du, Polt, in deinen Hals,
Das leugst du als ein Schelm, und als . .
Ha! das hieß Gott dich sprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht schelten.

79. Der kranke Stax.

„Komm' ich vom Lager auf, und giebt Gott Frieb' im Staat,"
Gelobt der kranke Stax, „ſo werb' ich ein Soldat."

80. Die blaue Hand.

Ein Richter war, der ſah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der ſchwören ſoll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverſtand!
Wer ſchwört im Handſchuh? Handſchuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

81. Der Schuſter Franz.

Es hat der Schuſter Franz zum Dichter ſich entzückt.
Was er als Schuſter that, das thut er noch: er flickt.

82. Das Mädchen.

Zum Mädchen wünſcht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, ſchwer zu betrüben,
Am Wuchſe ſchlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig lieſt:
Weil alles, was es lieſt,
Sein einzig Buch — der Spiegel iſt;
Das immer gaukelt, immer ſpricht.

Und ſpricht und ſpricht von tauſend Sachen
Verſteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen dieſen tauſend Sachen:
Genug, es ſpricht mit Lachen,
Und kann ſehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünſcht' ich mir! — Du, Freund, magſt deine Zeit
Nur immerdar bei ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne ſeraphin'ſche Thränen,
Bei Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Das hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingeſegnet ſeyn, und Weib und Hausſtand haben.

83. Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Scorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Scorpion verreckte.

84. An den Herrn D*.

Dein Epigramm, o D*, iſt fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und iſt, vollkommen ſchön zu ſeyn,
Erſtunken und erlogen.

85. An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freier,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort sagt:
Sehr wohlfeil iſt ſehr theuer.

86. Auf den Kauz.

Wer ſagt, daß Meiſter Kauz Satyren auf mich ſchreibt?
Wer nennt geſchrieben das, was ungeleſen bleibt?

87. Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr wiſſen?
Der beißige Lupan hat jüngſt ins Gras gebiſſen.

88. An den Leſer.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es ſey denn lang und reich und ſchwer:
Wo ſahſt du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen ſchnellt!

89. An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich beſſer brauchen:
Du kannſt dir freien Weg ja durch's Gedränge — hauchen.

90. An ebendenſelben.

Dem haſt du nur die Hand, und dem den Kuß beſchieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

91. Auf einen gewiſſen Dichter.

Ihn ſingen ſo viel mäß'ge Dichter,
Ihn preiſen ſo viel dunkle Richter.
Ihn ahmt ſo mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und ſich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu geſtehen,
Ich bin zu dumm es einzuſehen,
Wie ſich für wahr Verdienſt ein ſolcher Beifall ſchicket.
Doch ſo viel ſeh ich ein,
Das Singen, das den Froſch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quacken ſeyn.

92. An den Weſp.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſp, ſehr neu in allen Sachen.

93. An den Trill.

Bald willſt du, Trill, und bald willſt du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hageſtolz zu bleiben.
Ich ſoll dir rathen? Wohl! Thu, was dein Vater that;
Bleib frei; heirathe nicht! — Da haſt du meinen Rath.

94. An ebendenſelben.

Du nenneſt meinen Rath ein ſchales Singgedicht?
Trill, einen andern Rath bekömmſt du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rath verleihen.

95. An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äußerſt, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beſchieden.

96. Auf den Tod des D. Mead.

Als Mead am Styx erſchien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kömmt er gar, die Todten zu erwecken.

97. Auf die ſchöne Tochter eines ſchlechten Poeten.

Der Vater reimt und ſuchet allen,
Nicht wenig Kennern zu gefallen,
Die Tochter buhlt: o! ſtraft ſie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

98. Auf ebendieſelbe.

Dein braunes Mädchen, Freund, iſt ſchön:
Das muß ihr auch der Neid geſtehn.
So ſchön, daß man es gern vergißt,
Daß ſie ein wenig buhlriſch iſt;
So ſchön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimſchmied iſt.

99. Auf den Sextus.

Die, der ein Auge fehlt, die will ſich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müſſen beide fehlen.

100. Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.
Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.
Kunz. Sey drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn ſieh! Pfaff oder böſer Geiſt
Iſt Maus wie Mutter, wie man's heißt.

101. Auf den Bav.

Ein ſchlechter Dichter Bav? ein ſchlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigſtens ein guter Reimer ſeyn.

102. Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß ſie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten ſtöret.
Sie hat (mein eignes Ohr iſt Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige)
Sie hat mit ernſtlichen Gebärden:
„Laß unſer Angeſicht, Herr, nicht zu Schanden werden!“

103. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man ſagt, ſie ſchwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar ſchon ſchwarz, als ſie es kaufte, war.

104. Auf die Hütte des Irus.

Vorbei, verwegner Dieb! denn unter dieſem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

105. Auf einen gewiſſen Leichenredner.

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich ſpricht.
Eh du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

106. Das ſchlimmſte Thier.

Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

107. Auf die Magdalis.

Die alte, reiche Magdalis
Wünſcht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre ſie genug, das iſt gewiß;
Allein ſo alt! — Ja wenn ſie älter wäre!

108. Auf Lorchen.

Lorchen heißt noch eine Jungfer. Wiſſet, die ihr's noch nicht wißt:
So heißt Luzifer ein Engel, ob er gleich gefallen iſt.

109. Klimps.

Der alte fromme Klimps, bei jedem Biſſen Brod,
Den er genoß, ſprach: Segne Gott!
Den ſchönen Spruch nicht halb zu laſſen, ſprach
Und ſtirb! ſein frommes Weib mit Hiobs Weib' ihm nach.

110. Der ſpielſüchtige Deutſche.

So äußerſt war, nach Tacitus Bericht,
Der alte Deutſch' auf's Spiel erpicht,

Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anſtand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich ſelber, auf das Spiel zu ſetzen.

Wie unbegreiflich raſch! wie wild!
Ob dieſes noch vom Deutſchen gilt?
Vom Deutſchen Manne ſchwerlich. — Doch,
Vom Deutſchen Weibe gilt es noch.

111. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung ſtehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinem Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſeh'n!

112. Auf die feige Mumma.

Wie kömmt's, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

113. Eine Geſundheit auf die Geſundheiten.

Weg, weg mit Wünſchen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket ſtill!
Wer wird an die Geſundheit denken,
Wenn man die Gläſer leeren will?

114. Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehn das Maul.

115. Der Schwur.

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse
Kein königliches Glück mein Leben mir versüße.
Dieß schwör' ich ihr im Ernst, wofern sie sich ergiebt:
Und schwör' es ihr im Scherz, wofern sie mich nicht liebt.

116. Themis über ihr Bildniß in dem Hause eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

117. Der Furchtsame.

Kaum seh ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh ich zum Keller hinein.
Was meint ihr? ich suchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

118. An den Herrn V.

Du ladest zwanzig Schmauser ein,
Wovon ich keinen kenn'; und dann mich oben drein.

Doch zürnſt du und erſtaunſt warum ich nicht erſcheine?
Ich ſchmauſe, Freund, nicht gern alleine.

119. Auf die Geneſung einer Buhlerin.

Dem Tode wurde jüngſt vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unſrer Stadt nach jener Welt zu holen.
Sie war ſo alt doch nicht, und reizte manchen noch
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was!“ ſprach der ſchlaue Tod, der ökonomiſch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfpfeil blindlings ſchwenket,
„Die Lais brächt ich her? das wäre dumm gethan!
Nein! Aerzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht ſo jung!“

120. An zwei liebenswürdige Schweſtern.

Reiz, Jugend, Unſchuld, Freud und Scherz
Gewinnen Euch ein jedes Herz;
Und kurz: Ihr brauchet Eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

121. An den Silius.

Mein Urtheil, Silius, von deiner Ueberſchrift,
Dieß Urtheil ſoll nichts gelten,
Weil es die Reimen nur betrifft?
Was kann man ſonſt als Reim' an einem Reimer ſchelten?

122. Auf den D. Klyſtill.

Klyſtill, der Arzt — (der Mörder ſollt' ich ſagen —)
Will niemands frühern Tod mehr auf der Seele tragen,

Und giebt, aus frommer Reu, sich zum Husaren an;
Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan.

123. Auf Muffeln.

Freund Muffel schwört bei Gott und Ehre,
Ich kost' ihn schon so manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was kostet dich denn deine Zähre?

124. An ein Paar arme verwaisete Mädchen.

Ihr holden Kinder, daß ihr Waisen seyd,
Das ist mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beste Blut des besten Blutes seyd.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waisen seyd,
Das sey euch selber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nöthig.

125. An den Vax.

Du lobest Todte nur? Vax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.

126. Auf den Eytharist.

Jahr aus, Jahr ein reimt Eytharist
Zweihundert Vers' in einem Tage;

Doch drucken läßt er nichts. Entſcheidet mir die Frage,
Ob er mehr klug, mehr unklug iſt.

127. Der beſte Wurf.

An ein Paar Brettſpieler.

Zwei Vierer wünſcheſt du, und du verlangſt zwei Einer:
Der beſte Wurf im Brett bleibt darum dennoch — keiner.

128. Auf den Maler Klecks.

Mich malte Simon Klecks ſo treu, ſo meiſterlich,
Daß aller Welt, ſo gut als mir, das Bildniß glich.

129. Auf einen Zweikampf.

Warum zog das erzürnte Paar,
Siſtan, und wer ſein Gegner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzuſtecken.

130. Auf den Urſin.

Urſin iſt ärgerlich und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngſt mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Geleſen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windſpiel, oder er, hat ihn ſchon brav gekaut.

131. Auf den Veit.

Veit iſt ein wiz'ger Kopf, und zählet ſechzig? — Nein!
Er hat noch lange hin, ein kluger Kopf zu ſeyn.

132. Die Vorſpiele der Verſöhnung.

Korinne ſchwur, mich zu vergeſſen:
Und doch kann ſie mich nicht vergeſſen.
Wo ſie mich ſieht und wo ſie kann,
Fängt ſie auf mich zu läſtern an.
Doch warum thut ſie das? warum erhizt ſie ſich?
Ich wette was, noch liebt ſie mich.
Ich ſchwur, Korinnen zu vergeſſen:
Und doch kann ich ſie nicht vergeſſen.
Wo ich ſie ſeh und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entſchuld'gen an.
Doch warum thu ich das? und warum ſchweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich ſie.

133. Auf den Pfriem.

Pfriem iſt nicht bloß mein Freund; er iſt mein andres Ich.
Dieß ſagt er nicht allein, dieß zeigt er meiſterlich.
Er ſtekt in ſeinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

134. Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

135. Seufzer eines Kranken.

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Uebeln bald errette!

136. Auf den Laar.

Daß Laar nur müßig geh, wie kann man dieſes ſagen?
Hat er nicht ſchwer genug an ſeinem Wanſt zu tragen?

137. Ihr Wille und ſein Wille.

Er. Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.
Sie. Und ich muß meinen haben, lieber Mann.
Er. Unmöglich!
Sie. Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! ſo ſollſt du mich in Monatsfriſt begraben.
Er. Den Willen kannſt du haben.

138. Grabſchrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe ſtarb.

Hier lieget, die Beate heißen ſollte,
Und lieber ſeyn, als heißen wollte.

139. Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeiet,
Sein Ende sey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End ist wirklich da!

140. Auf den einäugigen Spieler Pfiff.

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor:
„Brav, Kamerade!“ rief ein Spötter;
„Du giebst uns jedem nur ein Auge vor.“

141. An einen Autor.

Mit so bescheiden stolzem Wesen
Trägst du dein neustes Buch — welch ein Geschenk! — mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

142. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich seh doch, daß er spricht.

143. Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

144. Abſchied an den Leſer.

Wenn du von allem dem, was dieſe Blätter füllt,
Mein Leſer, nichts des Dankes werth gefunden:
So ſey mir wenigſtens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

Anhang.

Warum ich wieder Epigramme mache.
1779.

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

Ueber das Bildniß eines Freundes.

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch,

in welchem die bereits Verſtorbenen mit einem † bezeichnet waren. 1779.

Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenſtein, ein Kreuzchen nach.

Auf die Katze des Petrarch.

Nach dem Lateiniſchen des Antonio Querci, in den Inscriptionibus agri Patavini.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen ſo beſonders leiden kann?
Das läßt ſich leicht ermeſſen!
Daß ſeine Verſe nicht die Mäuſe freſſen.

Grabſchrift auf Voltairen. 1779.

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn — der längſt hier liegen ſollte.
Der liebe Gott verzeih aus Gnade
Ihm ſeine Henriade,
Und ſeine Traueriſpiele,
Und ſeiner Verschen viele:
Denn was er ſonſt an's Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Die Verleumdung. 1745.

Du nennſt mich vom geſtrigen Rauſche noch trunken?
Vom geſtrigen Rauſche? Das ſpricht
Ein — — Faſſe dich, ſchimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du haſt bis am Morgen getrunken.

Zu ein Stammbuch. 1779.

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Lobſpruch des ſchönen Geſchlechts. 1747.

Wir Männer ſtecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns ſind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die ſind zu errathen —
An dieſen Engeln nicht gar viel!
Gedanken, Wort und Thaten.

Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, des erſten Feldherrn der Griechen, ſpielte.

1.

Vorſtellen und auch ſeyn
Kann Ferdinand allein.

2.

Star ſpricht: Er ſpielt ihn ſchlecht!
Auch das wär Recht;
Denn ſeine eigne Rollen
Muß man nicht ſpielen wollen.

3.

Mit Gunſt!
Als Schlof ſo den Agamemnon ſpielte,
Das, das war Kunſt.
Daß aber Ferdinand ſich ſelber ſpielte,
Hm! was für Kunſt.

In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof ist,
Mein frommer Christ,
Dieß Büchelein,
Wo bald kann seyn
Dein Leichenstein
Ein Kreuzelein!

Sittensprüche. 1779.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

Bav selbst hat manchen guten Schauer,
Wär Eselstrab auch nur von Dauer.

In ein Stammbuch,

dessen Besitzer versicherte, daß sein Freund ohne Mängel, und sein Mädchen ein Engel sey. 1778.

Trau keinem Freunde sonder Mängel,
Und lieb ein Mädchen, keinen Engel.

Lieder.

Nota leges quaedam, sed lima rasa recenti;
Pars nova major erit: Lector utrique fave!
Martial 1758.

1751. 1753. 1771.

An die Leyer.

Töne, frohe Leyer,
Töne Luſt und Wein!
Töne, ſanfte Leyer,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute ſingen,
Iſt nicht Luſt, iſt Wuth.

Zwar der Heldenſänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erſt dann zu leben,
Wann er Staub wird ſeyn.

Loht ſein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leyer
Loht die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll Dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen ſind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl ſelbſt. Du kannſt mich Doris
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit den Küſſen nur noch ſpielt,
Und bei den Küſſen noch nichts denket,
Das iſt ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das iſt ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er ſein Söhnchen lobt und liebet
Iſt etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Steht mir als Kuß nur ſoweit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther ſehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht;
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und ſein Freund.

Der Freund.

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir ſo bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ja klug genug.

Der Dichter.

O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte ſein Gefährte:
Hör' auf! du haſt genug.

Bereit vom Stuhl zu ſinken,
Sprach der: Du biſt nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Eliſe.

Siehſt du Wein im Glaſe blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannſt du, du kannſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lysias.

Wallt dein Blut von Jugendtrieben.
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannst du, du kannst lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Elise.

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lysias.

Schwester! ich mich nicht betrinken?

Elise.

Wie verlangst du das von mir?

Lysias.

Wie verlangst du das von mir?

Elise.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lysias.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide.

Geh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredtsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beim Weine kehrt sich's um:

Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Bankſt du ſchon wieder? ſprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſoffner, unverſchämter Mann“ — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun ſchon wieder hin?“ Zu Weine.
Bank' du alleine.

„Du gehſt? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine.“

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher ſtimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer:
Dieß geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeriſſen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgeriſſen?

Der Sonderling.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn alſo nennt.

Sobald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſt's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſt's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, ſeyn.

Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken:
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, ſeyn.

Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frein:
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt."
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſt's wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mädchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinſten Hindrung ſtocken,
Der weiße Hals voll ſchwarzer Locken,
Der wohlgewachſne ſchlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.
Komm Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt ſieht ſie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Kleine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jetzo nicht beſchämen.
Küſſe mich noch hundertmal!
Küß' und merk' der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

Nach der zehnten Ode Anakreons.

Was frag' ich nach dem Großsultan,
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an,
Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereien salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkst, du küssest länger nicht!
„Trink' aus! küß' aus! Von dannen!"

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich ſollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht geweſen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſelbſt ſah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied
(Das ſind nunmehr zehn Jahre!)
Sah ſeine Magd, die trefflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,

Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verloren,
Hört' ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen ſchrein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt geht's um.
Ich hör' oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk' nur, ſie ſaufen meinen Wein:
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Weſen hat, bald ſeufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angſt und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen ſchläft allein;
Drum müſſen es Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünſcht' ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem ſüß'gen Feu'r begeiſtert;
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weiſen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör' ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O .. wie .. ſau .. er wird es mir,
Dich .. nach Würden .. zu beſingen!

Doch, ich will mein beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut! wer dich nur hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben — —
Ach! . . ich . . gähn' . . ich . . werde matt . .
Nun . . ſo . . magſt du . . mir's vergeben,
Daß ich dich nicht ſingen kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer ſelber ſpricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm ſauer.
Faul zu ſeyn, ſey meine Pflicht;
Dieſe Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit ſeyn.

Die Planetenbewohner.

Mit ſüßen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,

Eh man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerſt aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchließen.

Der Geſchmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmacks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmack und Witz, es frei zu ſagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? ſie tranken alle Wein.
Doch ihr Geſchmack war noch nicht fein;
Warum? ſie miſchten Waſſer drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind, lüge nicht!
Sonſt werd ich ſtrafen müſſen,

Und dich zur Strafe küssen.
Er droht mir, sieht verdrüßlich aus,
Und straft mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.
Nur seit er spricht:
Du sollst mir sein mit Küssen
Die losen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kommt das her?

Die siebenundvierzigste Ode Anakreons.

Alter, tanze! Wenn du tanzest,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzest,
Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden,
Jüngling, o so haß' ich dich!
Alter, lebst du nicht in Freuden,
Alter, o so haß' ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren,
Wo die Pflicht sich freuen heißt? —

Schäme dich! ſo friſch an Haaren,
Jüngling, und ſo ſchwach an Geiſt!

Der Wunſch.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchattigt kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen ſehe,
Wünſch' ich plötzlich blind zu ſeyn.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchattigt kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mädchen ſehe,
Möcht' ich lauter Auge ſeyn.

Der größte Mann.

Laßt uns den Prieſter Orgon fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Mienen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer iſt der größte Mann? . . . . . .

Er bückt ſich lächelnd; das will ſagen:
Wer lächeln und ſich bücken kann.

Wollt ihr vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr ſchließen:
Wer ihn verſtehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Ihr ſeht, die Thoren alle ſagen:
Wer mir am nächſten kommen kann.

Wollt ihr den klügſten Thoren fragen:
Wer iſt der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch ſagen:
Wer trunken ſie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ ſich's nicht gelüſten
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,
Und ſahe ſteif heran.
Ha! denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.

Ich ſah nach ihrem bunten Hunde:
Es iſt ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen
Dreiſt und klug, beherzt und weiſe,
Mir zum Nutz, und dir zum Preiſe,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter winken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht' auch ich dich ewig ſingen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch ſie ſingſt du ſo ſchön.

Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieſer Trank nicht ſeyn? —
Wie? Du willſt mir Küſſe geben,
Küſſe, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küſſen
Werd' ich wohl verſtummen müſſen.

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muſter ſelber ſeyd.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland.

Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir ſolch ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verwegne Autorſtreiche.
Ich mag nicht überſetzet ſeyn.

Ich ſinge nicht für fromme Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach: o Glück für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn ſie dir an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläſſig hingeſtreckt,
Die Bruſt mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das ſäuſelnd ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.

Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der ſtaunend bei ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete und küßte wieder:
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that ſich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken.
Es donnert! — Macht die Gläſer leer!

Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus iſt gerecht, er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und ſeine Bühne
Stand mit erſtaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.
Ein weiſer Trinker ging vorbei,
Und ſchrie: welche Polizei!
So müßig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Muſik.

Ein Orpheus ſpielte; rings um ihn,
Mit lauſchendem Gedränge,
Stand die erſtaunte Menge,
Durchs Ohr die Wolluſt einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzückt, und ſchrie: ſchön!
So ſchön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh ich, ohne krit'sche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich sie die süßen Küsse,
Die ein barbarscher Biß verletzt,
Sie, welche Venus nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt.[1]

Dann fühl' ich, mehr als ich kann sagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts entschlagen,
Und ganz in mich gestürzet ist.[2]

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laura löscht die Phyllis aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wüthet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Niklas.

Mein Esel sicherlich
Muß klüger seyn, als ich.
Ja, klüger muß er seyn!

[1] — — — dulcia barbare
Lædentem oscula, quæ Venus
Quincta parte sui Nectaris imbuit

[2] — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Er fand ſich ſelbſt in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küſſe.

Der Neid, o Kind,
Zählt unſre Küſſe:
Drum küß' geſchwind
Ein Tauſend Küſſe;
Geſchwind du mich,
Geſchwind ich dich!
Geſchwind, geſchwind,
O Laura, küſſe
Manch Tauſend Küſſe:
Damit er ſich
Verzählen müſſe.

Der ſchwörende Liebhaber.

Ich ſchwör' es dir, o Laura, dich zu haſſen;
Gerechten Haß ſchwör' ich dir zu.
Ich ſchwör' es allen Schönen, ſie zu haſſen;
Weil alle treulos ſind, wie du.
Ich ſchwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich . . ach! daß ich falſch geſchworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde voll zu ſeyn,
Küßt und ſchenket ein!

Der Verluſt.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingſt nicht mit verloren,
Liebe, da ich ſie verlor!

Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünſcht' ich dich?
Nimm ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nimm ſie zurück, die kurze Luſt!

Nimm ſie, und gieb der öden Bruſt,
Der ewig öden Bruſt, die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenten erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauberndes Geſchick!
Ein pflanzengleiches Leben,
O Himmel, iſt für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferluſtbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,

Da ſtach den kleinſten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Roſenblättern,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegsliſt nach:
Er lauſcht' in Roſen und Violen;
Und kam ein Mädchen ſie zu holen,
Flog' er als Bien' heraus, und ſtach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten laſſen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig ſchmachten laſſen,
Dieſes ſey ſie nicht.

Der Tod. 1747.

Geſtern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Geſtern bei dem Saft der Trauben,

(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh', da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod verſchone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht er's auf der Baſe,
Auf der Peſt, Geſundheit leer;
Lächelnd ſetzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkſt du, ſpricht er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben:
Ruft er. Nur ſey mir ergeben.
Lebe, bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O! wie ſchön klingt dieß den Ohren
Tod, du haſt mich neu geboren.

Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben,
Ewig! denn beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und ſchwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh':
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu', —
Seh' euch in dem Lehnſtuhl zu.

Der Flor.

O Reize voll Verderben!
Wir ſehen euch, und ſterben.
O Augen, unſer Grab!
O Chloris, darf ich ſtehen?
Dich ſicher anzuſehen,
Laß erſt den Flor herab!

Die wider den Cäſar verſchworne Helden.

Caſſius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caſſius.

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich ſterben,
Eh' Rom noch Königsfeſſeln trägt.

Wer ſollte nicht mit Luſt verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederſchlägt?

Decimus.

Ja, — aber ohne Rache ſterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Caſſius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch Einen freien Morgen,
So hat die Knechtſchaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäſar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Caſſius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom ſteht, wenn Brutus Brutus iſt.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide biſt.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König ſeyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererſt den Wein.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo ſchenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche ſehen.
Oft ſieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier — — o das iſt viel!
Hält den Satz für wahr und ſüße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müſſe.

Ente, iſt's nicht die Natur,
Die dich ſtets zum Teiche treibet?
Ja, ſie iſt's; drum folg' ihr nur,
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkſt und ſingſt dazu.
Neider nennen es zwar ſchnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'ſche Welt
Als verſuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Waſſer trinken.
Und wie glücklich ſchätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Thier, ergieb dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterſcheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung ſeyn.
Menſchen ſind von edlern Gaben.
Du trinkſt Waſſer, und ich Wein:
So will es die Ordnung haben.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach ſey.
Die Thier' und Menſchen trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem erſten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niederſinken;
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinſtock und die Aloe.

Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier ſind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durſt und zarte Triebe,
Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Menſch, was bleibſt du noch? — Ein Stein.

Das Alter.

Nach der elften Ode Anakreons.

Euch, loſe Mädchen, hör' ich ſagen:
„Du biſt ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannſt den Spiegel fragen,
„Sieh, deine Haare ſchwinden ſchon;
„Und von den trocknen Wangen
„Iſt Blüth und Reiz entflohn" . .
Wahrhaftig ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen.
Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch ſagen: daß ein Greis,
Sein Bischen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küſſen.

An die Schwalbe.

Die zwölfte Ode Anakreons.

Schwatzhafteſte der Schwalben, ſprich,
Was thu ich dir? wie ſtraf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus ſeyn?
Und willſt du gern der Progne gleichen?
Nußt du, zu frühe Schwätzerin,
Nußt du von meiner Schäferin
Mir meinen ſchönen Traum verſcheuchen?

Die Kunſtrichter und der Dichter.

Die Kunſtrichter.

Ihr Dichter! ſeyd des Stoffes voll,
Den eure Muſe ſingen ſoll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muſe ſingen ſoll,
Ich bin, ich bin des Weines voll,
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunstrichter.

Du bist des Stoffes allzu voll,
Den deine Muse singen soll,
Darum geräth kein Lied dir wohl.

An die Kunstrichter.

Schweigt, unberauschte, finstre Richter!
Ich trinke Wein und bin ein Dichter.
Thut mir es nach und trinket Wein,
So seht ihr meine Schönheit ein.
Sonst wahrlich, unberauschte Richter,
Sonst wahrlich seht ihr sie nicht ein!

Admoneo, ante bibas.
Jejunis nil scribo. Meum post pocula si quis
Legerit, hic sapiet.

Ausonius

Anhang.

Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen sterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an gestern.

Die Diebin. 1745.

Du Diebin mit der Roſenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Geſteh' nur, was ich fühlt' und ſah!

Du ſchweigſt? doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther, als vorhin,
O Diebin mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz, wo kam es hin?

Phillis. 1746.

Wenn der finſtre Damon ſpricht
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Gluth ein höllſch Feuer!
O ſo fürcht' ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thirſis an,
Amor ſey ein Kind zum Küſſen,
Schalkhaft ſchmeichelnd und befliſſen!
O wie fürcht' ich Amorn dann!

Bacchus und Helena. 1748.

Ehret, Brüder, meine Schöne,
Ehrt die galliſche Helene!
Bacchus ſelber ehret ſie.
Jüngſt an ihrer ſtolzen Rechte,

Als er mit uns beiden zechte,
Ward er, denn ſie ſchenkt' ihm ein,
Voller noch von Lieb' als Wein.

An Amor.

Amor, ſoll mich dein Beſuch
Einſt erfreuen — —
O ſo lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Dieſe möchte mich erſchrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht nach flatterhaften Küſſen
Meine Phillis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen
Ohne Fackel angezogen . . .
Stelle dich, mir lieb zu ſeyn,
Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner.

In drei Chören.

Alle.

Streitbare Männer

Chor der Alten.

Waren wir!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Männer.
Sind wir!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.
Werden wir!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Alten.
Waren wir!

Chöre der Männer und Jünglinge.
Waret ihr!

Chor der Alten.
Das leugne, wer darf!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Männer.
Sind wir!

Chor der Alten und Jünglinge.
Seyd ihr!

Chor der Männer.
Verſuch uns, wer darf!

Alle.
Streitbare Männer

Chor der Jünglinge.
Werden wir!

Chöre der Alten und Männer.
Werdet ihr!

Chor der Jünglinge.
Noch tapferer, als ihr!

Auf ſich ſelbſt.

Ich habe nicht ſtets Luſt zu leſen,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu ſchreiben,
Ich habe nicht ſtets Luſt zu denken,
Kurz um, nicht immer zu ſtudiren.

Doch hab ich allzeit Luſt zu ſcherzen,
Doch hab ich allzeit Luſt zu lieben,
Doch hab ich allzeit Luſt zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr ſauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Luſt zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Luſt zu tadeln.

Was ihr thut, iſt des Alters Folge:
Was ich thu, will die Jugend haben.
Ich gönn euch eure Luſt von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Oden.

1753. 1771.

I.

Der Eintritt des 1752ſten Jahres.

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In dieſem Spiel zur kurzen Scen' erleſen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche geweſen!
Für ihn, der eh' du kamſt, dich als gekommen ſah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder ſich verkriecht,
Biſt du, aus der du dich ergoſſen,
Zur Ewigkeit, — die Gott mit aller Welten Laſt
Im Zipfel ſeines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurück gefloſſen.

Von Dürftigen verſeufzt, mit thränenvollen Blicken
Des Neuenden verfolgt, zurück gewünſcht vom Thor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:
Jahr, welche Botſchaft von der Erde —
Jetzt unwerth jenes Rufs: Sie werde! —
Bringſt du dem Himmel vor?

Botſchaft ach! vom Triumph des Laſters über Tugend,
Hier, vordem ihrem liebſten Sitz;
Von Vätern böſer Art; Botſchaft von ſchlimmrer Jugend;
Von Feinden Gottes, ſtolz auf Witz;
Botſchaft von feiler Ehr', womit die Schmach ſich ſchmücket;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drücket.

Botſchaft, daß die Natur längſt unſrer müde worden,
Die dort mit Flüſſen Feuers ſchreckt,
Das paradieſiſche Gefilde überdeckt,
Und dort, geſchäftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Peſt
Die gift'gen Schwingen ſchütteln läßt.

Botſchaft von hingerißnen Göttern
Der einſt durch ſie regierten Welt;
Botſchaft von finſtern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grauſamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botſchaft auch von einem Lande,
Wo Friederich den weichen Zepter führt,
Und Ruh' und Glück, im ſchweſterlichen Bande,
Die Schwellen ſeines Thrones ziert;
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorſicht ſchützt,
Als Liebe ſtützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt will ſeyn,
Ihr Völker, jauchzt ihm zu! der Himmel ſtimmet ein.
Auf! ſtrebt, daß er mit dieſem Jahre,
Wenn er ſie jetzt nicht ſchon erfährt,

Die nicht'ge Botſchaft froh erfahre:
Ihr wäret eures Friedrichs werth.

II.

Auf eine vornehme Vermählung.

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —
Sie, die ein fühlend Herz und nicht die Ahnen ſchätzet,
Und nicht der Würden ſaure Pracht,
Und nicht der Thaten Glanz, die man in Marmor ätzet, —
Er kommt .. hier iſt er ſchon, der ſchönſte deiner Tage,
Der ſchönſte, weil die Lieb' ihn ſchmückt,
Und ihr erfüllter Wunſch der Hoffnung ſüße Plage
Im Wechſelkuß erſtickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen Licht,
Wo unſre Tage ſteh'n, die Wieg' und Grab umgränzen, —
Ein ſterblich Auge zählt ſie nicht —
Dort ſah, Beglückte glaubt's, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob ſich dieſer Tag, kenntbar am Roſenkranze,
Aus der gemeinen Tage-Schaar.
Es wuchs ſein Glanz, und wuchs und überſtieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüſte ſchleicht,
Vergebens ſein Kryſtall auf lauten Kieſeln rollet,
Wenn ihn der Wandrer nicht erreicht,
Dem er den ſüßen Trunk und dann das Schlaflied zollet:

So fließt in kalter Still', in ungenoßnen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Secunden, —
Wenn ſie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, ſelig Paar! Und ſelig, wer es fühlt!
Der Menſch, ſich ſelbſt ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wolluſt zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerſtreuung Ruh', und Ruhm in Bubenſtücken.
Seht ſie, vom Traum getäuſcht, in Sorg' und Lüſten ſchweben,
Dem fräß'gen Strudel unſrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und ſagt: gebt ihr für all ihr Leben
So einen Tag, als heut?

Dort ſinnt, in banger Nacht, ein Sklav von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Aemter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des kranken Wahnes Eigenthum,
Schämt ſich vor lauter Ehr', auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage,
Und athmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag, als der?

Er ſelbſt, der kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — ſprich, wenn im blut'gen Streite
Er ſtarr mit Einem Blicke ſieht
Vor ſich den wilden Tod und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn ſiegt — —
Biſt du — geſteh es nur der Menſchlichkeit zu Ehren —
So ſchön, als jetzt vergnügt?

O Braut, preß' ihm dieß Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Bruſt. Und ja, dir wird er's ſagen.
Der ſanften Lieb' unſchimpflich Joch
Ward auch vom Tapferſten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Muth, dem ſtählern Muth zu nah.
Er ſelbſt, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt und die verlarvte Stadt
Floh zwar ſeit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte ſind, Verräther oder Diebe.
Sie floh zur ſtillen Flur, wo, bei gelaßner Jugend,
Die Einfalt Schöne ſchöner macht.
Da braunt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngſt hat ſie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich ſah den Zug; ein Dichter ſieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verſcheuchte Froſt und Wetter,
Und Weſte folgte ihrer Spur,
Und in den Weſten lacht ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend ſie und Luſt in enger Mitten,
Luſt, welche nie der Liebe fehlt,
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein beſeelt.

Zu euch, glückſelig Paar, zu euch zog dieſer Zug.
Verbergt die Göttin nicht! Sie glüht in euren Blicken
(Die ſind ſie zu verrathen g'nug),
Sie, die euch mehr beglückt als Schätz' und Stand beglücken.
Verbergt die Liebe nicht! Das Laſter mag ſie haſſen,

Denn das ſoll ewig ſich nicht freun.
Wie traurig wird die Flur, die ſie um euch verlaſſen,
Den Schäferinnen ſeyn!

III.

Abſchied eines Freundes.

Schon haſt du, Freund, der letzten letzte Küſſe
Auf naſſe Wangen uns gedrückt;
Schon, ſchon, beim Zaudern unentſchloß'ner Füße,
Den ſchnellen Geiſt vorweg geſchickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirſt du dem Herzen nicht entführt.
Dieß Herz, o Freund, einmal von dir gerühret,
Bleibt ewig, traun! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuſchend Wortgepränge,
Für unſre Freundſchaft viel zu klein.
Empfindung haßt der Reime kalte Menge,
Und wünſcht unausposaunt zu ſeyn.

Ein feuchter Blick ſind ihre Zaubertöne;
Ein ſchlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie ſchweigt beredt, ſie ſtockt, ſie ſtammelt ſchöne,
Ums ſtärkre Wort umſonſt bemüht.

Es winken dir beneidenswerthe Fluren,
Nur unſers Neides minder werth.
Zieh hin! und ſind' auch da der Vorſicht goldne Spuren,
Um dich beſorgt, von dir verehrt.

Dort[1] herrſcht die Ruh, dort iſt der Lärm vergangen,
Der hier[2] noch Muſen ſtören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die ſpitze Lanze von ſich warf.

IV.

An den Herrn N**.

Freund, noch ſind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleuderball.
Und doch belebt auf ſeine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Thor gedeiht, der Spötter ſteiget,
Dem Böſen fehlt kein Heil.
Verdienſt ſteht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Golde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfaſſen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal ſie fallen laſſen,
Liegt ſie, Triumph ihr Laſter! ſtill.

Geduld! Schon rauſcht ſie durch die Lüfte,
Blutgierig rauſcht ſie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erſt räche dich, dich Freund der Muſen.
Du rächeſt ſie in dir!

[1] Halle. [2] Wittenberg.

Doch dann auch mich, in deſſen Buſen
Ein Geiſt ſich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einſt in andern Welten
Wir minder elend ſind.
Die Tugend wird doch irgends gelten.
Das Gute kommt nicht gern geſchwind.

V.

Der Tod eines Freundes.

Hat, neuer Himmelsbürger, ſich
Dein geiſtig Ohr nicht ſchon des Klageton entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hie und da ein Freund bei ſtillen Thränen ſtöhnet,
Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der beſſern Freunde hörbar ſeyn,
So ſey nicht für die Welt, mit unſerm Schmerz zu prangen,
Dieß Lied: es ſey für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Roſen zierten?
(Doch nein, die Roſen zierteſt du!)
Da Freud' und Unſchuld dich im Thal der Hoffnung führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Geſichert folgten wir: als ſchnell, aus ſchlauen Hecken,
Der unerbittliche ſich wies,
Und dich, den Beſten, uns zu ſchrecken,
Nicht dich zu ſtrafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom ſteilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:

Sie ſteht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrücket;
In Augen iſt ihr ganzer Geiſt:
So ſtanden wir betäubt und angeheftet
Und ſannen dir mit ſtarren Sinnen nach,
Bis ſich der Schmerz durch Schmerz entkräftet
Und ſtrömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weiberſage,
Die im Entſtehn ſchon halb vergeſſen iſt,
Flohſt du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, ſo ſind wir was du'biſt.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht erſiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überſpringen,
Des Lebens unſchmackhaften Reſt.

Was wartet unſer? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erſchöpft, als unbrauchbarer Greis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? .. Nein! was kannſt du noch erwarten
Im Schooß der vollen Seligkeit?
Nur wir, auf blindes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirſt gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden haſt —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gaſt.
Wen wird — verborgner Rath! — die nahe Reiſe treffen
Aus unſrer jetzt noch friſchen Schaar?

O Freunde, laßt euch nicht von ſüßer Hoffnung äffen!
Zum Wachſamſeyn verbarg Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch ſey, verklärter Geiſt, entgegen,
Bis an das Thor der beſſern Welt,
Und führ' ihn ſchnell, auf dir dann ſchon bekannten Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
Wo um der Weisheit Thron der Freundſchaft Urbild ſchwebet,
In ſeraphinſchem Glanze ſchwebt,
Verknüpft uns einſt ein Band, ein Band, von ihr gewebet,
Zur ew'gen Dauer feſt gewebt!

VI.

Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin.

Wie zaubernd ungern ſich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns in einander wand!

So träg, als hübe ſich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube ſcheucht:
Noch ſchwebt er drüber her, und witternd fette Düfte,
Entflieht er minder leicht.

Welch langſam Phänomen durchſtreicht des Aethers Wogen,
Dort, wo Saturn gebeut?
Iſt es? Es iſt's, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, Dir, Friedrich, zuzuſehen,
Kein Sekulum zu ſeyn;

Mit deinem ganzen Ruhm belaſtet fort zu gehen,
Und ſich der Laſt zu freu'n.

Noch oft ſoll manches Jahr ſo traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unſerm Glück.
Vom Himmel, biſt Du, Herr, zu uns herabgeſtiegen;
Kehr' ſpät! kehr' ſpät zurück!

Laß Dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: menſchlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach ſeiner Zierde geizen;
Doch hier braucht Dich die Welt.

Noch ſeh' ich mich für Dich mit raſchen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Iſt er nicht etwa ſchon, und ſingt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieſes Jahr, der ſeltne Geiſt, geboren,
Der dieſen Kranz erſiegt.

Wenn er der Mutter dann ſich leicht vom Herzen windet,
O Muſe lach' ihn an!
Damit er Feu'r und Witz dem Edelmuth verbindet;
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuſchen mich beliebte Raſereien?
Nein, nein, ich hör' ihn ſchon.
Der Heere ziehend Lärm ſind ſeine Melodeien,
Und Friedrich jeder Ton!

VII.

Der 24ste Jenner in Berlin.

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen Höhen,
Der Musen Fest um Friedrichs Bild
Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer sehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne,
Die Musen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabei Cäsars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidisch wär'.

Ein süßer Silberton durchzitterte die Lüfte,
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf, und streuten Balsamdüfte;
Der Berg lag lauschend; Klio sang:

„Heil dir! festlicher Tag, der unsern Freund geboren.
„Ein König, Schwestern, unser Freund!
„Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
„Dem frommen Krieger, Niemands Feind!

„Laßt freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken,
„Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
„Einst, Schwestern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken,
„Einst, freut euch, tanzen wir um ihn!"

Einst tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken!
Nie werde dieses Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenroth zu diesem Glück euch wecken!
Tanzt, Musen, ewig um sein Bild!

VIII.

An ſeinen Bruder.

Auch dich hat, da du wardſt geboren,
Die Muſe lächelnd angeblickt;
Auch du haſt dich dem Schwarm der Thoren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, ſein Name ſporne dich!
Er lehrte dich das Laſter höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! ſchnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! ſchilderte mit Einem Zuge
Zwei Brüder einſt die Richterzeit!

„Die zwei, ſo ſoll die Nachwelt ſprechen,
„Betaumelte kein Modewahn
„Die Sprache ſchön zu radebrechen,
„Zu ſtolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er ſuchet blumenreichre Stege,
Und findet ſeines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelſucht vorenthält.
O'nug, wann verſetzt in höh're Sphären,
Ein Nachkomm' uns ins Helle ſtellt!

IX.

Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin.

Wem tönt dieß kühne Lied? dieß Lied, zu weſſen Lobe
Hört es noch manche ſpäte Welt?
Hier ſteh' ich, ſinne nach, und glüh' und ſtampf' und tobe,
Und ſuche meiner Hymnen Held.

Wer wird es ſeyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder iſt's vielmehr in fabelloſen Zeiten
Ein neuer, göttlicher Apoll,
Der, ſchwer entbehrt, mit ſchnell zurückberufnen Saiten,
Den Himmel wieder füllen ſoll?

Wo nicht, ſo werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der ſich als Themis Rächer wies,
Und deſſen frommes Schwert der gift'gen Zankſucht Hyder
Nur drei von tauſend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Geſang, auch du!
Wann einſt ein junger Held bei ſeinem Grabe weinet,
So zähl' ihm ſeine Thaten zu!

Fang an von jenem Tag — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub empor?
Auch Könige ſind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer,
Der ſie zu beſſerm Staub erkor.

Wer wird, voll ſeines Geiſt's, mir ſeinen Namen melden?
Sein Nam' iſt ihm allein bewußt.
Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Bruſt.

Er rief ſie aus des Nichts nur ihm folgſamem Schlunde;
Er ruft ſie noch, daß ſie beſteht.
Sie bebt, ſie wankt, ſo oft ein Hauch aus ſeinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du biſt der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleiſchen deine Ruthen;
Uns, Vater! zeigſt du ſie von fern.

Wie, daß des Undanks Froſt die trägen Lippen bindet,
Voll, dem er Heil, wie Flocken, giebt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in ſüßer Ruh' verſchwindet;
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

X.

Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin.

Wunſch, der du in der Bruſt geheimer Lieblingsſünden
Geheimes Werkzeug biſt,
Das oft ein lauter Freund — — wer kann das Herz ergründen? — —
Ein ſtiller Mörder iſt;

Durch Laſter, Thorheit, Wahn zu ſehr, zu ſehr entweihet,
Braucht keine Muſe dich;
Die feile wär' es denn, die um den Pöbel freiet,
Und ſingt ſich lächerlich.

Jüngſt als Kalliope den Hain und Aganippen
Um ihren Helden mied,
Und zog auf Sansſouci, erklang von ihren Lippen
Ein prophezeiend Lied.

„Noch lange wird dieß Land, mit den erfochtnen Staaten,
„Im Schooß des Friedens ruhn;
„Denn ſein Beſchützer trägt die Lorbeern großer Thaten,
„Um größere zu thun.

„Er braucht den Sieg als Sieg, macht Künſt' und Handel rege,
„Und zeichnet Jedes Lauf." — —
Sie ſchwieg, und plötzlich ſtieß, zur Linken an dem Wege,
Ein raſcher Adler auf.

Dem ſegnete ſie nach mit heiligem Entzücken
Und aufgehobner Hand,
Bis er, am Ziel des Flugs, vor ihren ſchärfern Blicken,
Dem Thron des Zeus verſchwand.

Fabeln und Erzählungen.

1753. 1772.

I.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus ſprach ein Spatz: Sieh dort den Adler ſitzen!
Sieh, weil du ihn noch ſiehſt! er wiegt den Körper ſchon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — ſeh' ich ſchon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler! rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieſer wagt's, ihm nachzubringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide ſich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie ſie ſchloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegſamer F* will kühn wie Milton ſingen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

II.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas Eule ſtritten.
„Abſcheulich Nachtgeſpenſt!“ — „Beſcheidner, darf ich bitten.

„Der Himmel heget mich und dich;
„Was biſt du alſo mehr als ich?“
Der Adler ſprach: Wahr iſt's, im Himmel ſind wir beide;
Doch mit dem Unterſcheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

III.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entriſſen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte ſeiner Schaar ein Meiſterſtück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, ſchrie er, das iſt Kunſt; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!“ Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunſt, ſie ſey ſo ſchwer,
Sie ſey ſo rar ſie ſey,
Zeigt deinen niedern Geiſt und deine Sklaverei.

* * *

Ein großer Hofmann ſeyn,
Ein Mann, dem Schmeichelei und Liſt
Statt Witz und Tugend iſt;
Der durch Kabalen ſteigt, des Fürſten Gunſt erſtiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten ſpielt,
Ein ſolcher Mann, ein großer Hofmann ſeyn,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

IV.

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht;
„Der kleinste Windhund kann dich jagen.
„Besieh dich doch, wie groß du bist!
„Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, so stark er ist,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entseelen.
„Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
„Wir sind zu schwach zum widerstehn.
„Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
„Ist sonnenklar. Hör' meinen Schluß.
„Ist jemand stärker, als sein Feind,
„Der braucht sich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
„Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfst du niemals fliehen."

Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an, sprach der Hirsch, sieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr als Demonstration.

V.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unſer einer ſprechen!
„Muß man, wenn du erzählſt,
„Und uns mit altern Fabeln quälſt,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?“

Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob ſie es nicht verdröſſe,
Daß ihre unermeßne Größe
Die durch den Schein betrogne Welt
Im Durchſchnitt' größer kaum, als eine Spanne, hält?

Mich, ſpricht ſie, ſollte dieſes kränken?
Wer iſt die Welt? wer ſind ſie, die ſo denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geiſter nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur,
Das Weſen von dem Scheine trennen,
Wenn dieſe mich nur beſſer kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geiſt
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeſchätzt des Leſers Kaltſinn kränken,
Zufrieden mit euch ſelbſt, ſtolz wie die Sonne denken!

VI.

Das Muſter der Ehen.

Ein rares Beiſpiel will ich ſingen,
Wobei die Welt erſtaunen wird.

Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich ſah das Muſter aller Ehen,
Still, wie die ſtillſte Sommernacht.
O! daß ſie keiner möge ſehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes ſeine Mängel.
Denn niemand iſt von allen leer.

Doch ſollte mich ein Spötter fragen,
Wie dieſe Wunder möglich ſind?
Der laſſe ſich zur Antwort ſagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

VII.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm ſeine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was ſollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und deſto mehr vom Spiel.
Spiel iſt ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
Nun, ſoll das alles ſeyn?

„Fällt, ſprach der Vater, dir ſonſt nichts zu beichten ein?“
„Ehrwürd'ger Herr, ſonſt nichts“ .. „Sonſt weißt du gar nichts mehr?“
„Gar nichts, bei meiner Ehr!“
„Sonſt weißt du nichts? Das wäre ſchlecht!
„So wenig Sünden? Hans beſinn dich recht.“
„Ach Herr, mit ſeinem ſcharfen Fragen ..
„Ich wüßte wohl noch was.“
„Nu? Nur heraus!“ .. „Ja das,
„Herr Vater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht ſagen.“
„So? weißt du etwa ſchon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?“
„Herr, ich verſteh euch nicht“ .. „Und deſto beſſer; gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?“ .. „O meine Mutter ſpricht's;
„Doch das iſt alles nichts.“
„Nichts? Nu, was weißt du denn? Geſteh! du mußt es ſagen!
„Und ich verſprech es dir,
„Was du geſtehſt bleibt bei mir.“
„Auf ſein Verſprechen, Herr, mag es ein andrer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen ſagen,
„So iſt mein Glücke hin.“
„Verſtockter Böſewicht, fuhr ihn der Vater an,
„Weißt du, vor wem du ſtehſt? .. daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewiſſen ſoll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!“
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angſt beinah das Herz zerſprungen.
Er weint' und ſprach voll Reu: „Ich weiß“ .. „Das weiß ich ſchon,

„Ich weiß was weißt; doch was?“ .. „Was ſich nicht ſagen läßt“..
„Und anderſt du?“ .. „Ich weiß“.. „Was denn?“ „Ein Vogelneſt.
„Ich weiß es iſt, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vom Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen.“
„Oh Narr, ein Vogelneſt war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir geſagt, und ich's von dir begehrt.“

* * *

Ich kenn' ein drolligt Volk[1], mit mir kennt es die Welt,
Das ſchon ſeit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann ſie nichts erfahren.
Hör auf, leichtgläub'ge Schaar, ſie forſchend zu umſchlingen!
Hör auf, mit Ernſt in ſie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verſchließen.
Das Gift der Plauderei iſt, nichts zu plaudern wiſſen.
Und wiſſen ſie auch was, ſo kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimniſſe uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl ſpricht: war das der Mühe werth
Daß ihr es mir geſagt, und ich's von euch begehrt?

VIII.

Fauſtin.

Fauſtin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf ſeinem Schiffe heimgebracht.
„Gott,“ ſeufzt der redliche Fauſtin,

[1]) Die Freimaurer.

Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern erschien,
„Gott, strafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn
„Gesund und fröhlich wieder finden.“
So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand sein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand sein Weib und seine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! zwei dazu.

IX.

Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„Wer da?“ — „Ein wackrer Christ.“ —
„Was für ein wackrer Christ?“
„Der manche Nacht,
„Seit dem die Schwindsucht ihn aufs Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund, spricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig seyn.“
„Was? meine Frau im Himmel? Wie?
„Klorinden habt ihr eingenommen?

„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will schon sonst wo unterkommen."

X.

Die Bären.

Den Bären glückt es nun schon seit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt bei allen schwächern Thieren
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte sich, und keines war so kühn,
Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte.
Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn;
Und beide sah man doch verschiedne Wege gehn.
Die Bären wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchse strafen auch, doch strafen sie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch, hier brauchet man nur Scherz;
Dort bessert man den Schein, hier bessert man das Herz;
Dort sieht man Düsterheit, hier sieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei, hier nach der Tugend streben.
Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde sind?
O wären sie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten.
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift selbst die Bären tadelnd an.

* * *

Ich kann mich dießmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde schlägt, ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg die Predigt weg! Willst du nicht mit mir gehn?
Was spielt man? Den Tartüff. Dieß Schandstück sollt ich sehn?

XI.

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
Doch die man noch, zum großen Glücke,
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.

Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er todt? Das heiß ich Muth!
Zu mördrisch war der Mücke Degen:
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo seine Mordsucht sonst getobt,
„Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
„Der stirbt! Mein Stachel sey gelobt!"
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es selber nicht gedacht.
„Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen.
„Der Anfang ist zu schön gemacht."
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

— — — —

XII.

Das Krucifix.

Hans, spricht der Vater, du mußt laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie theuer man es hält.

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt,
Der erſte Künſtler war der beſte.
„Herr, wenn Er Kreuzſtre' hat,
„So laß Er uns doch eins zum heil'gen Oſterfeſte."

Der Künſtler war ein ſchalkſcher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?"

„Je nun, ſpricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden ſeh'n, was ihr uns gebt."

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins das lebt?"

Hans guckte Matzen und Matz Hanſen ins Geſicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Vater nicht gefragt?"
„Mein Blut! ſpricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut! er hat uns nichts geſagt.
„Weißt du es, Matz?" — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt; wie ſoll ich's wiſſen?"
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müſſen."
„Das wollen wir wohl bleiben laſſen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'."

Sie denken lange hin und her,
Und wiſſen keinen Rath zu faſſen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, ſollt's nicht am beſten ſeyn,

„Wir kaufen eins das lebt! — Denn ſieh,
„Iſt's ihm nicht recht, ſo macht's ja wenig Müh',
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu ſchlagen."
„Am ja, ſpricht Hans, das wollt' ich eben ſagen:
„Es haben wir nicht viel zu wagen."

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

XIII.

Der Eremit.

In Walde nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einſt ein ſeltenes Geſieder,
Ein junger Eremit ſich nieder.

„In einer Stadt, denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die — nein die — gemeinet wär'."
Kurz Applikant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh er mich geleſen,
Es ſey gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, ja, das ſieht man bald;
„Denn bei Berlin iſt ja ein Wald."

Der Schluß iſt ſtark bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es ſo deutlich wäre.

Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn ihn beim Haar herbei zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hieß;
Doch wer verſteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen, leeren Hütte,
Im dickſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.
Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſeyn,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer;
Bei allem Appetit kein Praſſer.
Er geißelte ſich bis aufs Blut,
Und wußte wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße ſtehn;
Und machte ſich rechtſchaffne Plage,
In Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte, die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,

Der ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Den hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher ſie ihm kömmt, je mehr
Schlägt er die Bruſt, und weint, und winſelt er,
Und wie es ſich für einen Heil'gen ſchicket,
Erblickt ſie nicht, ob er ſie gleich erblicket;
Bis er zuletzt vom Knieen matt,
Und heiliger Verſtellung ſatt,
Vom Faſten, Kreuz'gen, Kloſterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmeſſen,
Ihr' das Vermächtniß zu vergeſſen,
Von Roſenkränzen mit ihr redte,
Und das ſo oratoriſch ſagt,
Daß ſie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er ſie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht ſie von ſeiner Hütte,
Wozu der ſaure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den ſie beküſſet und beleckt,
Und in den wellen Buſen ſteckt.
Mit dieſem Schatz von Heiligkeit
Kehrt ſie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmſten Frauen,
Ihn küſſen, andre nur beſchauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gaſſen aus:

„Der iſt verloren und verflucht,
„Der unſern Eremiten nicht beſucht!“
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es ſonderlich den Weibern nützlich ſey.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar iſt der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber ſeyn.
Doch dießmal waren ſie es nicht.
Die Weiber ſchienen nur erpicht,
Den theuern Waldſeraph zu ſehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die älteſten und jüngſten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz jede ging, ſich zu erbauen,
Und jede fand erwünſchten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib? wo man erbauen will?
„Was ſoll der Widerſpruch bedeuten?“
Ein Widerſpruch? Das wäre viel!
„Er ſprach ja ſonſt von lauter Seligkeiten!“ —
O! davon ſprach er noch, nur mit dem Unterſcheide:
Mit Alten ſprach er ſtets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom erſten jeder Chriſtentriebe.
Was iſt das? Wer mich fragt, kann der ein Chriſt wohl ſeyn?
Denn jeder Chriſt kommt damit überein.

Es sey die liebe Liebe.
Der Eremit war jung; das hab' ich schon gesagt.
Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier besehn.
Genug, den Weibern war er schön.
Ein starker, frischer, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen!"
Doch sollte man auch wissen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das ist doch kein fett Gerichte?
Ein bräunlich, männliches Gesichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das sich im dichten Barte schloß;
Die Blicke wild, doch sonder Anmuth nicht;
Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß straubicht um das Haupt;
Und wesentlichre Schönheitsstücke
Hat der zerrißne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen seyn;
Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen.
Ich sag' es nicht für mich; es sind geschehne Sachen.
„Geschehne Sachen? was?
„So ist man gar zur That gekommen?"
Mein lieber Simplex, fragt sich das?

Weßwegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die süße Lehre süßer Triebe?
Die Liebe heischet Gegenliebe,
Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken!
Zwar die Moral ist hier zu scharf,
Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz still nach Hause wieder kehren.
Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich so gnädig seyn,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen;
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert englischen Moralen,
Die ich im Laden sah, zu prahlen,
Exempelschätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen und nicht sagen,
In einer Note abzuschreiben.
Bringt, sag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handschrift laß ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That gestehn,
Ich hätte manchmal mögen sehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,

Für fremde Mienen an ſich nahm,
Wenn der verwegne Eremit,
Frin liſtig, Schritt vor Schritt,
Vom Geiſt aufs Fleiſch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Geſicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Verſöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm;
Und eine Frau iſt ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm? du magſt die Weiber kennen.“
Je nun, man kann ſie doch in ſo weit Lämmer nennen,
Als ſie von ſelbſt ins Feuer rennen.

„Fährſt du in der Erzählung fort?
„Und bleibſt mit deinem Kritiſiren
„Doch ewig an demſelben Ort?“
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und ſag', um wirklich fortzufahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erſt nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht ſein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es endlich kund?
„Hat es ein ſchlauer Mann erfahren?

„Verrieth es einer Frau waſchhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?“
O nein; hier muß man beſſer rathen,
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten ſich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mit zu nehmen.
„Sie merkten alſo wohl den Braten?“ —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter ſagten's dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?“
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Biſſen Brod
Aus ſeinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo ſo Lieb' als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch ſelber nicht!
Kurz, durch die Mädchen kam's an Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht
Er und ſein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſeyn.

Schon rotteten ſich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat
Beſetzt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg und in Verhaft genommen.
Man redte ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advokat,
Sprach: „o! dem kommt man nicht an's Leben,
„Der es unzähligen zu geben
„So rühmlich ſich befliſſen hat.“
Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und ſorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalkſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,
Und doch — (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das beſte glaubte.
„Sie iſt ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu ſehn.
„Einmal! Was kann da viel geſchehn?“
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch“ — „Darum laß ich mich nicht plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter, ſchreib' Er nur!“ Und wie?
Der Eremit entdecket ſie?
Ein Eremite kann nicht ſchweigen?
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Kamilla“ — „Wer? Kamilla?“ „Ja fürwahr!
„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris“ —
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern ſein!
„Denn eine nur vorbei zu laſſen“ —
Wird wohl kein großer Schade ſeyn,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
„Hört, ſchrieen ſie, erzählt nur fort!“
Weil jeder Rathsherr in Gefahr
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen?“
Ihn, ſchrieen alle, gehn zu laſſen.
„Nein, die Gerechtigkeit“ — und kurz der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war ſchon mehr als voll;

Im Ernst, der mehr gestehen soll,
Stutzt, weigert sich, scheut sich zu sprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?“
„Das sind sie alle!“ „Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Gestehet nur, gesteht!
„Die letzten waren, wie ihr seht,
„Klara, Pulcheria, Susanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!“
„Das sind sie wirklich alle!“ „Nu —
„Macht, eh wir schärfer in euch dringen!“
„Nein, keine mehr; ich weiß genau“ —
„Ha! ha! ich seh, man soll euch zwingen“ — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau.“ —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht?
Und ich erzähle sonder Sünden?

XIV.

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chrysant,
Wagt's Amor, einen Streich zu spielen.

Für einen Hageſtolz bekannt,
Fing um die Sechzig er ſich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz beſondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarſchaft.
Dieß Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild ſtand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht in ſeinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie ſelbſt ſteh' mit mir auf, und geh mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es ſchelte, wer da ſchilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' iſt meine Frau und — ihre Dienerin."

Schon ſo gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, ſich zu erklären,
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und ſpricht: „Ich, Freiherr von Chryſant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau erſehen.
„Sie wird ſich hoffentlich nicht ſelbſt im Lichte ſtehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er ſie beſchenken wolle;
Welch großen Wittwenſchatz ſie einmal haben ſolle.
Dieß Alles las der reiche Mann

Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte sie begierig an.

„Nun, Kind, was ist ihr Wille?“
Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
Es wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dieß Zeit sich zu bedenken gab,
Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken;
„Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' sehr schön!
„Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote stehn.
„Ach! wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
„Wenn ich — wenn ich — —“
„Ein Wenn? Ich will doch sehn
(Hier sahe man den alten Herrn sich blähn),
„Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn?“

„Wenn ich nur nicht verschworen hätte — —“
„Verschworen? was? Finette,
„Verschworen nicht zu freun? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!“

Und griff nach ſeiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenſchein,
Und rief beſtändig: „Grille! Grille!
„Verſchworen nicht zu frein!“
„Behüte!“ ſprach Finette,
„Verſchworen nur mir keinen Mann zu frein,
„Der ſo, wie ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Taſche trägt!“

XV.

Nix Bodenſtrom.

Nix Bodenſtrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amſterdam,
Daran iſt wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das iſt auch ſehr verwegen,
Freund!“ ſprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitſchmauſe
Der Schiffer bat. „Du biſt ſo lang' und oft von Hauſe;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein;
„Und dennoch — willſt du mit Gewalt denn Hahnrei ſeyn?
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagſt,
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenfluſſe,
„Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagſt:
„Indeß wird ſie — —
„Mit Eurem ſchönen Schluſſe!
Verſetzte Nix. Indeß, indeß! Ei nun!
Das nämliche kann Euer Weibchen thun —
Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
Indeß ihr auf der Börſe ſeyd.“

Fabeln.

Drei Bücher.

1759.

Erſtes Buch.

1. Die Erſcheinung.

In der einſamſten Tiefe jenes Waldes, wo ich ſchon manches redende Thier belauſcht, lag ich an einem ſanften Waſſerfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetiſchen Schmuck zu geben, in welchem am liebſten zu erſcheinen, la Fontaine die Fabel faſt verwöhnt hat. Ich ſann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umſonſt, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill ſprang ich auf; aber ſieh! — auf einmal ſtand ſie ſelbſt, die fabelnde Muſe, vor mir.

Und ſie ſprach lächelnd: Schüler, wozu dieſe undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willſt das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters iſt; der Vortrag ſey des ungekünſtelten Geſchichtſchreibers, ſo wie der Sinn des Weltweiſen.

Ich wollte antworten, aber die Muſe verſchwand. „Sie verſchwand? höre ich einen Leſer fragen. Wenn du uns doch nur wahrſcheinlicher täuſchen wollteſt! Die ſeichten Schlüſſe, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muſe in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leſer! Mir iſt keine Muſe erſchienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du ſelbſt die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erſte und werde nicht der letzte

seyn, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

---

2. Der Hamster und die Ameise.

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räubrischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!

---

3. Der Löwe und der Hase.

Aelianus de natura animalium lib. I. cap. 38. *Οῤῥωδει ὁ ἐλεφας κεραστην κριον και χοιρου βοην.* Idem lib. III. cap. 31. *Αλεκτρυονα φοβειται ὁ λεων.*

Ein Löwe würdigte einen drolligten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

---

4. Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferd um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Liederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen.

---

5. Zeus und das Pferd.

Καιηλον ὡς δεδοικεν ἱππος, ἐγνω Κυρος τε και Κροισος. Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu

tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

---

6. Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

---

7. Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte sie, und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde seyn, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

---

8. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam seine Condolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrimm; versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

---

9. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roſſe floh ſtolz ein dreiſter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roſſe zu: Schande! von einem Knaben ließ ich mich nicht regieren!

Aber ich; verſetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

---

10. Die Grille und die Nachtigall.

Ich verſichre dich, ſagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Geſange gar nicht an Bewundrern fehlt. — Nenne mir ſie doch, ſprach die Nachtigall. — Die arbeitſamen Schnitter, verſetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieſes die nützlichſten Leute in der menſchlichen Republik ſind, das wirſt du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, ſagte die Nachtigall; aber deßwegen darfſt du auf ihren Beifall nicht ſtolz ſeyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müſſen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir alſo ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der ſorgloſe Schäfer, der ſelbſt auf ſeiner Flöte ſehr lieblich ſpielt, mit ſtillem Entzücken lauſcht.

---

11. Die Nachtigall und der Habicht.

Ein Habicht ſchoß auf eine ſingende Nachtigall. Da du ſo lieblich ſingſt, ſprach er, wie vortrefflich wirſt du ſchmecken!

War es höhniſche Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht ſagte? Ich weiß nicht. Aber geſtern hört' ich ſagen: dieſes Frauenzimmer, das ſo unvergleichlich dichtet,

muß es nicht ein allerliebſtes Frauenzimmer ſeyn! Und das war gewiß Einfalt!

12. Der kriegeriſche Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er ſich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre ſchwarzen Seelen in das Reich des Verderbens geſandt. Was Wunder alſo, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde ſich ein Leichenredner ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockene Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirt, waren Schafe und Eſel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.

13. Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen. Er erſchien, und alle Thiere und Vögel verſammelten ſich um ihn. Sie gafften, ſie ſtaunten, ſie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die beſten und geſelligſten mitleidsvoll ihre Blicke und ſeufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er iſt der einzige ſeiner Art!

14. Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einem Schwane, als zu dem was ſie war, geboren zu ſeyn. Sie ſonderte ſich von ihres gleichen ab, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teiche herum. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigſte Anſehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller ihrer Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

15. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mäſtete ſich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verſchluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährſt dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke ſollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hätteſt fallen laſſen.

16. Die Weſpen.

Ιππος ἐξέμανος σφηκων γενεαις ἐστιν. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulniß und Verweſung zerſtörten das ſtolze Gebäu eines kriegeriſchen Roſſes, das unter ſeinem kühnen Reiter erſchoſſen

worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des andern. Und so floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiener, die sich nichts geringers als Abkömmlinge der alten, unsterblichen Römer zu seyn, einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

---

17. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

---

18. Der Strauß.

Η στρουθος ἡ μεγαλη λασιοις μεν τοις πτεροις ἐπτερωται, ἀρθηναι δε και εἰς βαθυν ἀερα μετεωρισθηναι φυσιν οὐκ ἐχει θει δε ὠκιστα, και τας παρα την πλευραν λοικατεραν πτερυγας ἁπεῖ, και ἐμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ἱστιων αὐτας πτησιν δε οὐκ οἶδεν. Aelianus lib. II. cap. 26.

Jetzt will ich fliegen! rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn

verſammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitet, die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da, ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

---

19. Der Sperling und der Strauß.

Sey auf deine Größe, auf deine Stärke ſo ſtolz als du willſt: ſprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannſt nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur ruckweiſe.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen, verliebten Geſanges, iſt mehr ein Genie, als der ſchwungloſe Schreiber einer langen Hermaniade.

---

20. Die Hunde.

Λεοντι ὁμοσε χωρει κυων Ινδικος — και πολλα αὐτον λυπησας και κατατρωσας, τελευτων ἡττηται ὁ κυων. Aelianus lib. IV. cap. 22.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſagte ein gereister Pudel. In dem fernen Welttheile, welches die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſenen Hunde in Indien — beſſer als wir ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

---

21. Der Fuchs und der Storch.

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle geſehen haſt, ſagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wieſe zu nennen, wo er die ſchmackhafteſten Würmer und die fetteſten Fröſche geſchmauſet.

Sie ſind lange in Paris geweſen, mein Herr. Wo ſpeiſet man da am beſten? Was für Weine haben Sie da am meiſten nach Ihrem Geſchmacke gefunden?

---

22. Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein ſehr unbilliger Mann. Er wagte ſich in die Ruinen eines alten Raubſchloſſes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt ſich das, ſprach er, für den philoſophiſchen Liebling Minervens.

Warum nicht? verſetzte die Eule. Weil ich ſtille Betrachtungen liebe, kann ich deßwegen von der Luft leben?

Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlangt.

23. Die junge Schwalbe.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrath auf den Winter; war die geschwinde Antwort.

Das ist klug, sagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und sogleich fing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt.“

O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt.

24. Merops.

O Μερωψ το ὀρνεον ἐμπαλιν, φασι, τοις ἀλλοις ἁπασι πετεται· τω μεν γαρ εἰς τουμπροσθεν ἱστα και κατ' ὀφθαλμους, το δε εἰς τουπισω.

Ich muß dich doch etwas fragen; sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt, es

gebe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehrt, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops sein; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren.

25. Der Pelikan.

Aelianus de nat animal. lib. III cap. 30.

Für wohlgerathene Kinder können Eltern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelikan, da er seine Jungen schmachten sahe, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf und erquickte sie mit seinem Blute. Ich bewundre deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und bejammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Guckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Guckuck seine Eyer untergeschoben. — Waren es undankbare Guckucke werth, daß ihr Leben so theuer erkauft wurde?

26. Der Löwe und der Tiger.

Aelianus de natura animal. lib. II. cap. 12.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!“

Wie der Hase? brüllte der aufspringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

27. Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sicherer entlaufen kann?

28. Der Esel und der Wolf.

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes, krankes Thier; sieh' nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerst mich; versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von diesen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

29. Der Springer im Schach.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

---

30. Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht vernünftiges und sinnreiches sagen.

Dich etwas sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seyst der Sittenlehrer und ich der Esel?

Zweites Buch.

1. Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus; von der erstern in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid ſah es und knirſchte. Endlich beſann er ſich auf einen armſeligen Troſt: „Der gute Mann würde dieſes noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildſäule dabei zu Statten gekommen wäre.“

---

2. Hercules.

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianae. Phaedrus lib. IV. Fab. 11.

Als Hercules in den Himmel aufgenommen ward, machte er ſeinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerſt. Der ganze Himmel und Juno erſtaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegneſt du ſo vorzüglich? Ja, ihr ſelbſt; erwiederte Hercules. Nur ihre Verfolgungen ſind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno ward verſöhnt.

---

3. Der Knabe und die Schlange.

Fab. Aesop. 170. Phaedrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, ſagte der Knabe, ich würde mich mit dir ſo gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen ſeyd die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe! Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob,

und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſich die Böſe wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte ſterben.

Ich erſtaune, ſagte die Schlange. Wie parteiiſch eure Geſchichtſchreiber ſeyn müſſen! Die unſrigen erzählen dieſe Hiſtorie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen. War das recht?

Ach, ſchweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieſer Unterredung zugehört hate, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor du einen Menſchen mit ſo einem abſcheulichen Schandflecke brandmarken läſſeſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank anſtatt Erkenntlichkeit einwuchern.

4. Der Wolf auf dem Todtbette.

Fab. Aesop. 144. Phaedrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und ſchickte einen prüfenden Blick auf ſein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, ſagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böſes gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes

Lamm, welches ſich von der Heerde verirret hatte, ſo nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieſer Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigſten Gleichgültigkeit an, ob ich ſchon keine ſchützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umſtände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine ſo jämmerlich würgteſt, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

5. Der Stier und das Kalb.

Phaedrus lib. V. Fab. 9.

Ein ſtarker Stier zerſplitterte mit ſeinen Hörnern, indem er ſich durch die niedrige Stallthüre drängte, die obere Pfoſte. Sieh einmal, Hirte! ſchrie ein junges Kalb; ſolchen Schaden thu ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, verſetzte dieſer, wenn du ihn thun könnteſt!

Die Sprache des Kalbes iſt die Sprache der kleinen Philoſophen. „Der böſe Bayle! wie manche rechtſchaffene Seele hat er mit ſeinen verwegnen Zweifeln geärgert!“ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern laſſen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

6. Die Pfauen und die Krähe.

Fab Aesop. 188. Phaedrus lib. I Fab 3.

Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, und miſchte ſich kühn, als ſie

putzgeschmückt zu seyn glaubte, unter diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfauen mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügrischen Putz auszureißen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen, glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein seyn! — und hackten weiter.

---

7. Der Löwe mit dem Esel.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naſenweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

---

8. Der Esel mit dem Löwen.

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich? mehr als ein Esel?

---

9. Die blinde Henne.

Phaedrus lib. III. Fab. 12.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andere sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharrt hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Collectanea, die der witzige Franzose nutzt.

---

10. Die Esel.

Fab. Aesop. 112.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns durch unbarmherzige Schläge zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders

etwas böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sey. Und so lange sie dieses nicht glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrien die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

11. Das beschützte Lamm.

Fab. Aesop. 157.

Hylar, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamme? —

Wolf selbst! versetzte Hylar. (Die Hunde verkannten sich beide.) Geh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylar mit Gewalt nehmen; Hylar will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — treffliche Beschützer! — wird darüber zerrissen.

12. Jupiter und Apollo.

Fab. Aesop. 187.

Jupiter und Apollo ſtritten, welcher von ihnen der beſte Bogenſchütze ſey. Laß uns die Probe machen! ſagte Apollo. Er ſpannte ſeinen Bogen und ſchoß ſo mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit ſah, ihn zu übertreffen. — Ich ſehe, ſprach er, daß du wirklich ſehr wohl ſchießeſt. Ich werde Mühe haben, es beſſer zu machen. Doch will ich es ein andermal verſuchen. — Er ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!

---

13. Die Waſſerſchlange.

Fab. Aesop. 167. Phaedrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröſchen einen andern König gegeben; anſtatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Waſſerſchlange.

Willſt du unſer König ſeyn, ſchrieen die Fröſche, warum verſchlingſt du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, den ſie ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer! So muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich gebeten haſt.

---

14. Der Fuchs und die Larve.

Fab. Aesop. 11. Phaedrus lib. I. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauſpielers. Welch ein

Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

15. Der Rabe und der Fuchs.

Fab. Aesop. 205. Phaedrus lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich, und ihm zurief: Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiederte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herab kömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein *schmerzhaftes Gefühl*; das Gift fing an zu wirken, und er *verrecke*.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

---

16. Der Geizige.

Fab. Aesop. 59.

Ich Unglücklicher! klagte ein Geizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiederte der Geizhals; ist ein andrer nicht um so viel reicher? Ein andrer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

---

17. Der Rabe.

Fab. Aesop. 132.

Der Fuchs sah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Antheil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu theilen.

---

18. Zeus und das Schaf.

Fab. Aesop. 119.

Das Schaf mußte von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich andere dir zu schaden hüten sollen.

Müßt ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

19. Der Fuchs und der Tiger.

Fab. Aesop. 150.

Deine Geſchwindigkeit und Stärke, ſagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünſchen.

Und ſonſt hätte ich nichts, was dir anſtünde? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — — Auch mein ſchönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es iſt ſo vielfärbig als dein Gemüth, und das Aeußere würde ſich vortrefflich zu dem Innern ſchicken.

Eben darum, verſetzte der Fuchs, danke ich recht ſehr dafür. Ich muß das nicht ſcheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauſchen könnte!

---

20. Der Mann und der Hund.

Fab. Aesop. 25. Phaedrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebiſſen, gerieth darüber in Zorn und erſchlug den Hund. Die Wunde ſchien gefährlich und der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden.

Hier weiß ich kein beſſeres Mittel, ſagte der Empiricus, als daß man ein Stück Brod in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu freſſen gebe. Hilft dieſe ſympathetiſche Cur nicht, ſo — Hier zuckte der Arzt die Achſel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; ſie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erſchlagen.

---

21. Die Traube.

Fab. Aesop. 156. Phaedrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat, als die neidische Verachtung seiner Kunstrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: Sauer sollte diese Traube seyn? Darnach sieht sie mir doch nicht aus! Er flog hin, und kostete, und fand sie ungemein süße, und rief hundert näschige Brüder herbei. Kostet doch! schrie er; kostet doch! Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

---

22. Der Fuchs.

Fab. Aesop. 8.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

---

23. Das Schaf.

Fab. Aesop. 189.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum verſäumt das fromme Schaf, uns ſein wohlmeinendes Geſchenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und ſprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen; es war ſehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die ſchon gerührte Göttin.

Ich ärmſte! ſo ſprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erſte Thräne geweint, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

---

24. Die Ziegen.

Phaedrus lib. IV. Fab 15.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn Anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Ueberlegt es wohl, was ihr bittet: ſagte Zeus. Es iſt mit dem Geſchenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch ſo angenehm nicht ſeyn möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus ſprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn Anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie ſchmerzte

ie der häßliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

25. Der wilde Apfelbaum.

Fab. Aesop. 173.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!

26. Der Hirsch und der Fuchs.

Fab. Aesop. 226. Phaedrus lib. I. Fab. 11. et lib. I. Fab. 5.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächern Thieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt; der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch oft bei Zeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns alle geschehen seyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

27. Der Dornstrauch.

Fab. Aesop. 42.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

---

28. Die Furien.

Suidas in *Λειπαρθενος*.

Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmt. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibest. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

Göttin, sagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die

alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt; aber ich kam leider zu spät. —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt.“

Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften? —

„Zu Furien.“

29. Tiresias.

Antonius Liberalis c. 16.

Tiresias nahm seinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

30. Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft größer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

Drittes Buch.

1. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

2. Die Nachtigall und die Lerche.

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Theiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche

sagt: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

3. Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schooß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte.

Ich bin Salomo, sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sah ihren Wandel und lernte von ihr fleißig seyn und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch. —

Du hast deine Lection nur halb gelernt, versetzte der Geist. Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen.

4. Das Geschenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geſchenk iſt ſchön, unterbrach ſie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einſichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler beſitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinſten Mücken zu bemerken; er beſitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und dieſe nehme der Prinz von mir zum Geſchenk!

Ich danke dir, Schweſter, für dieſe weiſe Einſchränkung, verſetzte die erſte Feye. Es iſt wahr; viele würden weit größere Könige geweſen ſeyn, wenn ſie ſich weniger mit ihrem durchdringenden Verſtande bis zu den kleinſten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

5. Das Schaf und die Schwalbe.

Η χελιδων — ἐπι τα νωτα των προβατων ἱζανει, και ἀποσπᾳ του μαλλου. και ἐντευθεν τοις ἑαυτης βρεφεσι το λεχος μαλακον ἐστρωσεν. Aelianus lib. III. c. 24.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Neſt auszurupfen. Das Schaf ſprang unwillig hin und wieder. Wie biſt du denn nur gegen mich ſo karg? ſagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubſt du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerſt du eine kleine Flocke. Woher kommt das?

Das kommt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben ſo guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

6. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern brütete. Und daher kommt es ohne Zweifel,

sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

---

7. Der Rangstreit der Thiere.

In vier Fabeln.

(1)

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unparteiischer seyn.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

---

8. (2)

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust!

Nach welcher Regel, Menſch, willſt du unſern Werth beſtimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel, antwortete der Menſch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeyd. —

Vortrefflich! verſetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſeyn, Menſch! Verlaß die Verſammlung!

9. (3)

Der Menſch entfernte ſich. — Nun, ſprach der höhniſche Maulwurf, — (und ihm ſtimmte der Hamſter und der Igel wieder bei) — ſiehſt du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Menſch unſer Richter nicht ſeyn kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus beſſern Gründen, als ihr! ſagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

10. (4)

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tiger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murrten, waren — der Affe und der Eſel.

11. Der Bär und der Elephant.

Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.

Die unverſtändigen Menſchen! ſagte der Bär zu dem Elephanten. Was fordern ſie nicht alles von uns beſſern Thieren! Ich muß nach der Muſik tanzen, ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzuwohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Muſik, verſetzte der gelehrige Elephant, und glaube eben ſo ernſthaft und ehrwürdig zu ſeyn, als du. Gleichwohl haben die Zuſchauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Geſichtern zu leſen. Glaube mir alſo, Bär, die Menſchen lachen nicht darüber, daß du tanzeſt, ſondern darüber, daß du dich ſo albern dazu anſchickſt.

12. Der Strauß.

Das pfeilſchnelle Rennthier ſah den Strauß, und ſprach: Das Laufen des Straußes iſt ſo außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er deſto beſſer.

Ein andermal ſah der Adler den Strauß, und ſprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

13. 14. Die Wohlthaten.

In zwei Fabeln.

(1)

Haſt du wohl einen größern Wohlthäter unter den Thieren, als uns? fragte die Biene den Menſchen.

Ja wohl! erwiederte dieſer.

„Und wen?“

Das Schaf! Denn ſeine Wolle iſt mir nothwendig und dein Honig iſt mir nur angenehm.

(2)

Und willſt du noch einen Grund wiſſen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohlthäter halte, als dich Biene? Das Schaf ſchenkt mir ſeine Wolle ohne die geringſte Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig ſchenkſt, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

---

15. Die Eiche.

Der raſende Nordwind hatte ſeine Stärke in einer ſtürmiſchen Nacht an einer erhabenen Eiche bewieſen. Nun lag ſie geſtreckt und eine Menge niedriger Sträuche lagen unter ihr zerſchmettert. Ein Fuchs, der ſeine Grube nicht weit davon hatte, ſah ſie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er ſo groß geweſen wäre!

16. Die Geſchichte des alten Wolfs.

In ſieben Fabeln.

Aelianus lib. IV. cap. 15.

(1)

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Horden ſeiner Höhle die nächſten waren.

Schäfer, ſprach er, du nennſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wohl zufrieden ſeyn. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wohl ſeyn, verſetzte der Schäfer. Aber wenn biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

---

17. (2)

Der abgewieſene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war ſeine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willſt du mir überhaupt jedes Jahr ſechs Schafe geben, ſo bin ich zufrieden. Du kannſt alsdann ſicher ſchlafen und die Hunde ohne Bedenken abſchaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?“ — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

---

18. (3)

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

Erzürne dich nicht, alter Isegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

---

19. (4)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

„Was meine ich denn sonst? Freilich."

Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —

Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

---

20. (5)

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.“

Und wie sonderbar bist du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —“

Spare der Worte, sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!

---

21. (6)

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei, sieh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

---

22. (7)

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

---

23. Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter

Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen gibt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unsrer Unwissenheit!

24. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

25. Der Adler.

Man fragte den Adler: Warum erziehst du deine Jungen so hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

26. Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte hatte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen seyn! seufzete der Enkel.

Du schließest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da, anstatt des Feuerrohrs, Pfeile und Bogen; und wir waren eben so schlimm daran als jetzt.

---

27. Der Pfau und der Hahn.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau.

Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

---

28. Der Hirsch.

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet und an dem Hals hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elend ansehen lassen. Und was that der

Eitele, ein Elend zu scheinen! Er hing den Kopf traurig zur Erde und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Geck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder klage.

29. Der Adler und der Fuchs.

Sey auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deßwegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

30. Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes? — O höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabende zu.

Ach! sagte die Nachtigall, die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Hörst du sie nicht?

Ich höre sie freilich, versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist Schuld, daß ich sie höre.

Fragmente.

— — — disjecti membra poetae.
HORAZ.

1753.

Aus einem Gedichte über die menſchliche Glückſeligkeit.

Wie kömmt es, daß ein Geiſt, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in ſichern Arm zu ſchließen,
Daß ihm zum Anſtoß wird, was alle Kinder wiſſen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er ſich ſelbſt? Iſt ſie's, die ihn betrügt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir ſind nur erſchaffen,
Anſtatt ſie einzuſehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an ſich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der ſie verfolgt, und fleht und ſchenkt und ſchwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehöret.
Verzweifelnd und verliebt wünſcht ſie die Welt zu ſehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizuſtehn.
Ein Zweifler male ſich ihr Bild in dieſen Zügen!
Nein, ſie betrügt uns nie! ... Wir ſind's, die uns betrügen.

* * *

Ein Geiſt, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann, als tauſend mitgelangen,
Verliert ſich in der Meng', die kein Verdienſt beſitzt,
Als daß ſie redlich glaubt, und was ſie weiß, beſchützt.

Dieß iſt es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu ſtolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum ſpringt er plötzlich ab, ſucht kühn, doch ohn' Verſtand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.
Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal klein'rer Geiſter.
Wie glücklich iſt er nun; die Rotte nennt ihn Meiſter.
Er wagt ſich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun ſein göttliches Gehirn?
Dank ſey dem großen Geiſt, der Furcht und Wahn vertrieben!
Er ſpricht's, und Gott iſt nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freiheit iſt ein Traum; die Seele wird ein Ton,
„Und meint man nicht das Hirn, verſteht man nichts davon.
„Dem Gut und Böſen ſetzt ein blöder Weiſe Schranken,
„Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nun in den Gedanken.
„Cartuſch und er, der nie ſein Leid und Neid vergaß,
„Cartuſch und Epictet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
„Der ſtahl, weil's ihm gefiel und weil er ſtehlen mußte;
„Der lebte tugendhaft, weil er nichts beſſeres wußte;
„Der ward wie der regiert, und ſeiner Thaten Herr
„War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
„Wer thut was ihm gefällt, thut das was er thun ſollte;
„Nur unſer Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
„Und eben die, die uns ſtark oder ſchwach erſchafft,
„Sie, die Natur, ſchafft uns auch gut und laſterhaft." —
Wer glaubte, daß ein Geiſt, um kühn und neu zu denken,
Sich ſelber ſchänden kann, und ſeine Würde kränken?

* * *

Der Menge Beifall iſt zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr' in eines Weiſen Mund,
Der, alles ſelbſt zu ſehn, in ſich zurückgegangen,
Des Zweifels Gegengift durch Zweifeln zu erlangen.

Doch macht den größern Theil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Gegengründen ſpricht.
Er, der die Wahrheit ſucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, ſo kann auch einer fehlen.
Ich glaub, es iſt ein Gott, und glaub es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der ſich nicht ſelbſt zu denken will erkühnen,
Der fremdes Wiſſen nutzt, dem andrer Augen dienen,
Folgt klüglicher der Meng als einem Sonderling...

* * *

Sag, wer Gott leugnen kann, muß ſich auch leugnen können.
Bin ich, ſo iſt auch Gott. Er iſt von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär, wär ich auch nicht;
Und ich fühl was in mir, das für ſein Daſeyn ſpricht.
Weh dem, der es nicht fühlt und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und dieſen ſucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Deſſ Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Thaten wählt!
Spielt nur ein ungefähr mit mein und deinem Weſen,
Ward ich nur, weil ich ward, und biſt du nicht erleſen;
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinſten Schmerz
Zu ſeiner Rettung ſich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Abſicht zwecket,
Und dich in Freud und Leid ein häm'ſcher Zufall necket,
Der dich durch kurze Luſt ruckweiſe nur erquickt,
Daß dich der nächſte Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Weiſer ſchätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt und Dummheit nichts verlieret.
Verluſt ohn meine Schuld iſt ein zu bittres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.

Stirb und verlaß die Welt, das Urbild ſolcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Luſt mit Ekel fühle.
Doch warum eifr' ich ſo? Gott iſt, mein Glück ſteht feſt,
Das Wechſel, Schmerz und Zeit mir ſchmackhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einſt ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch mit Verdruß und Klage
Der Gärten fleiß'ger Feind, der irdſche Feind vom Tage.
„Natur, dem Maulwurf nur warſt du ſtiefmütterlich?
„Für alle ſorgteſt du? und ſorgteſt nicht für mich?"
„Was klagſt du?" .. „O Natur! das ſollteſt du nicht wiſſen?
„Warum ſoll ich allein das Glück zu ſehen miſſen?
„Der Menſch ſieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
„Der Falle zu entgehn, gieb, daß ich ſehen kann."
„Sey ſehend, daß ich auch bei dir entſchuldigt werde!"
Er ſah, und grub ſich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finſterniß verjagt,
Was nutzt ihm hier ſein Glück, daß er von neuem klagt.
„Natur, ſchrie er zurück, das ſind unmöglich Augen."
„Sie ſind's, nur daß ſie nicht für einen Maulwurf taugen."

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denket;
Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umſchränket;
Das, was ſich ſelber weiß und zu ſich ſpricht: ich bin;
Was auch die Zeit beherrſcht und was mit der will ſtiehn,
Durch unſichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
Und Morgen, eh es wird, mit weitem Blick durchdringet;
Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verliehn,
Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn;

Tat, was die Stärk ersetzt, die in dem Löwen wüthet,
Wodurch der Mensch ein Mensch und ihm als Mensch gebietet:
Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
Und seines Körpers Theil, weil man es nicht versteht.
Doch sprich, du kluger Thor, wenn es die Körper zeigen,
Versteht man es dann eh, als wenn es Geistern eigen?
Du machest Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
Vertreibst die Dämmerung und bringst die Nacht uns dar.
Die jetzo meinem Licht, das in den stillen Stunden
Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
Da ich es putzen will, die unachtsame Hand
Den Dacht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verschwand ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn Baron von Sp**.

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein mehr als Mensch zu seyn,
Mit jenem Feu'r beseelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem sie ein fühlend Herz und ein harmonisch Ohr,
Und einen Geist verlieh, dem Glück und Ehr und Thor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holde Muse lacht,
Die seinen edlern Theil von dem Vergessen sparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunst bewahret:
Ein solcher bringt hervor, wohin das Glück ihn stieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,

Iſt minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden ſollte.

* * *

Und ſchon hat man geſehen
Als zweifach Adams Sohn ihn hinterm Pflug gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Muſen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatſchen ſchwang,
Singt ſchöner ungekehrt, als G** mühſam ſang.

* * *

Noch öfter treibet ihn, für Muſen nur geſchaffen,
Ein neidiſches Geſchick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn ſtatt auf Pindus Höh,
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers ſchlafen.
Jedoch umſonſt; ſein rührend Rohr
Schweigt bei Kartaunen nicht und ihm Trommeten vor.
Sein Muth erſtickt nicht ſeinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl, nicht Gier berühmt zu ſterben;
Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finſtrer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Muſen ſtaunen ſanft, bei Helden ſich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuck in Mavors Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte über den jetzigen Geſchmack in der Poeſie.

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringſt du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkſt du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet,
Daß er ſich ekel nur nach ſeinen Bildern ſehnet;

Noch red'ſt du, wie man red't, eh' man die Zunge bricht,
Daß ſie lateiniſch Deutſch mit ſchönen Stammeln ſpricht,
Noch haſt du nicht gewagt, ein römiſch Lied zu ſpielen,
Das von Gedanken ſtrotzt, doch minder hat zum fühlen;
Noch tönt dein ſchwacher Mund die Götterſprache nicht;
Noch giebſt du jedem Zug ſein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden,
Wer dich geleſen hat, der hat dich auch verſtanden;
Du biſt von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze ſchenkt ...
Und willſt ein Dichter ſeyn? .. Geh, laß den ſchweren Namen,
Zum Dichter trägſt du kaum den ungekeimten Samen.
So ſprach ein großer Geiſt, von K** Feu'r erhitzt,
Zu meiner Muſe jüngſt, die noch im Dunkeln ſitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, ſprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauſcht,
Der nicht die Feſſeln ſieht, die Feſſeln nur vertauſcht;
Die Ketten von dem Fuß ſich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt ſie nicht, weil ſie der Fuß nicht träget.
Du ſiehſt, wo Opitz ging ... Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: Kein Schweizer lobe dich!
Erſchüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder,
Schlug ich, dem Sünder gleich, die Augen ſchamroth nieder,
Für den die Rache ſchon den Stab gebrochen hat,
Beſtimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad.
Vom kalten Schau'r erloſch in mir das heil'ge Feuer,
Das ſtille Dichter lehrt, auch ſonder einen M**.
Voll Ekel ſah ich mich, und ſahe mich veracht;
Von Enkeln nicht gekannt, die B** ſchwärm'riſch macht;
Ich ſah voll Furcht hinaus auf Scenen künft'ger Dichter;

Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
Der seines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
Die, wie sein Finger will, steigt oder überschlägt ꝛc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M * *.

Der lobt die Neuern nur und der lobt nur die Alten.
Freund, der sie beide kennt, sprich, mit wem soll ich's halten?
Die Weisheit, war sie nur verstoßner Zeiten Ehr'?
Ist nicht des Menschen Geist der alten Größe mehr?
Wie? oder ward die Welt zu unsrer Zeit nur weise?
Und stieg die Kunst so spät bis zu dem höchsten Preise?
Nein, nein; denn die Natur wirkt sich stets selber gleich,
Im Wohlthun stets gerecht, an Gaben allzeit reich.
An Geistern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
Des Wissens sich gewagt, voll schöpf'rischer Gedanken;
Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit eins geliebt,
Ward von der Kunst bald der, bald jener Theil geübt.
Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen,
Und unsrer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen.
Zwei Geister, gleich an Größ' und ungleich nur im Werk,
Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunst Ehre,
Wenn dieser das geliebt und dieses der gewählt,
Worinne beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor diesem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
Selbst Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.
Jetzt sucht man mehr als Witz; die Zeit wird gründlicher,

Und macht den Weg zum Ruhm dem Weisen doppelt schwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geist ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's schätzet?
Ihr weisen Enkel setzt der Aeltern Fehl wohl ein:
Sonst ward der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber seyn.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Plato's Republik, Europa nicht, von nöthen.
Was ist denn ihre Kunst, und worauf trotzen sie?
Der Dummkopf, der sie schmäht, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muster ist Natur, sie in belebten Bildern
Mit eignen Farben uns, verschönert oft, zu schildern.
Doch, Dichter, sage selbst, was schilderst du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie sie das Auge sieht, dem Geiste vorzumalen,
Bleibst du den Sinnen treu und machst aus Geistern Schalen.
Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht und nur des Pöbels Glück.
Allein mit kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ewgen Richtschnur treu,
Zu unserm Räthsel wird, und Kunst ihr kommt nicht bei;
Der Himmel Kenner seyn, bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Gleis, Zeit, Größ' und Licht durch glückliche Rathen lernen;
Nicht fremd seyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Der Herrn sich mancher Thor, ohn' sie zu kennen, nennt;
Bald in dem finstern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felsen wohnet,
Der Steine theure Last, der Erze hart Geschlecht,
Der Gänge Wunderlauf, was schimmernd und was ächt,
Mit mühsamer Gefahr und fährlichen Beschwerden
Neugierig auszuspähn, und so ihr Herr zu werden;

Bald in der luft'gen Höh'n, im ſchauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felſen Spalt,
Und wo die Neubegier die ſchweren Schritte leitet,
Und Froſt und Wind und Weg die Lehrbegier beſtreitet,
Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu ſehn;
Bald mehr Vollkommenheit in Thieren zu entdecken,
Der Vögel Feind zu ſeyn und Störer aller Hecken;
Zu wiſſen was dem Bär die ſtarken Knochen füllt,
Was in dem Elend zuckt, was aus dem Ochſen brüllt,
Was in dem Ocean für ſcheußlich Unthier ſchwimmet,
Und welche Schneckenbrut an ſeinem Ufer glimmet;
Was jedem Thier gemein, was ihm beſonders iſt,
Was jedes Reich verbind't, wo jedes Mark ſich ſchließt;
Bald mit geübtem Blick den Menſchen zu ergründen,
Des Blutes Kreislauf ſeh'n, ſein feſtes Triebwerk finden:
Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glaſe Wein
Der Dichter ruhig ſingt, beſorgt nur um den Schein.
O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich ſeine Geiſter
Gott in der Creatur, im Kunſtſtück ſeinen Meiſter,
Dem Spötter aufgedeckt, der blind ſich und die Welt
Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
Die Meiſter ſchönes Wahns und kleiner Trefflichkeiten,
Durch die Gott und ſein Dienſt ein albern Mährlein ward,
Vom Pöbel nur geglaubt, der Geiſter kleinſten Art.
Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herab geflogen,
Und hat im Newton gern die Menſchheit angezogen.
Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr,
Als alle Muſen euch im einzigen Homer.
Was großes iſt es nun, ſich einen Held erdenken

Und ihn mit eigner Kraft in ſchweres Unglück ſenken,
Daraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Muth
Mit großen Thaten reißt, die der Poete thut?
Braucht nicht der Philoſoph mehr Witz und ſtärkre Sinnen,
Der kleine Wunder ſucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt,
Und jeden Schmetterling vom erſten Urſprung kennt;
Dem Fliegen nicht zu klein, noch Käfer zu geringe,
Und in der Mücke ſieht den Schöpfer aller Dinge;
Dem jeder Eſſigtropf wird eine neue Welt,
Die eben der Gott ſchuf und eben der Gott hält.
Da ſieht er Abenteu'r, die jener nur erfindet,
Und iſt des Staates kund, den Bien' und Ameiſ' gründet.
Ja, wenn ein Moliere, der Tugend muntrer Freund,
Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
Auf Fehler merkſam wird, und lernt aus hundert Fällen
Der Menſchen trotzig Herz und trügriſches Verſtellen;
Wenn ſeiner Spötterei kein alter Hut entgeht,
Und ihm das Laſter nie zu hoch zur Strafe ſteht;
Braucht er ſo viel Verſtand, als wenn aus kleinen Reifen
Des Schwanzſterns Dörfel uns will ſeine Laufbahn weiſen,
Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig ſchließt,
Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
Braucht er ſo viele Kunſt, die Winkel zu entdecken,
In die das ſcheue Heer, die Laſter ſich verſtecken,
Als jener, der im Glas entfernte Monden ſieht,
Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
Die Fahrt des Lichts beſtimmt, und rechnet ſie nach Ruthen?
Wer braucht mehr Geiſt und Müh', der, der in fauler Luſt
Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Bruſt?

Wie? oder der ſein Feu'r, wie es die Sonn' erzeuget,
Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren ſteiget,
Aus Gründen uns erklärt, und werth iſt, daß der Wein
Ihn einzig nur erfreu', und ſtärk' ihn nur allein?
Der Dichtern nöth'ge Geiſt, der Möglichkeiten dichtet,
Und ſie durch ſeinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
Der ſchöpferiſche Geiſt, der ſie beſeelen muß,
Sprich, M***, du weißt's, braucht den kein Phyſikus?
Er, der zuerſt die Luft aus ihrer Stelle jagte,
Und mehr bewies, als man je zu errathen wagte;
Er, der im Sonnenſtrahl den Grund der Farben fand,
Und ihre Aenderung in feſte Regeln band;
Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
Eh' ein Maupertuis ſie glücklich meſſen mußte;
Hat die kein Schöpfergeiſt bei ihrer Müh' beſeelt:
Und iſt es nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

* * *

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur, als unterm Flor gewieſen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt, was er andre lehrt und ſelber nicht verſteht.
Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein ſelbſt erwählter Grund ſtützt keine Wahrheit feſt,
Als die man, ſtatt zu ſehn, ſich ſelber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weiſen kennen,
Iſt ſie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens ſucht man da des Schöpfers Majeſtät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir ſehen Gott in neuern klärern Lehren.

Elegiens Ehr' iſt jetzt den Phyſikern ein Kind,
Wie's unſre Dichter noch bei alten Dichtern ſind ꝛc.

Anmerkung. Daß dieſes Gedicht nicht ganz iſt, und daß ich es an vielen Orten ſelbſt nicht mehr verſtehe, dieſes habe ich dem verſtorbenen Herrn Profeſſor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet iſt, ließ es in ein phyſikaliſches Wochenblatt einrücken. Dieſe Ehre kam mir ein wenig theuer zu ſtehen. Herr Menz war Cenſor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieſes Amts das Recht zu haben glauben, die Schriftſteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggeſtrichen, worin man über gewiſſe, wenn Sott will, phyſikaliſche Kindereien lachte, in welchen der und jener Naturlehrer alle ſeine Geſchicklichkeit beſtehen läßt.

An den Herrn Marpurg,

über die Regeln der Wiſſenſchaften zum Vergnügen, beſonders der Poeſie und Tonkunſt.

Der du für dich und uns der Töne Kräfte kennſt,
Der Kunſt und der Natur ihr wahres Amt ernennſt,
Maaß, Gleichheit, Ordnung, Werth im Reich der Schalle lehreſt,
Denkſt, wo man ſonſt nur fühlt, und mit der Seele höreſt,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt warum?
Dem ſchwere Schönheit nur Luſt bringt und Meiſtern Ruhm;
Freund, ſprich, ſoll die Muſik nicht alle Welt ergötzen?
Soll ſie's; was darf man ſie nach ſtrengen Regeln ſchätzen?
Die grübelnde Vernunft bringt ſich in alles ein,
Und will, wo ſie nicht herrſcht, doch nicht entbehret ſeyn.
Ihr flucht der Orthodox; denn ſie will ſeinem Glauben,
Der blinde Folger heiſcht, den alten Beifall rauben.
Und mich erzürnt ſie oft, wenn ſie der Schul' entwiſcht,
Und ſpitzgem Tadel hold in unſre Luſt ſich miſcht.
Gebietriſch ſchreibt ſie vor, was unſern Sinnen tauge,

Macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge.
Dort steigt sie allzuhoch, hier allzutief herab,
Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrthums Schatten,
Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten,
Wo neues Ungeheu'r ein jeder Tag erlebt,
Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen strebt.
Hier laß, Vernunft, dein Licht uns unsern Feind erblicken,
Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch' uns zu beglücken.
Hier findet Tadel, Rath, Gesetz und Strafe statt.
Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht satt.
Du fliehst auf Abenteu'r ins Elend zu den Sternen,
Und baust ein stolzes Reich in unermeßnen Fernen,
Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ordnung aus,
Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
Und steigst du dann und wann, voll Schwindel, aus den Höhen
Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du stiegst, zu sehen,
So kommst du, statt ins Herz, in einen Kritikus,
Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß,
Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude,
Aus Lust die Quintessenz, rectificirst die Freude,
Und schafft, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt,
Daß viel nur halb ergötzt und vieles gar nicht rührt;
Das Fühlen wird verlernt, und nach erkiesten Gründen
Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden,
Und hält, was Körner hat, für ausgedroschnes Stroh;
Denn Eckel macht nicht satt, und Eigensinn nicht froh.
Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug umschränket,
Daß unser edler Witz auf engre Marchen denket?
Treibt denn der Baum der Lust Holz so im Ueberfluß,
Daß man gewaltsam ihm die Aeste rauben muß?

Iſt unſre Freud ein Fem'r, das ſich zu reichlich nähret,
Das uns, ſchwächt man es nicht, anſtatt erwärmt, verzehret?
Iſt das, was uns gefällt, denn lauter ſtarker Wein,
Den man erſt wäſſern muß, wenn er ſoll heilſam ſeyn?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom Verſchwenden,
Floß, was du gabſt, Natur, aus ſparſam klugen Händen.
Was einen Bauer reizt, macht keine Regel ſchlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälſchlich ächt;
Und wenn die kühne Kunſt zum höchſten Gipfel flieget,
So ſchwebt ſie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget.
So wie des Weingeiſts Glut, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch ſeine Theile trennt.
Freund, wundre dich nur nicht, daß einſt des Orpheus Saiten
Die Tiger zahm gemacht und lehrten Bäume ſchreiten;
Das iſt: ein wildes Volk den Thieren untermengt,
Hat, wenn er ſpielte, ſich erſtaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekitzelt Ohr fühlt ſüße Zaubereien;
Ihn lehrt die Macht der Kunſt die Macht der Götter ſcheuen,
Und was der Wundermann lobt, rathet und befiehlt,
Hat bei den rauheſten den Reiz, mit dem er ſpielt.
Die Menſchlichkeit erwacht; der Tugend ſanftes Feuer
Erhitzt die leere Bruſt und wird die Frucht der Leier.
Der Wald ſieht ſich verſchmäht, man ſammelt ſich zu Hauf,
Man herrſcht, man dient, man liebt, und bauet Flecken auf.
So wirft ein Leiermann, und Gott weiß was für einer!
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger ſeiner.
Doch, war's ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts ſchönres kennt', kommt alles göttlich vor.
Jetzt aber . . wähle ſelbſt, nimm Haſſen oder Grauen
Und ſprich, ihr edler Stolz, wird er ſich ſo viel trauen?
Er beſſre, wenn er kann, das ungeſchliffne Land.

Dem Junker und dem Bau'r fehlt noch gleich viel Verſtand.
Er geh', ſind ſie es werth, und lehr' mit Opertönen,
Was ſich nicht lehren läßt, den ohne Murren fröhnen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig ſeyn.
Der Prieſter räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.
Doch er wird zehnmal eh die Karpfen in den Teichen,
Als ihren dummen Bau'r und Bauerherrn erweichen.
Nicht weil er ſchlecht geſpielt, weil er kein Orpheus iſt
Deſſ' Kunſt die Billigkeit nach ſeinen Zeiten mißt;
Nein, weil jetzt (güldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen
Ein edler Ohr beſitzt, als Kenner ſonſt beſaßen.
Erſt drängt er durch die Wach ſich toll ins Opernhaus,
Urtheilt erbärmlich dann und ſtrömt in Tadel aus.
Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
Hier ſtieg er allzuhoch, hier fiel er plötzlich nieder;
Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn ſah;
Bald wird das Traurige zum Heulen wüſter Töne,
Bald iſt die Sprach des Leids zu ungekünſtelt ſchöne
Dem iſt das Fröhliche zu ſchäckernd poſſenhaft,
Und jenem eben das ein Grablied ohne Kraft;
Das iſt zu ſchwer geſetzt, und das für alle Kehlen;
Und manchem ſcheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen;
Das Wort heißt zu gedehnt und das nicht g'nug geſchleift;
Die Loge weint gerührt, wo jene ziſcht und pfeift.
Wo kommt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu richten?
Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des andern Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlichne Regeln wiſſen,
Und, auf gut Glück, darnach vom Stock zum Winkel ſchießen?

Er iſt's. Nur table mich, daß ich die Regeln ſchmäh,
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geſchwätze ſeh.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke;
kritiken ohne Zahl und wenig Meiſterſtücke,
Seit dem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift,
Und Regeln abſtrahirt, und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr, des Schweizers Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch, ſchwer giebt ſeinen Worten Wucht.
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes Frucht.
Ja, ſeine Tyrannei hat leichte Beſſerungen
Nach langem Widerſtand ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß,
Das kaum mit Müh und Noth die drei Einheiten weiß,
Den Plaut und Moliere zu überſehen glaubet;
Das iſt, dem Hercules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt ihm gern damit ſchimpfsvolle Wunden an;
Nur ſchade! daß kein Zwerg ſie mächtig führen kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Göttern in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genung.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, ſtatt Geiſt und Feuer, füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maskerabenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet.
Tonarten, Intervall, Accorde, Diſſonanz,
Kanteen, Clauſeln, Takt, Strich, Contrapunkt und Schwanz,
Mit hundert Wörtern mehr, die tauſend nicht verſtehen,

Worauf ſich tauſend doch pedantiſch albern blähen,
Freund, ſey ſo gut, verbräm mein allzudeutſch Gedicht,
Damit man auch von mir als einem Kenner ſpricht.
Doch nein . . Es möchte mich ein Pfau zu rupfen faſſen.
Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken laſſen.
Zwar durch Beſcheidenheit fliegt man nicht Himmel an;
Dem Mädchen ſteht die Scham, und Prahlerei dem Mann.
Die Regeln ſind dazu, daß wir nicht dürfen ſchweigen,
Wenn Meiſter emſig ſind und ſich in Thaten zeigen.
Wer hat ſo müß'ge Zeit und ſitzet mühſam ſtill,
Daß er erſt alles lern, wovon er reden will?
Ein Weiſer braucht den Mund zum Richten und am Tiſche.
Wer ſchweigt, iſt dumm. Drum ſind das dümmſte Vieh die Fiſche.
Bei einem Glaſe Wein kommt manches auf die Bahn;
Da heißt es: rede hier, daß man dich ſehen kann.
Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen,
Lehrt auch das kleinſte Buch, wo nichts verſtehn, doch prahlen.
Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meiſter bleibt die Müh.
Das iſt der Regeln Schuld, und darum tadl' ich ſie.
Doch meinet man vielleicht, daß ſie dem Meiſter nützen?
Man irrt; das hieß die Welt mit Elephanten ſtützen.
Ein Adler hebet ſich von ſelbſt der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält ſich ohne Ruh.
Der Sperling ſteigt ihm nach, ſo weit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feuereß, wenn's hoch kommt, nach zu ſehen.
Ein Geiſt, den die Natur zum Muſtergeiſt beſchloß,
Iſt, was er iſt, durch ſich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, ſo kühn er geht, auch ohne Weiſer ſicher.
Er ſchöpfet aus ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schul und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geſchmack iſt der Geſchmack der Welt.

Wer faſſet ſeinen Werth? Er ſelbſt nur kann ihn faſſen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm ſelber überlaſſen.
Fehlt einſt der Menſch in ihm, ſind doch die Fehler ſchön,
Nur ſeine Stärke macht, daß wir die Schwäche ſehn.
So kann der Aſtronom die fernen Sonnenflecken
Durch Hülf' des Sonnenlichts und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Rieſen Schritt,
Sich ſelbſt gelaſſen, nie in Kindertappen tritt.
Nun ſaget mir, was dem die Knecht'ſche Regel nützet,
Die, wenn ſie feſt ſich ſtützt, ſich auf ſein Beiſpiel ſtützet?
Vielleicht, daß Feu'r und Geiſt durch ſie erſticket wird!
Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, ſich verirrt.
Wo er ſchon Vorſicht braucht, verliert er ſeinen Adel.
Er fänget ſonder Neid, und darum ohne Tadel.
Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch ſeltner noch,
Kommt ſo ein Geiſt empor, und wirft der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man ſich ſchwingt, ſtets adlermäßig ſchwingen?
Soll nur die Nachtigall in unſern Wäldern ſingen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel ſtehn;
Bei vieler Sonnen Glut würd unſre Welt vergehn.
Drum wird dem Mittelgeiſt vielleicht die Regel nützen?
Die Gänſ' war dort zur Zier und hier iſt ſie zum Stützen.
Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt;
Wenn er die Töne gleich als ſeine Finger kennt,
Beſäß ſein ſchwerer Geiſt Euclidens und Carteſen,
Und Eulern könnt er gar wie ich Talandern leſen;
Allein, er wagte nichts, allein er dächte nie,
Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh;
Und täuſchte nur das Ohr mit künſtlichem Geklimper:
Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen Stümper.
Auch Dichter kenn ich g'nug, die nur die Regel macht.

Wer dieſem Gott nicht dient, iſt ihnen in der Acht.
Wagt ſich ihr netter Geiſt in Molierens Sphäre;
So kommt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere;
Geſetzt, er machte gleich die Augen thränenvoll,
Wo man nach Sitt' und Recht ſich ſelbſt belachen ſoll.
Was ſchad't das? Hat er doch die Regeln nie verletzet,
Und gar, o ſeltner Ruhm, noch neue zugeſetzet.
Die Richter preiſen ihn und rufen: ſeht, da ſeht!
Wie auch ein großer Geiſt mit Reiz in Feſſeln geht.
Allein, Freund, lachſt du nicht, daß ich von Stümpern ſpreche?
Wer andrer Schwäche zeigt, verberg' erſt ſeine Schwäche.
Doch ja, du lachſt nicht nur; du gähnſt auch über mich.
Gut, ſchlafe nur nicht ein. Ich ſchließ und frage dich:
Wenn der, der wenig braucht und minder noch begehret,
Bei ſeiner Armuth lacht, und Reiche lachen lehret,
Der nichts verdrüßlich find't, auf alles Zucker ſtreut,
Die Freude ſich nie kauft und ſich doch täglich freut:
Wenn der zu preiſen iſt, iſt der nicht auch zu preiſen,
Deß Ohr ſich nicht empört bei mittelmäß'gen Weiſen,
Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorfſchallmei'n
So freudig kann, als du in Grauens Opern, ſeyn?
Dieß Glück, Freund, wünſch ich dir! und willſt du dich bedanken:
So wünſch mir gleiche Luſt aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion.

Erſter Geſang.

Vorerinnerung.

Die Religion iſt ſchon ſeit verſchiedenen Jahren die Beſchäftigung meiner ernſthaften Muſe geweſen. Von den ſechs Geſängen, die ich gröſtentheils

hundert ausgearbeitet habe, iſt vor einiger Zeit der Anfang des erſten Geſangs zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier dieſe Probe, ohne etwas neues hinzuzuthun; einige Verbeſſerungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — — Mein Plan iſt groß. Ich entwerfe ihn in den erſten achtzehn Zeilen ſelbſt, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädicaten daſelbſt auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erſte Geſang iſt beſonders den Zweifeln beſtimmt, welche wider alles Göttliche aus dem innern und äußern Elende des Menſchen gemacht werden können. Der Dichter hat ſie in ein Selbſtgeſpräch zuſammengenommen, welches er, an einem einſamen Tage des Verdruſſes, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er ſeinen Gegenſtand aus den Augen läßt, wenn er ſich in den Labyrinthen der Selbſterkenntniß zu verlieren ſcheint. Sie, die Selbſterkenntniß, war allezeit der nächſte Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der ſicherſte. Man ſchließe einen Blick in ſich ſelbſt; man ſetze alles, was man weiß, als wüßte man es nicht, bei Seite; auf einmal iſt man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den erſten Tag ſeines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinſchaftliche Geburt; ja unſer Stolz ſage, was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geiſt, ohne Empfindung folgen darauf, und den erſten Beweis, daß wir Menſchen ſind, geben wir durch Laſter, die wir in uns gelegt fanden und mächtiger in uns gelegt fanden als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton! Die Abwechſelung mit den Laſtern ſind unſere Beſſerungen; Beſſerungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unſerer Säfte haben. Wer iſt von dieſem elenden Looſe ausgenommen? Auch nicht der Weiſeſte. Bei ihm herrſchen die Laſter nur unter ſchönern Larven, und ſind, wegen der Natur ihrer Gegenſtände, nur minder ſchädlich, aber eben ſo ſtark, als bei der verworfenſten Seele aus dem Pöbel. Der Dichter darf die Beiſpiele nicht in der Ferne ſuchen. Alle ſein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Uebelthun benommen, den Hang aber dazu nicht geſchwächt. Unter andern Umſtänden würde er — — und wer muß nicht ein gleiches von ſich geſtehen? — — vielleicht ein Schaum der Böſewichter, oder das Muſter eines Thoren geworden ſeyn. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menſchlichen Herzens nichts als Laſter zu finden! Und es iſt von Gott? Es iſt von einem allmächtigen, weiſen Gott? Marternder Zweifel! — — Doch vielleicht iſt unſer Geiſt deſto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erſchaffen, da wir es für die Tugend nicht ſind. Für die Wahrheit? Wie vielfach iſt ſie? Jeder glaubt ſie zu haben, und jeder hat ſie anders. Nein! nur der

Irrthum iſt unſer Theil und Wahn iſt unſere Wiſſenſchaft. Fügt zu dieſem erbärmlichen Bilde des edelſten Theiles von uns auch eine Abſchilderung des minder edeln, des Körpers. Er iſt ein Zuſammenhang mechaniſcher Wunder, die von einem ewigen Künſtler zeugen Ja, aber auch ein Zuſammenhang abſcheulicher Krankheiten, in ſeinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verrathen. Dieſes alles verführt den zweifelnden Dichter zu ſchließen:

Der Menſch? wo iſt er her?
Zu ſchlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefähr.

Man ſtoße ſich hier an nichts Alles dieſes ſind Einwürfe, die in den folgenden Geſängen widerlegt werden, wo das jetzt geſchilderte Elend ſelbſt der Wegweiſer zur Religion werden muß.

Was ſich der grobe Witz zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermuth ſich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub' in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäuſchte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichſte Geſchenk, das aus des Schöpfers Hand
Den ſchwachen Menſchen krönt, noch über dich, Verſtand;
Was du mit Zittern glaubſt, und bald aus Stolz verſchmäheſt,
Und bald, wenn du dich fühlſt, vom Himmel trotzig fleheſt;
Was dein neugierig Wie? in fromme Feſſeln ſchließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitſtern iſt;
Was Völker knüpft und trennt, und Welten ließ verwüſten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze grüßten;
Wodurch dem Himmel treu, allein ein Geiſt voll Licht
In jene Dunkelheit mit ſichern Schritten bricht,
Die nach der grauſen Gruft, in unerſchaffnen Zeiten,
Auf unſre Seelen harrt, die March der Sterblichkeiten:
Dieß ſey mein rührend Lied!

Dein Feu'r, Religion!

Entflamme meinen Geist; das Herz entflammst du schon.
Dich fühl' ich, ehrfurchtsvoll, gleich stark als meine Jugend,
Das thörichte Gewebe aus Laster, Fehl und Tugend.
Nach Wahrheit durstiger, als durstig nach der Ehr',
Auf klugen Beifall stolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden,
Hab ich den flücht'gen Geist oft an sich selbst gebunden;
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hülfe schrie,
Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh'.
Der ernsten erster Blick, die ich auf mich geschossen,
Hat mein erstauntes Herz mit Schwermuth übergossen.
Verloren in mir selbst, sah, hört und fühlt' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt — — und noch mich nicht gesehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen stehen.
Was ich von mir gedacht, ist falsch, ist lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu seyn, so wenig kenn' ich mich.
Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiser Thoren
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit, verloren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menschheit Wissen ist,
Den stolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß, als schließt.
Dem Irrthum in dem Schooß, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, stolz auf den Traum, kein wachsam Zweifeln leiden.
Das Forschen ist sein Gift, Hartnäckigkeit sein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm sein Eigenthum;
Ihm, der stolz, von der Höh' der aufgethürmten Lügen,
Natur und Geist und Gott sieht unverhüllet liegen.
Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Mensch. Auf Erden.
Bescheide sonder Licht, die Kindern g'nügen werden!
Was ist der Mensch? Sein Glück? Die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt. Dann sagt auch, was er wird;

Wenn ſchnell das Uhrwerk ſtockt, das in ihm denkt und fühlet?
Was bleibt von ihm, wenn ihn der Würmer Heer durchwühlet,
Das ſich von ihm ernährt und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Menſch alsdann gleich hoffnungslos geſtreckt?
Bleibt er im Staube Staub? Wird ſich ein neues Leben
Auf einer Allmacht Wink, aus ſeiner Aſche heben?
Hier ſchweigt die Weisheit ſelbſt, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht mehr, als ſie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu mit ſtarrverwandten Blicken,
Mit gierig offnem Mund, und beifallsreichen Nicken.
Sie glaubt, ſie höre Gott; denn ſie verſteht ihm nichts
Und was ſie halb gemerkt, ſtützt ſie auf ein: er ſpricht's.
Auch ich, von ihr verführt, vom Hochmuth aufgeblaſen,
Hielt für die Wahrheit ſelbſt ein philoſophiſch Raſen,
Worin der irre Kopf verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich ſich träumt, und ſeinen Traum verſchenkt;
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle ſeine heißet,
Bis ihn ein böſer Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wir geſund und arm; erſt war er krank und reich;
Elend zuvor und nun — — Wer iſt, als ich, ihm gleich?
Wer kommt und lehret mich, was ich zu wiſſen glaubte,
Eh' der einſame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?
Durchforſchet, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen ſoll, iſt Nacht. Was hin iſt, iſt ein Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt iſt allzukurz zur Freude,
Und doch, ſo kurz er iſt, nur allzulang zum Leide.
Schick, wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick
Zum unempfindlichſten, zum erſten Tag zurück.
Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne, theure Laſt, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frei, in nie empfund'ner Luft,

Mit ungeübtem Ton, mein Schickſal ausgerufen?
Wo war mein junger Geiſt? fühlt er die Sonnenſtrahlen,
Das erſte Bild im Aug' mit ſtillem Kitzel malen?
Mein ungelehrtes Schrei'n, hat mich es auch erſchreckt,
Als es zuerſt durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?
Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Luſt, doch thränend nach mir blickte,
Des Vaters fromme Stimm' die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verſtand, ſchon lehrend zu mir trat,
Der ſein Bild in mir ſah, mit ernſten Liebeszeichen
Mich dann der Mutter wieß, ihn mit mir zu vergleichen:
Ward dieß von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?
Fühlt' ich, mir unbewußt, für ſie ſchon Lieb' und Scheu?
Ach! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finſtern Banden,
Und was den Menſchen macht, war ohne Spur vorhanden.
Die Bildung, nach der Form zum menſchlichen Geſchlecht,
Gab auf den edlern Theil mir kein untrüglich Recht.
Wer ſah durch Haut und Fleiſch das Werkzeug zum Empfinden?
Ob kein unſel'ger Fehl im innern Bau zu finden?
Wer ſah mein Hirn, ob es gedankenfähig war?
Ob meine Mutter nicht ein menſchlich Vieh gebar?
Wie elend kümmerlich wuchs ich die erſten Jahre,
Zum Menſchen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.
Wie mancher Tag verfloß, eh' vom geſchäft'gen Spiel
Ein lächelnd heitrer Blick ſchief auf die Mutter fiel?
Eh' meine Knorpelhand ſo ſtark zu ſeyn begonnte,
Daß ſie mit Jauchzen ihr das Haar zerzaufen konnte?
Eh' leichter Sylben Schall ins Ohr vernehmlich ſtieß?
Eh' ich mich Stammelnde nachaffend loben ließ?
Eh' meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
Womit den langen Tag die kleine Kehl' ſich quälte?

Eh' auf die Leitung kühn, mein Fuß, vom Tragen matt,
Mehr Schritte durch die Luft, als auf dem Boden that?
Doch endlich sollt' ich auch das späte Glück genießen,
Das schlechter Thiere kaum die ersten Stunden missen.
Die Lieblings der Natur, vom sichern Trieb regiert,
Der unverirrlich sie zum Guten reizt und führt.
Ich hörte, sah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
Bis Zeit und Ruthe mich zum schlimmern Knaben machte.
Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann,
Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüsten an.
Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich stehen.
Nach allem sehnt' ich mich, und alles ward ich satt,
Der Kreisel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
Zu glücklich, wär mein' Spiel ein bloßes Spiel gewesen
Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen,
Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand.
Wer kann dem Feind entfliehn, eh' er den Feind gekannt?
Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kinderthaten
Des Lehrers schärferm Blick oft männlich g'nug verrathen.
Ach! warum wüthete ihr Gift in Mark und Blut
Mit mich verderbender, doch angenehmer Wuth,
Eh' der biegsame Geist die Tugend kennen lernte,
Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte?
Nein, er sich selber nicht; denn in der Seele schlief
Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff,
Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit mir.
Das Laster ward mein Herr, ein Herr, den ich verfluche,

Den eifrig, doch umſonſt, ich zu entthronen ſuche;
Ein Wüthrich, der es ward, damit ich ſey gequält,
Nicht, weil er mich beſiegt, nicht, weil ich ihn gewählt — —
Himmliſche Tugenden! was hilft es, euch zu kennen,
In reiner Glut für euch, als unſer Glück, zu brennen,
Wenn auch der kühnſte Schwung ſich ſchimpflich wieder ſenkt,
Und uns das Laſter ſtets an kurzen Banden lenkt?
Ich fühl' es, daß mein Geiſt, wenn er ſich ſtill betrachtet,
Sich dieſer Bande ſchämt, ſich eurer werth nur achtet,
Daß, wenn von ſpäter Reu' mein Aug' in Thränen fließt,
Da ich ſonſt nichts vermag, mein Wunſch euch eigen iſt.
Du biſt mir Troſt und Pein, und an der Tugend Stelle,
Beweinenswerther Wunſch! Mein Himmel! meine Hölle!
Du, nur du biſt in mir das einz'ge reiner Art,
Das einzige, was nicht dem Laſter dienſtbar ward.
Solch einen heißen Wunſch, ſolch marterndn Unvermögen
Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
Ein mächtig weiſer Gott! Ein Weſen ganz die Huld!
Und richtet Zwang als Wahl und Ohnmacht gleich der Schuld?
Und ſtraft die Laſterbrut, die es mir aufgedrungen,
Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
O Menſch, elend Geſchöpf! Menſch! Vorwurf ſeiner Wuth!
Und doch ſind, was er ſchuf, du und die Welt ſind gut?
So kenn' ich Gott durch euch, ihr Iſraels Verwirrer,
Und eure Weisheit macht den irren Geiſt noch irrer.
Umſonſt erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
Ich will, ich will . . Und doch bin ich nicht tugendhaft.
Umſonſt erhebt ihr mir des Urtheils ſtreng Entſcheiden.
Die Laſter kenn' ich all'; doch kann ich alle meiden?
Hier hilft kein ſtarker Geiſt, von Wiſſenſchaft genährt,
Und Schlüſſe haben nie das Böſ' in uns zerſtört.

Er, der mit ſcharfem Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
Und kühn zur Sonne ſteigt . . Weg, den kein Adler kennet! . .
Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
Der ſie, zur Flucht bereit, in ew'ge Kreiſe ſchmiegt;
Und aus dem Himmel dann ſinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht
Nichts ſieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er, und der halbe Menſch, verdammt zum ſauren Pflügen,
Auf welchem einzig nur ſcheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umſchränkt,
Der ſich erſchaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, ſinnt er über ſich, ſinnt, wie er ſatt will werden,
Der ſeine ganze Pflicht die Hofedienſte nennt,
Im Reiche der Natur zur Noth das Wetter kennt;
Sie, die ſich himmelweit an ſtolzer Einſicht weichen,
Sie, die ſich beſſer nicht als Menſch und Affe gleichen,
Sind ſie nur allzugleich, ſiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein kühner Blick ſich ein.
In beiden ſteht der Thron des Uebels aufgethürmet,
Nur daß ihn der gar nicht und der umſonſt beſtürmet,
Nur daß frei ohne Scham das Laſter hier regiert,
Und dort ſich dann und wann mit ſchönen Masken ziert.

Mein Herz, eröffne dich! Hier in dem ſtillen Zimmer,
Das nie der Neid beſucht, und ſpät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerſtreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein ſammtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tiſch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths ſtatt, was finſtern Gram beſiegt

Begriffner Bücher Zahl auf Tiſch und Dielen liegt;
Ein Herz entwickle treu die tiefſten deiner Falten,
Ein Laſter, ſchlau verſteckt, bei hunderten ſich halten;
Ein rede frei mit mir, ſo wie zum Freund ein Freund,
Der, was er ihm entdeckt, nur laut zu denken meint,
Kein fremder Zeuge horcht, geſchickt dich roth zu machen,
Kein ſeichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Mich höret, iſt ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; ſollte gleich die Welt mein Zeuge ſeyn!
Seitdem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
Die Hände von dem Spiel ſich nach den Büchern ſtreckten,
Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Laſt,
Welch' Bild hab' ich nicht ſchnell und gierig aufgefaßt?
Kein Tag verſtrich, der nicht mein kleines Wiſſen mehrte,
Mit dem der junge Geiſt ſich ſtopfte mehr als nährte,
Der Sprachen ſchwer Gewirr; das Bild vergangner Welt,
Zum ſichern Unterricht der Nachwelt aufgeſtellt;
Der Alterthümer Schutt, wo in verlaßnen Trümmern
Des Kenners Augen noch Geſchmack und Schönheit ſchimmern;
Der Junge Zauberkunſt, die den achtſamen Geiſt,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach folgſam reißt:
Und ſie, noch meine Luſt, und noch mein ſtill Bemühen,
Für deren Blicke ſchon unwürd'ge Sorgen fliehen,
Die Dichtkunſt, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom ſichern Ufer ab: . .
Die ſind's, worin ich mich fern von mir ſelbſt verirrte,
Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirthe.
Indeſſen klimmte ſtill, am unbekanntſten Ort,
Durch Nachſicht angefacht, des Laſters Zunder fort.
Gern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeſchlagen,
Die in die Stadt des Glücks Tod und Verwüſtung tragen,

Und die kein Thränenmeer mit Reu zu löſchen weiß:
Doch Zeit zum Uebelthun verſagte mir mein Fleiß.
So ſchien ich, in der Still' um Todte nur bemühet,
Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innre ſiehet.
Die Thorheit, die mit Schall die ſtolzen Ohren nährt,
Mit Lob, das, reich an Peſt, aus gift'gen Schmeichlern fährt,
Die Ruh' für Titel giebt und Luſt für Ordensbänder,
Der flücht'gen Königsgunſt vergebne Unterpfänder,
Die groß wird ſich zur Laſt, und wahres Glücke ſcheuet,
Weil dieß ſich ungeputzt in ſtillen Thälern freuet,
Weil es die Höfe ſtieht, ſein zu gewiſſes Grab,
Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle, gab;
Die Ruhmſucht . . hab' ich ſie nicht oft mit ſpött'ſcher Miene,
Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden ſchiene,
Mit Gründen, friſch durch Salz, für Raſerei erklärt,
Und unter andrer Tracht ſie in mir ſelbſt ernährt?
Mein Lied, das wider ſie aus kühnem Mund ertönte,
Und Fürſten unbeſorgt in ihren Sklaven höhnte,
Das bei der Lampe reif, die Ruh' des Weiſen ſang,
Von reicher Dürftigkeit, von ſel'ger Still' erklang,
Mein Lied, wenn's ungefähr ein Kreis Bekannter hörte,
Und es der Kenner ſchalt, und es die Dummheit ehrte,
Wie ward mir? Welches Feu'r? Was fühl't und fühlt' ich nicht?
Was malte den Verdruß im rothen Angeſicht?
O Ruhmſucht, ſchlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
Lagſt du im Hinterhalt, den Selbſtbetrug dir machte.
Der zürnt, weil man ihn nicht hoch. würdig, gnädig heißt,
Und ihm ein nichtig Wort aus ſeinem Titel reißt;
Ich zürn' . . zum mindeſten, weil unverſorgte Jugend
Die Rennbahn mir verſchließt zu Wiſſenſchaft und Tugend?
Nein . . weil man mir ein Lob, ein knechtiſch Lob verſagt,

Laß ich . . Wer schätzt die Müh'? . . die Reime schön ersagt.
Kam' sicher, stolze Schaar, Ruhmträume zu erwischen!
Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszuzischen!
Ihr Laster stellet euch! Aus eurem wilden Heere,
Unzählbar, wie der Sand, schlau zu des Uebels Ehre,
Sah ich die schrecklichsten! Euch such' ich, Geiz und Neid,
Die ihr, sticht Wärm' und Lust, des Alters Seele seyd!
Doch Jüngling Blüth' und Feu'r, das deine Wangen hitzet,
Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne sitzet.
Er wächst und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt,
Und der unseel'ge Grund zu zeitger Reifung ist.
Bav kleidet sich in Gold und trägt an Edelsteinen
Auf seiner dürren Hand den Werth von Meiereien;
Sein trotzig Dienerheer bläht sich am hintern Rad,
Im Feierkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
Wer geht vor ihm vorbei und bückt sich nicht zur Erde?
Er dankt und lernt die Art von seinem stolzen Pferde;
Er schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick,
Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück.
Sein Reichthum giebt ihm Witz; sein Reichthum schenkt ihm Sitten,
Und macht den plumpen Klotz auch Weibern wohl gelitten.
Des Pöbels Augenmerk! Bav, bist du meines? Nein.
Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, seyn.
Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget,
Hat er drum mindre Wuth, wenn er nach Tigern jaget?
Trifft Bavens nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!
Nacheifrung, wer bist du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
Sinnreich, zur eignen Fall, die Laster zu verkleiden,
Betrogne Sterbliche, Nacheifern ist Beneiden.
Nimmt mich, ans Pult geheft, der ewige Gesang,
Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang . .

In Himmel . . frommer Wahn! . . Gott . . Geiſter . . ewig Leben . .
Vielleicht ein leerer Ton, den Dichter kühn zu heben? . .
Nimmt mich dieß neue Lied . . zu ſchön, um wahr zu ſeyn,
Erſchüttert, nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
Was wünſcht der innre Schalk, erhitzt nach fremder Ehre,
Und lächerlich erhitzt? . . Wenn ich der Dichter wäre!
Umſonſt lacht die Vernunft, und ſpricht zum Wunſche: Thor!
Ein kleiner Geiſt erſchrickt, ein großer bringt hervor.
Dem Wunſche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
Auch Weiſen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
Was hilft's, daß er in mir bei Unfall ſich nicht freut,
Die Ruh' der Welt nicht ſtört? . . Iſt er drum minder Neid?
Nicht er, der Gegenſtand, die Neigung macht das Laſter,
Stets durch ſich ſelbſt verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter.
Auch dich, o Geiz! . .

Doch wie? was ſtößt den finſtern Blick,
Den redlichſten Spion, vom Grund der Bruſt zurück?
Ich werde mir zu ſchwarz, mich länger anzuſchauen,
Und Neugier kehret ſich in melancholiſch Grauen.
Des Uebels ſchwächſten Theil zog ich ans ſcheue Licht.
Verwöhnter Weichling! Wie? mit ſtärkern wag' ich's nicht?
Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr ſtets tiefer wühlet,
Je näher ihr den Feind, die Selbſterkenntniß, fühlet.
Ihr ſchwärzern Laſter, bleibt! Was die Natur verſteckt,
Zieh Unſinn an das Licht! . . Nichts hab' ich mehr entdeckt,
Wenn ich auch eins vor eins die Muſtrung gehen laſſe,
Als daß ich ſündige und doch die Sünde haſſe.

Doch wie? das Alterthum, auf Wahn und Mode groß,
Spricht: dein Loos, Sterblicher, iſt nicht der Menſchheit Loos!
Das kleine Griechenland ſtolzirt mit ſieben Weiſen,
Und ſahe Scythen ſelbſt nach ihrer Tugend reiſen.

Vergebens Alterthum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden;
Und selbst von Sokrates ist Thorheit g'nug zu melden.
Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand
In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand,
Die dahin schick den Blick die Wahrheit auszuspähen!
Was ich in mir geseh'n, wirst du in ihnen sehen.
Großmuth ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut!
Treu seyn ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wuth;
Andacht ist Heuchelei; Freigebigkeit Verschwenden;
Und Fertigkeit zum Tod Lust seine Pein zu enden;
Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Thorheit Zug;
Und seltne Redlichkeit der sicherste Betrug!
Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, schwarz wie der Mohr, und fleckigt wie der Panther!
Verdorrtes Mordgefäß, woraus das Uebel flog,
Und wachsend in dem Flug durch beide Welten zog!
Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Lästerung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben ꝛc.

Schlußrede zu einem Trauerspiele,

gehalten von Mad. Schuch 1754.

Euch, die Geschmack und Ernst und was nur Weise rührt,
Die Tugend und ihr Lohn ins Trauerspiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künstliches Betrügen,
Beklemmtes Herz zur Lust und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schicksal ficht,
Und mit Affecten kämpft, in schweren Worten spricht:

Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben,
Zu haſſen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr theilt ſein Weh und Wohl,
Und kurz, ihr habt das Herz, wie man es haben ſoll.
Schämt euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge ſchimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! unbekümmert,
Ob Weſen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit ſüßer Macht zerſchlug.
Die Gottheit des Geſchmacks zählt jedes Kenners Zähre
Und hebt ſie theuer auf, zu ſein und unſrer Ehre!
Zu unſrer Ehre? — Ja, als Theil an unſerm Lohn,
Durch der Gebärden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton,
Und durch die ganze Kunſt ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelſucht zum Trotz! ſie euch erpreßt zu haben.

Die Juden.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Verfertigt im Jahr 1749.

Personen.

Michel Stich.
Martin Krumm.
Ein Reisender.
Christoph, dessen Bedienter.
Der Baron.
Ein junges Fräulein,
dessen Tochter.
Lisette.

Erſter Auftritt.

Michel Stich. Martin Krumm.

Mart. Kr. Du dummer Michel Stich!

Mich. St. Du dummer Martin Krumm!

Mart. Kr. Wir wollen's nur geſtehen, wir ſind beide erzdumm geweſen. Es wäre ja auf einen nicht angekommen, den wir mehr todt geſchlagen hätten!

Mich. St. Wie hätten wir es aber klüger können anfangen? Waren wir nicht gut vermummt? war nicht der Kutſcher auf unſrer Seite? konnten wir was dafür, daß uns das Glück ſo einen Querſtrich machte? Hab ich's doch viel hundertmal geſagt: das verdammte Glück! ohne das kann man nicht einmal ein guter Spitzbube ſeyn.

Mart. Kr. Je nu, wenn ich's beim Lichte beſehe, ſo ſind wir kaum dadurch auf ein paar Tage länger dem Stricke entgangen.

Mich. St. Ah, es hat ſich was mit dem Stricke! Wenn alle Diebe gehangen würden, die Galgen müßten dichter ſtehen. Man ſieht ja kaum alle zwei Meilen einen; und wo auch einer ſteht, ſteht er meiſt leer. Ich glaube, die Herren Richter werden aus Höflichkeit die Dinger gar eingehen laſſen.

Zu was sind sie auch nütze? Zu nichts, als aufs höchste, daß unser einer, wenn er vorbei geht, die Augen zublinzt.

Mart. Kr. O! das thu ich nicht einmal. Mein Vater und mein Großvater sind daran gestorben, was will ich's besser verlangen? Ich schäme mich meiner Eltern nicht.

Mich. St. Aber die ehrlichen Leute werden sich deiner schämen. Du hast noch lange nicht so viel gethan, daß man dich für ihren rechten und ächten Sohn halten kann.

Mart. Kr. O! denkst du denn, daß es deßwegen unserm Herrn soll geschenkt seyn? Und an dem verzweifelten Fremden, der uns so einen fetten Bissen aus dem Munde gerissen hat, will ich mich gewiß auch rächen. Seine Uhr soll er so richtig müssen da lassen — — Ha! sieh, da kommt er gleich. Hurtig geh fort! ich will mein Meisterstück machen.

Mich. St. Aber halbpart! halbpart!

Zweiter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reisende.

Mart. Kr. Ich will mich dumm stellen. — Ganz dienstwilliger Diener mein Herr, — — ich werde Martin Krumm heißen, und werde auf diesem Gute hier wohlbestallter Vogt seyn.

Der Reis. Das glaube ich Euch, mein Freund. Aber habt Ihr nicht meinen Bedienten gesehen?

Mart. Kr. Ihnen zu dienen, nein; aber ich habe wohl, von Dero preiswürdigen Person sehr viel gutes zu hören die Ehre gehabt. Und es erfreut mich also, daß ich die Ehre habe, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu genießen. Man sagt

daß Sie unsern Herrn gestern Abends auf der Reise aus einer sehr gefährlichen Gefahr sollen gerissen haben. Wie ich nun nicht anders kann, als mich des Glücks meines Herrn zu erfreuen, so erfreu ich mich — —

Der Reis. Ich errathe, was Ihr wollt; Ihr wollt Euch bei mir bedanken, daß ich Eurem Herrn beigestanden habe——.

Mart. Kr. Ja, ganz recht; eben das!

Der Reis. Ihr seyd ein ehrlicher Mann —

Mart. Kr. Das bin ich! Und mit der Ehrlichkeit kommt man immer auch am weitesten.

Der Reis. Es ist mir kein geringes Vergnügen, daß ich mir durch eine so kleine Gefälligkeit so viel rechtschaffne Leute verbindlich gemacht habe. Ihre Erkenntlichkeit ist eine überflüssige Belohnung dessen, was ich gethan habe. Die allgemeine Menschenliebe verband mich dazu. Es war meine Schuldigkeit; und ich müßte zufrieden seyn, wenn man es auch für nichts anders als dafür angesehen hätte. Ihr seyd allzu gütig, ihr lieben Leute, daß Ihr Euch dafür bei mir bedankt, was Ihr mir ohne Zweifel mit eben so vielem Eifer würdet erwiesen haben, wenn ich mich in ähnlicher Gefahr befunden hätte. Kann ich Euch sonst worin dienen, mein Freund?

Mart. Kr. O! mit dem Dienen, mein Herr, will ich Sie nicht beschweren. Ich habe meinen Knecht, der mich bedienen muß, wenns nöthig ist. Aber — — wissen möcht ich wohl gern, wie es doch dabei zugegangen wäre? Wo war's denn? Waren's viel Spitzbuben? Wollten sie unsern guten Herrn gar ums Leben bringen, oder wollten sie ihm nur sein Geld abnehmen? Es wäre doch wohl eins besser gewesen als das andere.

Der Reis. Ich will Euch mit Wenigem den ganzen

Verlauf erzählen. Es mag ungefähr eine Stunde von hier seyn, wo die Räuber Euren Herrn, in einem hohlen Wege, angefallen hatten. Ich reiste eben diesen Weg, und sein ängstliches Schreien um Hülfe bewog mich, daß ich nebst meinem Bedienten eilends herzu ritt.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reis. Ich fand ihn in einem offnen Wagen — —

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reis. Zwei vermummte Kerle — —

Mart. Kr. Vermummte? ei! ei!

Der Reis. Ja! machten sich schon über ihn her.

Mart. Kr. Ei! ei!

Der Reis. Ob sie ihn umbringen, oder ob sie ihn nur binden wollten, ihn alsdann desto sichrer zu plündern, weiß ich nicht.

Mart. Kr. Ei! ei! Ach, freilich werden sie ihn wohl haben umbringen wollen; die gottlosen Leute!

Der Reis. Das will ich eben nicht behaupten, aus Furcht, ihnen zuviel zu thun.

Mart. Kr. Ja, ja, glauben Sie mir nur, sie haben ihn umbringen wollen. Ich weiß, ich weiß ganz gewiß — —

Der Reis. Woher könnt Ihr das wissen? Doch es sey. So bald mich die Räuber ansichtig wurden, verließen sie ihre Beute und liefen über Macht dem nahen Gebüsche zu. Ich löste das Pistol auf einen. Doch es war schon zu dunkel und er schon zu weit entfernt, daß ich also zweifeln muß, ob ich ihn getroffen habe.

Mart. Kr. Nein, getroffen haben Sie ihn nicht. — —

Der Reis. Wißt Ihr es?

Mart. Kr. Ich meine nur so, weil's doch schon finster gewesen ist, und im Finstern soll man, hör' ich, nicht gut zielen können.

Der Weiſ. Ich kann Euch nicht beſchreiben, wie erkenntlich ſich Euer Herr gegen mich bezeigte. Er nannte mich hundertmal ſeinen Erretter und nöthigte mich, mit ihm auf ſein Gut zurück zu kehren. Ich wollte wünſchen, daß es meine Umſtände zu ließen, länger um dieſen angenehmen Mann zu ſeyn; ſo aber muß ich mich noch heute wieder auf den Weg machen. — Und eben deßwegen ſuche ich meinen Bedienten.

Mart. Kr. O! laſſen Sie ſich doch die Zeit bei mir nicht ſo lang werden. Verziehen Sie noch ein wenig. — Ja! was wollte ich denn noch fragen? Die Räuber, — ſagen Sie mir doch — — wie ſahen ſie denn aus? wie gingen ſie denn? Sie hatten ſich verkleidet; aber wie?

Der Weiſ. Euer Herr will durchaus behaupten, es wären Juden geweſen. Bärte hatten ſie, das iſt wahr; aber ihre Sprache war die ordentliche hieſige Baurenſprache. Wenn ſie vermummt waren, wie ich gewiß glaube, ſo iſt ihnen die Dämmerung ſehr wohl zu ſtatten gekommen. Denn ich begreife nicht, wie Juden die Straßen ſollten können unſicher machen, da doch in dieſem Lande ſo wenige geduldet werden.

Mart. Kr. Ja, ja, das glaub' ich ganz gewiß auch, daß es Juden geweſen ſind. Sie mögen das gottloſe Geſindel noch nicht ſo kennen. So viel als ihrer ſind, keinen ausgenommen, ſind Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum iſt es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König ſeyn: ich ließ keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtſchaffne Chriſten vor dieſen Leuten! Wenn ſie der liebe Gott nicht ſelber haßte, weßwegen wären denn nur vor Kurzem, bei dem Unglücke in Breslau, ihrer bald noch einmal ſo viel als Chriſten geblieben? Unſer Herr Pfarrer erinnerte das ſehr weislich in der letzten Predigt. Es iſt, als wenn ſie zugehört hätten, daß

ſie ſich gleich deßwegen an unſerm guten Herrn haben rächen wollen. Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, ſo hüten Sie ſich vor den Juden, ärger als vor der Peſt.

Der Weiſ. Wollte Gott, daß das nur die Sprache des Pöbels wäre!

Mart. Kr. Mein Herr, zum Exempel: ich bin einmal auf der Meſſe geweſen — ja! wenn ich an die Meſſe gedenke, ſo möchte ich gleich die verdammten Juden alle auf einmal mit Gift vergeben, wenn ich nur könnte. Dem einen hatten ſie im Gedränge das Schnupftuch, dem andern die Tabaksdoſe, dem dritten die Uhr und ich weiß nicht was ſonſt mehr, weggeſtipitzt. Geſchwind ſind ſie, ochſenmäßig geſchwind, wenn es aufs Stehlen ankommt. So behende, als unſer Schulmeiſter nimmermehr auf der Orgel iſt. Zum Exempel, mein Herr: erſtlich drängen ſie ſich an einen heran, ſo wie ich mich ungefähr jetzt an Sie — —

Der Weiſ. Nur ein wenig höflicher, mein Freund! —

Mart. Kr. O! laſſen Sie ſich's doch nur weiſen. Wenn Sie nun ſo ſtehen, — — ſehen Sie, — — wie der Blitz ſind ſie mit der Hand nach der Uhrtaſche (er fährt mit der Hand anſtatt nach der Uhr in die Rocktaſche und nimmt ihm ſeine Tabaksdoſe heraus). Das können ſie nun aber alles ſo geſchickt machen, daß man ſchwören ſollte, ſie führen mit der Hand dahin, wenn ſie dorthin fahren. Wenn ſie von der Tabaksdoſe reden, ſo zielen ſie gewiß nach der Uhr, und wenn ſie von der Uhr reden, ſo haben ſie gewiß die Tabaksdoſe zu ſtehlen im Sinne. (Er will ganz ſauber nach der Uhr greifen, wird aber ertappt.)

Der Weiſ. Sachte! ſachte! was hat Eure Hand hier zu ſuchen?

Mart. Kr. Da können Sie sehen, mein Herr, was ich für ein ungeschickter Spitzbube seyn würde. Wenn ein Jude schon so einen Griff gethan hätte, so wäre es gewiß um die gute Uhr geschehen gewesen. — — Doch weil ich sehe, daß ich Ihnen beschwerlich falle, so nehme ich mir die Freiheit, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verbleibe Zeitlebens für Dero erwiesene Wohlthaten meines hochzuverehrenden Herrn gehorsamster Diener, Martin Krumm, wohlbestallter Vogt auf diesem hochadeligen Rittergute.

Der Reis. Geht nur, geht!

Mart. Kr. Erinnern Sie sich ja, was ich Ihnen von den Juden gesagt habe. Es ist lauter gottloses diebisches Volk.

Dritter Auftritt.

Der Reisende.

Vielleicht ist dieser Kerl, so dumm er ist oder sich stellt, ein boshafterer Schelm, als je einer unter den Juden gewesen ist. Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun malen, der Christ vielleicht siebenmal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viel Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu seyn; und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunct und beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andre zu verfolgen? Doch — —

Vierter Auftritt.

Der Reiſende. Chriſtoph.

Der Reiſ. Daß man Euch doch allezeit eine Stunde ſuchen muß, wenn man Euch haben will.

Chriſt. Sie ſcherzen, mein Herr. Nicht wahr, ich kann nicht mehr, als an einem Orte zugleich ſeyn? Iſt es alſo meine Schuld, daß Sie ſich nicht an dieſen Ort begeben? Gewiß, Sie finden mich allezeit da, wo ich bin.

Der Reiſ. So? und Ihr taumelt gar? Nun begreif' ich, warum Ihr ſo ſinnreich ſeyd. Müßt Ihr Euch denn ſchon frühmorgens beſaufen?

Chriſt. Sie reden von beſaufen und ich habe kaum zu trinken angefangen. Ein paar Flaſchen guten Landwein, ein paar Gläſer Branntwein und eine Mundſemmel ausgenommen, habe ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, nicht das geringſte zu mir genommen. Ich bin noch ganz nüchtern.

Der Reiſ. O! das ſieht man Euch an. Und ich rathe Euch als ein Freund, die Portion zu verdoppeln.

Chriſt. Vortrefflicher Rath! Ich werde nicht unterlaſſen, ihn, nach meiner Schuldigkeit, als einen Befehl anzuſehen. Ich gehe und Sie ſollen ſehen, wie gehorſam ich zu ſeyn weiß.

Der Reiſ. Seyd klug! Ihr könnt dafür gehen und die Pferde ſatteln und aufpacken. Ich will noch dieſen Vormittag fort.

Chriſt. Wenn Sie mir im Scherze gerathen haben, ein doppeltes Frühſtück zu nehmen, wie kann ich mir einbilden, daß Sie jetzt im Ernſte reden? Sie ſcheinen ſich heute mit mir erluſtigen zu wollen. Macht Sie etwa das junge Fräulein ſo aufgeräumt? O! es iſt ein allerliebſtes Kind. — Nu

noch ein wenig älter, ein klein wenig älter sollte sie seyn. Nicht wahr, mein Herr? wenn das Frauenzimmer nicht zu einer gewissen Reise gelangt ist, — —

Der Reis. Geht und thut, was ich Euch befohlen habe.

Christ. Sie werden ernsthaft. Nichts desto weniger werde ich warten, bis Sie mir es das drittemal befehlen. Der Punkt ist zu wichtig! Sie könnten sich übereilt haben. Und ich bin allezeit gewohnt gewesen, meinem Herrn Bedenkzeit zu gönnen. Ueberlegen Sie es wohl; einen Ort, wo wir fast auf den Händen getragen werden, so zeitig wieder zu verlassen? Gestern sind wir erst gekommen. Wir haben uns um den Herrn unendlich verdient gemacht, und gleichwohl bei ihm kaum eine Abendmahlzeit und ein Frühstück genossen.

Der Reis. Eure Grobheit ist unerträglich. Wenn man sich zu dienen entschließt, sollte man sich gewöhnen, weniger Umstände zu machen.

Christ. Gut, mein Herr! Sie fangen an zu moralisiren, das ist: Sie werden zornig. Mäßigen Sie sich; ich gehe schon — —

Der Reis. Ihr müßt wenig Ueberlegungen zu machen gewohnt seyn. Das, was wir diesem Herrn erwiesen haben, verliert den Namen einer Wohlthat, sobald wir die geringste Erkenntlichkeit dafür zu erwarten scheinen. Ich hätte mich nicht einmal sollen mit hieher nöthigen lassen. Das Vergnügen, einem Unbekannten ohne Absicht beigestanden zu haben, ist schon für sich so groß! Und er selbst würde uns mehr Segen nachgewünscht haben, als er uns jetzt übertriebene Danksagung hält. Wen man in die Verbindlichkeit setzt, sich weitläuftig und mit dabei verknüpften Kosten zu bedanken, der erweist uns einen Gegendienst, der ihm vielleicht saurer wird, als uns unsere Wohlthat geworden. Die meisten

Menſchen ſind zu verderbt, als daß ihnen die Anweſenheit eines Wohlthäters nicht höchſt beſchwerlich ſeyn ſollte. Sie ſcheint ihren Stolz zu erniedrigen; —

Chriſt. Ihre Philoſophie, mein Herr, bringt Sie um den Athem. Gut! Sie ſollen ſehen, daß ich eben ſo großmüthig bin als Sie. Ich gehe; in einer Viertelſtunde ſollen Sie ſich aufſetzen können.

Fünfter Auftritt.

Der Reiſende. Das Fräulein.

Der Reiſ. So wenig ich mich mit dieſem Menſchen gemein gemacht habe, ſo gemein macht er ſich mit mir.

Das Fräul. Warum verlaſſen Sie uns, mein Herr? Warum ſind Sie hier ſo allein? Iſt Ihnen unſer Umgang ſchon die wenigen Stunden, die Sie bei uns ſind, zuwider geworden? Es ſollte mir leid thun. Ich ſuche aller Welt zu gefallen; und Ihnen möchte ich, vor allen andern, nicht gern mißfallen.

Der Reiſ. Verzeihen Sie mir, Fräulein. Ich habe nur meinem Bedienten befehlen wollen, Alles zur Abreiſe fertig zu halten.

Das Fräul. Wovon reden Sie? von Ihrer Abreiſe? Wann war denn Ihre Ankunft? Es ſey noch, wenn Sie über Jahr und Tag eine melancholiſche Stunde auf dieſen Einfall brächte. Aber wie? nicht einmal einen völligen Tag aushalten wollen? das iſt zu arg. Ich ſage es Ihnen, ich werde böſe, wenn Sie noch einmal daran gedenken.

Der Reiſ. Sie könnten mir nichts empfindlicheres drohen.

Das Fräul. Nein? im Ernſt? iſt es wahr, würden Sie empfindlich ſeyn, wenn ich böſe auf Sie würde?

Der Reiſ. Wem ſollte der Zorn eines liebenswürdigen Frauenzimmers gleichgültig ſeyn können?

Das Fräul. Was Sie ſagen, klingt zwar beinahe, als wenn Sie ſpotten wollten: doch ich will es für Ernſt aufnehmen, geſetzt, ich irrte mich auch. Alſo, mein Herr, — — ich bin ein wenig liebenswürdig, wie man mir geſagt hat, — und ich ſage Ihnen noch einmal, ich werde entſetzlich, entſetzlich zornig werden, wenn Sie binnen hier und dem neuen Jahre wieder an Ihre Abreiſe gedenken.

Der Reiſ. Der Termin iſt ſehr liebreich beſtimmt. Alsdann wollten Sie mir, mitten im Winter, die Thüre weiſen; und bei dem unbequemſten Wetter — —

Das Fräul. Ei, wer ſagt das? Ich ſage nur, daß Sie alsdann, des Wohlſtands halber, etwa einmal an die Abreiſe denken können. Wir werden Sie deßwegen nicht fort laſſen; wir wollen Sie ſchon bitten — —

Der Reiſ. Vielleicht auch des Wohlſtands halber?

Das Fräul. Ei! ſeht, man ſollte nicht glauben, daß ein ſo ehrliches Geſicht auch ſpotten könnte. — — Ah! da kommt der Papa. Ich muß fort! Sagen Sie ja nicht, daß ich bei Ihnen geweſen bin. Er wirft mir ſo oft genug vor, daß ich gern um Mannsperſonen wäre.

Sechster Auftritt.

Der Baron. Der Reiſende.

Der Baron. War nicht meine Tochter bei Ihnen? Warum läuft denn das wilde Ding?

Der Weiſ. Das Glück iſt unſchätzbar, eine ſo angenehme und muntre Tochter zu haben. Sie bezaubert durch ihre Reden, in welchen die liebenswürdigſte Unſchuld, der ungekünſtelteſte Witz herrſcht.

Der Baron. Sie urtheilen zu gütig von ihr. Sie iſt wenig unter ihres gleichen geweſen, und beſitzt die Kunſt zu gefallen, die man ſchwerlich auf dem Lande erlernen kann, und die doch oft mehr, als die Schönheit ſelbſt vermag, in einem ſehr geringen Grade. Es iſt alles bei ihr noch die ſelbſt gelaßne Natur.

Der Weiſ. Und dieſe iſt deſto einnehmender, je weniger man ſie in den Städten antrifft. Alles iſt da verſtellt, gezwungen und erlernt. Ja, man iſt ſchon ſo weit darin gekommen, daß man Dummheit, Grobheit und Natur für gleichviel bedeutende Wörter hält.

Der Baron. Was könnte mir angenehmer ſeyn, als daß ich ſehe, wie unſere Gedanken und Urtheile ſo ſehr übereinſtimmen? O! daß ich nicht längſt einen Freund Ihres gleichen gehabt habe!

Der Weiſ. Sie werden ungerecht gegen Ihre übrigen Freunde.

Der Baron. Gegen meine übrigen Freunde, ſagen Sie? Ich bin funfzig Jahre alt: — — Bekannte habe ich gehabt, aber noch keinen Freund. Und niemals iſt mir die Freundſchaft ſo reizend vorgekommen, als ſeit den wenigen Stunden, da ich nach der Ihrigen ſtrebe. Wodurch kann ich ſie verdienen?

Der Weiſ. Meine Freundſchaft bedeutet ſo wenig, daß das bloße Verlangen darnach ein genugſames Verdienſt iſt, ſie zu erhalten. Ihre Bitte iſt weit mehr werth, als das, was Sie bitten.

Der Baron. O, mein Herr, die Freundschaft eines Wohlthäters — —

Der Reif. Erlauben Sie, — — ist keine Freundschaft. Wenn Sie mich unter dieser falschen Gestalt betrachten, so kann ich Ihr Freund nicht seyn. Gesetzt einen Augenblick, ich wäre Ihr Wohlthäter: würde ich nicht zu befürchten haben, daß Ihre Freundschaft nichts, als eine wirksame Dankbarkeit wäre?

Der Baron. Sollte sich beides nicht verbinden lassen?

Der Reif. Sehr schwer! Diese hält ein edles Gemüth für seine Pflicht; jene erfordert lauter willkührliche Bewegungen der Seele.

Der Baron. Aber wie sollte ich — — Ihr allzuzärtlicher Geschmack macht mich ganz verwirrt. — —

Der Reif. Schätzen Sie mich nur nicht höher, als ich es verdiene. Aufs höchste bin ich ein Mensch, der seine Schuldigkeit mit Vergnügen gethan hat. Die Schuldigkeit an sich selbst ist keiner Dankbarkeit werth. Daß ich sie aber mit Vergnügen gethan habe, dafür bin ich genugsam durch Ihre Freundschaft belohnt.

Der Baron. Diese Großmuth verwirrt mich nur noch mehr. — — Aber ich bin vielleicht zu verwegen. — — Ich habe mich noch nicht unterstehen wollen, nach Ihrem Namen, nach Ihrem Stande zu fragen. — Vielleicht biete ich meine Freundschaft einem an, der — — der sie zu verachten — —

Der Reif. Verzeihen Sie, mein Herr! — Sie — Sie machen sich — — Sie haben allzugroße Gedanken von mir.

Der Baron (bei Seite). Soll ich ihn wohl fragen? Er kann meine Neugierde übel nehmen.

Der Reif. (bei Seite). Wenn er mich fragt, was werde ich ihm antworten?

Der Baron (bei Seite). Frage ich ihn nicht, so kann er es als eine Grobheit auslegen.

Der Reif. (bei Seite). Soll ich ihm die Wahrheit ſagen?

Der Baron (bei Seite). Doch ich will den ſicherſten Weg gehen. Ich will erſt ſeinen Bedienten ausfragen laſſen.

Der Reif: (bei Seite). Könnte ich doch dieſer Verwirrung überhoben ſeyn! — —

Der Baron. Warum ſo nachdenkend?

Der Reif. Ich war gleich bereit, dieſe Frage an Sie zu thun, mein Herr. — —

Der Baron. Ich weiß es, man vergißt ſich dann und wann. Laſſen Sie uns von etwas anderm reden. — Sehen Sie, daß es wirkliche Juden geweſen ſind, die mich angefallen haben? Nur jetzt hat mir mein Schulze geſagt, daß er vor einigen Tagen ihrer drei auf der Landſtraße angetroffen. Wie er ſie beſchreibt, haben ſie Spitzbuben ähnlicher, als ehrlichen Leuten, geſehen. Und warum ſollte ich auch daran zweifeln? Ein Volk, das auf den Gewinnſt ſo erpicht iſt, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit Liſt oder Gewaltſamkeit erhält. — Es ſcheint auch zur Handelſchaft, oder deutſch zu reden, zur Betrügerei gemacht zu ſeyn. Höflich, frei, unternehmend, verſchwiegen, ſind Eigenſchaften die es ſchätzbar machen würden, wenn es ſie nicht allzuſehr zu unſerm Unglück anwendete — (er hält etwas inne). — Die Juden haben mir ſonſt ſchon nicht wenig Schaden und Verdruß gemacht. Als ich noch in Kriegsdienſten war, ließ ich mich bereden, einen Wechſel für einen meiner Bekannten mit zu unterſchreiben; und der Jude, an den er ausgeſtellt war, brachte mich nicht allein dahin, daß ich ihn bezahlen, ſondern daß ich ihn ſogar zweimal bezahlen mußte. — O! es ſind die allerboshafteſten, niederträchtigſten Leute. — Was ſagen Sie dazu? Sie ſcheinen ganz niedergeſchlagen.

Der Weis. Was soll ich sagen? Ich muß sagen, daß ich diese Klage sehr oft gehört habe. — —

Der Baron. Und ist es nicht wahr, ihre Gesichtsbildung hat gleich etwas, das uns wider sie einnimmt? Das Tückische, das Ungewissenhafte, das Eigennützige, Betrug und Neid, sollte man sehr deutlich aus ihren Augen zu lesen glauben. — Aber warum kehren Sie sich von mir?

Der Weis. Wie ich höre, mein Herr, so sind Sie ein großer Kenner der Physiognomie; und ich besorge, daß die meinige —

Der Baron. O! Sie kränken mich. Wie können Sie auf dergleichen Verdacht kommen? Ohne ein Kenner der Physiognomie zu seyn, muß ich Ihnen sagen, daß ich nie eine so aufrichtige, großmüthige und gefällige Miene gefunden habe, als die Ihrige.

Der Weis. Ihnen die Wahrheit zu gestehn: ich bin kein Freund allgemeiner Urtheile über ganze Völker. — — Sie werden meine Freiheit nicht übel nehmen. — Ich sollte glauben, daß es unter allen Nationen gute und böse Seelen geben könnte. Und unter den Juden — —

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein. Der Weise. Der Baron.

Das Fräul. Ach! Papa — —

Der Baron. Nu, nu! fein wild, fein wild! Vorhin liefst du vor mir: was sollte das bedeuten? — —

Das Fräul. Vor Ihnen bin ich nicht gelaufen, Papa, sondern nur vor Ihrem Verweise.

Der Baron. Der Unterſchied iſt ſehr ſubtil. Aber was war es denn, das meinen Verweis verdiente?

Das Fräul. O! Sie werden es ſchon wiſſen. Sie ſahen es ja! Ich war bei dem Herrn — —

Der Baron. Nun? und —

Das Fräul. Und der Herr iſt eine Mannsperſon, und mit den Mannsperſonen, haben Sie befohlen, mir nicht allzuviel zu thun zu machen. — —

Der Baron. Daß dieſer Herr eine Ausnahme ſey, hätteſt du wohl merken ſollen. Ich wollte wünſchen, daß er dich leiden könnte. — Ich werde es mit Vergnügen ſehen, wenn du auch beſtändig um ihn biſt.

Das Fräul. Ach! — es wird wohl das erſte und letzte mal geweſen ſeyn. Sein Diener packt ſchon auf. — — Und das wollte ich Ihnen eben ſagen.

Der Baron. Was? wer? ſein Diener?

Der Reiſ. Ja, mein Herr, ich hab' es ihm befohlen. Meine Verrichtungen und die Beſorgniß, Ihnen beſchwerlich zu fallen —

Der Baron. Was ſoll ich ewig davon denken? Soll ich das Glück nicht haben, Ihnen näher zu zeigen, daß Sie ſich ein erkenntliches Herz verbindlich gemacht haben? O! ich bitte Sie, fügen Sie zu Ihrer Wohlthat noch die andre hinzu, die mir eben ſo ſchätzbar als die Erhaltung meines Lebens ſeyn wird; bleiben Sie einige Zeit — wenigſtens einige Tage bei mir; ich würde mir es ewig vorzuwerfen haben, daß ich einen Mann, wie Sie, ungekannt, ungeehrt, unbelohnt, wenn es anders in meinem Vermögen ſteht, von mir gelaſſen hätte. Ich habe einige meiner Anverwandten auf heute einladen laſſen, mein Vergnügen mit ihnen zu theilen, und ihnen das Glück zu verſchaffen, meinen Schutzengel kennen zu lernen.

Der Reis. Mein Herr, ich muß nothwendig — —

Das Fräul. Da bleiben, mein Herr, da bleiben! Ich laufe, Ihrem Bedienten zu sagen, daß er wieder abpacken soll. Doch da ist er schon.

Achter Auftritt.

Christoph (in Stiefeln und Sporen und zwei Mantelsäcke unter den Armen). Die Vorigen.

Christ. Nun! mein Herr, es ist alles fertig. Fort! kürzen Sie Ihre Abschiedsformeln ein wenig ab. Was soll das viele Reden, wenn wir nicht da bleiben können?

Der Baron. Was hindert Euch denn, hier zu bleiben?

Christ. Gewisse Betrachtungen, mein Herr Baron, die den Eigensinn meines Herrn zum Grunde und seine Großmuth zum Vorwande haben.

Der Reis. Mein Diener ist öfters nicht klug; verzeihen Sie ihm. Ich sehe, daß Ihre Bitten in der That mehr als Komplimente sind. Ich ergebe mich, damit ich nicht aus Furcht grob zu seyn, eine Grobheit begehen möge.

Der Baron. O! was für Dank bin ich Ihnen schuldig!

Der Reis. Ihr könnt nur gehen und wieder abpacken! Wir wollen erst morgen fort.

Das Fräul. Nu! hört er nicht? Was steht Er denn da? Er soll gehn und wieder abpacken.

Christ. Von rechtswegen sollte ich böse werden. Es ist mir auch beinahe, als ob mein Zorn erwachen wollte; doch weil nichts schlimmers daraus erfolgt, als daß wir hier bleiben und zu essen und zu trinken bekommen, und wohl gepflegt

werden, ſo mag es ſeyn! Sonſt laß ich mir nicht gern unnöthige Mühe machen: wiſſen Sie das?

Der Reiſ. Schweigt! Ihr ſeyd zu unverſchämt.

Chriſt. Denn ich ſage die Wahrheit.

Das Fräul. O! das iſt vortrefflich, daß Sie bei uns bleiben. Nun bin ich Ihnen noch einmal ſo gut. Kommen Sie, ich will Ihnen unſern Garten zeigen; er wird Ihnen gefallen.

Der Reiſ. Wenn er Ihnen gefällt, Fräulein, ſo iſt es ſchon ſo gut als gewiß.

Das Fräul. Kommen Sie nur; — — unterdeſſen wird es Eſſenszeit. Papa, Sie erlauben es doch?

Der Baron. Ich werde euch ſogar begleiten.

Das Fräul. Nein, nein, das wollen wir Ihnen nicht zumuthen. Sie werden zu thun haben.

Der Baron. Ich habe jetzt nichts wichtigeres zu thun, als meinen Gaſt zu vergnügen.

Das Fräul. Er wird es Ihnen nicht übel nehmen: nicht wahr mein Herr? (lacht zu ihm) Sprechen Sie doch nein. Ich möchte gern mit Ihnen allein gehen.

Der Reiſ. Es wird mich gereuen, daß ich mich ſo leicht habe bewegen laſſen hier zu bleiben, ſobald ich ſehe, daß ich Ihnen im geringſten verhinderlich bin. Ich bitte alſo — —

Der Baron. O! warum kehren Sie ſich an des Kindes Rede?

Das Fräul. Kind? — — Papa! — — beſchämen Sie mich doch nicht ſo! — Der Herr wird denken, wie jung ich bin! — — Laſſen Sie es gut ſeyn; ich bin alt genug, mit Ihnen ſpazieren zu gehen. — Kommen Sie. — — Aber ſehen Sie einmal: Ihr Diener ſteht noch da und hat die Mantelſäcke unter den Armen.

Chriſt. Ich dächte, das ginge nur den an, dem es ſauer wird?

Der Reiſ. Schweigt! Man erzeigt Euch zu viel Ehre. —

Neunter Auftritt.

Liſette. Die Vorigen.

Der Baron (indem er Liſetten kommen ſieht). Mein Herr, ich werde Ihnen gleich nachfolgen, wenn es Ihnen gefällig iſt, meine Tochter in den Garten zu begleiten.

Das Fräul. O! bleiben Sie, ſo lange als es Ihnen gefällt. Wir wollen uns ſchon die Zeit vertreiben. Kommen Sie!

(das Fräulein und der Reiſende gehen ab.)

Der Baron. Liſette, dir habe ich etwas zu ſagen! —

Liſette. Nu?

Der Baron (ſachte zu ihr). Ich weiß noch nicht, wer unſer Gaſt iſt. Gewiſſer Urſachen wegen mag ich ihn auch nicht fragen. Könnteſt du nicht von ſeinem Diener — —

Liſette. Ich weiß, was ſie wollen. Dazu trieb mich meine Neugierigkeit von ſelbſt, und deßwegen kam ich hieher. —

Der Baron. Bemühe dich alſo, — — und gieb mir Nachricht davon. Du wirſt Dank bei mir verdienen.

Liſette. Gehen Sie nur.

Chriſt. Sie werden es alſo nicht übel nehmen, mein Herr, daß wir es uns bei Ihnen gefallen laſſen. Aber ich bitte, machen Sie ſich meinetwegen keine Ungelegenheit; ich bin mit allem zufrieden, was da iſt.

Der Baron. Liſette, ich übergebe ihn deiner Aufſicht. Laß ihn an nichts Mangel leiden. (geht ab.)

Chriſt. Ich empfehle mich alſo, Mademoiſelle, Dero gütigen Aufſicht, die mich an nichts wird Mangel leiden laſſen. (will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette (hält ihn auf). Nein, mein Herr, ich kann es unmöglich über mein Herz bringen, Sie ſo unhöflich ſeyn zu laſſen. — Bin ich denn nicht Frauenzimmers genug, um einer kurzen Unterhaltung werth zu ſeyn?

Chriſt. Der Geier! Sie nehmen die Sache genau, Mamſell. Ob Sie Frauenzimmers genug oder zu viel ſind, kann ich nicht ſagen. Wenn ich zwar aus Ihrem geſprächigen Munde ſchließen ſollte, ſo dürfte ich beinahe das letzte behaupten. — Doch dem ſey, wie ihm wolle; jetzt werden Sie mich beurlauben; — — Sie ſehen, ich habe Hände und Arme voll. — Sobald mich hungert oder durſtet, werde ich bei Ihnen ſeyn.

Liſette. So macht's unſer Schirrmeiſter auch.

Chriſt. Der Henker! das muß ein geſcheuter Mann ſeyn: er macht's wie ich!

Liſette. Wenn Sie ihn wollen kennen lernen: er liegt vor dem Hinterhauſe an der Kette.

Chriſt. Verdammt! ich glaube gar, Sie meinen den Hund. Ich merke alſo wohl, Sie werden den leiblichen Hunger und Durſt verſtanden haben. Den aber habe ich nicht verſtanden; ſondern den Hunger und Durſt der Liebe. Den, Mamſell, den! Sind Sie nun mit meiner Erklärung zufrieden?

Liſette. Beſſer als mit dem Erklärten.

Chriſt. Ei! im Vertrauen: — Sagen Sie etwa zugleich auch damit ſo viel, daß Ihnen ein Liebesantrag von mir nicht zuwider ſeyn würde?

Liſette. Vielleicht! Wollen Sie mir einen thun? im Ernſt?

Chriſt. Vielleicht!

Liſette. Pfui! was das für eine Antwort iſt! vielleicht!

Chriſt. Und ſie war doch nicht ein Haar anders als die Ihrige.

Liſette. In meinem Munde will ſie aber ganz etwas anders ſagen. Vielleicht, iſt eines Frauenzimmers größte Verſicherung. Denn ſo ſchlecht unſer Spiel auch iſt, ſo müſſen wir uns doch niemals in die Karte ſehen laſſen.

Chriſt. Ja, wenn das iſt! — Ich dächte wir kämen alſo zur Sache. — — (Er ſchmeißt beide Mantelſäcke auf die Erde.) Ich weiß nicht, warum ich mir's ſo ſauer mache? Da liegt — — Ich liebe Sie, Mamſell.

Liſette. Das heiß ich mit Wenigem viel ſagen. Wir wollen's zergliedern. — —

Chriſt. Nein, wir wollen's lieber ganz laſſen. Doch, — damit wir in Ruhe einander unſre Gedanken eröffnen können; — — belieben Sie ſich nieder zu laſſen! — — Das Stehn ermüdet mich. — — Ohne Umſtände! — (er nöthigt ſie auf den Mantelſack zu ſitzen) — — Ich liebe Sie, Mamſell. — —

Liſette. Aber, — — ich ſitze verzweifelt hart. — — Ich glaube gar, es ſind Bücher darinn — —

Chriſt. Dazu recht zärtliche und witzige; — und gleichwohl ſitzen Sie hart darauf? Es iſt meines Herrn Reiſebibliothek. Sie beſteht aus Luſtſpielen, die zum Weinen, und aus Trauerſpielen, die zum Lachen bewegen; aus zärtlichen Heldengedichten, aus tiefſinnigen Trinkliedern und was dergleichen neue Siebenſachen mehr ſind. — — Doch wir wollen

umwechseln. Setzen Sie sich auf meinen; — ohne Umstände! — — meiner ist der weichste.

Lisette. Verzeihen Sie! — — So grob werde ich nicht seyn. — —

Christ. Ohne Umstände, — ohne Komplimente! — Wollen Sie nicht? — So werde ich Sie hintragen. — —

Lisette. Weil Sie es denn befehlen — (Sie steht auf und will sich auf den andern setzen.)

Christ. Befehlen? behüte Gott! — Nein! befehlen, will viel sagen. — — Wenn Sie es so nehmen wollen, so bleiben Sie lieber sitzen. — — (Er setzt sich wieder auf seinen Mantelsack.)

Lisette (bei Seite.) Der Grobian! Doch ich muß es gut seyn lassen. — —

Christ. Wo blieben wir denn? — Ja, — bei der Liebe. — — Ich liebe Sie also, Mamsell. Je vous aime, würde ich sagen, wenn Sie eine französische Marquisin wären.

Lisette. Der Geier! Sie sind wohl gar ein Franzose?

Christ. Nein, ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher. — Aber ich habe das Glück gehabt, mit verschiedenen Franzosen umgehen zu können, und da habe ich denn so ziemlich gelernt, was zu einem rechtschaffnen Kerl gehört. Ich glaube, man sieht mir es auch gleich an.

Lisette. Sie kommen also vielleicht mit Ihrem Herrn aus Frankreich?

Christ. Ach nein!

Lisette Wo sonst her? Freilich wohl! —

Christ. Es liegt noch einige Meilen hinter Frankreich, wo wir herkommen.

Lisette. Aus Italien doch wohl nicht?

Christ. Nicht weit davon.

Lisette. Aus England also?

Chriſt. Beinahe; England iſt eine Provinz davon. Wir ſind über fünfzig Meilen von hier zu Hauſe. — — Aber, daß Gott! — meine Pferde, — die armen Thiere ſtehen noch geſattelt. Verzeihen Sie, Mamſell! — — Hurtig! ſtehen Sie auf! — — (er nimmt die Mantelſäcke wieder untern Arm.) — — Trotz meiner inbrünſtigen Liebe muß ich doch gehn, und erſt das Nöthige verrichten. — — Wir haben noch den ganzen Tag, und, was das meiſte iſt, noch die ganze Nacht vor uns. Wir wollen ſchon noch eins werden. — — Ich werde Sie wohl wieder zu finden wiſſen.

Eilfter Auftritt.

Martin Krumm. Liſette.

Liſette. Von dem werde ich wenig erfahren können. Entweder er iſt zu dumm oder zu fein. Und beides macht unergründlich.

Mart. Kr. So, Jungfer Liſette? Das iſt auch der Kerl darnach, daß er mich ausſtechen ſollte!

Liſette. Das hat er nicht nöthig gehabt.

Mart. Kr. Nicht nöthig gehabt? Und ich denke, wer weiß, wie feſt ich in Ihrem Herzen ſitze.

Liſette. Das macht, Herr Vogt, Er denkt's. Leute von Seiner Art haben das Recht, abgeſchmackt zu denken. Drum ärgre ich mich auch nicht darüber, daß Er's gedacht hat, ſondern, daß Er mir's geſagt hat. Ich möchte wiſſen, was Ihn mein Herz angeht? Mit was für Gefälligkeiten, mit was für Geſchenken, hat Er ſich denn ein Recht darauf erworben? — Man giebt die Herzen jetzt nicht mehr ſo in den Tag hinein weg. Und glaubt Er etwa, daß ich ſo verlegen mit dem

meinigen bin? Ich werde ſchon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich's vor die Säue werfe.

Mart. Kr. Der Teufel, das verſchnupft! Ich muß eine Priſe Tabak darauf nehmen. — — Vielleicht geht es wieder mit dem Nieſen fort. (Er zieht die entwandte Doſe hervor, ſpielt einige Zeit in den Händen damit, und nimmt endlich auf eine lächerlich hochmüthige Art eine Priſe.)

Liſette (ſchielt ihn von der Seite an). Verzweifelt! wo bekommt der Kerl die Doſe her?

Mart. Kr. Belieben Sie ein Prischen?

Liſette. O; Ihre unterthänige Magd, mein Herr Vogt! (ſie nimmt.)

Mart. Kr. Was eine ſilberne Doſe nicht kann! — — Könnte ein Ohrwürmchen geſchmeidiger ſeyn?

Liſette. Iſt es eine ſilberne Doſe?

Mart. Kr. Wenn's keine ſilberne wäre, ſo würde ſie Martin Krumm nicht haben.

Liſette. Iſt es nicht erlaubt, ſie zu beſehen?

Mart. Kr. Ja, aber nur in meinen Händen.

Liſette. Die Façon iſt vortrefflich.

Mart. Kr. Ja, ſie wiegt ganzer fünf Loth. —

Liſette. Nur der Façon wegen, möchte ich ſo ein Döschen haben.

Mart. Kr. Wenn ich ſie zuſammen ſchmelzen laſſe, ſteht Ihnen die Façon davon zu Dienſte.

Liſette. Sie ſind allzu gütig! — Es iſt ohne Zweifel ein Geſchenk?

Mart. Kr. Ja, — — ſie koſtet mir nicht einen Heller.

Liſette. Wahrhaftig, ſo ein Geſchenk könnte ein Frauenzimmer recht verblenden! Sie können ihr Glück damit machen, Herr Vogt. Ich wenigſtens würde mich, wenn man

mich mit silbernen Dosen anfiele, sehr schlecht vertheidigen können. Mit so einer Dose hätte ein Liebhaber gegen mich gewonnenes Spiel.

Mart. Kr. Ich versteh's, ich versteh's! —

Lisette. Da sie Ihnen so nichts kostet, wollte ich Ihnen rathen, Herr Vogt, sich eine gute Freundin damit zu machen —

Mart. Kr. Ich versteh's, ich versteh's!

Lisette (schmeichelnd). Wollten Sie mir sie wohl schenken? —

Mart. Kr. O um Verzeihung! — Man giebt die silbernen Dosen jetzt nicht mehr so in den Tag hinein weg. Und glaubt Sie denn, Jungfer Lisette, daß ich so verlegen mit der meinigen bin? Ich werde schon noch einen ehrlichen Mann dazu finden, ehe ich sie vor die Säue werfe.

Lisette. Hat man jemals eine dümmere Grobheit gefunden! — — Ein Herz einer Schnupftabaksdose gleich zu schätzen?

Mart. Kr. Ja, ein steinern Herz einer silbernen Schnupftabaksdose — —

Lisette. Vielleicht würde es aufhören steinern zu seyn, wenn — — Doch alle meine Reden sind vergebens. — — Er ist meiner Liebe nicht werth. — — Was ich für eine gutherzige Närrin bin! — (Will weinen.) Beinahe hätte ich geglaubt, der Vogt wäre noch einer von den ehrlichen Leuten, die es meinen, wie sie es reden —

Mart. Kr. Und was ich für ein gutherziger Narr bin, daß ich glaube, ein Frauenzimmer meine es, wie sie es redet! — Da, mein Lisettchen, weine Sie nicht! — (Er giebt ihr die Dose.) — Aber nun bin ich doch wohl Ihrer Liebe werth? — Zum Anfange verlange ich nichts, als nur ein Küßchen auf Ihre schöne Hand! — — (Er küßt sie.) Ah, wie schmeckt das! —

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Liſette. Martin Krumm.

Das Fräul. (ſie kommt dazu geſchlichen und ſtößt ihn mit dem Kopfe auf die Hand). Ei, Herr Vogt! — Küß Er mir doch meine Hand auch!

Liſette. Daß doch! — —

Mart. Kr. Ganz gern, gnädiges Fräulein — (er will ihr die Hand küſſen).

Das Fräul. (giebt ihm eine Ohrfeige). Ihr Flegel, verſteht Ihr denn keinen Spaß?

Mart. Kr. Den Teufel, mag das Spaß ſeyn!

Liſette. Ha! ha! ha! (Lacht ihn aus.) O ich bedaure Ihn, mein lieber Vogt — Ha! ha! ha!

Mart. Kr. So? und Sie lacht noch dazu? Iſt das mein Dank? Schon gut, ſchon gut! (Geht ab.)

Liſette. Ha! ha! ha!

Dreizehnter Auftritt.

Liſette. Das Fräulein.

Das Fräul. Hätte ich's doch nicht geglaubt, wenn ich's nicht ſelbſt geſehen hätte. Du läßt dich küſſen? und noch dazu vom Vogt?

Liſette. Ich weiß auch gar nicht, was Sie für Recht haben, mich zu belauſchen? Ich denke, Sie gehen im Garten mit dem Fremden ſpazieren.

Das Fräul. Ja, und ich wäre noch bei ihm, wenn der Papa nicht nachgekommen wäre. Aber ſo kann ich ja kein kluges Wort mit ihm ſprechen. Der Papa iſt gar zu ernſthaft —

Lisette. Ei, was nennen Sie denn ein kluges Wort? Was haben Sie denn wohl mit ihm zu sprechen, das der Papa nicht hören dürfte?

Das Fräul. Tausenderlei! — Aber du machst mich böse, wo du mich noch mehr fragst. Genug, ich bin dem fremden Herrn gut. Das darf ich doch wohl gestehen?

Lisette. Sie würden wohl gräulich mit dem Papa zanken, wenn er Ihnen einmal so einen Bräutigam verschaffte? Und, im Ernst, wer weiß, was er thut. Schade nur, daß Sie nicht einige Jahre älter sind; es könnte vielleicht bald zu Stande kommen.

Das Fräul. O, wenn es nur am Alter liegt, so kann mich ja der Papa einige Jahre älter machen. Ich werde ihm gewiß nicht widersprechen.

Lisette. Nein, ich weiß noch einen bessern Rath. Ich will Ihnen einige Jahre von den meinigen geben, so ist uns allen beiden geholfen. Ich bin alsdann nicht zu alt und Sie nicht zu jung.

Das Fräul. Das ist auch wahr; das geht ja an!

Lisette. Da kommt des Fremden Bedienter; ich muß mit ihm sprechen. Es ist alles zu Ihrem Besten. — — Lassen Sie mich mit ihm allein. — — Gehen Sie.

Das Fräul. Vergiß es aber nicht wegen der Jahre. — — Hörst du, Lisette?

Vierzehnter Auftritt.

Lisette. Christoph.

Lisette. Mein Herr, Sie hungert oder durstet gewiß, daß Sie schon wieder kommen? Nicht?

Chriſt. Ja freilich! — — Aber wohl gemerkt, wie ich den Hunger und Durſt erklärt habe. Ihr die Wahrheit zu geſtehn, meine liebe Jungfer, ſo hatte ich ſchon, ſo bald ich geſtern vom Pferde ſtieg, ein Auge auf Sie geworfen. Doch weil ich nur einige Stunden hier zu bleiben vermeinte, ſo glaubte ich, es verlohne ſich nicht der Mühe, mich mit Ihr bekannt zu machen. Was hätten wir in ſo kurzer Zeit können ausrichten? Wir hätten unſern Roman von hinten müſſen anfangen. Allein es iſt auch nicht allzu ſicher, die Katze bei dem Schwanze aus dem Ofen zu ziehen.

Liſette. Das iſt wahr! Nun aber können wir ſchon ordentlicher verfahren. Sie können mir Ihren Antrag thun; ich kann darauf antworten. Ich kann Ihnen meine Zweifel machen; Sie können mir ſie auflöſen. Wir können uns bei jedem Schritte, den wir thun, bedenken, und dürfen einander nicht den Affen im Sacke verkaufen. Hätten Sie mir geſtern gleich Ihren Liebesantrag gethan, es iſt wahr, ich würde ihn angenommen haben. Aber überlegen Sie einmal, wie viel ich gewagt hätte, wenn ich mich nicht einmal nach Ihrem Stande, Vermögen, Vaterlande, Bedienungen und dergleichen mehr zu erkundigen Zeit gehabt hätte?

Chriſt. Der Geier! Wäre das aber auch ſo nöthig geweſen? So viel Umſtände? Sie könnten ja bei dem Heirathen nicht mehrere machen? — —

Liſette. O! wenn es nur auf eine kahle Heirath angeſehen wäre, ſo wär es lächerlich, wenn ich ſo gewiſſenhaft ſeyn wollte. Allein mit einem Liebesverſtändniſſe iſt es ganz etwas anders! Hier wird die ſchlechteſte Kleinigkeit zu einem wichtigen Puncte. Alſo glauben Sie nur nicht, daß Sie die geringſte Gefälligkeit von mir erhalten werden, wenn Sie meiner Neugierde nicht in allen Stücken ein Genüge thun.

Chriſt. Nu? Wie weit erſtreckt ſich denn die?

Liſette. Weil man doch einen Diener am beſten nach ſeinem Herrn beurtheilen kann, ſo verlange ich vor allen Dingen zu wiſſen — —

Chriſt. Wer mein Herr iſt? Ha! ha! das iſt luſtig. Sie fragen mich etwas, das ich Sie gern ſelbſt fragen möchte, wenn ich glaubte, daß Sie mehr wüßten, als ich.

Liſette. Und mit dieſer abgedroſchenen Ausflucht denken Sie durchzukommen? Kurz, ich muß wiſſen, wer Ihr Herr iſt, oder unſere ganze Freundſchaft hat ein Ende.

Chriſt. Ich kenne meinen Herrn nicht länger, als ſeit vier Wochen. So lange iſt es, daß er mich in Hamburg in ſeine Dienſte genommen hat. Von da aus habe ich ihn begleitet, niemals mir aber die Mühe genommen, nach ſeinem Stande oder Namen zu fragen. So viel iſt gewiß, reich muß er ſeyn; denn er hat weder mich noch ſich auf der Reiſe Noth leiden laſſen. Um was brauch ich mich mehr zu bekümmern?

Liſette. Was ſoll ich mir von Ihrer Liebe verſprechen, da Sie meiner Verſchwiegenheit nicht einmal eine ſolche Kleinigkeit anvertrauen wollen? Ich würde nimmermehr gegen Sie ſo ſeyn. Zum Exempel, hier habe ich eine ſchöne ſilberne Schnupftabaksdoſe — —

Chriſt. Ja? nu? — —

Liſette. Sie dürften mich ein klein wenig bitten, ſo ſagte ich Ihnen, von wem ich ſie bekommen habe — —

Chriſt. O! daran iſt mir nun eben ſo viel nicht gelegen. Lieber möchte ich wiſſen, wer Sie von Ihnen bekommen ſollte?

Liſette. Ueber den Punct habe ich eigentlich noch nichts beſchloſſen. Doch wenn Sie ſie nicht ſollten bekommen, ſo

haben Sie es niemanden anders als ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ich würde Ihre Aufrichtigkeit gewiß nicht unbelohnt laſſen.

Chriſt. Oder vielmehr meine Schwatzhaftigkeit! Doch, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, wenn ich dasmal verſchwiegen bin, ſo bin ich's aus Noth. Denn ich weiß nichts, was ich ausplaudern könnte. Verdammt! wie gern wollte ich meine Geheimniſſe ausſchütten, wenn ich nur welche hätte.

Liſette. Adieu! Ich will Ihre Tugend nicht länger beſtürmen. Nur wünſch ich, daß ſie Ihnen bald zu einer ſilbernen Doſe und einer Liebſten verhelfen möge, ſo wie ſie Sie jetzt um beides gebracht hat. (Will gehn.)

Chriſt. Wohin? wohin? Geduld! (Bei Seite.) Ich ſehe mich genöthigt, zu lügen. Denn ſo ein Geſchenk werde ich mir doch nicht ſollen entgehn laſſen? Was wird's auch viel ſchaden?

Liſette. Nun, wollen Sie es näher geben? Aber, — — ich ſehe ſchon, es wird Ihnen ſauer. Nein, nein; ich mag nichts wiſſen —

Chriſt. Ja, ja, Sie ſollen alles wiſſen! — — (Bei Seite.) Wer doch recht viel lügen könnte! — — Hören Sie nur! — Mein Herr iſt — — iſt einer von Adel. Er kommt, — — wir kommen mit einander aus — — aus — — Holland. Er hat müſſen — — gewiſſer Verdrießlichkeiten wegen, — — einer Kleinigkeit — — eines Mords wegen — — entfliehen —

Liſette. Was? eines Mords wegen?

Chriſt. Ja, — — aber eines honetten Mords, — — eines Duells wegen, entfliehen. — Und jetzt eben — — iſt er auf der Flucht — —

Liſette. Und Sie, mein Freund? —

Chriſt. Ich bin auch mit ihm auf der Flucht. Der Entleibte hat uns — — will ich ſagen, die Freunde des

Leuten haben uns sehr verfolgen lassen; und dieser Verfolgung wegen — — Nun können Sie leicht das Uebrige errathen. — — Was Geier, soll man auch thun? Ueberlegen Sie es selbst; ein junger naseweiser Laffe schimpft uns. Mein Herr stößt ihn übern Haufen. Das kann nicht anders seyn! — Schimpft mich jemand, so thu ich's auch, — oder — oder schlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf sich sitzen lassen.

Lisette. Das ist brav! solchen Leuten bin ich gut; denn ich bin auch ein wenig unleidlich. Aber sehen Sie einmal, da kommt Ihr Herr! Sollte man es ihm wohl ansehn, daß er so zornig, so grausam wäre?

Christ. O kommen Sie! Wir wollen ihm aus dem Wege gehn. Er möchte mir es ansehn, daß ich ihn verrathen habe.

Lisette. Ich bin's zufrieden — —

Christ. Aber die silberne Dose —

Lisette. Kommen Sie nur. (Bei Seite.) Ich will erst sehen, was mir von meinem Herrn für mein entdecktes Geheimniß werden wird; lohnt sich das der Mühe, so soll er sie haben.

Fünfzehnter Auftritt.

Der Reisende.

Ich vermisse meine Dose. Es ist eine Kleinigkeit; gleichwohl ist mir der Verlust empfindlich. Sollte mir sie wohl der Vogt? — — Doch ich kann sie verloren haben, — ich kann sie aus Unvorsichtigkeit herausgerissen haben. — — Auch mit seinem Verdachte muß man niemanden beleidigen. — Gleichwohl, — er drängte sich an mich heran; — er griff nach der

Uhr; — ich ertappte ihn; könnte er auch nicht nach der Dose gegriffen haben, ohne daß ich ihn ertappt hätte?

Sechzehnter Auftritt.

Martin Krumm. Der Reisende.

Mart. Kr. (als er den Reisenden gewahr wird, will er wieder umkehren). Hui!

Der Reis. Nu, nu, immer näher, mein Freund! — — (Bei Seite.) Ist er doch so schüchtern, als ob er meine Gedanken wüßte! — — Nu? Nur näher!

Mart. Kr. (trotzig). Ach! Ich habe nicht Zeit! Ich weiß schon, Sie wollen mit mir plaudern. Ich habe wichtigere Sachen zu thun. Ich mag Ihre Heldenthaten nicht zehnmal hören. Erzählen Sie sie jemanden, der sie noch nicht weiß.

Der Reis. Was höre ich? Vorhin war der Vogt einfältig und höflich, jetzt ist er unverschämt und grob. Welches ist denn Eure rechte Larve?

Mart. Kr. Ei! Das hat Sie der Geier gelernt, mein Gesicht eine Larve zu schimpfen. Ich mag mit Ihnen nicht zanken, — sonst — — (Er will fort gehen.)

Der Reis. Sein unverschämtes Verfahren bestärkt mich in meinem Argwohne. — Nein, nein, Geduld! Ich habe Euch etwas Nothwendiges zu sagen — —

Mart. Kr. Und ich werde nichts darauf zu antworten haben, es mag so nothwendig seyn, als es will. Drum sparen Sie nur die Frage.

Der Reis. Ich will es wagen. — Allein, wie leid würde mir es seyn, wenn ich ihm Unrecht thäte. — — Mein Freund, habt Ihr nicht meine Dose gesehen? — Ich vermisse sie. — —

Mart. Kr. Was ist das für eine Frage? Kann ich etwas dafür, daß man sie Ihnen gestohlen hat? — — Für was sehen Sie mich an? Für den Hehler? Oder für den Dieb?

Der Weis. Wer redet denn vom Stehlen? Ihr verrathet Euch fast selbst — —

Mart. Kr. Ich verrathe mich selbst? Also meinen Sie, daß ich sie habe? Wissen Sie auch, was das zu bedeuten hat, wenn man einen ehrlichen Kerl dergleichen beschuldigt? Wissen Sie's?

Der Weis. Warum müßt Ihr so schreien? Ich habe Euch noch nichts beschuldigt. Ihr seyd Euer eigner Ankläger. Dazu weiß ich eben nicht, ob ich groß Unrecht haben würde! Wen ertappte ich denn vorhin, als er nach meiner Uhr greifen wollte?

Mart. Kr. O! Sie sind ein Mann, der gar keinen Spaß versteht. Hören Sie's! — — (bei Seite.) Wo er sie nur nicht bei Lisetten gesehen hat. — Das Mädel wird doch nicht närrisch seyn, und sich damit breit machen? — —

Der Weis. O! ich verstehe den Spaß so wohl, daß ich glaube, Ihr wollt mit meiner Dose auch spassen. Allein wenn man den Spaß zu weit treibt, verwandelt er sich endlich in Ernst. Es ist mir um Euren guten Namen leid. Gesetzt, ich wäre überzeugt, daß Ihr es nicht böse gemeint hättet, würden auch andere — —

Mart. Kr. Ach, — andere! — andere! — andere wären es längst überdrüssig, sich so etwas vorwerfen zu lassen. Doch, wenn Sie denken, daß ich sie habe, befühlen Sie mich, — — visitiren Sie mich — —

Der Weis. Das ist meines Amts nicht. Dazu trägt man auch nicht alles bei sich in der Tasche.

Mart. Kr. Nun gut! Damit Sie sehen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, so will ich meine Schubsäcke selber umwenden. — Geben Sie Acht! — (Bei Seite.) Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie herausfiele.

Der Reis. O, macht Euch keine Mühe!

Mart. Kr. Nein, nein; Sie sollen's sehen, Sie sollen's sehn. (Er wendet die eine Tasche um.) Ist da eine Dose? Brodgrümel sind drin; das liebe Gut! (Er wendet die andre um.) Da ist auch nichts! Ja, — doch! Ein Stückchen Kalender. — Ich hebe es der Verse wegen auf, die über den Monaten stehen. Sie sind recht schnurrig! — Nu, aber daß wir weiter kommen. Geben Sie Acht, da will ich den dritten umwenden. (Bei dem Umwenden fallen zwei große Bärte heraus.) Der Henker! Was laß ich da fallen? (Er will sie hurtig aufheben, der Reisende aber ist hurtiger, und erwischt einen davon.)

Der Reis. Was soll das vorstellen?

Mart. Kr. (bei Seite). O verdammt! Ich denke, ich habe den Quark lange von mir gelegt.

Der Reis. Das ist ja gar ein Bart. (Er macht ihn vors Kinn.) Sehe ich bald einem Juden so ähnlich? — —

Mart. Kr. Ach, geben Sie her! Geben Sie her! Wer weiß, was Sie wieder denken? Ich schrecke meinen kleinen Jungen manchmal damit. Dazu ist er.

Der Reis. Ihr werdet so gut seyn, und mir ihn lassen. Ich will auch damit schrecken.

Mart. Kr. Ach! Veriren Sie sich nicht mit mir. Ich muß ihn wieder haben. (Er will ihn aus der Hand reißen.)

Der Reis. Geht, oder — —

Mart. Kr. (bei Seite). Der Geier! Nun mag ich sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. — — Es ist schon gut, es ist schon gut! Ich seh's, Sie sind zu meinem Unglück

lieber gekommen. Aber, hol' mich alle Teufel, ich bin ein ehrlicher Kerl! Und den will ich sehn, der mir etwas Schlimmes nachreden kann. Merken Sie sich das! Es mag kommen zu was es will, so kann ich es beschwören, daß ich den Bart zu nichts Bösem gebraucht habe. — (Geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Der Reisende.

Der Mensch bringt mich selbst auf einen Argwohn, der ihm höchst nachtheilig ist. — — Könnte er nicht einer von den verkappten Räubern gewesen seyn? — Doch ich will in meiner Vermuthung behutsam gehen.

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Der Reisende.

Der Reis. Sollten Sie nicht glauben, ich wäre gestern mit den jüdischen Straßenräubern ins Handgemenge gekommen, daß ich einem davon den Bart ausgerissen hätte? (Er zeigt ihm den Bart.)

Der Baron. Wie verstehn Sie das, mein Herr? — — Allein, warum haben Sie mich so geschwind im Garten verlassen?

Der Reis. Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Ich wollte gleich wieder bei Ihnen seyn. Ich ging nur meine Dose zu suchen, die ich hier herum muß verloren haben.

Der Baron. Das ist mir höchst empfindlich. Sie sollten noch bei mir zu Schaden kommen?

Der Reif. Der Schade würde so groß nicht seyn. — — Allein betrachten Sie doch einmal diesen ansehnlichen Bart!

Der Baron. Sie haben mir ihn schon einmal gezeigt. Warum?

Der Reif. Ich will mich Ihnen deutlicher erklären. Ich glaube — — Doch nein, ich will meine Vermuthungen zurückhalten. — —

Der Baron. Ihre Vermuthungen? Erklären Sie sich!

Der Reif. Nein; ich habe mich übereilt. Ich könnte mich irren — —

Der Baron. Sie machen mich unruhig.

Der Reif. Was halten Sie von Ihrem Vogt?

Der Baron. Nein, nein; wir wollen das Gespräch auf nichts anderes lenken. — — Ich beschwöre Sie bei der Wohlthat, die Sie mir erzeigt haben, entdecken Sie mir, was Sie glauben, was Sie vermuthen, worin Sie sich könnten geirrt haben!

Der Reif. Nur die Beantwortung meiner Frage kann mich antreiben, es Ihnen zu entdecken.

Der Baron. Was ich von meinem Vogt halte? — — Ich halte ihn für einen ganz ehrlichen und rechtschaffenen Mann.

Der Reif. Vergessen Sie also, daß ich etwas habe sagen wollen.

Der Baron. Ein Bart, — Vermuthungen, — der Vogt, — wie soll ich diese Dinge verbinden? — Vermögen meine Bitten nichts bei Ihnen? — Sie könnten sich geirrt haben? Gesetzt, Sie haben sich geirrt; was können Sie bei einem Freunde für Gefahr laufen?

Der Reif. Sie dringen zu stark in mich. Ich sage Ihnen also, daß der Vogt diesen Bart aus Unvorsichtigkeit hat fallen lassen; daß er noch einen hatte, den er aber in der Geschwindigkeit

nieder zu sich steckte; daß seine Reden einen Menschen verriethen, welcher glaubt, man denke von ihm eben so viel Uebles, als er thut; daß ich ihn auch sonst über einem nicht allzu gewissenhaften — — wenigstens nicht allzu klugen Griffe ertappt habe.

Der Baron. Es ist als ob mir die Augen auf einmal aufgingen. Ich besorge, — Sie werden sich nicht geirrt haben. Und Sie trugen Bedenken, mir so etwas zu entdecken? — Den Augenblick will ich gehen, und alles anwenden, hinter die Wahrheit zu kommen. Sollte ich meinen Mörder in meinem eigenen Hause haben?

Der Reis. Doch zürnen Sie nicht auf mich, wenn Sie zum Glücke meine Vermuthungen falsch befinden sollten. Sie haben mir sie ausgepreßt, sonst würde ich sie gewiß verschwiegen haben.

Der Baron. Ich mag sie wahr oder falsch befinden, ich werde Ihnen allezeit dafür danken.

Neunzehnter Auftritt.

Der Reisende und darnach Christoph.

Der Reis. Wo er nur nicht zu hastig mit ihm verfährt! Denn so groß auch der Verdacht ist, so könnte der Mann doch wohl noch unschuldig seyn. — Ich bin ganz verlegen. — — In der That ist es nichts geringes, einem Herrn seine Untergebenen so verdächtig zu machen. Wenn er sie auch unschuldig befindet, so verliert er doch auf immer das Vertrauen zu ihnen. — Gewiß, wenn ich es recht bedenke, ich hätte schweigen sollen. — Wird man nicht Eigennutz und Rache für die

Urſachen meines Argwohns halten, wenn man erfährt, daß ich ihm meinen Verluſt zugeſchrieben habe? — Ich wollte ein Vieles darum ſchuldig ſeyn, wenn ich die Unterſuchung noch hintertreiben könnte —

Chriſt. (kommt gelacht). Ha! ha! ha! wiſſen Sie, wer Sie ſind, mein Herr?

Der Reiſ. Wißt Ihr, daß Ihr ein Narr ſeyd? Was fragt Ihr?

Chriſt. Gut! wenn Sie es denn nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie ſind einer von Adel. Sie kommen aus Holland. Allda haben Sie Verdrießlichkeiten und ein Duell gehabt. Sie ſind ſo glücklich geweſen, einen jungen Naſeweis zu erſtechen. Die Freunde des Entleibten haben Sie heftig verfolgt. Sie haben ſich auf die Flucht begeben. Und ich habe die Ehre Sie auf der Flucht zu begleiten.

Der Reiſ. Träumt Ihr oder raſet Ihr?

Chriſt. Keines von beiden. Denn für einen Raſenden wäre meine Rede zu klug, und für einen Träumenden zu toll.

Der Reiſ. Wer hat Euch ſolch unſinniges Zeug weiß gemacht?

Chriſt. O dafür iſt gebeten, daß man mir's weiß macht. Allein, finden Sie es nicht recht wohl ausgeſonnen? In der kurzen Zeit, die man mir zum Lügen ließ, hätte ich gewiß auf nichts Beſſeres fallen können. So ſind Sie doch wenigſtens vor weiterer Neugierigkeit ſicher!

Der Reiſ. Was ſoll ich mir aber aus alle dem nehmen?

Chriſt. Nichts mehr, als was Ihnen gefällt; das Uebrige laſſen Sie mir. Hören Sie nur, wie es zuging. Man fragte mich nach Ihrem Namen, Stand, Vaterland, Verrichtungen; ich ließ mich nicht lange bitten, ich ſagte alles, was ich davon wußte; das iſt: ich ſagte, ich wüßte nichts. Sie können leicht

glauben, daß diese Nachricht sehr unzulänglich war, und daß man wenig Ursache hatte, damit zufrieden zu seyn. Man drang also weiter in mich; allein umsonst! Ich blieb verschwiegen, weil ich nichts zu verschweigen hatte. Doch endlich brachte mich ein Geschenk, welches man mir anbot, dahin, daß ich mehr sagte, als ich wußte; das ist: ich log.

Der Weis. Schurke! ich befinde mich, wie ich sehe, bei Euch in feinen Händen.

Christ. Ich will doch nimmermehr glauben, daß ich von ungefähr die Wahrheit sollte gelogen haben?

Der Weis. Unverschämter Lügner, Ihr habt mich in eine Verwirrung gesetzt, aus der — —

Christ. Aus der Sie sich gleich helfen können, sobald Sie das schöne Beiwort, das Sie mir jetzt zu geben beliebten, bekannter machen.

Der Weis. Werde ich aber alsdann nicht genöthigt seyn, mich zu entdecken?

Christ. Desto besser! so lerne ich Sie bei Gelegenheit auch kennen. — Allein, urtheilen Sie einmal selbst, ob ich mir wohl, mit gutem Gewissen dieser Lügen wegen ein Gewissen machen konnte? (Er zieht die Dose heraus.) Betrachten Sie diese Dose! Hätte ich sie leichter verdienen können?

Der Weis. Zeigt mir sie doch! — (Er nimmt sie in die Hand.) Was seh ich?

Christ. Ha! ha! ha! Das dachte ich, daß Sie erstaunen würden. Nicht wahr, Sie lögen selber ein Gesetzchen, wenn Sie so eine Dose verdienen könnten?

Der Weis. Und also habt Ihr mir sie entwendet?

Christ. Wie? was?

Der Weis. Eure Treulosigkeit ärgert mich nicht so sehr, als der übereilte Verdacht, den ich deßwegen einem ehrlichen

Mann zugezogen habe. Und Ihr könnt noch so rasend frech seyn, mich überreden zu wollen, sie wäre ein — —, obgleich beinahe eben so schimpflich erlangtes — Geschenk? Geht! kommt mir nicht wieder vor die Augen!

Christ. Träumen Sie, oder — — aus Respect will ich das andere noch verschweigen. Der Neid bringt Sie doch nicht auf solche Ausschweifungen? Die Dose soll Ihre seyn? Ich soll sie Ihnen salva venia gestohlen haben? Wenn das wäre; ich müßte ein dummer Teufel seyn, daß ich gegen Sie selbst damit prahlen sollte. — Gut, da kommt Lisette! — Hurtig komm Sie! Helf Sie mir doch meinen Herrn wieder zu Rechte bringen.

Zwanzigster Auftritt.

Lisette. Der Reisende.

Lisette. O mein Herr, was stiften Sie bei uns für Unruhe! Was hat Ihnen denn unser Vogt gethan? Sie haben den Herrn ganz rasend auf ihn gemacht. Man redet von Bärten, von Dosen, von Plündern; der Vogt weint und flucht, daß er unschuldig wäre, daß Sie die Unwahrheit redeten. Der Herr ist nicht zu besänftigen, und jetzt hat er sogar nach dem Schulzen und den Gerichten geschickt, ihn schließen zu lassen. Was soll denn das alles heißen?

Christ. O, das ist alles noch nichts. Hör Sie nur, hör Sie, was er jetzt gar mit mir vorhat — —

Der Reis. Ja freilich, meine liebe Lisette, ich habe mich

übereilt. Der Vogt ist unschuldig. Nur mein gottloser Bedienter hat mich in diese Verdrießlichkeiten gestürzt. Er ist's, der mir meine Dose entwandt hat, derentwegen ich den Vogt in Verdacht hatte; und der Bart kann allerdings ein Kinderspiel gewesen seyn, wie er sagte. Ich geh, ich will ihm Genugthuung geben, ich will meinen Irrthum gestehen, ich will ihm, was er nur verlangen kann — —

Christ. Nein, nein, bleiben Sie! Sie müssen mir erst Genugthuung geben. Zum Henker, so rede Sie doch, Lisette, und sage Sie, wie die Sache ist. Ich wollte, daß Sie mit Ihrer Dose am Galgen wäre! Soll ich mich deßwegen zum Diebe machen lassen? Hat Sie mir sie nicht geschenkt?

Lisette. Ja freilich! und sie soll Ihm auch geschenkt bleiben.

Der Reis. So ist es doch wahr? Die Dose gehört aber mir.

Lisette. Ihnen? das habe ich nicht gewußt.

Der Reis. Und also hat sie wohl Lisette gefunden? und meine Unachtsamkeit ist an allen den Verwirrungen Schuld? (Zu Christoph.) Ich habe Euch auch zu viel gethan! Verzeiht mir! Ich muß mich schämen, daß ich mich so übereilen können.

Lisette (bei Seite). Der Geier! nun werde ich bald klug. O! er wird sich nicht übereilt haben.

Der Reis. Kommt, wir wollen — —

Einundzwanzigster Auftritt.

Der Baron. Der Reisende. Lisette. Christoph.

Der Baron (kommt hastig herzu). Den Augenblick, Lisette, stelle dem Herrn seine Dose wieder zu! Es ist alles offenbar;

er hat alles gestanden. Und du hast dich nicht geschämt, von so einem Menschen Geschenke anzunehmen? Nun? wo ist die Dose?

Der Weis. Es ist also doch wahr? — —

Lisette. Der Herr hat sie lange wieder. Ich habe geglaubt, von wem Sie Dienste annehmen können, von dem könne ich auch Geschenke annehmen. Ich habe ihn so wenig gekannt, wie Sie.

Christ. Also ist mein Geschenk zum Teufel? Wie gewonnen, so zerronnen!

Der Baron. Wie aber soll ich, theuerster Freund, mich gegen Sie erkenntlich erzeigen? Sie reißen mich zum zweitenmal aus einer gleich großen Gefahr. Ich bin Ihnen mein Leben schuldig. Nimmermehr würde ich ohne Sie mein so nahes Unglück entdeckt haben. Der Schulze, ein Mann, den ich für den ehrlichsten auf allen meinen Gütern hielt, ist sein gottloser Gehülfe gewesen. Bedenken Sie also, ob ich jemals dieß hätte vermuthen können? Wären Sie heute von mir gereist —

Der Weis. Es ist wahr — — so wäre die Hülfe, die ich Ihnen gestern zu erweisen glaubte, sehr unvollkommen geblieben. Ich schätze mich also höchst glücklich, daß mich der Himmel zu dieser unvermutheten Entdeckung ausersehen hat; und ich freue mich jetzt so sehr, als ich vorher aus Furcht zu irren zitterte.

Der Baron. Ich bewundere Ihre Menschenliebe, wie Ihre Großmuth. O möchte es wahr seyn, was mir Lisette berichtet hat!

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Das Fräulein und die Vorigen.

Lisette. Nun, warum ſollte es nicht wahr ſeyn?

Der Baron. Komm, meine Tochter, komm! Verbinde deine Bitte mit der meinigen; erſuche meinen Erretter, deine Hand, und mit deiner Hand mein Vermögen anzunehmen. Was kann ihm meine Dankbarkeit koſtbareres ſchenken, als dich, die ich eben ſo ſehr liebe, als ihn? Wundern Sie ſich nur nicht, wie ich Ihnen ſo einen Antrag thun könne. Ihr Bedienter hat uns entdeckt, wer Sie ſind. Gönnen Sie mir das unſchätzbare Vergnügen, erkenntlich zu ſeyn! Mein Vermögen iſt meinem Stande und dieſer dem Ihrigen gleich. Hier ſind Sie vor Ihren Feinden ſicher, und kommen unter Freunde, die Sie anbeten werden. Allein Sie werden niedergeſchlagen? Was ſoll ich denken?

Das Fräulein. Sind Sie etwa meinetwegen in Sorgen? Ich verſichere Sie, ich werde dem Papa mit Vergnügen gehorchen.

Der Reiſ. Ihre Großmuth ſetzt mich in Erſtaunen. Aus der Größe der Vergeltung, die Sie mir anbieten, erkenne ich erſt, wie klein meine Wohlthat iſt. Allein, was ſoll ich Ihnen antworten? Mein Bedienter hat die Unwahrheit geredet und ich —

Der Baron. Wollte der Himmel, daß Sie das nicht einmal wären, wofür er Sie ausgiebt! Wollte der Himmel, Ihr Stand wäre geringer als der meinige! So würde doch meine Vergeltung etwas koſtbarer, und Sie würden vielleicht weniger ungeneigt ſeyn, meine Bitte ſtattfinden zu laſſen.

Der Reiſ. (bei Seite). Warum entdecke ich mich auch nicht? Mein Herr, Ihre Edelmüthigkeit durchdringt meine

ganze Seele. Allein schreiben Sie es dem Schicksale, nicht mir zu, daß Ihr Anerbieten vergebens ist. Ich bin — —

Der Baron. Vielleicht schon verheirathet?

Der Weis. Nein — —

Der Baron. Nun? was?

Der Weis. Ich bin ein Jude.

Der Baron. Ein Jude? grausamer Zufall!

Christ. Ein Jude?

Lisette. Ein Jude?

Das Fräulein. Ei, was thut das?

Lisette. St! Fräulein, st! ich will es Ihnen hernach sagen, was das thut.

Der Baron. So giebt es denn Fälle, wo uns der Himmel selbst verhindert, dankbar zu seyn?

Der Weis. Sie sind es überflüssig dadurch, daß Sie es seyn wollen.

Der Baron. So will ich wenigstens so viel thun, als mir das Schicksal zu thun erlaubt. Nehmen Sie mein ganzes Vermögen. Ich will lieber arm und dankbar, als reich und undankbar seyn.

Der Weis. Auch dieses Anerbieten ist bei mir umsonst, da mir der Gott meiner Väter mehr gegeben hat, als ich brauche. Zu aller Vergeltung bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urtheilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion schäme. Nein! Ich sah aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundschaft eines Menschen, er sey wer er wolle, ist mir allezeit unschätzbar gewesen.

Der Baron. Ich schäme mich meines Verfahrens.

Christ. Nun komm ich erst von meinem Erstaunen wieder

n mir selber. Was? Sie sind ein Jude, und haben das erz gehabt, einen ehrlichen Christen in Ihre Dienste zu nehmen? Sie hätten mir dienen sollen. So wär es nach der Bibel recht gewesen. Potz Stern! Sie haben in mir die ganze Christenheit beleidigt. — Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reise kein Schweinefleisch essen wollte und sonst hundert Alfanzereien machte. — Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie länger begleiten werde! Verklagen will ich Sie noch dazu.

Der Reis. Ich kann es Euch nicht zumuthen, daß Ihr besser als der andere christliche Pöbel denken sollt. Ich will Euch nicht zu Gemüthe führen, aus was für erbärmlichen Umständen ich Euch in Hamburg riß. Ich will Euch auch nicht zwingen, länger bei mir zu bleiben. Doch weil ich mit Euren Diensten so ziemlich zufrieden bin, und ich Euch vorhin außerdem in einem ungegründeten Verdachte hatte, so behaltet zur Vergeltung, was diesen Verdacht verursachte. (Gibt ihm die Dose.) Euren Lohn könnt Ihr auch haben. Sodann geht, wohin Ihr wollt!

Christ. Nein, der Henker! es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind. Sie sind ein braver Mann. Topp, ich bleibe bei Ihnen! Ein Christ hätte mir einen Fuß in die Rippen gegeben und keine Dose!

Der Baron. Alles, was ich von Ihnen sehe, entzückt mich. Kommen Sie, wir wollen Anstalt machen, daß die Schuldigen in sichere Verwahrung gebracht werden. O wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!

Der Reis. Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften besäßen!

(Der Baron, das Fräulein und der Reisende gehen ab.)

Letzter Auftritt.

Liſette. Chriſtoph.

Liſette. Alſo, mein Freund, hat er mich vorhin belogen?

Chriſt. Ja, und das aus zweierlei Urſachen. Erſtlich, weil ich die Wahrheit nicht wußte, und anderns, weil man für eine Doſe, die man wiedergeben muß, nicht viel Wahrheit ſagen kann.

Liſette. Und wenn's dazu kommt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er ſich verſtellt?

Chriſt. Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt! Komm Sie nur!

(Er nimmt ſie unterm Arm und ſie gehen ab.)

Der Freigeist.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Verfertigt im Jahr 1749.

Personen.

Adraſt, der Freigeiſt.
Theophan, ein junger Geiſtlicher.
Liſidor.
Juliane, Henriette, } Töchter des Liſidor.
Frau Philane.
Araspe, Theophans Vetter.
Johann.
Martin.
Liſette.
Ein Wechsler.

Die Scene iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Werden Sie es übel nehmen, Adraſt, wenn ich mich endlich über den ſtolzen Kaltſinn beklage, den Sie nicht aufhören gegen mich zu äußern? Schon ſeit Monaten ſind wir in Einem Hauſe, und warten auf einerlei Glück. Zwei liebenswürdige Schweſtern ſollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adraſt! können wir noch dringender eingeladen werden uns zu lieben und eine Freundſchaft unter uns zu ſtiften, wie ſie unter Brüdern ſeyn ſollte? Wie oft bin ich nicht darauf beſtanden? — —

Adraſt. Eben ſo oft haben Sie geſehen, daß ich mich nicht einlaſſen will. Freundſchaft? Freundſchaft unter uns? — — Wiſſen Sie, muß ich fragen, was Freundſchaft iſt?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adraſt. Alle Fragen beſtürzen, deren wir nicht gewärtig ſind. Gut, Sie wiſſen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, dieſe kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verſtehe Sie. Alſo ſollen wir wohl Feinde ſeyn?

Adraſt. Sie haben mich ſchön verſtanden! Feinde? Iſt

Personen.

Adraſt, der Freigeiſt.
Theophan, ein junger Geiſtlicher.
Liſidor.
Juliane, } Töchter des Liſidor.
Henriette, }
Frau Philane.
Araspe, Theophans Vetter.
Johann.
Martin.
Liſette.
Ein Wechsler.

Die Scene iſt ein Saal.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Werden Sie es übel nehmen, Adraſt, wenn ich mich endlich über den ſtolzen Kaltſinn beklage, den Sie nicht aufhören gegen mich zu äußern? Schon ſeit Monaten ſind wir in Einem Hauſe, und warten auf einerlei Glück. Zwei liebenswürdige Schweſtern ſollen es uns machen. Bedenken Sie doch, Adraſt! können wir noch dringender eingeladen werden uns zu lieben und eine Freundſchaft unter uns zu ſtiften, wie ſie unter Brüdern ſeyn ſollte? Wie oft bin ich nicht darauf beſtanden? — —

Adraſt. Eben ſo oft haben Sie geſehen, daß ich mich nicht einlaſſen will. Freundſchaft? Freundſchaft unter uns? — — Wiſſen Sie, muß ich fragen, was Freundſchaft iſt?

Theophan. Ob ich es weiß?

Adraſt. Alle Fragen beſtürzen, deren wir nicht gewärtig ſind. Gut, Sie wiſſen es. Aber meine Art zu denken, und die Ihrige, dieſe kennen Sie doch auch?

Theophan. Ich verſtehe Sie. Alſo ſollen wir wohl Feinde ſeyn?

Adraſt. Sie haben mich ſchön verſtanden! Feinde? Iſt

denn kein Mittel? Muß denn der Mensch eines von beiden haſſen oder lieben? Gleichgültig wollen wir einander bleiben. Und ich weiß, eigentlich wünſchen Sie dieſes ſelbſt. Lernen Sie wenigſtens nur die Aufrichtigkeit von mir.

Theophan. Ich bin bereit. Werden Sie mich aber dieſe Tugend in aller ihrer Lauterkeit lehren?

Adraſt. Erſt fragen Sie ſich ſelbſt, ob ſie Ihnen in aller ihrer Lauterkeit gefallen würde?

Theophan. Gewiß. Und Ihnen zu zeigen, ob Ihr künftiger Schüler einige Fähigkeit dazu hat, wollen Sie mich wohl einen Verſuch machen laſſen?

Adraſt. Recht gern.

Theophan. Wo nur mein Verſuch nicht ein Meiſterſtück wird. Hören Sie alſo, Adraſt — — Aber erlauben Sie mir, daß ich mit einer Schmeicheley gegen mich ſelbſt anfange. Ich habe von jeher einigen Werth auf meine Freundſchaft gelegt; ich bin vorſichtig, ich bin karg damit geweſen. Sie ſind der erſte, dem ich ſie angeboten habe; und Sie ſind der einzige, dem ich ſie aufdringen will. — — Umſonſt ſagt mir Ihr verächtlicher Blick, daß es mir nicht gelingen ſolle. Gewiß, es ſoll mir gelingen. Ihr eigen Herz iſt mir Bürge; Ihr eigen Herz, Adraſt, welches unendlich beſſer iſt, als es Ihr Witz, der ſich in gewiſſe groß ſcheinende Meinungen verliebt hat, vielleicht wünſcht.

Adraſt. Ich haſſe die Lobſprüche, Theophan, und beſonders die, welche meinem Herzen auf Unkoſten meines Verſtandes gegeben werden. Ich weiß eigentlich nicht, was das für Schwachheiten ſeyn müſſen (Swachheiten aber müſſen es ſeyn), derentwegen Ihnen mein Herz ſo wohl gefällt; das aber weiß ich, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich Sie durch Hülfe meines Verſtandes daraus verdrungen habe.

Theophan. Ich habe die Probe meiner Aufrichtigkeit kaum angefangen, und Ihre Empfindlichkeit ist schon rege. Ich werde nicht weit kommen.

Adraſt. So weit als Sie wollen. Fahren Sie nur fort.

Theophan. Wirklich? — — Ihr Herz also ist das beſte, das man finden kann. Es ist zu gut, Ihrem Geiſte zu dienen, den das Neue, das Beſondere geblendet hat, den ein Anſchein von Gründlichkeit zu glänzenden Irrthümern dahinreißt und der, aus Begierde bemerkt zu werden, Sie mit aller Gewalt zu etwas machen will, was nur Feinde der Tugend, was nur Böſewichter ſeyn ſollten. Nennen Sie es, wie Sie wollen: Freidenker, ſtarker Geiſt, Deiſt; ja, wenn Sie ehrwürdige Benennungen mißbrauchen wollen, nennen Sie es Philoſoph: es ist ein Ungeheuer, es ist die Schande der Menſchheit. Und Sie, Adraſt, den die Natur zu einer Zierde derſelben beſtimmte, der nur ſeinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, um es zu ſeyn; Sie, mit einer ſolchen Anlage zu allem, was edel und groß ist, Sie entehren ſich vorſätzlich. Sie ſtürzen ſich mit Bedacht aus Ihrer Höhe herab, bei dem Pöbel der Geiſter einen Ruhm zu erlangen, für den ich lieber aller Welt Schande wählen wollte.

Adraſt. Sie vergeſſen ſich, Theophan, und wenn ich Sie nicht unterbreche, ſo glauben Sie endlich gar, daß Sie ſich an dem Platze befinden, auf welchem Ihres Gleichen ganze Stunden ungeſtört ſchwatzen dürfen.

Theophan. Nein, Adraſt, Sie unterbrechen keinen überläſtigen Prediger; beſinnen Sie ſich nur, Sie unterbrechen bloß einen Freund, — — wider Ihren Willen nenne ich mich ſo, — — der eine Probe ſeiner Freimüthigkeit ablegen ſollte.

Adraſt. Und eine Probe ſeiner Schmeichelei abgelegt hat; — aber einer verdeckten Schmeichelei, einer Schmeichelei,

die eine gewiſſe Bitterkeit annimmt, um deſto weniger Schmeichelei zu ſcheinen. — — Sie werden machen, daß ich Sie endlich auch verachte. — — Wenn Sie die Freimüthigkeit kennten, ſo würden Sie mir alles unter die Augen geſagt haben, was Sie in Ihrem Herzen von mir denken. Ihr Mund würde mir keine gute Seite geliehen haben, die mir Ihre innere Ueberzeugung nicht zugeſteht. Sie würden mich geradeweg einen Ruchloſen geſcholten haben, der ſich der Religion nur deßwegen zu entziehen ſuche, damit er ſeinen Lüſten deſto ſicherer nachhängen könne. Um ſich pathetiſcher auszudrücken, würden Sie mich einen Höllenbrand, einen eingefleiſchten Teufel genannt haben. Sie würden keine Verwünſchungen geſpart, kurz, Sie würden ſich ſo erwieſen haben, wie ſich ein Theolog gegen die Verächter ſeines Aberglaubens und alſo auch ſeines Anſehens erweiſen muß.

Theophan. Ich erſtaune. Was für Begriffe!

Adraſt. Begriffe, die ich von tauſend Beiſpielen abgeſondert habe. — — Doch wir kommen zu weit. Ich weiß, was ich weiß, und habe längſt gelernt, die Larve von dem Geſichte zu unterſcheiden. Es iſt eine Karnevalserfahrung: Je ſchöner die erſte, deſto häßlicher das andere.

Theophan. Sie wollen damit ſagen — —

Adraſt. Ich will nichts damit ſagen, als daß ich noch zu wenig Grund habe, die Allgemeinheit meines Urtheils von den Gliedern Ihres Standes um Ihretwillen einzuſchränken. Ich habe mich nach den Ausnahmen zu lange vergebens umgeſehen, als daß ich hoffen könnte, die erſte an Ihnen zu finden. Ich müßte Sie länger, ich müßte Sie unter verſchiedenen Umſtänden gekannt haben, wenn — —

Theophan. Wenn Sie meinem Geſichte die Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſollten, es für keine Larve zu halten.

Wohl! Aber wie können Sie kürzer dazu gelangen, als wenn Sie mich Ihres nähern Umganges würdigen? Machen Sie mich zu Ihrem Freunde, stellen Sie mich auf die Probe —

Adraſt. Sachte! die Probe käme zu ſpät, wenn ich Sie bereits zu meinem Freynde angenommen hätte. Ich habe geglaubt, ſie müſſe vorhergehen.

Theophan. Es giebt Grade in der Freundſchaft, Adraſt; und ich verlange den vertrauteſten noch nicht.

Adraſt. Kurz, auch zu dem niedrigſten können Sie nicht fähig ſeyn.

Theophan. Ich kann nicht dazu fähig ſeyn? Wo liegt die Unmöglichkeit?

Adraſt. Kennen Sie, Theophan, wohl ein Buch, welches das Buch aller Bücher ſeyn ſoll; welches alle unſere Pflichten enthalten, welches uns zu allen Tugenden die ſicherſten Vorſchriften ertheilen ſoll, und welches der Freundſchaft gleichwohl mit keinem Worte gedenkt? Kennen Sie dieſes Buch?

Theophan. Ich ſehe Sie kommen, Adraſt. Welchem Collin haben Sie dieſen armſeligen Einwurf abgeborgt?

Adraſt. Abgeborgt oder ſelbſt erfunden, es iſt gleich viel. Es muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich Wahrheiten zu borgen ſchämt.

Theophan. Wahrheiten! — — Sind Ihre übrigen Wahrheiten von gleicher Güte? Können Sie mich einen Augenblick anhören?

Adraſt. Wieder predigen?

Theophan. Zwingen Sie mich nicht dazu? Oder wollen Sie, daß man Ihre ſeichten Spöttereien unbeantwortet laſſen ſoll, damit es ſcheine, als könne man nicht darauf antworten?

Adraſt. Und was können Sie denn darauf antworten?

Theophan. Dieſes. Sagen Sie mir, iſt die Liebe unter

der Freundschaft, oder die Freundschaft unter der Liebe begriffen? Nothwendig das letztere. Derjenige also, der die Liebe in ihrem allerweitesten Umfange gebietet, gebietet der nicht auch die Freundschaft? Ich sollte es glauben; und es ist so wenig wahr, daß unser Gesetzgeber die Freundschaft seines Gebotes nicht würdig geschätzt habe, daß er vielmehr seine Lehre zu einer Freundschaft gegen die ganze Welt gemacht hat.

Abraß. Sie bürden ihm Ungereimtheiten auf. Freundschaft gegen die ganze Welt? Was ist das? Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt seyn.

Theophan. Und also ist Ihnen wohl nichts Freundschaft, als jene Uebereinstimmung der Temperamente, jene angeborene Harmonie der Gemüther, jener heimliche Zug gegen einander, jene unsichtbare Kette, die zwei einerlei denkende, einerlei wollende Seelen verknüpft?

Abraß. Ja, nur dieses ist mir Freundschaft.

Theophan. Nur dieses? Sie widersprechen sich also selbst.

Abraß. O! daß Ihr Leute doch überall Widersprüche findet, außer nur da nicht, wo sie wirklich sind!

Theophan. Ueberlegen Sie es. Wenn diese ohne Zweifel nicht willkürliche Uebereinstimmung der Seelen, diese in uns liegende Harmonie mit einem andern einzelnen Wesen allein die wahre Freundschaft ausmacht; wie können Sie verlangen, daß sie der Gegenstand eines Gesetzes seyn soll? Wo sie ist, darf sie nicht geboten werden; und wo sie nicht ist, da wird sie umsonst geboten. Und wie können Sie es unserm Lehrer zur Last legen, daß er die Freundschaft in diesem Verstande übergangen ist? Er hat uns eine edlere Freundschaft befohlen, welche jenes blinden Hanges, den auch die

vernünftigen Thiere nicht wissen, entbehren kann: eine Freundschaft, die sich nach erkannten Vollkommenheiten mittheilt; welche sich nicht von der Natur lenken läßt, sondern welche die Natur selbst lenkt.

Adraſt. O Geschwätz!

Theophan. Ich muß Ihnen dieses sagen, Adraſt, ob Sie es gleich eben sowohl wissen könnten, als ich, und auch wissen sollten. Was würden Sie selbst von mir denken, wenn ich den Verdacht nicht mit aller Gewalt von mir abzulenken suchte, als mache mich die Religion zu einem Verächter der Freundschaft, die Religion, die Sie nur allzugern aus einem wichtigen Grunde verachten möchten? — — Sehen Sie mich nicht so geringschätzig an; wenden Sie sich nicht auf eine so beleidigende Art von mir — —

Adraſt (bei Seite) Das Pfaffengeschmeiß! — —

Theophan. Ich sehe, Sie gebrauchen Zeit, den ersten Widerwillen zu unterdrücken, den eine widerlegte Lieblingsmeinung natürlicher Weise erregt. — Ich will Sie verlassen. Ich erfuhr jetzt ohnedem, daß einer von meinen Anverwandten mit der Post angelangt sey. Ich gehe ihm entgegen und werde die Ehre haben, Ihnen denselben vorzustellen.

Zweiter Auftritt.

Adraſt.

— — Daß ich ihn nimmermehr wiedersehen dürfte! Welcher von euch Schwarzröcken wäre auch kein Heuchler? — Priestern habe ich mein Unglück zu danken. Sie haben mich gedrückt, verfolgt, so nahe sie auch das Blut mit mir verbunden hatte. Hassen will ich dich, Theophan, und alle

deines Ordens! Muß ich denn auch hier in die Verwandtschaft der Geistlichkeit gerathen? — — Er, dieser Schleicher, dieser blöde Verleugner seines Verstandes soll mein Schwager werden? — — Und mein Schwager durch Julianen? — Durch Julianen? — Welch grausames Geschick verfolgt mich doch überall! Ein alter Freund meines verstorbenen Vaters trägt mir eine von seinen Töchtern an. Ich eile herbei und muß zu spät kommen, und muß die, welche auf den ersten Anblick mein ganzes Herz hatte, die, mit der ich allein glücklich leben konnte, schon versprochen finden. Ach, Juliane! So warst du mir nicht bestimmt? du, die ich liebe? Und so soll ich mich mit einer Schwester begnügen, die ich nicht liebe? —

Dritter Auftritt.

Lisidor. Adraft.

Lisidor. Da haben wir's! Schon wieder allein, Adraft? Sagen Sie mir, müssen die Philosophen so zu Winkel kriechen? Ich wollte doch lieber sonst was seyn — — Und, wenn ich recht gehört habe, so sprachen Sie ja wohl gar mit sich selber? Nu, nu! es ist schon wahr, ihr Herren Grillenfänger könnt freilich mit niemand klügerm reden, als mit euch selber. Aber gleichwohl ist unser einer auch kein Katzenkopf. Ich schwatze eins mit, es mag seyn, von was es will.

Adraft. Verzeihen Sie — —

Lisidor. Je, mit seinem Verzeihen! Er hat mir ja noch nichts zuwider gethan — — Ich habe gern, wenn die Leute lustig sind. Und ich will kein ehrlicher Mann seyn, wenn ich mir nicht eine rechte Freude darauf eingebildet habe,

den Wildfang, wie sie Ihn sonst zu Hause nannten, zu meinem Schwiegersohne zu haben. Freilich ist Er seitdem groß gewachsen; Er ist auf Reisen gewesen; Er hat Land und Leute gesehen. Aber, daß Er so gar sehr verändert würde wiedergekommen seyn, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Da geht Er nun und spintisirt von dem, was ist — — und was nicht ist, — — von dem, was seyn könnte, und wenn es seyn könnte, warum es wieder nicht seyn könnte; — — von der Nothwendigkeit, der halben und ganzen, der nothwendigen Nothwendigkeit und der nicht nothwendigen Nothwendigkeit; — — von den A — A — — wie heißen die kleinen Dingerchen, die so in den Sonnenstrahlen herumfliegen? — — von den A — A — — Sage doch, Adraſt — —

Adraſt. Von den Atomen, wollen Sie sagen.

Liſidor. Ja, ja, von den Atomen, von den Atomen. So heißen sie, weil man ihrer ein ganz Tausend mit Einem Athem hinunter schlucken kann.

Adraſt. Ha! ha! ha!

Liſidor. Er lacht, Adraſt? Ja, mein gutes Bürschchen, du mußt nicht glauben, daß ich von den Sachen ganz und gar nichts verstehe. Ich habe euch, Ihn und den Theophan, ja oft genug darüber zanken hören. Ich behalte mir das Beste. Wenn ihr euch in den Haaren liegt, so fische ich im Trüben. Da fällt manche Brocke ab, die keiner von euch brauchen kann, und die ist für mich. Ihr dürft deßwegen nicht neidisch auf mich seyn; denn ich bereichere mich nicht von einem allein. Das nehme ich von dir, mein lieber Adraſt, und das vom Theophan; und aus allen dem mache ich mir hernach ein Ganzes — —

Adraſt. Das vortrefflich, ungeheuer seyn muß.

Liſidor. Wie so?

Adraſt. Sie verbinden Tag und Nacht, wenn Sie meine mit Theophans Gedanken verbinden.

Liſidor. Je nu! ſo wird eine angenehme Dämmerung daraus. — — Und überhaupt iſt es nicht einmal wahr, daß ihr ſo ſehr von einander unterſchieden wärt. Einbildungen! Einbildungen! Wie vielmal habe ich nicht allen beiden zugleich Recht gegeben? Ich bin es nur allzuwohl überzeugt, daß alle ehrliche Leute einerlei glauben.

Adraſt. Sollten! ſollten! das iſt wahr.

Liſidor. Nun, da ſehe man! was iſt nun das wieder für ein Unterſchied? Glauben oder glauben ſollen: es kommt auf eines heraus. Wer kann alle Worte ſo abzirkeln? — — Und ich wette was, wenn ihr nur erſt werdet Schwäger ſeyn, kein Ei wird dem andern ähnlicher ſeyn können. — —

Adraſt. Als ich dem Theophan und er mir?

Liſidor. Gewiß. Noch wißt ihr nicht, was das heißt, mit einander verwandt ſeyn. Der Verwandtſchaft wegen wird der einen Daumen breit und der einen Daumen breit nachgeben. Und, einen Daumen breit, und wieder einen Daumen breit, das macht zwei Daumen breit; und zwei Daumen breit — — ich bin ein Schelm, wenn ihr die auseinander ſeyd. — Nichts aber könnte mich in der Welt wohl ſo vergnügen, als daß meine Töchter ſo vortrefflich für euch paſſen. Die Juliane iſt eine geborne Prieſterfrau, und Henriette — in ganz Deutſchland muß kein Mädchen zu finden ſeyn, das ſich für Ihn, Adraſt, beſſer ſchickte. Hübſch, munter, für; ſie ſingt, ſie tanzt, ſie ſpielt; kurz, ſie iſt meine leibhafte Tochter. Juliane dagegen iſt die liebe, heilige Einfalt.

Adraſt. Juliane? Sagen Sie das nicht. Ihre Vollkommenheiten fallen vielleicht nur weniger in die Augen. Ihre Schönheit blendet nicht; aber ſie geht ans Herz. Man

läßt sich gern von ihren stillen Reizen fesseln und man biegt sich mit Bedacht in ihr Joch, das uns andere in einer fröhlichen Unbesonnenheit überwerfen müssen. Sie redet wenig; aber auch ihr geringstes Wort hat Vernunft.

Lisidor. Und Henriette?

Adraft. Es ist wahr, Henriette weiß sich frei und witzig auszudrücken. Würde es aber Juliane nicht auch können, wenn sie nur wollte und wenn sie nicht Wahrheit und Empfindung jenem prahlenden Schimmer vorzöge? Alle Tugenden scheinen sich in ihrer Seele verbunden zu haben — —

Lisidor. Und Henriette?

Adraft. Es sey ferne, daß ich Henrietten irgend eine Tugend absprechen sollte. Aber es giebt ein gewisses Aeußeres, welches sie schwerlich vermuthen ließe, wenn man nicht andere Gründe für sie hätte. Julianens gesetzte Anmuth, ihre ungezwungene Bescheidenheit, ihre ruhige Freude, ihre — —

Lisidor. Und Henriettens?

Adraft. Henriettens wilde Annehmlichkeiten, ihre wohllassende Dreistigkeit, ihre fröhlichen Entzückungen stechen mit den gründlichen Eigenschaften ihrer Schwester vortrefflich ab. Aber Juliane gewinnt dabei — —

Lisidor. Und Henriette?

Adraft. Verliert dabei nichts. Nur daß Juliane —

Lisidor. Ho! ho! Herr Adraft, ich will doch nicht hoffen, daß Sie auch an der Narrheit krank liegen, welche die Leute nur das für gut und schön erkennen läßt, was sie nicht bekommen können. Wer Henker hat Sie denn gedungen, Julianen zu loben?

Adraft. Fallen Sie auf nichts Widriges. Ich habe bloß zeigen wollen, daß mich die Liebe für meine Henriette gegen die Vorzüge ihrer Schwester nicht blind mache.

Liſidor. Nu, nu! wenn das iſt, ſo mag es hingehen. Sie iſt auch gewiß ein gutes Kind, die Juliane. Sie iſt der Augapfel ihrer Großmutter. Und das gute, alte Weib hat tauſendmal geſagt, die Freude über ihr Julchen erhielte ſie noch am Leben.

Adraſt. Ach!

Liſidor. Das war ja gar geſeufzt. Was Geier ſieht Ihn an? Pfui! Ein junger geſunder Mann, der alle Viertelſtunden eine Frau nehmen will, wird ſeufzen? Spare Er ſein Seufzen, bis Er die Frau hat.

Vierter Auftritt.

Johann. Adraſt. Liſidor.

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Nu? nu?

Johann. Pſt! Pſt!

Adraſt. Was giebt's?

Johann. Pſt! Pſt!

Liſidor. Pſt! Pſt! Moſſeu Johann. Kann der Schurke nicht näher kommen?

Johann. Pſt, Herr Adraſt! Ein Wort im Vertrauen.

Adraſt. So komm her!

Johann. Im Vertrauen, Herr Adraſt.

Liſidor (welcher auf ihn zugeht). Nun? was willſt du?

Johann (geht auf die andre Seite). Pſt! Herr Adraſt, nur ein Wörtchen, ganz im Vertrauen!

Adraſt. So pack dich her und rede.

Liſidor. Rede! rede! Was kann der Schwiegerſohn haben, das der Schwiegervater nicht hören dürfte?

Johann. Herr Adraſt! (Zieht ihn an dem Aermel bei Seite.)

Liſidor. Du Spitzbube, willſt mich mit aller Gewalt vom Platze haben. Rede nur, rede! ich gehe ſchon.

Johann. O! Sie ſind gar zu höflich. Wenn Sie einen kleinen Augenblick dort in die Ecke treten wollen, ſo können Sie immer da bleiben.

Adraſt. Bleiben Sie doch! ich bitte.

Liſidor. Nu! wenn ihr meint — — (indem er auf ſie zukommt).

Adraſt. Nun ſage, was willſt du?

Johann (welcher ſieht, daß ihm Liſidor wieder nahe ſteht). Nichts.

Adraſt. Nichts?

Johann. Nichts, gar nichts.

Liſidor. Das Wörtchen im Vertrauen, haſt du es ſchon wieder vergeſſen?

Johann. Potz Stern! ſind Sie da? Ich denke, Sie ſtehen dort im Winkel.

Liſidor. Narr, der Winkel iſt näher gerückt.

Johann. Daran hat er ſehr unrecht gethan.

Adraſt. Halte mich nicht länger auf und rede.

Johann. Herr Liſidor, mein Herr wird böſe.

Adraſt. Ich habe vor ihm nichts Geheimes; rede!

Johann. So habe ich auch nichts für Sie.

Liſidor. Galgendieb, ich muß dir nur deinen Willen thun. — — Ich gehe auf meine Stube, Adraſt; wenn Sie zu mir kommen wollen —

Adraſt. Ich werde Ihnen gleich folgen.

Fünfter Auftritt.

Johann. Adraſt.

Johann. Iſt er fort?

Adraſt. Was haſt du mir denn zu ſagen? Ich wette, es iſt eine Kleinigkeit, und der Alte wird ſich einbilden, daß es Halsſachen ſind.

Johann. Eine Kleinigkeit? — — Mit Einem Worte, Herr Adraſt, wir ſind verloren. Und Sie konnten verlangen, daß ich es in Gegenwart des Liſidors ſagen ſollte?

Adraſt. Verloren? Und wie denn? Erkläre dich.

Johann. Was iſt da zu erklären? Kurz, wir ſind verloren. — — Aber ſo unvorſichtig hätte ich mir Sie doch nimmermehr eingebildet, daß Sie es ſogar Ihren künftigen Schwiegervater wollten hören laſſen — —

Adraſt. So laß mich es nur hören — —

Johann. Wahrhaftig, er hätte die Luſt auf einmal verlieren können, es jemals zu werden. — — So ein Streich!

Adraſt. Nun? was denn für ein Streich? Wie lange wirſt du mich noch martern?

Johann. Ein ganz verdammter Streich. — — Ja, ja! wenn der Bediente nicht oft behutſamer wäre als der Herr: es würden artige Dinge herauskommen.

Adraſt. Nichtswürdiger Schlingel — —

Johann. Ho, ho! iſt das mein Dank? Wenn ich es doch nur geſagt hätte, wie der Alte da war. Wir hätten wollen ſehen! wir hätten wollen ſehen —

Adraſt. Daß dich dieſer und jener — —

Johann. Ha, ha! nach dem Dieſen und Jenen wird nicht mehr gefragt. Ich weiß doch wohl, daß Sie den Teufel

meinen, und daß keiner iſt. Ich müßte wenig von Ihnen gelernt haben, wenn ich nicht der ganzen Hölle ein Schnippchen ſchlagen wollte.

Adraſt. Ich glaube, du ſpielſt den Freigeiſt? Ein ehrlicher Mann möchte einen Eckel davor bekommen, wenn er ſieht, daß es ein jeder Lumpenhund ſeyn will. — — Aber ich verbiete dir nunmehr, mir ein Wort zu ſagen. Ich weiß doch, daß es nichts iſt.

Johann. Ich ſollte es Ihnen nicht ſagen? Ich ſollte Sie ſo in Ihr Unglück rennen laſſen? Das wollen wir ſehen.

Adraſt. Gehe mir aus den Augen!

Johann. Nur Geduld! — — Sie erinnern ſich doch wohl ſo ungefähr, wie Sie Ihre Sachen zu Hauſe gelaſſen haben?

Adraſt. Ich mag nichts wiſſen.

Johann. Ich ſage Ihnen ja auch noch nichts. — — Sie erinnern ſich doch wohl auch der Wechſel, die Sie an den Herrn Araspe vor Jahr und Tag ausſtellten?

Adraſt. Schweig, ich mag nichts davon hören.

Johann. Ohne Zweifel, weil Sie ſie vergeſſen wollen? Wenn ſie nur dadurch bezahlt würden. — — Aber wiſſen Sie denn auch, daß ſie verfallen ſind?

Adraſt. Ich weiß, daß du dich nicht darum zu bekümmern haſt.

Johann. Auch das verbeiße ich. — Sie denken freilich: weit davon iſt gut für den Schuß; und Herr Araspe hat eben nicht nöthig, ſo ſehr dahinter her zu ſeyn. Aber was meinen Sie, wenn ich den Herrn Araspe — —

Adraſt. Nun was?

Johann. Jetzt den Augenblick vom Poſtwagen hätte ſteigen ſehen?

Adraſt. Was ſagſt Du? Ich erſtaune — —

Johann. Das that ich auch, als ich ihn ſah.

Adraſt. Du, Araspen geſehen? Araspen hier?

Johann. Mein Herr, ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich Ihre und meine Schuldner gleich auf den erſten Blick erkenne; ja, ich rieche ſie ſchon, wenn ſie auch noch hundert Schritte von mir ſind.

Adraſt (nachdem er nachgedacht). Ich bin verloren!

Johann. Das war ja mein erſtes Wort.

Adraſt. Was iſt anzufangen?

Johann. Das Beſte wird ſeyn, wir packen auf und ziehen weiter.

Adraſt. Das iſt unmöglich.

Johann. Nun, ſo machen Sie ſich gefaßt, zu bezahlen.

Adraſt. Das kann ich nicht; die Summe iſt zu groß.

Johann. O, ich ſagte auch nur ſo. — — Sie ſinnen?

Adraſt. Doch wer weiß auch, ob er ausdrücklich meinetwegen hergekommen iſt. Er kann andere Geſchäfte haben.

Johann. Je nu! So wird er das Geſchäft mit Ihnen ſo beiher treiben. Wir ſind doch immer geklatſcht.

Adraſt. Du haſt Recht. — — Ich möchte raſend werden, wenn ich an alle die Streiche gedenke, die mir ein ungerechtes Schickſal zu ſpielen nicht aufhört. — Doch wider wen murre ich? Wider ein taubes Ungefähr? Wider einen blinden Zufall, der uns ohne Abſicht und ohne Vorſatz ſchwer fällt? Ha, nichtswürdiges Leben! —

Johann. O, laſſen Sie mir das Leben ungeſchimpft. So einer Kleinigkeit wegen ſich mit ihm zu überwerfen, das wäre was geſcheutes!

Adraſt. So rathe mir doch, wenn du es für eine Kleinigkeit anſiehſt.

Johann. Fällt Ihnen im Ernste kein Mittel ein? — — Bald werde ich Sie gar nicht mehr für den großen Geist halten, für den ich Sie doch immer gehalten habe. Fortgehen wollen Sie nicht; bezahlen können Sie nicht; was ist denn noch übrig?

Adraft. Mich ausklagen zu lassen.

Johann. O pfui! Worauf ich gleich zuerst fallen würde, wenn ich auch bezahlen könnte — —

Adraft. Und was ist denn das?

Johann. Schwören Sie den Bettel ab.

Adraft (mit einer bittern Verachtung). Schurke!

Johann. Wie? Was bin ich? So einen brüderlichen Rath — —

Adraft. Ja wohl ein brüderlicher Rath, den du nur deinen Brüdern, Leuten deines gleichen geben solltest.

Johann. Sind Sie Adraft? Ich habe Sie wohl niemals über das Schwören spotten hören?

Adraft. Ueber das Schwören als Schwören, nicht aber als eine bloße Betheurung seines Wortes. Diese muß einem ehrlichen Manne heilig seyn, und wenn auch weder Gott noch Strafe ist. Ich würde mich ewig schämen, meine Unterschrift geläugnet zu haben, und ohne Verachtung meiner selbst nie mehr meinen Namen schreiben können.

Johann. Aberglauben über Aberglauben! Zu einer Thüre haben Sie ihn herausgejagt, und zu der andern lassen Sie ihn wieder herein.

Adraft. Schweig! Ich mag dein lästerliches Geschwätze nicht anhören. Ich will Araspen aufsuchen. Ich will ihm Vorstellungen thun; ich will ihm von meiner Heirath sagen; ich will ihm Zinsen über Zinsen versprechen. — — Ich treffe ihn doch wohl noch im Posthause?

Johann. Vielleicht. — — Da geht er, der barmherzige Schlucker. Das Maul iſt groß genug an ihm; aber wenn es dazu kommt, daß er das, was er glaubt, mit Thaten beweiſen ſoll, da zittert das alte Weib! Wohl dem, der nach ſeiner Ueberzeugung auch leben kann! So hat er doch noch etwas davon. Ich ſollte an ſeiner Stelle ſeyn. — — Doch, ich muß nur ſehen, wo er bleibt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Liſette. Vor allen Dingen, meine lieben Mamſells, ehe ich Ihre kleine Streitigkeit ſchlichte, laſſen Sie uns ausmachen, welcher von Ihnen ich heute zugehöre. Sie wiſſen wohl, Ihre Herrſchaft über mich iſt umzechig. Denn weil es unmöglich ſeyn ſoll, zweien Herren zu dienen, ſo hat Ihr wohlweiſer Papa — neigen Sie ſich, Mamſells, neigen Sie ſich! — — ſo hat, ſage ich, Ihr wohlweiſer Papa wohlbedächtig mich damit verſchonen wollen, das Unmögliche möglich zu machen. Er hat jede von Ihnen einen Tag um den andern zu meiner hauptſächlichen Gebieterin gemacht, ſo daß ich den einen Tag der ſanften Juliane ehrbares Mädchen, und den andern der muntern Henriette wilde Liſette ſeyn muß. Aber jetzt, ſeitdem die fremden Herren im Hauſe ſind — —

Henriette. Unſere Anbeter meinſt du — —

Liſette. Ja, ja! Ihre Anbeter, welche bald Ihre hochbefehlenden Ehemänner ſeyn werden — — Seitdem, ſage ich, dieſe im Hauſe ſind, geht alles drüber und drunter; ich werde aus einer Hand in die andere geſchmiſſen; und ach! unſere ſchöne Ordnung liegt mit dem Nähzeuge, das Sie ſeit der Zeit nicht angeſehen haben, unterm Nachttiſche. Hervor wieder damit! Ich muß wiſſen, woran ich mit Ihnen bin, wenn ich ein unpartheiiſches Urtheil fällen ſoll.

Henriette. Das wollen wir bald ausrechnen. — — Du beſinnſt doch dich wohl auf den letzten Feiertag, da dich meine Schweſter mit in die Nachmittagspredigt ſchleppte, ſo gerne du auch mit mir auf unſer Vorwerk gefahren wäreſt? Du warſt damals ſehr ſtrenge, Juliane! — — —

Juliane. Ich habe doch wohl nicht einer ehrlichen Seele einen vergeblichen Weg nach ihr hinaus gemacht?

Henriette. Liſette — —

Liſette. Stille, Mamſell Henriette! Nicht aus der Schule geſchwatzt, oder — —

Henriette. Mädchen, drohe nicht! Du weißt wohl, ich habe ein gut Gewiſſen.

Liſette. Ich auch. — — Doch laſſen Sie uns nicht das hundertſte ins tauſendſte ſchwatzen. — — Recht! an den Feiertag will ich gedenken! Er war der letzte in unſerer Ordnung; denn noch den Abend kam Theophan an.

Henriette. Und alſo, mit Erlaubniß meiner Schweſter biſt du heute meine.

Juliane. Ohne Widerrede.

Liſette. Juchhei! Mamſellchen. Ich bin alſo heute Ihre. Juchhei!

Juliane. Iſt das dein Loſungswort unter ihrer Fahne?

Liſette. Ohne weitere Umſtände; erzählen Sie mir nunmehr

Ihre Streitigkeit. — — Unterdeſſen lege ich mein Geſicht in richterliche Falten.

Juliane. Streitigkeit? Eine wichtige Streitigkeit? Ihr ſeyd beide Schäckerinnen. — — Ich will nichts mehr davon hören.

Henriette. So? Du willſt keinen Richter erkennen? Ein klarer Beweis, daß du Unrecht haſt. — Höre nur, Liſette! Wir haben über unſere Anbeter gezankt. Ich will die Dinger immer noch ſo nennen, mag doch zuletzt daraus werden, was da will.

Liſette. Das dachte ich. Ueber was könnten ſich zwei gute Schweſtern auch ſonſt zanken? Es iſt freilich verdrießlich, wenn man ſein künftiges Haupt verachten hört.

Henriette. Schwude! Mädchen, du willſt ganz auf die falſche Seite. Keine hat der andern Anbeter verachtet; ſondern unſer Zank kam daher, weil eine der andern Anbeter — — ſchon wieder Anbeter! — — allzu ſehr erhob.

Liſette. Eine neue Art Zanks! Wahrhaftig eine neue Art!

Henriette. Kannſt Du es anders ſagen, Juliane?

Juliane. O, verſchone mich doch damit.

Henriette. Hoffe auf kein Verſchonen, wenn du nicht widerrufſt. — — Sage, Liſette, haſt du unſre Männerchen ſchon einmal gegeneinander gehalten? Was dünkt dich? Juliane macht ihren armen Theophan herunter, als wenn er ein kleines Ungeheuer wäre.

Juliane. Unartige Schweſter! Wann habe ich dieſes gethan? Mußt du aus einer flüchtigen Anmerkung, die du mir gar nicht hätteſt aufmutzen ſollen, ſolche Folgen ziehen?

Henriette. Ich ſehe, man muß dich böſe machen, wenn du mit der Sprache heraus ſollſt. — — Eine flüchtige

Anmerkung nennst du es? Warum stritteſt du denn über ihre Gründlichkeit?

Juliane. Du haſt doch närriſche Ausdrücke! Fingſt du nicht den ganzen Handel ſelbſt an? Ich glaubte, wie ſehr ich dir ſchmeicheln würde, wenn ich deinen Adraſt den wohlgemachteſten Mann nennte, den ich jemals geſehen hätte. Du hätteſt mir für meine Geſinnungen danken, nicht aber widerſprechen ſollen.

Henriette. Sieh, wie wunderlich du biſt! Was war mein Widerſpruch anders, als ein Dank? Und wie konnte ich mich nachdrücklicher bedanken, als wenn ich den unverdienten Lobſpruch auf deinen Theophan zurückſchob? —

Liſette. Sie hat Recht!

Juliane. Nein, ſie hat nicht Recht. Denn eben dieſes verdroß mich. Muß ſie auf einem ſo kindiſchen Fuß mit mir umgehen? Sah ſie mich nicht dadurch für ein kleines, ſpielendes Mädchen an, das zu ihr geſagt hätte: Deine Puppe iſt die ſchönſte; und dem ſie alſo, um es nicht böſe zu machen, antworten müßte: Nein, deine iſt die ſchönſte?

Liſette. Nun hat ſie Recht!

Henriette. O geh! Du biſt eine artige Richterin. Haſt du ſchon vergeſſen, daß du mir heute angehörſt?

Liſette. Deſto ſchärfer eben werde ich gegen Sie ſeyn, damit ich nicht parteiiſch laſſe.

Juliane. Glaube mir nur, daß ich beſſere Eigenſchaften an einer Mannsperſon zu ſchätzen weiß, als ſeine Geſtalt. Und es iſt genug, daß ich dieſe beſſern Eigenſchaften an dem Theophan finde. Sein Geiſt —

Henriette. Von dem iſt ja nicht die Rede. Jetzt kommt es auf den Körper an, und dieſer iſt an dem Theophan ſchöner, du magſt ſagen, was du willſt. Adraſt iſt beſſer gewachſen:

gut; er hat einen schönern Fuß: ich habe nichts dawider. Aber laß uns auf das Gesicht kommen. — —

Juliane. So stückweise habe ich mich nicht eingelassen.

Henriette. Das ist eben dein Fehler. — Was für ein Stolz, was für eine Verachtung aller andern blickt nicht dem Adrast aus jeder Miene! Du wirst es Adel nennen; aber machst du es dadurch schön? Umsonst sind seine Gesichtszüge noch so regelmäßig; sein Eigensinn, seine Lust zum Spotten hat eine gewisse Falte hineingebracht, die ihm in meinen Augen recht häßlich läßt. Aber ich will sie ihm gewiß herausbringen; laß nur die Flitterwochen erst vorbei seyn. — — Dein Theophan hingegen hat das liebenswürdigste Gesicht von der Welt. Es herrscht eine Freundlichkeit darin, die sich niemals verläugnet. —

Juliane. Sage mir doch nur nichts, was ich eben so gut bemerkt habe, als du. Allein eben diese seine Freundlichkeit ist nicht sowohl das Eigenthum seines Gesichts, als die Folge seiner innern Ruhe. Die Schönheit der Seele bringt auch in einen ungestalten Körper Reize; so wie ihre Häßlichkeit dem vortrefflichsten Baue und den schönsten Gliedern desselben, ich weiß nicht was eindrückt, das einen unzuerklärenden Verdruß erweckt. Wenn Adrast eben der fromme Mann wäre, der Theophan ist, wenn seine Seele von eben so göttlichen Strahlen der Wahrheit, die er sich mit Gewalt zu verkennen bestrebt, erleuchtet wäre, so würde er ein Engel unter den Menschen seyn, da er jetzt kaum ein Mensch unter den Menschen ist. Zürne nicht, Henriette, daß ich so verächtlich von ihm rede. Wenn er in gute Hände fällt, kann er noch alles das werden, was er jetzt nicht ist, weil er es nie hat seyn wollen. Seine Begriffe von der Ehre, von der natürlichen Billigkeit sind vortrefflich. — —

Henriette (spöttisch). O! Du machst ihn auch gar zu sehr herunter. — — Aber im Ernste, kann ich nicht sagen, daß du mich nunmehr für das kleine spielende Mädchen ansiehst? Ich mag ja nicht von dir seinetwegen zufrieden gestellt seyn. Er ist, wie er ist, und lange gut für mich. Du sprachst von guten Händen, in die er fallen müßte, wenn noch was aus ihm werden sollte. Da er in meine nunmehr gefallen ist, wird er wohl nicht anders werden. Mich nach ihm zu richten, wird mein einziger Kunstgriff seyn, uns das Leben erträglich zu machen. Nur die verdrießlichen Gesichter muß er ablegen; und da werde ich ihm die Gesichter deines Theophans zum Muster vorschlagen.

Juliane. Schon wieder Theophan, und seine freundlichen Gesichter?

Lisette. Stille! Mamsell — —

Zweiter Auftritt.

Theophan. Juliane. Henriette. Lisette.

Henriette (springt dem Theophan entgegen). Kommen Sie doch, Theophan, kommen Sie! — Können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Partei gegen meine Schwester habe halten müssen? Bewundern Sie meine Uneigennützigkeit. Ich habe Sie bis in den Himmel erhoben, da ich doch weiß, daß ich Sie nicht bekomme, sondern daß Sie für meine Schwester bestimmt sind, die Ihren Werth nicht kennt. Denken Sie nur, sie behauptet, daß Sie keine so schöne Person vorstellten, als Adrast. Ich weiß nicht, wie sie das behaupten kann. Ich sehe doch den Adrast mit den Augen einer Verliebten an,

das iſt, ich mache mir ihn noch zehnmal ſchöner, als er iſt, und gleichwohl geben Sie ihm, meines Bedünkens, nichts nach. Sie ſpricht zwar, auf der Seite des Geiſtes hätten Sie mehr Vorzüge; aber was wiſſen wir Frauenzimmer denn vom Geiſte?

Juliane. Die Schwätzerin! Sie kennen ſie, Theophan; glauben Sie ihr nicht.

Theophan. Ich ihr nicht glauben, ſchönſte Juliane? Warum wollen Sie mich nicht in der glücklichen Ueberzeugung laſſen, daß Sie ſo vortheilhaft von mir geſprochen haben? — — Ich danke Ihnen, angenehmſte Henriette, für Ihre Vertheidigung; ich danke Ihnen um ſo vielmehr, je ſtärker ich ſelbſt überführt bin, daß Sie eine ſchlechte Sache haben vertheidigen müſſen. Allein — —

Henriette. O, Theophan, von Ihnen verlange ich es nicht, daß Sie mir Recht geben ſollen. Es iſt eine andere gewiſſe Perſon — —

Juliane. Laſſen Sie dieſer andern Perſon Gerechtigkeit widerfahren, Theophan. Sie werden, hoffe ich, meine Geſinnungen kennen — —

Theophan. Gehen Sie nicht mit mir, als mit einem Fremden um, liebſte Juliane. Brauchen Sie keine Einlenkungen; ich würde bei jeder nähern Beſtimmung verlieren. — — Bei den Büchern, in einer engen, ſtaubigten Studirſtube vergißt man des Körpers ſehr leicht; und Sie wiſſen, der Körper muß eben ſo wohl bearbeitet werden als die Seele, wenn beide diejenigen Vollkommenheiten erhalten ſollen, deren ſie fähig ſind. Adraſt iſt in der großen Welt erzogen worden; er hat alles, was bei derſelben beliebt macht —

Henriette. Und wenn es auch Fehler ſeyn ſollten. — —

Theophan. Wenigſtens habe ich dieſe Anmerkung nicht machen wollen. — — Aber nur Geduld! Ein großer Verſtand

kann diesen Fehlern nicht immer ergeben seyn, Adraſt wird das Kleine derſelben endlich einſehen, welches ſich nur allzuſehr durch das Leere verräth, das ſie in unſern Herzen zurück laſſen. Ich bin ſeiner Umkehr ſo gewiß, daß ich ihn ſchon im voraus darum liebe. — — Wie glücklich werden Sie mit ihm leben, glückliche Henriette!

Henriette. So edel ſpricht Adraſt niemals von Ihnen, Theophan. —

Juliane. Abermals eine recht garſtige Anmerkung, meine liebe Schweſter. — — Was ſuchſt du damit, daß du dem Theophan dieſes ſagſt? Es iſt allezeit beſſer, wenn man es nicht weiß, wer von uns übel ſpricht. Die Kenntniß unſerer Verleumder wirkt auch in dem großmüthigſten Herzen eine Art von Entfernung gegen ſie, die ihre Ausſöhnung mit der beleidigten Perſon nur noch ſchwerer macht.

Theophan. Sie entzücken mich, Juliane. Aber fürchten Sie nichts! Eben darin ſoll über kurz oder lang mein Triumph beſtehen, daß ich den mich jetzt verachtenden Adraſt beſſer von mir zu urtheilen gezwungen habe. Würde ich aber nicht dieſen ganzen Triumph zernichten, wenn ich ſelbſt einigen Groll gegen ihn faſſen wollte? Noch hat er ſich nicht die Mühe genommen, mich näher kennen zu lernen. Vielleicht daß ich ein Mittel finde, ihn dazu zu vermögen. — — Laſſen Sie uns nur jetzt davon abbrechen, und erlauben Sie, daß ich einen meiner nächſten Blutsfreunde bei Ihnen anmelden darf, der ſich ein Vergnügen daraus gemacht hat, mich hier zu überraſchen. —

Juliane. Einen Anverwandten?

Henriette. Und wer iſt es?

Theophan. Araspe.

Juliane. Araspe?

Henriette. Eh! das ist ja vortrefflich! Wo ist er denn?

Theophan. Er war eben abgestiegen und hat mir versprochen, unverzüglich nachzufolgen.

Henriette. Weiß es der Papa schon?

Theophan. Ich glaube nicht.

Juliane. Und die Großmama?

Henriette. Komm, Schwesterchen! diese fröhliche Nachricht müssen wir ihnen zuerst bringen. — — Du bist doch nicht böse auf mich?

Juliane. Wer kann auf dich böse seyn, Schmeichlerin? Komm nur!

Theophan. Erlauben Sie, daß ich ihn hier erwarte.

Henriette. Bringen Sie ihn aber nur bald. Hören Sie!

Dritter Auftritt.

Theophan. Lisette.

Lisette. Ich bleibe, Herr Theophan, um Ihnen noch ein kleines großes Compliment zu machen. Wahrhaftig! Sie sind der glücklichste Mann von der Welt! und wenn Herr Lisidor, glaube ich, noch zwei Töchter hätte, so würden sie doch alle viere in Sie verliebt seyn.

Theophan. Wie versteht Lisette das?

Lisette. Ich verstehe es so: daß wenn es alle viere seyn würden, es jetzt alle zwei seyn müssen.

Theophan (lächelnd) Noch dunkler!

Lisette. Das sagt ihr Lächeln nicht. — Wenn Sie aber wirklich Ihre Verdienste selbst nicht kennen, so sind Sie nur desto liebenswerther. Juliane liebt Sie, und das geht mit

rüsten Dingen zu, denn sie soll Sie lieben. Nur Schade, daß ihre Liebe so ein gar vernünftiges Ansehen hat. Aber was soll ich zu Henrietten sagen? Gewiß, sie liebt Sie auch, und was das verzweifeltste dabei ist, sie liebt Sie — aus Liebe. — Wenn Sie sie doch nur alle beide auch heirathen könnten!

Theophan. Sie meint es sehr gut, Lisette.

Lisette. Ja, wahrhaftig! alsdann sollten Sie mich noch obendrein behalten.

Theophan. Noch besser! Aber ich sehe, Lisette hat Verstand — —

Lisette. Verstand? Auf das Compliment weiß ich, leider! nichts zu antworten. Auf ein anderes: Lisette ist schön, habe ich wohl ungefähr antworten lernen: Mein Herr, Sie scherzen. Ich weiß nicht, ob sich diese Antwort hieher auch schickt.

Theophan. Ohne Umstände! — Lisette kann mir einen Dienst erzeigen, wenn sie mir ihre wahre Meinung von Julianen entdeckt. Ich bin gewiß, daß sie auch in ihren Muthmaßungen nicht weit vom Ziele treffen wird. Es giebt gewisse Dinge, wo ein Frauenzimmer ungemein schärfer sieht, als hundert Augen der Mannspersonen.

Lisette. Verzweifelt! diese Erfahrung können Sie wohl nimmermehr aus Büchern haben. — — Aber, wenn Sie nur Acht auf meine Reden gegeben hätten; ich habe Ihnen bereits meine wahre Meinung von Julianen gesagt. Sagte ich Ihnen nicht, daß mir ihre Liebe ein gar zu vernünftiges Ansehen zu haben scheine? Darin liegt alles, was ich davon denke. Ueberlegung, Pflicht, vorzügliche Schönheiten der Seele — — Ihnen die Wahrheit zu sagen, gegen so vortreffliche Worte in einem weiblichen Munde mag ein Liebhaber immer ein wenig mißtrauisch seyn. Und noch eine kleine Beobachtung gehört hieher: diese nämlich, daß sie mit den schönen Worten

weit sparsamer gewesen, als Herr Theophan allein im Hause war.

Theophan. Gewiß?

Lisette (nachdem sie ihn einen Augenblick angesehen). Herr Theophan! Herr Theophan! Sie sagen dieses Gewiß mit einer Art, — — mit einer Art, —

Theophan. Mit was für einer Art?

Lisette. Ja! nun ist sie wieder weg. Die Mannspersonen! die Mannspersonen! Und wenn es auch gleich die allerfrömmsten sind — — Doch ich will mich nicht irre machen lassen. Seit Advast im Hause ist, wollte ich sagen, fallen zwischen dem Advast und Julianen dann und wann Blicke vor —

Theophan. Blicke? — Sie beunruhigt mich, Lisette.

Lisette. Und das Beunruhigen können Sie so ruhig aussprechen, so ruhig — — Ja, Blicke fallen zwischen ihnen vor; Blicke, die nicht ein Haar anders sind, als die Blicke, die dann und wann zwischen Mamsell Henrietten und dem Vierten vorfallen —

Theophan. Was für einem Vierten?

Lisette. Werden Sie nicht ungehalten. Wenn ich Sie gleich den Vierten nenne, so sind Sie eigentlich doch in aller Absicht der Erste.

Theophan (die ersten Worte bei Seite). Die Schlaue! — — — Sie beschämt mich für meine Neubegierde und ich habe es verdient. Nichts desto weniger aber irret Sie sich, Lisette; gewaltig irrt Sie sich — —

Lisette. O pfui! Sie machten mir vorhin ein so artiges Compliment, und nunmehr gereuet es Sie auf einmal, mir es gemacht zu haben. — Ich müßte gar nichts von dem Verstande besitzen, den Sie mir beilegten, wenn ich mich so gar gewaltig irren sollte. — —

Theophan (unruhig und verstreut). Aber wo bleibt er denn? —

Lisette. Mein Verstand? — Wo er will. — So viel ist gewiß, daß Adraft bei Henrietten ziemlich schlecht steht, so sehr sie sich auch nach seiner Weise zu richten scheint. Sie kann alles leiden, nur gering geschätzt zu werden kann sie nicht leiden. Sie weiß es allzu wohl, für was uns Adraft ansieht: für nichts, als Spielzeug, bloß aus keiner andern Absicht da sind, als den Männern ein Vergnügen zu machen. Und das ist doch sehr nichtswürdig gedacht! Aber da kann man sehen, in was für gottlose Irrthümer die ungläubigen Leute verfallen. — — Nu? Hören Sie mich nicht mehr zu, Herr Theophan? Wie so zerstreut? wie so unruhig?

Theophan. Ich weiß nicht, wo mein Vetter bleibt? — —

Lisette. Er wird ja wohl kommen. — —

Theophan. Ich muß ihm wirklich nur wieder entgegen gehn. — — Adieu, Lisette!

Vierter Auftritt.

Lisette.

Das heiße ich kurz abgebrochen! — Er wird doch nicht verdrießlich geworden seyn, daß ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlte? Das brave Männchen! Ich will nur gerne sehen, was noch daraus werden wird. Ich gönne ihm wirklich alles Gutes, und wenn es nach mir gehen sollte, so wüßte ich schon, was ich thäte. — (Indem sie sich umsieht.) Wer kommt denn da den Gang hervor? — Sind sie es? — Ein Paar allerliebste Schlingel! Adrafts Johann und Theophans Martin! die

wahren Bilder ihrer Herren von der häßlichen Seite! Aus Freigeisterei ist jener ein Spitzbube, und aus Frömmigkeit dieser ein Dummkopf. Ich muß mir doch die Luft machen, sie zu behorchen. (Sie tritt zurück.)

Fünfter Auftritt.

Liselke, halb versteckt hinter einer Scene. Johann. Martin.

Johann. Was ich dir sage!

Martin. Du mußt mich für sehr dumm ansehen. Dein Herr ein Atheist? das glaube sonst einer! Er sieht ja aus, wie ich und du. Er hat Hände und Füße; er hat das Maul in der Breite und die Nase in der Länge, wie ein Mensch; er redet wie ein Mensch; er ißt wie ein Mensch — — und soll ein Atheist seyn?

Johann. Nun? sind denn die Atheisten keine Menschen?

Martin. Menschen? Ha! ha! ha! Nun höre ich, daß du selber nicht weißt, was ein Atheist ist.

Johann. Zum Henker! du wirst es wohl besser wissen. Ei! belehre doch deinen unwissenden Nächsten.

Martin. Höre zu! — Ein Atheist ist — eine Brut der Hölle, die sich, wie der Teufel, tausendmal verstellen kann. Bald ist's ein listiger Fuchs, bald ein wilder Bär; — — bald ist's ein Esel, bald ein Philosoph; — — bald ist's ein Hund, bald ein unverschämter Poet. Kurz, es ist ein Unthier, das schon lebendig bei dem Satan in der Hölle brennt, — — eine Pest der Erde, — — eine abscheuliche Kreatur, — — ein Vieh, das dummer ist als ein Vieh; — — ein

Seelenkannibal, — — ein Antichrist, — — ein schreckliches Ungeheuer — —

Johann. Es hat Bocksfüße, nicht? Zwei Hörner? einen Schwanz? — —

Martin. Das kann wohl seyn. — — Es ist ein Wechselbalg, den die Hölle durch — — durch einen unzüchtigen Beischlaf mit der Weisheit dieser Welt erzeugt hat; — — es ist — — ja, sieh, das ist ein Atheist. So hat ihn unser Pfarr abgemalt; der kennt ihn aus großen Büchern.

Johann. Einfältiger Schöps! — — Sieh mich doch einmal an.

Martin. Nu?

Johann. Was siehst du an mir?

Martin. Nichts, als was ich zehnmal besser an mir sehen kann.

Johann. Findest du denn etwas Erschreckliches, etwas Abscheuliches an mir? Bin ich nicht ein Mensch wie du? Hast du jemals gesehen, daß ich ein Fuchs, ein Esel oder ein Kannibal gewesen wäre?

Martin. Den Esel laß immer weg, wenn ich dir antworten soll, wie du gerne willst. — Aber warum fragst du das?

Johann. Weil ich selbst ein Atheist bin; das ist, ein starker Geist, wie es jeder ehrliche Kerl nach der Mode seyn muß. Du sprichst, ein Atheist brenne lebendig in der Hölle. Nun! rieche einmal, riechst du einen Brand an mir?

Martin. Darum eben bist du keiner.

Johann. Ich wäre keiner? Thue mir nicht die Schande an, daran zu zweifeln, oder — — Doch wahrhaftig, das Mitleiden verhindert mich, böse zu werden. Du bist zu beklagen, armer Schelm!

Martin. Arm? Laß einmal sehen, wer die vergangene

Woche das meiste Trinkgeld gekriegt hat. (Er greift in die Wäsche.) Du bist ein liederlicher Teufel, du verſäufſt alles — —

Johann. Laß ſtecken! Ich rede von einer ganz andern Armuth, von der Armuth des Geiſtes, der ſich mit lauter elenden Brocken des Aberglaubens ernähren und mit lauter armſeligen Lumpen der Dummheit kleiden muß. — Aber ſo geht es euch Leuten, die ihr nicht weiter als höchſtens vier Meilen hinter den Backofen kommt. Wenn du gereist wärest, wie ich — —

Martin. Gereist biſt du? Laß hören, wo biſt du geweſen?

Johann. Ich bin geweſen — in Frankreich — —

Martin. In Frankreich? Mit deinem Herrn?

Johann. Ja, mein Herr war mit.

Martin. Das iſt das Land, wo die Franzoſen wohnen? — So wie ich einmal einen geſehen habe, — das war eine ſchnurrige Kröte! In einem Augenblicke konnte er ſich ſiebenmal auf dem Abſatze herumdrehen und dazu pfeifen.

Johann. Ja, es giebt große Geiſter unter ihnen! Ich bin da erſt recht klug geworden.

Martin. Haſt du denn auch Franzöſiſch gelernt?

Johann. Franzöſiſch, willſt du ſagen, — vollkommen.

Martin. O! rede einmal!

Johann. Das will ich wohl thun. — — Quelle heure est-il, maraut? Le père est la mère une fille des coups de bâton. Comment coquin? Diantre diable carogne à vous servir.

Martin. Das iſt ſchnackiſch! Und das Zeug können die Leute da verſtehen? Sag einmal, was hieß das auf Deutſch?

Johann. Ja! auf Deutſch! Du guter Mann, das läßt ſich auf Deutſch nicht ſo ſagen. Solche feine Gedanken können nur franzöſiſch ausgedrückt werden.

Martin. Der Wirth! — Nu? und bist du weiter gewesen?

Johann. Weiter? in Engländ —

Martin. In England? — Kannst du auch Engländsch?

Johann. Was werde ich nicht können?

Martin. Sprich doch!

Johann. Du mußt wissen, es ist eben wie das Französische. Es ist Französisch, versteh mich, auf Englisch ausgesprochen. Was hörst du dir dran ab? — — Ich will dir ganz andere Dinge sagen, wenn du mir zuhören willst, Dinge, die ihres gleichen nicht haben müssen. Zum Exempel, auf unsern vorigen Punct zu kommen: sey kein Narr und glaube, daß ein Atheist so ein schrecklich Ding ist. Ein Atheist ist nichts weiter als ein Mensch, der keinen Gott glaubt. —

Martin. Keinen Gott? Je! das ist ja noch viel ärger! Keinen Gott? Was glaubt er denn?

Johann. Nichts.

Martin. Das ist wohl eine mächtige Mühe.

Johann. Eh! Mühe! Wenn auch Nichts glauben eine Mühe wäre, so glaubten ich und mein Herr gewiß alles. Wir sind geschworne Feinde alles dessen, was Mühe macht. Der Mensch ist in der Welt, vergnügt und lustig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Kurtisiren, das Saufen sind seine Pflichten. Die Mühe ist diesen Pflichten hinderlich; also ist es auch nothwendig seine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält als die ganze Bibel.

Martin. Ich wollt's. Aber sage mir doch, was hat man denn in der Welt ohne Mühe?

Johann. Alles, was man erbt und was man erheirathet. Mein Herr erbte von seinem Vater und von zwei

reichen Herren seine kleinen Summen; und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat sie als ein braver Kerl durchgebracht. Jetzt bekommt er ein reich Mädel, und wenn er klug ist, so fängt er es wieder an, wo er es gelassen hat. Seit einiger Zeit ist er mir zwar ganz aus der Art geschlagen; und ich sehe wohl, auch die Freigeisterei bleibt nicht klug, wenn sie auf die Freite geht. Doch ich will ihn schon wieder in Gang bringen. — — Und höre, Martin, ich will auch dein Glück machen. Ich habe einen Einfall; aber ich glaube nicht, daß ich ihn anders wohl von mir geben kann, als — — bei einem Glase Wein. Du klimpertest vorhin mit deinen Trinkgeldern, und gewiß, du bist in Gefahr, keine mehr zu bekommen, wenn man nicht sieht, daß du sie dazu anwendest, wozu sie dir gegeben werden. Zum Trinken, guter Martin, zum Trinken: darum heißen es Trinkgelder. —

Martin. Still! Herr Johann, still! — Du bist mir so noch Revanche schuldig. Habe ich dich nicht jenen Abend nur noch frei gehalten? — — Doch, laß einmal hören! was ist denn das für ein Glück, das ich von dir zu hoffen habe?

Johann. Höre, wenn mein Herr heirathet, so muß er noch einen Bedienten annehmen. — — Eine Kanne Wein, so sollst du bei mir den Vorzug haben. Du versauerst doch nur bei deinem dummen Schwarzrocke. Du sollst bei Adraften mehr Lohn und mehr Freiheit haben; und ich will dich noch oben drein zu einem starken Geiste machen, der es mit dem Teufel und seiner Großmutter aufnimmt, wenn nur erst einer wäre.

Martin. Was? wenn erst einer wäre? Ho! ho! Ist es nicht genug, daß du keinen Gott glaubst? willst du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! Er läßt sich nicht so lange herumhudeln, wie der liebe Gott. Der

liche Gott ist gar zu gut und lacht über einen solchen Narren, wie du bist. Aber der Teufel — — dem läuft gleich die Laus über die Leber, und darnach sieht's nicht gut aus. — Nein, bei dir ist kein Aushalten, ich will nur gehen. — —

Johann (hält ihn zurück). Spitzbube! Spitzbube! denkst du, daß ich deine Streiche nicht merke? Du fürchtest dich mehr für die Kanne Wein, die du geben sollst, als für den Teufel. Halt! — — Ich kann dich aber bei dem allem unmöglich in dergleichen Aberglauben stecken lassen. Ueberlege dirs nur: — Der Teufel — — der Teufel — — Ha! ha! ha! — — Und dir kommt es nicht lächerlich vor? Je! so lache doch!

Martin. Wenn kein Teufel wäre, wo kämen denn die hin, die ihn auslachen? — — Darauf antworte mir einmal! den Knoten beiß mir auf! Siehst du, daß ich auch weiß, wie man euch Leute zu Schanden machen muß?

Johann. Ein neuer Irrthum! Und wie kannst du so ungläubig gegen meine Worte seyn? Es sind die Ausspräche der Weltweisheit, die Orakel der Vernunft! Es ist bewiesen, sage ich dir, in Büchern ist es bewiesen, daß es weder Teufel noch Hölle giebt. — — Kennst du Balthasarn? Es war ein berühmter Bäcker in Holland.

Martin. Was gehen mich die Bäcker in Holland an? Wer weiß, ob sie so gute Pretzeln backen, wie der hier an der Ecke.

Johann. Ei! das war ein gelehrter Bäcker! Seine bezauberte Welt — — ha! — das ist ein Buch! Mein Herr hat es einmal gelesen. Kurz, ich verweise dich auf das Buch, so wie man mich darauf verwiesen hat, und will dir nur im Vertrauen sagen: Der muß ein Ochse, ein Rindvieh, ein altes Weib seyn, der einen Teufel glauben kann. Soll ich

dirs zuschwören, daß keiner ist? — Ich will ein Hundsvott seyn!

Martin. Pah! der Schwur geht wohl mit.

Johann. Nun, sieh, — — ich will, ich will — — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel ist.

(Lisette, springt geschwinde hinter der Scene hervor und hält ihm rückwärts die Augen zu, indem sie dem Martin zugleich winkt.)

Martin. Das wäre noch was; aber du weißt schon, daß das nicht geschieht.

Johann (ängstlich). Ach! Martin, ach!

Martin. Was ist's?

Johann. Martin, wie wird mir? Wie ist mir, Martin?

Martin. Nu? was hast du denn?

Johann. Seh ich — oder — — ach! daß Gott — — Martin! Martin! wie wird es auf einmal so Nacht?

Martin. Nacht? Was willst du mit der Nacht?

Johann. Ach! so ist es nicht Nacht? Hülfe, Martin, Hülfe!

Martin. Was denn für Hülfe? Was fehlt dir denn?

Johann. Ach! ich bin blind, ich bin blind! Es liegt mir auf den Augen, auf den Augen. — — Ach! ich zittere am ganzen Leibe — —

Martin. Blind bist du? Du wirst ja nicht? — Warte, ich will dich in die Augen schlagen, daß das Feuer herausspringt und du sollst bald sehen — —

Johann. Ach! ich bin gestraft, ich bin gestraft. Und du kannst meiner noch spotten? Hülfe! Martin, Hülfe! — — (Er fällt auf die Knie.) Ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Bösewicht gewesen! — —

Lisette (welche ihn plötzlich gehen läßt und, indem sie hervorspringt ihm eine Ohrfeige giebt). Du Schlingel!

Martin. Ha! ha! ha!

Johann. Ach! ich komme wieder zu mir. (Indem er aufstehe.) Sie Rabenaas, Lisette!

Lisette. Kann man euch Hundsvötter so ins Bocksharn jagen? Ha! ha! ha!

Martin. Krank lache ich mich noch darüber. Ha! ha! ha!

Johann. Lacht nur! lacht nur! — — — Ihr seyd wohl albern, wenn ihr denkt, daß ich es nicht gemerkt habe. — (Bei Seite.) Das Blitzmädel, was sie mir für einen Schreck abgejagt hat! Ich muß mich wieder erholen. (Geht langsam ab.)

Martin. Gehst du? O! lacht ihn doch aus! Je! lach Sie doch, Lisettchen, lach Sie doch! Ha! ha! ha! Das hat Sie vortrefflich gemacht; so schön, so schön, ich möchte Sie gleich küssen. —

Lisette. O! geh, geh, dummer Martin!

Martin. Komm Sie, wirklich! ich will Sie zu Weine führen. Ich will Sie mit der Kanne Wein traktiren, um die mich der Schurke prellen wollte. Komm Sie!

Lisette. Das fehlte mir noch. Ich will nur gehen und meinen Mamsells den Spaß erzählen.

Martin. Ja und ich meinem Herrn. — Der war abgeführt! der war abgeführt!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Theophan. Araspe.

Araspe. Was ich Ihnen sage, mein lieber Vetter. Das Vergnügen, Sie zu überfallen und die Begierde, bei Ihrer

Verbindung gegenwärtig zu seyn, sind freilich die vornehmsten Ursachen meiner Anherkunft; nur die einzigen sind es nicht. Ich hatte den Aufenthalt des Adraſt endlich ausgekundſchaftet, und es war mir sehr lieb, auf diese Art, wie man sagt, zwei Würfe mit Einem Steine zu thun. Die Wechsel des Adraſt sind verfallen, und ich habe nicht die geringste Lust, ihm auch nur die allerkleinste Nachſicht zu gönnen. Ich erstaune zwar, ihn, welches ich mir nimmermehr eingebildet hätte, in dem Hause Ihres künftigen Schwiegervaters zu finden; ihn auf eben demſelben Fuße als Sie, Theophan, hier zu finden: aber gleichwohl, — und wenn ihn das Schickſal auch noch näher mit mir verbinden könnte, — —

Theophan. Ich bitte Sie, liebſter Vetter, bereuen Sie nichts.

Araspe. Warum nicht? Sie wiſſen wohl, Theophan, ich bin der Mann ſonſt nicht, welcher ſeine Schuldner auf eine grauſame Art zu drücken fähig wäre. — —

Theophan. Das weiß ich und deſto eher — —

Araspe. Hier wird kein deſto eher gelten. Adraſt, dieſer Mann, der ſich auf eine eben ſo abgeſchmackte als ruchloſe Art von andern Menſchen zu unterſcheiden ſucht, verdient, daß man ihn auch wieder von andern Menſchen unterſcheide. Er muß die Vorrechte nicht genießen, die ein ehrlicher Mann ſeinen elenden Nächſten ſonſt gern genießen läßt. Einem ſpöttiſchen Freigeiſte, welcher uns lieber das Edelſte, was wir beſitzen, rauben und uns alle Hoffnung eines künftigen, glückſeligern Lebens zu nichte machen möchte, vergilt man noch lange nicht Gleiches mit Gleichem, wenn man ihm das gegenwärtige Leben ein wenig ſauer macht. — — Ich weiß, es iſt der letzte Stoß, den ich dem Adraſt verſetze; er wird ſeinen Kredit nicht wieder herſtellen können. Ja, ich wollte mich freuen,

wenn ich sogar seine Heirath dadurch rückgängig machen könnte. Wenn mir es nur um mein Geld zu thun wäre, so sehen Sie wohl, daß ich diese Heirath lieber würde befördern helfen, weil er doch wohl dadurch wieder etwas in die Hände bekommen wird. Aber nein, und sollte ich bei dem Konkurse, welcher entstehen muß, auch ganz und gar ledig ausgehen: so will ich ihn dennoch auf das Aeußerste bringen. Ja, wenn ich alles wohl erwäge, so glaube ich, ihm durch diese Grausamkeit noch eine Wohlthat zu erweisen. Schlechtere Umstände werden ihn vielleicht zu ernsthaften Ueberlegungen bringen, die er in seinem Wohlstande zu machen nicht werth gehalten hat, und vielleicht ändert sich, wie es fast immer zu geschehen pflegt, sein Charakter mit seinem Glücke.

Theophan. Ich habe Sie ausreden lassen. Ich glaube, Sie werden so billig seyn und mich nunmehr auch hören.

Krause. Das werde ich. — Aber eingebildet hätte ich mir es nicht, daß ich an meinem frommen Vetter einen Vertheidiger des Adrasts finden sollte.

Theophan. Ich bin es weniger als es scheint, und es kommen hier so viel Umstände zusammen, daß ich weiter fast nichts als meine eigene Sache führen werde. Adrast, wie ich fest überzeugt bin, ist von derjenigen Art Freigeister, die wohl etwas Besseres zu seyn verdienten. Es ist auch sehr begreiflich, daß man in der Jugend so etwas gleichsam wider Willen werden kann. Man ist es aber alsdann nur so lange, bis der Verstand zu einer gewissen Reife gelangt ist, und sich das aufwallende Geblüt abgekühlt hat. Auf diesem kritischen Puncte steht jetzt Adrast, aber noch mit wankendem Fuße. Ein kleiner Wind, ein Hauch kann ihn wieder herabstürzen. Das Unglück, das Sie ihm drohen, würde ihn betäuben; er würde sich einer wüthenden Verzweiflung überlassen und Ursache

zu haben glauben, sich um die Religion nicht zu bekümmern, deren strenge Anhänger sich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Krause. Das ist etwas; aber — —

Theophan. Nein, für einen Mann wie Ihrer Denkungsart, lichtster Vetter, muß dieses nicht nur etwas, sondern sehr viel seyn. Sie haben die Sache von dieser Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Advaß nur als einen verlorenen Mann angesehen, an dem man zum Ueberflusse noch eine dispapate Kur wagen müsse. Aus diesem Grunde ist die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn sprachen, zu entschuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unparteiischer beurtheilen. Er ist in seinen Reden jetzt weit eingezogener, als man mir ihn sonst beschrieben hat. Wenn er streitet, so spottet er nicht mehr, sondern giebt sich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweise, die man ihm entgegensetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er sich schämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freilich sucht er diese Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verstecken; aber nur Geduld! es ist schon viel, daß er diese Schimpfworte niemals mehr auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidigt, sondern bloß auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löst sich allmählig in die Verachtung derer auf, die sie lehren.

Krause. Ist das wahr, Theophan?

Theophan. Sie werden Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß diese seine Verachtung der Geistlichen mich jetzt am meisten trifft; allein ich bitte Sie im Voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich selbst bin. Ich habe es mir fest vorgenommen,

ihr nicht mit gleicher Münze zu bezahlen, sondern ihm vielmehr seine Freundschaft abzuzwingen, es mag auch kosten, was es will.

Araspe. Wenn Sie bei persönlichen Beleidigungen so großmüthig sind — —

Theophan. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz seyn, sein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es sey aber was es wolle, so weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig sind, mir darin im Wege zu stehen. Adraste würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er sähe, daß mein Vetter so scharf hinter ihm drein wäre. Seine Wuth würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausschreien, der ihm unter tausend Versicherungen der Freundschaft den Dolch ins Herz gestoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel vom hämtückischen Pfaffen, wie er sie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araspe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tausendmal weniger als Sie.

Theophan. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen einen Vorschlag thue: — — aber nein; es wird vielmehr eine Bitte seyn. —

Araspe. Nur ohne Umstände, Vetter. Sie wissen ja doch wohl, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theophan. Sie sollen so gütig seyn und mir die Wechsel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araspe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bei einem Haare hätten Sie mich böse gemacht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht gesagt hätte, daß

es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: so sollten Sie doch wenigstens wissen, daß das, was meine ist, auch Ihre ist.

Theophan. Ich erkenne meinen Vetter.

Kraspe. Und ich erkannte ihn fast nicht. — Mein nächster Blutsfreund, mein einziger Erbe sieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? (Indem er sein Taschenbuch herausgiebt.) Hier sind die Wechsel! Sie sind Ihre; machen Sie damit was Ihnen gefällt.

Theophan. Aber erlauben Sie, liebster Vetter, ich werde nicht so frei damit schalten dürfen, wenn ich sie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Kraspe. Welches ist denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die ist, daß ich gebe und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wohl! Sie sollen einen Revers von sich stellen, daß Sie die Summe dieser Wechsel nach meinem Tode bei der Erbschaft nicht noch einmal fordern wollen. (Lächelnd.) Wunderlicher Vetter! sehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abschlag bezahle? —

Theophan. Sie verwirren mich — —

Kraspe (der noch die Wechsel in Händen hat). Lassen Sie mich nur die Wische nicht länger halten.

Theophan. Nehmen Sie unterdessen meinen Dank dafür an.

Kraspe. Was für verlorne Worte! (Indem er sich umsieht.) Stecken Sie hurtig ein; da kommt Adraft selbst.

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Theophan. Araspe.

Adraſt (erſtaunend). Himmel! Araspe hier?

Theophan. Adraſt, ich habe das Vergnügen, Ihnen in dem Herrn Araspe meinen Vetter vorzuſtellen.

Adraſt. Wie? Araspe Ihr Vetter?

Araspe. O! wir kennen einander ſchon. Es iſt mir angenehm, Herr Adraſt, Sie hier zu ſehen.

Adraſt. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen, und ich wollte Ihnen die Mühe erſparen, mich aufzuſuchen.

Araspe. Es wäre nicht nöthig geweſen. Wir wollen von unſerer Sache ein andermal ſprechen. Theophan hat es auf ſich genommen. — —

Adraſt. Theophan? Ha! nun iſt es klar. — —

Theophan. Was iſt klar, Adraſt? (Rubig.)

Adraſt. Ihre Falſchheit, Ihre Liſt — —

Theophan (zum Araspe) Wir halten uns zu lange hier auf. Liſidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe. — (Zum Adraſt.) Darf ich bitten, Adraſt, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araspe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Araspe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adraſt, ſo ſeyn Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht. — —

Theophan. Er wird es nicht ſeyn. Kommen Sie nur.

(Theophan und Araspe gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Adraſt.

(Bitter.) Nein, gewiß, ich werde es auch nicht ſeyn! Er iſt unter allen ſeines gleichen, die ich noch gekannt habe, der haſſenswürdigſte! Dieſe Gerechtigkeit will ich ihm widerfahren laſſen. Er hat den Araspe ausdrücklich meinetwegen kommen laſſen: das iſt unläugbar. Es iſt mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetraut und ſeine ſüßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was ſie ſind. — —

Vierter Auftritt.

Adraſt. Johann.

Johann. Nun! haben Sie den Araspe gefunden?

Adraſt. Ja. (Noch bitter.)

Johann. Geht's gut?

Adraſt. Vortrefflich.

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringſte Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch ſchon wieder ſeinen Abſchied genommen?

Adraſt. Verzieh nur, er wird uns gleich den unſrigen bringen.

Johann. Er den unſrigen? — Wo iſt Araspe? — —

Adraſt. Beim Liſidor.

Johann. Araspe beim Liſidor? Araspe?

Adraſt. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meine Araspen. — —

Adraſt. Den meine ich auch.

Johann. Aber — —

Adraſt. Aber ſiehſt du denn nicht, daß ich raſend werden müßte? Was plagſt du mich noch? Du hörſt ja, daß Theophan und Araspe Vettern ſind.

Johann. Zum erſtenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ei! Deſto beſſer; unſere Wechſel bleiben alſo in der Freundſchaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter ſchon zureden — —

Adraſt. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachſicht unglücklich zu machen. — Biſt du denn ſo albern, es für einen Zufall anzuſehen, daß Araspe hier iſt? Siehſt du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit ſeinem Vetter ſtehe? Daß er ihm Nachricht von meinen Umſtänden gegeben hat? Daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine ſo weite Reiſe zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu verſäumen, meinen Ruin an den Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunſt des Liſidors, zu vernichten?

Johann. Verdammt! Wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Eſel denn, wenn von einem Geiſtlichen die Rede iſt, nicht gleich auf das Allerboshafteſte fallen? — Ha, wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver ſtampfen und in die Luft ſchießen könnte! Was für Streiche haben ſie uns nicht ſchon geſpielt! Der eine hat uns um manches Tauſend Thaler gebracht; das war der ehrwürdige Gemahl Ihrer lieben Schweſter. Der andere — —

Adraſt. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will ſie bald geendigt ſehen. Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wenn ich nichts mehr habe.

Johann. Was es Ihnen noch nehmen kann, wenn Sie nichts mehr haben? Das will ich Ihnen gleich ſagen: Mich wird es Ihnen alsdann noch nehmen.

Adraſt. Ich verſtehe dich, Halunke!

Johann. Verſchwenden Sie Ihren Zorn nicht an mir. Hier kommt der, an welchem Sie ihn beſſer anwenden können.

Fünfter Auftritt.

Theophan. Adraſt. Johann.

Theophan. Ich bin wieder hier, Adraſt. Es entfielen Ihnen vorhin einige Worte von Falſchheit und Liſt. — —

Adraſt. Beſchuldigungen entfallen mir niemals. Wenn ich ſie vorbringe, bringe ich ſie mit Vorſatz und Ueberlegung vor.

Theophan. Aber eine nähere Erklärung — —

Adraſt. Die fordern Sie nur von ſich ſelbſt.

Johann (die erſten Worte bei Seite). Hier muß ich hetzen. — — Ja, ja, Herr Theophan! Es iſt ſchon bekannt, daß Ihnen mein Herr ein Dorn in den Augen iſt.

Theophan. Adraſt, haben Sie es ihm befohlen, an Ihrer Stelle zu antworten?

Johann. So? Auch meine Vertheidigung wollen Sie ihm nicht gönnen? Ich will doch ſehen, wer mir verbieten ſoll, mich meines Herrn anzunehmen?

Theophan. Laſſen Sie es ihn doch ſehen, Adraſt.

Adraſt. Schweig!

Johann. Ich ſollte — —

Adraſt. Noch ein Wort! (Drohend.)

Theophan. Nunmehr darf ich die Bitte um eine nähere Erklärung doch wohl wiederholen? Ich weiß sie mir selbst nicht zu geben.

Adraft. Erklären Sie sich denn gerne näher, Theophan?

Theophan. Mit Vergnügen, sobald es verlangt wird.

Adraft. Ei! So sagen Sie mir doch, was wollte denn Araspe, bei Gelegenheit dessen, was Sie schon wissen, mit den Worten sagen: Theophan hat es auf sich genommen?

Theophan. Darüber sollte sich Araspe eigentlich erklären. Doch ich kann es an seiner Statt thun. Er wollte sagen, daß er mir Ihre Wechsel zur Besorgung übergeben habe.

Adraft. Auf Ihr Anliegen?

Theophan. Das kann wohl seyn.

Adraft. Und was haben Sie beschlossen, damit zu thun?

Theophan. Sie sind Ihnen ja noch nicht vorgewiesen worden? Können wir etwas beschließen, ehe wir wissen, was Sie darauf thun wollen?

Adraft. Kahle Ausflucht! Ihr Vetter weiß es längst, was ich darauf thun kann.

Theophan. Er weiß, daß Sie ihnen Genüge thun können. Und sind Sie alsdann nicht auseinander?

Adraft. Sie spotten.

Theophan. Ich bin nicht Adraft.

Adraft. Setzen Sie aber den Fall, — — und Sie können ihn sicher setzen, — — daß ich nicht im Stande wäre, zu bezahlen, was haben Sie alsdann beschlossen?

Theophan. In diesem Falle ist noch nichts beschlossen.

Adraft. Aber was dürfte beschlossen werden?

Theophan. Das kommt auf Araspen an. Doch sollte

ich meinen, daß eine einzige Vorstellung, eine einzige höfliche Bitte bei einem Manne, wie Araspe ist, viel ausrichten könne.

Johann. Nach dem die Ohrenbläser sind. — —

Adraft. Muß ich es noch einmal sagen, daß du schweigen sollst?

Theophan. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittelung einen kleinen Dienst dabei erzeigen könnte.

Adraft. Und Sie meinen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkosung, mit einer niederträchtigen Schmeichelei darum ersuchen solle? Nein, so will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren. Wenn Sie mich mit dem ehrlichsten Gesichte versichert hätten, Ihr Möglichstes zu thun, so würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen, und es bedauern, daß Ihre angewandte Mühe umsonst sey? Wie würden sich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theophan. Sie wollen mir also keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweisen? — — Es soll Ihnen nur ein Wort kosten.

Adraft. Nein, auch dieses Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araspe würde, ohne Ihr Anstiften, nicht hieher gekommen seyn. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu sprengen, so wohl angelegt hätten, sollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, sie nicht springen zu lassen? Führen Sie Ihr schönes Werk nur aus.

Theophan. Ich erstaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher sehen lassen. Aber gleichwohl ist es gewiß, daß ich eben so wenig gewußt habe,

daß Arasve Ihr Gläubiger sey, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter ist.

Adraſt. Es wird sich zeigen.

Theophan. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Gesicht nur auf, und folgen Sie mir mit zu der Gesellschaft. — —

Adraſt. Ich will sie nicht wieder sehen.

Theophan. Was für ein Entschluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte — —

Adraſt. Wird mir wenig kosten, zu verlassen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geschehen soll, als bis Sie befriedigt sind. Ich will Ihren Verlust nicht, und sogleich noch das letzte Mittel versuchen. —

Theophan. Bleiben Sie, Adraſt. — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe gerissen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter besser kennen (indem er die Wechsel hervorzieht), und glauben Sie gewiß, wenn Sie schon von mir das Allernichtswürdigste denken wollen, daß wenigstens er ein Mann ist, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem sorglosesten Gesichte sehen, und giebt Ihnen deßwegen Ihre Wechsel hier zurück. (Er reicht sie ihm dar.) Sie sollen sie selbst so lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deßwegen befriedigen können. Er glaubt, daß Sie ihm in Ihren Händen eben so sicher sind, als unter seinem eigenen Schlosse. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie schon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adraſt (stutzig, indem er des Theophans Hand zurückstößt). Mit was für einem neuen Fallstricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theophan. Unter diesem Feinde verstehen Sie mich;

zu haben glauben, sich um die Religion nicht zu bekümmern, deren strenge Anhänger sich kein Bedenken gemacht hätten, ihn zu Grunde zu richten.

Araspe. Das ist etwas; aber — —

Theophan. Nein, für einen Mann von Ihrer Denkungsart, lieber Araspe, muß dieses nicht nur etwas, sondern sehr viel seyn. Sie haben die Sache von dieser Seite noch nicht betrachtet; Sie haben den Abneß nur als einen verlorenen Mann angesehen, an dem man zum Ueberflusse noch eine disparate Kur wagen müsse. Aus diesem Grunde ist die Heftigkeit, mit der Sie wider ihn sprachen, zu entschuldigen. Lernen Sie ihn aber durch mich nunmehr unparteiischer beurtheilen. Er ist in seinen Reden jetzt weit eingezogener, als wenn mir ihn sonst beschrieben hat. Wenn er streitet, so spottet er nicht mehr, sondern giebt sich alle Mühe, Gründe vorzubringen. Er fängt an, auf die Beweise, die man ihm entgegensetzt, zu antworten, und ich habe es ganz deutlich gemerkt, daß er sich schämt, wenn er nur halb darauf antworten kann. Freilich sucht er diese Scham noch dann und wann unter das Verächtliche eines Schimpfworts zu verstecken; aber nur Geduld! es ist schon viel, daß er diese Schimpfworte niemals mehr, auf die heiligen Sachen, die man gegen ihn vertheidigt, sondern bloß auf die Vertheidiger fallen läßt. Seine Verachtung der Religion löst sich allmählig in die Verachtung derer auf, die sie lehren.

Araspe. Ist das wahr, Theophan?

Theophan. Sie werden Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen. — Sie werden zwar hören, daß diese seine Verachtung der Geistlichen mich jetzt am meisten trifft; allein ich bitte Sie im Voraus, nicht empfindlicher darüber zu werden, als ich selbst bin. Ich habe es mir fest vorgenommen,

ihn nicht mit gleicher Münze zu bezahlen, sondern ihm vielmehr seine Freundschaft abzuzwingen, es mag auch kosten, was es will.

Araspe. Wenn Sie bei persönlichen Beleidigungen so großmüthig sind — —

Theophan. Stille! wir wollen es keine Großmuth nennen. Es kann Eigennutz, es kann eine Art von Ehrgeiz seyn, sein Vorurtheil von den Gliedern meines Ordens durch mich zu Schanden zu machen. Es sey aber was es wolle, so weiß ich doch, daß Sie viel zu gütig sind, mir darin im Wege zu stehen. Adrast würde es ganz gewiß für ein abgekartetes Spiel halten, wenn er sähe, daß mein Vetter so scharf hinter ihm drein wäre. Seine Wuth würde einzig auf mich fallen, und er würde mich überall als einen Niederträchtigen ausschreien, der ihm unter tausend Versicherungen der Freundschaft den Dolch ins Herz gestoßen habe. Ich wollte nicht gerne, daß er die Exempel vom hämtückischen Pfaffen, wie er sie nennt, mit einigem Scheine der Wahrheit auch durch mich vermehren könnte.

Araspe. Lieber Vetter, das wollte ich noch tausendmal weniger als Sie.

Theophan. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen einen Vorschlag thue: — — aber nein; es wird vielmehr eine Bitte seyn. —

Araspe. Nur ohne Umstände, Vetter. Sie wissen ja doch wohl, daß Sie mich in Ihrer Hand haben.

Theophan. Sie sollen so gütig seyn und mir die Wechsel ausliefern, und meine Bezahlung dafür annehmen.

Araspe. Und Ihre Bezahlung dafür annehmen? Bei einem Haare hätten Sie mich böse gemacht. Was reden Sie von Bezahlung? Wenn ich Ihnen auch nicht gesagt hätte, daß

es mir jetzt gar nicht um das Geld zu thun wäre: so sollten Sie doch wenigstens wissen, daß das, was meine ist, auch Ihre ist.

Theophan. Ich erkenne meinen Vetter.

Araspe. Und ich erkannte ihn fast nicht. — Mein nächster Blutsfreund, mein einziger Erbe sieht mich als einen Fremden an, mit dem er handeln kann? (Indem er sein Taschenbuch herauszieht.) Hier sind die Wechsel! Sie sind Ihre; machen Sie damit was Ihnen gefällt.

Theophan. Aber erlauben Sie, liebster Vetter, ich werde nicht so frei damit schalten dürfen, wenn ich sie nicht auf die gehörige Art an mich gebracht habe.

Araspe. Welches ist denn die gehörige Art unter uns, wenn es nicht die ist, daß ich gebe und Sie nehmen? — — Doch damit ich alle Ihre Skrupel hebe: wohl! Sie sollen einen Revers von sich stellen, daß Sie die Summe dieser Wechsel nach meinem Tode bei der Erbschaft nicht noch einmal fordern wollen. (Lächelnd.) Wunderlicher Vetter! sehen Sie denn nicht, daß ich weiter nichts thue, als auf Abschlag bezahle? —

Theophan. Sie verwirren mich — —

Araspe (der noch die Wechsel in Händen hat). Lassen Sie mich nur die Wische nicht länger halten.

Theophan. Nehmen Sie unterdessen meinen Dank dafür an.

Araspe. Was für verlorne Worte! (Indem er sich umsieht.) Stecken Sie hurtig ein; da kommt Abraſt selbst.

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Theophan. Araspe.

Adraſt (erſtaunend). Himmel! Araspe hier?

Theophan. Adraſt, ich habe das Vergnügen, Ihnen in dem Herrn Araspe meinen Vetter vorzuſtellen.

Adraſt. Wie? Araspe Ihr Vetter?

Araspe. O! wir kennen einander ſchon. Es iſt mir angenehm, Herr Adraſt, Sie hier zu ſehen.

Adraſt. Ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt. Sie wiſſen, wie wir mit einander ſtehen, und ich wollte Ihnen die Mühe erſparen, mich aufzuſuchen.

Araspe. Es wäre nicht nöthig geweſen. Wir wollen von unſerer Sache ein andermal ſprechen. Theophan hat es auf ſich genommen. — —

Adraſt. Theophan? Ha! nun iſt es klar. — —

Theophan. Was iſt klar, Adraſt? (Ruhig.)

Adraſt. Ihre Falſchheit, Ihre Liſt — —

Theophan (zum Araspe). Wir halten uns zu lange hier auf. Liſidor, lieber Vetter, wird Sie mit Schmerzen erwarten. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe. — (Zum Adraſt.) Darf ich bitten, Adraſt, daß Sie einen Augenblick hier verziehen? Ich will den Araspe nur herauf begleiten; ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Araspe. Wenn ich Ihnen rathen darf, Adraſt, ſo ſeyn Sie gegen meinen Vetter nicht ungerecht. — —

Theophan. Er wird es nicht ſeyn. Kommen Sie nur.

(Theophan und Araspe gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Adraſt.

(Bitter.) Nein, gewiß, ich werde es auch nicht ſeyn! Er iſt unter allen ſeines gleichen, die ich noch gekannt habe, der haſſenswürdigſte! Dieſe Gerechtigkeit will ich ihm widerfahren laſſen. Er hat den Araspe ausdrücklich meinetwegen kommen laſſen: das iſt unläugbar. Es iſt mir aber doch lieb, daß ich ihm nie einen redlichen Tropfen Bluts zugetraut und ſeine ſüßen Reden jederzeit für das gehalten habe, was ſie ſind. — —

Vierter Auftritt.

Adraſt. Johann.

Johann. Nun! haben Sie den Araspe gefunden?

Adraſt. Ja. (Noch bitter.)

Johann. Geht's gut?

Adraſt. Vortrefflich.

Johann. Ich hätte es ihm auch rathen wollen, daß er die geringſte Schwierigkeit gemacht hätte! — — — Und er hat doch ſchon wieder ſeinen Abſchied genommen?

Adraſt. Verzieh nur, er wird uns gleich den unſrigen bringen.

Johann. Er den unſrigen? — Wo iſt Araspe? — —

Adraſt. Beim Liſidor.

Johann. Araspe beim Liſidor? Araspe?

Adraſt. Ja, Theophans Vetter.

Johann. Was frage ich nach des Narren Vetter? Ich meine Araspen. — —

Adrast. Den meine ich auch.

Johann. Aber — —

Adrast. Aber siehst du denn nicht, daß ich rasend werden möchte? Was plagst du mich noch? Du hörst ja, daß Theophan und Araspe Vettern sind.

Johann. Zum erstenmal in meinem Leben. — — Vettern? Ei! Desto besser; unsere Wechsel bleiben also in der Freundschaft, und Ihr neuer Herr Schwager wird dem alten Herrn Vetter schon zureden — —

Adrast. Du Dummkopf! — Ja, er wird ihm zureden, mich ohne Nachsicht unglücklich zu machen. — Bist du denn so albern, es für einen Zufall anzusehen, daß Araspe hier ist? Siehst du denn nicht, daß es Theophan muß erfahren haben, wie ich mit seinem Vetter stehe? Daß er ihm Nachricht von meinen Umständen gegeben hat? Daß er ihn gezwungen hat, über Hals über Kopf eine so weite Reise zu thun, um die Gelegenheit ja nicht zu versäumen, meinen Ruin an den Tag zu bringen, und mir dadurch die letzte Zuflucht, die Gunst des Lisidors, zu vernichten?

Johann. Verdammt! Wie gehen mir die Augen auf! Sie haben Recht. Kann ich Esel denn, wenn von einem Geistlichen die Rede ist, nicht gleich auf das Allerboshafteste fallen? — Ha, wenn ich doch die Schwarzröcke auf einmal zu Pulver stampfen und in die Luft schießen könnte! Was für Streiche haben sie uns nicht schon gespielt! Der eine hat uns um manches Tausend Thaler gebracht; das war der ehrwürdige Gemahl Ihrer lieben Schwester. Der andere — —

Adrast. O! fange nicht an, mir meine Unfälle vorzuzählen. Ich will sie bald geendigt sehen. Alsdann will ich es doch abwarten, was mir das Glück noch nehmen kann, wenn ich nichts mehr habe.

ich meinen, daß eine einzige Vorſtellung, eine einzige höfliche Bitte bei einem Manne, wie Araspe iſt, viel ausrichten könne.

Johann. Nach dem die Ohrenbläſer ſind. — —

Abraſt. Muß ich es noch einmal ſagen, daß du ſchweigen ſollſt?

Theophan. Ich würde mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich Ihnen durch meine Vermittelung einen kleinen Dienſt dabei erzeigen könnte.

Abraſt. Und Sie meinen, daß ich Sie mit einer demüthigen Miene, mit einer kriechenden Liebkoſung, mit einer niederträchtigen Schmeichelei darum erſuchen ſolle? Nein, ſo will ich Ihre Kitzelung über mich nicht vermehren. Wenn Sie mich mit dem ehrlichſten Geſichte verſichert hätten, Ihr Möglichſtes zu thun, ſo würden Sie in einigen Augenblicken mit einer wehmüthigen Stellung wiederkommen, und es bedauern, daß Ihre angewandte Mühe umſonſt ſey? Wie würden ſich Ihre Augen an meiner Verwirrung weiden!

Theophan. Sie wollen mir alſo keine Gelegenheit geben, das Gegentheil zu beweiſen? — — Es ſoll Ihnen nur ein Wort koſten.

Abraſt. Nein, auch dieſes Wort will ich nicht verlieren. Denn kurz, — — und hier haben Sie meine nähere Erklärung: — — Araspe würde, ohne Ihr Anſtiften, nicht hieher gekommen ſeyn. Und nun, da Sie Ihre Mine, mich zu ſprengen, ſo wohl angelegt hätten, ſollten Sie durch ein einziges Wort können bewogen werden, ſie nicht ſpringen zu laſſen? Führen Sie Ihr ſchönes Werk nur aus.

Theophan. Ich erſtaune über Ihren Verdacht nicht. Ihre Gemüthsart hat mich ihn vorher ſehen laſſen. Aber gleichwohl iſt es gewiß, daß ich eben ſo wenig gewußt habe,

daß Araspe Ihr Gläubiger sey, als Sie gewußt haben, daß er mein Vetter ist.

Adraſt. Es wird sich zeigen.

Theophan. Zu Ihrem Vergnügen, hoffe ich. — Heitern Sie Ihr Gesicht nur auf, und folgen Sie mir mit zu der Gesellschaft. — —

Adraſt. Ich will sie nicht wieder sehen.

Theophan. Was für ein Entschluß! Ihren Freund, Ihre Geliebte — —

Adraſt. Wird mir wenig kosten, zu verlassen. Sorgen Sie aber nur nicht, daß es eher geschehen soll, als bis Sie befriedigt sind. Ich will Ihren Verlust nicht, und sogleich noch das letzte Mittel versuchen. —

Theophan. Bleiben Sie, Adraſt. — — Es thut mir leid, daß ich Sie nicht gleich den Augenblick aus aller Ihrer Unruhe gerissen habe. — — Lernen Sie meinen Vetter besser kennen (indem er die Wechsel hervorzieht), und glauben Sie gewiß, wenn Sie schon von mir das Allernichtswürdigste denken wollen, daß wenigstens er ein Mann ist, der Ihre Hochachtung verdient. Er will Sie nicht anders, als mit dem sorglosesten Gesichte sehen, und giebt Ihnen deßwegen Ihre Wechsel hier zurück. (Er reicht sie ihm dar.) Sie sollen sie selbst so lange verwahren, bis Sie ihn nach Ihrer Bequemlichkeit deßwegen befriedigen können. Er glaubt, daß Sie ihm in Ihren Händen eben so sicher sind, als unter seinem eigenen Schlosse. Sie haben den Ruhm eines ehrlichen Mannes, wenn Sie schon den Ruhm eines frommen nicht haben.

Adraſt (stutzig, indem er des Theophans Hand zurückstößt). Mit was für einem neuen Fallstricke drohen Sie mir? Die Wohlthaten eines Feindes — —

Theophan. Unter diesem Feinde verstehen Sie mich;

was aber hat Araspe mit Ihrem Hasse zu thun? Er ist es, nicht ich, der Ihnen diese geringschätzige Wohlthat erzeigen will; wenn anders eine armselige Gefälligkeit diesen Namen verdient. — Was überlegen Sie noch? Hier, Adrast! nehmen Sie Ihre Handschriften zurück!

Adrast. Ich will mich wohl dafür hüten.

Theophan. Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht unverrichteter Sache zu einem Manne zurückkommen, der es mit Ihnen gewiß redlich meint. Er würde die Schuld seines verachteten Anerbietens auf mich schieben. (Indem er ihm die Wechsel aufs neue darreicht, reißt sie ihm Johann aus der Hand.)

Johann. Ha! ha! Mein Herr, in wessen Händen sind die Wechsel nun?

Theophan (gelassen). In den deinigen, ohne Zweifel. Immer bewahre sie, anstatt deines Herrn.

Adrast (geht wüthend auf den Bedienten los). Infamer! Es kostet dein Leben — —

Theophan. Nicht so hitzig, Adrast.

Adrast. Den Augenblick gieb sie ihm zurück! (Er nimmt sie ihm weg.) Geh mir aus den Augen!

Johann. Nun, wahrhaftig! — —

Adrast. Wo du noch eine Minute verziehst — — (er stößt ihn fort).

Sechster Auftritt.

Theophan. Adrast.

Adrast. Ich muß mich schämen, Theophan; ich glaube aber nicht, daß Sie so gar weit gehen, und mich mit meinem

Bedienten vermengen werden. — — Nehmen Sie es zurück, was man ihnen rauben wollte. — —

Theophan. Es ist in der Hand, in der es seyn soll.

Adraſt. Nein. Ich verachte Sie viel zu sehr, als daß ich Sie abhalten sollte, eine niederträchtige That zu begehen.

Theophan. Das ist empfindlich! (Er nimmt die Wechsel zurück.)

Adraſt. Es ist mir lieb, daß Sie mich nicht gezwungen, sie Ihnen vor die Füße zu werfen. Wenn sie wieder in meine Hände zurückkommen sollen, so werde ich anständigere Mittel dazu finden. Finde ich aber keine, so ist es eben das. Sie werden sich freuen, mich zu Grunde zu richten, und ich werde mich freuen, Sie von ganzem Herzen hassen zu können.

Theophan. Es sind doch wirklich Ihre Wechsel, Adraſt? (Indem er sie aufschlägt und ihm zeigt.)

Adraſt. Sie glauben etwa, daß ich sie läugnen werde? —

Theophan. Das glaube ich nicht; ich will bloß gewiß seyn. (Er zerreißt sie gleichgültig.)

Adraſt. Was machen Sie, Theophan?

Theophan. Nichts. (Indem er die Stücke in die Scene wirft.) Ich vernichte eine Nichtswürdigkeit, die einen Mann, wie Adraſt ist, zu so kleinen Reden verleiten kann.

Adraſt. Aber sie gehören nicht Ihnen. —

Theophan. Sorgen Sie nicht; ich thue, was ich verantworten kann. — — Besteht ihr Verdacht noch? (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Adraſt.

(Sieht ihm einige Augenblicke nach.) Was für ein Mann! Ich habe tausend aus seinem Stande gefunden, die unter der

Larve der Heiligkeit betrogen; aber noch keinen, der es, wie dieſer, unter der Larve der Großmuth gethan hätte. — — Entweder er ſucht mich zu beſchämen, oder zu gewinnen. Keines von beiden ſoll ihm gelingen. Ich habe mich zu gutem Glücke auf einen hieſigen Wechsler beſonnen, mit dem ich, bei beſſern Umſtänden, ehmals Verkehr hatte. Er wird hoffentlich glauben, daß ich mich noch in eben denſelben befinde, und wenn das iſt, mir ohne Anſtand die nöthige Summe vorſchießen. Ich will ihn aber deßwegen nicht zum Bocke machen, über deſſen Hörner ich aus dem Brunnen ſpringe. Ich habe noch liegende Gründe, die ich mit Vortheil verkaufen kann, wenn mir nur Zeit gelaſſen wird. Ich muß ihn aufſuchen. — —

Achter Auftritt.

Henriette. Adraſt.

Henriette. Wo ſtecken Sie denn, Adraſt? Man hat ſchon zwanzigmal nach Ihnen gefragt. O! ſchämen Sie ſich, daß ich Sie zu einer Zeit ſuchen muß, da Sie mich ſuchen ſollten. Sie ſpielen den Ehemann zu zeitig. Doch getroſt! Vielleicht ſpielen Sie dafür den Verliebten alsdann, wenn ihn andere nicht mehr ſpielen.

Adraſt. Erlauben Sie, Mademoiſelle; ich habe nur noch etwas Nöthiges außer dem Hauſe zu beſorgen.

Henriette. Was können Sie jetzt Nöthigeres zu thun haben, als um mich zu ſeyn?

Adraſt. Sie ſcherzen.

Henriette. Ich ſcherze? — Das war ein allerliebſtes Compliment!

Adraſt. Ich mache nie weiche.

Henriette. Was für ein mürriſches Geſicht! — — Wiſſen Sie, daß wir uns über dieſe mürriſchen Geſichter zanken werden, noch ehe uns die Trauung die Erlaubniß dazu ertheilt?

Adraſt. Wiſſen Sie, daß ein ſolcher Einfall in Ihrem Munde nicht eben der artigſte iſt?

Henriette. Vielleicht, weil Sie glauben, daß die leichtſinnigen Einfälle nur in Ihrem Munde wohl laſſen? Unterdeſſen haben Sie doch wohl kein Privilegium darüber?

Adraſt. Sie machen Ihre Dinge vortrefflich. Ein Frauenzimmer, das ſo fertig antworten kann, iſt ſehr viel werth.

Henriette. Das iſt wahr; denn wir ſchwachen Werkzeuge wiſſen ſonſt den Mund am allerwenigſten zu gebrauchen.

Adraſt. Wollte Gott!

Henriette. Ihr treuherziges: Wollte Gott! bringt mich zum Lachen, ſo ſehr ich auch böſe ſeyn wollte. Ich bin ſchon wieder gut, Adraſt.

Adraſt. Sie ſehen noch einmal ſo reizend aus, wenn Sie böſe ſeyn wollen; denn es kommt doch ſelten weiter damit, als bis zur Ernſthaftigkeit, und dieſe läßt ihrem Geſichte um ſo viel ſchöner, je fremder ſie in demſelben iſt. Eine beſtändige Munterkeit, ein immer anhaltendes Lächeln, wird unſchmackhaft.

Henriette (ernſthaft). O! mein guter Herr, wenn das Ihr Fall iſt, ich will es Ihnen ſchmackhaft genug machen.

Adraſt. Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben. — —

Henriette. Dieſes Noch iſt mein Glück. Aber was wollten Sie denn wünſchen?

Adraſt. Daß Sie ſich ein klein wenig mehr nach dem

Exempel Ihrer älteſten Mademoiſelle Schweſter richten möchten. Ich verlange nicht, daß Sie Ihre ganze ſittſame Art an ſich nehmen ſollen; wer weiß, ob ſie Ihnen ſo anſtehen würde? —

Henriette. Ei! Die Pfeife verräth das Holz, woraus ſie geſchnitten iſt. Laſſen Sie doch hören, ob meine dazu ſtimmt?

Adraſt. Ich höre.

Henriette. Es iſt recht gut, daß Sie auf das Kapitel von Exempeln gekommen ſind. Ich habe Ihnen auch einen kleinen Vers daraus vorzupredigen.

Adraſt. Was für eine Art, ſich auszudrücken!

Henriette. Hum! Sie denken, weil Sie nichts vom Predigen halten. Sie werden finden, daß ich eine Liebhaberin davon bin. Aber hören Sie nur: — — (in ſeinem vorigen Tone.) Ich wollte wünſchen, — — denn noch habe ich Ihnen nichts vorzuſchreiben — —

Adraſt. Und werden es auch niemals haben.

Henriette. Ja ſo! — Streichen Sie alſo das weg. — — Ich wollte wünſchen, daß Sie ſich ein klein wenig mehr nach dem Exempel des Herrn Theophan bilden möchten. Ich verlange nicht, daß Sie ſeine ganze gefällige Art an ſich nehmen ſollen, weil ich nichts Unmögliches verlangen mag; aber ſo etwas davon würde Sie um ein gut Theil erträglicher machen. Dieſer Theophan, der nach weit ſtrengern Grundſätzen lebt, als die Grundſätze eines gewiſſen Freigeiſtes ſind, iſt allezeit aufgeräumt und geſprächig. Seine Tugend, und noch ſonſt etwas, worüber Sie aber lachen werden, ſeine Frömmigkeit —— Lachen Sie nicht?

Adraſt. Laſſen Sie ſich nicht ſtören. Reden Sie nur weiter. Ich will unterdeſſen meinen Gang verrichten, und gleich wieder hier ſeyn. (Geht ab.)

Henriette. Sie dürfen nicht eilen. Sie kommen, wann Sie kommen, Sie werden mich nie wieder ſo treffen. — Welche Grobheit! Soll ich mich wohl darüber erzürnen? — ich will mich beſinnen. (Geht auf der andern Seite ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Sage was du willſt; ſein Betragen iſt nicht zu entſchuldigen.

Juliane. Davon würde ſich alsdann erſt urtheilen laſſen, wenn ich auch ſeine Gründe gehört hätte. Aber, meine liebe Henriette, willſt du mir wohl eine kleine ſchweſterliche Ermahnung nicht übel nehmen?

Henriette. Das kann ich dir nicht vorausſagen. Wenn ſie dahin abzielen ſollte, wohin ich mir einbilde — —

Juliane. Ja, wenn du mit deinen Einbildungen dazu kommſt — —

Henriette. O! ich bin mit meinen Einbildungen recht wohl zufrieden. Ich kann ihnen nicht nachſagen, daß ſie mich jemals ſehr irre geführt hätten.

Juliane. Was meinſt du damit?

Henriette. Muß man denn immer etwas meinen? Du weißt ja wohl, Henriette ſchwatzt gerne in den Tag hinein, und ſie erſtaunt allezeit ſelber, wenn ſie von ungefähr ein

Pünctchen trifft, welches das Pünctchen iſt, das man nicht gerne treffen laſſen möchte.

Juliane. Nun höre einmal, Liſette!

Henriette. Ja, Liſette, laß uns doch hören, was das für eine ſchweſterliche Ermahnung iſt, die ſie mir ertheilen will.

Juliane. Ich dir eine Ermahnung?

Henriette. Mich deucht, du ſprachſt davon.

Juliane. Ich würde ſehr übel thun, wenn ich dir das Geringſte ſagen wollte.

Henriette. O! ich bitte — —

Juliane. Laß mich!

Henriette. Die Ermahnung, Schweſterchen! — —

Juliane. Du verdienſt ſie nicht.

Henriette. So ertheile ſie mir ohne mein Verdienſt.

Juliane. Du wirſt mich böſe machen.

Henriette. Und ich — — ich bin es ſchon. Aber denke nur nicht, daß ich es über dich bin. Ich bin es über niemanden als über den Adraſt. Und was mich unverſöhnlich gegen ihn macht, iſt dieſes, daß meine Schweſter ſeinetwegen gegen mich ungerecht werden muß.

Juliane. Von welcher Schweſter ſprichſt du?

Henriette. Von welcher? — — von der, die ich gehabt habe.

Juliane. Habe ich dich jemals ſo empfindlich geſehen! — Du weißt es, Liſette, was ich geſagt habe.

Liſette. Ja, das weiß ich; und es war wirklich weiter nichts, als eine unſchuldige Lobrede auf den Adraſt, an der ich nur das auszuſetzen hatte, daß ſie Mamſelle Henrietten eiferſüchtig machen mußte.

Juliane. Eine Lobrede auf Adraſten?

Henriette. Mich eiferſüchtig?

Liſette. Nicht ſo ſtürmiſch! — — So geht's den Leuten, die mit der Wahrheit gerade durch wollen: ſie machen es niemanden recht.

Henriette. Mich eiferſüchtig? Auf Adraſten eiferſüchtig? Ich werde von heute an den Himmel um nichts inbrünſtiger anflehen, als um die Errettung aus den Händen dieſes Mannes.

Juliane. Ich? eine Lobrede auf Adraſten? Iſt das eine Lobrede, wenn ich ſage, daß ein Mann einen Tag nicht wie den andern aufgeräumt ſeyn kann? Wenn ich ſage, daß Adraſten die Bitterkeit, worüber meine Schweſter klagt, nicht natürlich iſt, und daß ſie ein zugeſtoßener Verdruß bei ihm müſſe erregt haben? Wenn ich ſage, daß ein Mann, wie er, der ſich mit finſterm Nachdenken vielleicht nur zu ſehr beſchäftigt — —

Zweiter Auftritt.

Adraſt. Juliane. Henriette. Liſette.

Henriette. Als wenn Sie gerufen wären, Adraſt! Sie verließen mich vorhin, unhöflich genug, mitten in der Erhebung des Theophan; aber das hindert mich nicht, daß ich Ihnen nicht die Wiederholung Ihrer eigenen anzuhören gönnen ſollte. — Sie ſehen ſich um? Nach Ihrer Lobrednerin gewiß? Ich bin es nicht, wahrhaftig! ich bin es nicht; meine Schweſter iſt es. Eine Betſchweſter die Lobrednerin eines Freigeiſtes! Was für ein Widerſpruch! Entweder Ihre Bekehrung muß vor der Thüre ſeyn, Adraſt; oder meiner Schweſter Verführung.

Juliane. Wie ausgelaſſen ſie wieder auf einmal iſt.

Henriette. Stehen Sie doch nicht ſo hölzern da!

Adraſt. Ich nehme Sie zum Zeugen, ſchönſte Juliane, wie verächtlich ſie mir begegnet.

Henriette. Komm nur, Liſette! wir wollen ſie allein laſſen. Adraſt braucht ohne Zweifel unſere Gegenwart weder zu ſeiner Dankſagung, noch zu meiner Verklagung.

Juliane. Liſette ſoll hier bleiben.

Henriette. Nein, ſie ſoll nicht.

Liſette. Sie wiſſen wohl, ich gehöre heute Mamſell Henrietten.

Henriette. Aber bei dem allem ſieh dich vor, Schweſter! Wenn mir dein Theophan aufſtößt, ſo ſollſt du ſehen, was geſchieht. Sie dürfen nicht denken, Adraſt, daß ich dieſes ſage, um Sie eiferſüchtig zu machen. Ich fühle es in der That, daß ich anfange Sie zu haſſen.

Adraſt. Es möchte Ihnen auch ſchwerlich gelingen, mich eiferſüchtig zu machen.

Henriette. O! das wäre vortrefflich, wenn Sie mir hierin gleich wären. Alsdann, erſt alsdann würde unſere Ehe eine recht glückliche Ehe werden. Freuen Sie ſich, Adraſt! wie verächtlich wollen wir einander begegnen! — — Du willſt antworten, Schweſter? Nun iſt es Zeit. Fort, Liſette!

Dritter Auftritt.

Adraſt. Juliane.

Juliane. Adraſt, Sie werden Geduld mit ihr haben müſſen. — Sie verdient es aber auch; denn ſie hat das beſte Herz von der Welt, ſo verdächtig es ihre Zunge zu machen ſucht.

Adraſt. Allzugütige Juliane! Sie hat das Glück, Ihre Schweſter zu ſeyn; aber wie ſchlecht macht ſie ſich dieſes Glück zu Nutze? Ich entſchuldige jedes Frauenzimmer, das ohne merkliche Fehler nicht hat aufwachſen können, weil es ohne Erziehung und Beiſpiele hat aufwachſen müſſen; aber ein Frauenzimmer zu entſchuldigen, das eine Juliane zum Muſter gehabt hat und eine Henriette geworden iſt: bis dahin langt meine Höflichkeit nicht. —

Juliane. Sie ſind aufgebracht, Adraſt; wie könnten Sie billig ſeyn?

Adraſt. Ich weiß nicht, was ich jetzt bin; aber ich weiß, daß ich aus Empfindung rede. — —

Juliane. Die zu heftig iſt, als daß ſie lange anhalten ſollte.

Adraſt. So prophezeihen Sie mir mein Unglück.

Juliane. Wie? — Sie vergeſſen, in was für Verbindung Sie mit meiner Schweſter ſtehen?

Adraſt. Ach! Juliane, warum muß ich Ihnen ſagen, daß ich kein Herz für Ihre Schweſter habe?

Juliane. Sie erſchrecken mich. — —

Adraſt. Und ich habe Ihnen nur noch die kleinſte Hälfte von dem geſagt, was ich Ihnen ſagen muß.

Juliane. So erlauben Sie, daß ich mir die größere erſpare. (Sie will fortgehen.)

Adraſt. Wohin? Ich hätte Ihnen meine Veränderung entdeckt, und Sie wollten die Gründe, die mich dazu bewogen haben, nicht anhören? Sie wollten mich mit dem Verdachte verlaſſen, daß ich ein unbeſtändiger, leichtſinniger Flattergeiſt ſey?

Juliane. Sie irren ſich. Nicht ich; mein Vater, meine Schweſter, haben allein auf Ihre Rechtfertigungen ein Recht.

Adraſt. Allein? Ach! — —

Juliane. Halten Sie mich nicht länger —

Adraſt. Ich bitte nur um einen Augenblick. Der gröſte Verbrecher wird gehört — —

Juliane. Von ſeinem Richter, Adraſt; und ich bin Ihr Richter nicht.

Adraſt. Aber ich beſchwöre Sie, es jetzt ſeyn zu wollen. Ihr Vater, ſchönſte Juliane, und Ihre Schweſter werden mich verdammen und nicht richten. Ihnen allein traue ich die Billigkeit zu, die mich beruhigen kann.

Juliane (bei Seite). Ich glaube, er beredet mich, ihn anzuhören. — — Nun wohl! ſo ſagen Sie denn, Adraſt, was Sie wider meine Schweſter ſo eingenommen hat?

Adraſt. Sie ſelbſt hat mich wider ſich eingenommen. Sie iſt zu wenig Frauenzimmer, als daß ich ſie als ein Frauenzimmer lieben könnte. Wenn ihre Lineamente nicht ihr Geſchlecht beſtärkten, ſo würde man ſie für einen verkleideten wilden Jüngling halten, der zu ungeſchickt wäre, ſeine angenommene Rolle zu ſpielen. Was für ein Mundwerk! Und was muß es für ein Geiſt ſeyn, der dieſen Mund in Beſchäftigung erhält! Sagen Sie nicht, daß vielleicht Mund und Geiſt bei ihr wenig oder keine Verbindung mit einander haben. Deſto ſchlimmer. Dieſe Unordnung, da ein jedes von dieſen zwei Stücken ſeinen eigenen Weg hält, macht zwar die Vergehungen einer ſolchen Perſon weniger ſtrafbar; allein ſie vernichtet auch alles Gute, was dieſe Perſon noch etwa an ſich haben kann. Wenn ihre beißenden Spöttereien, ihre nachtheiligen Anmerkungen deßwegen zu überſehen ſind, weil ſie es, wie man zu reden pflegt, nicht ſo böſe meint; iſt man nicht berechtigt, aus eben dieſem Grunde dasjenige, was ſie rühmliches und verbindliches ſagt, ebenfalls für leere Töne

anzusehen, bei welchen sie es vielleicht nicht so gut meint? Wie kann man eines Art zu denken beurtheilen, wenn man sie nicht aus seiner Art zu reden beurtheilen soll? Und wenn der Schluß von der Rede auf die Gesinnung in dem einen Falle nicht gelten soll, warum soll er in dem andern gelten? Sie spricht mit dürren Worten, daß sie mich zu hassen anfange; und ich soll glauben, daß sie mich noch liebe? So werde ich auch glauben müssen, daß sie mich hasse, wenn sie sagen wird, daß sie mich zu lieben anfange.

Juliane. Adraſt, Sie betrachten ihre kleinen Neckereien zu strenge und verwechseln Falschheit mit Uebereilung. Sie kann der letztern des Tages hundertmal schuldig werden, und von der erstern doch immer entfernt bleiben. Sie müssen es aus ihren Thaten und nicht aus ihren Reden erfahren lernen, daß sie im Grunde die freundschaftlichste und zärtlichste Seele hat.

Adraſt. Ach! Juliane, die Reden sind die ersten Anfänge der Thaten, ihre Elemente gleichsam. Wie kann man vermuthen, daß diejenige vorsichtig und gut handeln werde, der es nicht einmal gewöhnlich ist, vorsichtig und gut zu reden? Ihre Zunge verschont nichts, auch dasjenige nicht, was ihr das Heiligste von der Welt seyn sollte. Pflicht, Tugend, Anständigkeit, Religion, alles ist ihrem Spotte ausgesetzt. — —

Juliane. Stille, Adraſt! Sie sollten der letzte seyn, der diese Anmerkung machte.

Adraſt. Wie so?

Juliane. Wie so? — Soll ich aufrichtig reden?

Adraſt. Als ob Sie anders reden könnten. — —

Juliane. Wie, wenn das ganze Betragen meiner Schwester, ihr Bestreben leichtsinniger zu scheinen, als sie ist, ihre Begierde Spöttereien zu sagen, sich nur von einer

gewiſſen Zeit herſchrieben? Wie, wenn dieſe gewiſſe Zeit die Zeit Ihres Hierſeyns wäre, Adraſt?

Adraſt. Was ſagen Sie?

Juliane. Ich will nicht ſagen, daß Sie ihr mit einem böſen Exempel vorgegangen wären. Allein wozu verleitet uns nicht die Begierde zu gefallen? Wenn Sie Ihre Geſinnungen auch noch weniger geäußert hätten: — — und Sie haben ſie oft deutlich genug geäußert, — — ſo würde ſie Henriette doch errathen haben. Und ſobald ſie dieſelben errieth, ſobald war der Schluß, ſich durch die Annehmung gleicher Geſinnungen bei Ihnen beliebt zu machen, für ein lebhaftes Mädchen ſehr natürlich. Wollen Sie wohl nun ſo grauſam ſeyn und ihr dasjenige als ein Verbrechen anrechnen, wofür Sie ihr, als für eine Schmeichelei, danken ſollten?

Adraſt. Ich danke niemanden, der klein genug iſt, meinetwegen ſeinen Charakter zu verlaſſen; und derjenige macht mir eine ſchlechte Schmeichelei, der mich für einen Thoren hält, welchem nichts als ſeine Art gefalle und der überall gern kleine Kopien und verjüngte Abſchilderungen von ſich ſelbſt ſehen möchte.

Juliane. Aber auf dieſe Art werden Sie wenig Proſelyten machen.

Adraſt. Was denken Sie von mir, ſchönſte Juliane? Ich Proſelyten machen? Raſendes Unternehmen! Wem habe ich meine Gedanken jemals anſchwatzen oder aufdringen wollen? Es ſollte mir leid thun, ſie unter den Pöbel gebracht zu wiſſen. Wenn ich ſie oft laut und mit einer gewiſſen Heftigkeit vertheidigt habe, ſo iſt es in der Abſicht, mich zu rechtfertigen, nicht andere zu überreden, geſchehen. Wenn meine Meinungen zu gemein würden, ſo würde ich der erſte ſeyn, der ſie verließe und die gegenſeitigen annähme.

Juliane. Sie suchen also nur das Sonderbare?

Adraſt. Nein, nicht das Sonderbare, sondern bloß das Wahre; und ich kann nicht dafür, wenn jenes, leider! eine Folge von diesem ist. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß die Wahrheit gemein seyn könne; eben so unmöglich als zu glauben, daß in der ganzen Welt auf einmal Tag seyn könne. Das, was unter der Gestalt der Wahrheit unter allen Völkern herumschleicht und auch von den Blödsinnigsten angenommen wird, ist gewiß keine Wahrheit, und man darf nur getrost die Hand, sie zu entkleiden, anlegen, so wird man den scheußlichsten Irrthum nackend vor sich stehen sehen.

Juliane. Wie elend sind die Menschen und wie ungerecht ihr Schöpfer, wenn Sie Recht haben, Adraſt! Es muß entweder gar keine Wahrheit seyn, oder sie muß von der Beschaffenheit seyn, daß sie von den meisten, ja von allen, wenigstens im Wesentlichsten, empfunden werden kann.

Adraſt. Es liegt nicht an der Wahrheit, daß sie es nicht werden kann, sondern an den Menschen. — — Wir sollen glücklich in der Welt leben; dazu sind wir erschaffen; dazu sind wir einzig und allein erschaffen. So oft die Wahrheit diesem großen Endzwecke hinderlich ist, so oft ist man verbunden, sie bei Seite zu setzen; denn nur wenig Geister können in der Wahrheit selbst ihr Glück finden. Man lasse daher dem Pöbel seine Irrthümer; man lasse sie ihm, weil sie ein Grund seines Glückes und die Stütze des Staates sind, in welchem er für sich Sicherheit, Ueberfluß und Freude findet. Ihm die Religion nehmen, heißt ein wildes Pferd auf der fetten Weide los binden, das, sobald es sich frei fühlt, lieber in unfruchtbaren Wäldern herumschweifen und Mangel leiden, als durch einen gemächlichen Dienst alles, was es braucht, erwerben will. — Doch nicht für den Pöbel allein, auch noch für einen

andern Theil des menschlichen Geschlechts muß man die Religion beibehalten. Für den schönsten Theil, meine ich, dem sie eine Art von Zierde, wie dort eine Art von Zaum ist. Das Religiöse steht der weiblichen Bescheidenheit sehr wohl; es giebt der Schönheit ein gewisses edles, gesetztes und schmachtendes Ansehen — —

Juliane. Halten Sie, Adraſt! Sie erweisen meinem Geschlechte eben so wenig Ehre, als der Religion. Jenes setzen Sie mit dem Pöbel in Eine Klasse, so fein auch Ihre Wendung war; und diese machen Sie aufs höchste zu einer Art von Schminke, die das Geräthe auf unsern Nachttischen vermehren kann. Nein, Adraſt! die Religion ist eine Zierde für alle Menschen, und muß ihre wesentlichste Zierde seyn. Ach! Sie verkennen sie aus Stolz, aber aus einem falschen Stolze. Was kann unsere Seele mit erhabenern Begriffen füllen, als die Religion? Und worin kann die Schönheit der Seele anders bestehen, als in solchen Begriffen? in würdigen Begriffen von Gott, von uns, von unsern Pflichten, von unserer Bestimmung? Was kann unser Herz, diesen Sammelplatz verderbter und unruhiger Leidenschaften, mehr reinigen, mehr beruhigen, als eben diese Religion? Was kann uns im Elende mehr aufrichten, als sie? Was kann uns zu wahren Menschen, zu bessern Bürgern, zu aufrichtigern Freunden machen, als sie? — — Fast schäme ich mich, Adraſt, mit Ihnen so ernstlich zu reden. Es ist der Ton ohne Zweifel nicht, der Ihnen an einem Frauenzimmer gefällt, ob Ihnen gleich der entgegengesetzte eben so wenig zu gefallen scheint. Sie könnten alles dieses aus einem beredtern Munde, aus dem Munde des Theophan hören. — —

Vierter Auftritt.

Henriette. Juliane. Adraſt.

Henriette (bleibt an der Scene horchend ſtehen). St!

Adraſt. Sagen Sie mir nichts von Theophan. Ein Wort von Ihnen hat mehr Nachdruck als ein ſtundenlanges Geplärre von ihm. Sie wundern ſich? Kann es bei der Macht, die eine Perſon über mich haben muß, die ich einzig liebe, die ich anbete, anders ſeyn? — — Ja, die ich liebe. — Das Wort iſt hin! es iſt geſagt! Ich bin mein Geheimniß los, bei deſſen Verſchweigung ich mich ewig gequält hätte, von deſſen Entdeckung ich aber darum nichts mehr hoffe. — Sie entfärben ſich? —

Juliane. Was habe ich gehört? Adraſt! —

Adraſt (indem er niederfällt). Laſſen Sie mich es Ihnen auf den Knieen zuſchwören, daß Sie die Wahrheit gehört haben. — Ich liebe Sie, ſchönſte Juliane, und werde Sie ewig lieben. Nun, nun liegt mein Herz klar und aufgedeckt vor Ihnen da. Umſonſt wollte ich mich und andere bereden, daß meine Gleichgültigkeit gegen Henrietten die Wirkung an ihr bemerkter nachtheiliger Eigenſchaften ſey, da ſie doch nichts als die Wirkung einer ſchon gebundenen Neigung war. Ach, die liebenswürdige Henriette hat vielleicht keinen andern Fehler als dieſen, daß ſie eine noch liebenswürdigere Schweſter hat.

Henriette. Bravo! die Scene muß ich den Theophan unterbrechen laſſen. — — (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Juliane. Adraſt.

Adraſt (indem er gähling aufſteht). Wer ſprach hier?

Juliane. Himmel! es war Henriettens Stimme.

Adraſt. Ja, ſie war es. Was für eine Neugierde! was für ein Vorwitz! Nein, nein! ich habe nichts zu widerrufen; ſie hat alle die Fehler, die ich ihr beigelegt und noch weit mehrere. Ich könnte ſie nicht lieben, und wenn ich auch ſchon vollkommen frei, vollkommen gleichgültig gegen eine jede andere wäre.

Juliane. Was für Verdruß, Adraſt, werden Sie mir zuziehen!

Adraſt. Sorgen Sie nicht! Ich werde Ihnen allen dieſen Verdruß durch meine plötzliche Entfernung zu erſparen wiſſen.

Juliane. Durch Ihre Entfernung?

Adraſt. Ja, ſie iſt feſt beſchloſſen. Meine Umſtände ſind von der Beſchaffenheit, daß ich die Güte Liſidors mißbrauchen würde, wenn ich länger bliebe. Und über dieſes will ich lieber meinen Abſchied nehmen, als ihn bekommen.

Juliane. Sie überlegen nicht, was Sie ſagen, Adraſt. Von wem ſollten Sie ihn bekommen?

Adraſt. Ich kenne die Väter, ſchönſte Juliane, und kenne auch die Theophane. Erlauben Sie, daß ich mich nicht näher erklären darf. Ach! wenn ich mir ſchmeicheln könnte, daß Juliane — — Ich ſage nichts weiter. Ich will mir mit keiner Unmöglichkeit ſchmeicheln. Nein, Juliane kann den Adraſt nicht lieben; ſie muß ihn haſſen. — —

Juliane. Ich haſſe niemanden, Adraſt. —

Adraſt. Sie haſſen mich; denn hier iſt Haſſen eben

das, was nicht Lieben ist. Sie lieben den Theophan. — — Ha! hier kommt er selbst.

Sechster Auftritt.

Theophan. Adraſt. Juliane.

Juliane (bei Seite). Was wird er sagen? was werde ich antworten?

Adraſt. Ich kann mir es einbilden, auf wessen Anstiften Sie herkommen. Aber was glaubt sie damit zu gewinnen? Mich zu verwirren? mich wieder an sich zu ziehen? — Wie wohl läßt es Ihnen, Theophan und Ihrem ehrwürdigen Charakter, das Werkzeug einer weiblichen Eifersucht zu seyn! Oder kommen Sie gar mich zur Rede zu setzen? Ich werde Ihnen alles gestehen; ich werde noch stolz darauf seyn. — —

Theophan. Wovon reden Sie, Adraſt? Ich verstehe kein Wort.

Juliane. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Theophan, ich schmeichle mir, daß Sie einige Hochachtung für mich haben; Sie werden keine ungerechte Auslegungen machen, und wenigstens glauben, daß ich meine Pflicht kenne, und daß sie mir zu heilig ist, sie auch nur in Gedanken zu verletzen.

Theophan. Verziehen Sie doch. — Was sollen diese Reden? Ich verstehe Sie so wenig, als ich den Adraſt verstanden habe.

Juliane. Es ist mir lieb, daß Sie aus einer unschuldigen Kleinigkeit nichts machen wollen. Aber lassen Sie mich — — (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Adraſt. Theophan.

Theophan. Ihre Geliebte, Adraſt, ſchickte mich hierher: Ich würde hier nöthig ſeyn, ſagte ſie. Ich eile und bekomme lauter Räthſel zu hören.

Adraſt. Meine Geliebte? — — Ei! wie fein haben Sie dieſes angebracht! Gewiß, Sie konnten Ihre Vorwürfe nicht kürzer faſſen.

Theophan. Meine Vorwürfe? Was habe ich Ihnen denn vorzuwerfen?

Adraſt. Wollen Sie etwa die Beſtätigung aus meinem Munde hören?

Theophan. Sagen Sie mir nur, was Sie beſtätigen wollen? Ich ſtehe ganz erſtaunt hier. — —

Adraſt. Das geht zu weit. Welche kriechende Verſtellung! Doch damit ſie Ihnen endlich nicht zu ſauer wird, ſo will ich Sie mit Gewalt zwingen, ſie abzulegen. — — Ja, es iſt alles wahr, was Ihnen Henriette hinterbracht hat. Sie war niederträchtig genug, uns zu behorchen. — Ich liebe Julianen und habe ihr meine Liebe geſtanden. —

Theophan. Sie lieben Julianen? —

Adraſt (ſpöttiſch). Und was das ſchlimmſte dabei iſt, ohne den Theophan um Erlaubniß gebeten zu haben.

Theophan. Stellen Sie ſich deßwegen zufrieden. Sie haben nur eine ſehr kleine Formalität übergangen.

Adraſt. Ihre Gelaſſenheit, Theophan, iſt hier nichts beſonderes. Sie glauben Ihrer Sachen gewiß zu ſeyn. — — Und ach! wenn Sie es doch weniger wären! Wenn ich doch nur mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit hinzuſetzen könnte,

daß Juliane auch mich liebe. Was für eine Wollust sollte mir das Erschrecken seyn, das sich in Ihrem Gesichte verrathen würde! Was für ein Labsal für mich, wenn ich Sie seufzen hörte, wenn ich Sie zittern sähe! Wie würde ich mich freuen, wenn Sie Ihre ganze Wuth an mir auslassen und mich voller Verzweiflung, ich weiß nicht wohin, verwünschen müßten!

Theophan. So könnte Sie wohl kein Glück entzücken, wenn es nicht durch das Unglück eines andern gewürzt würde? — Ich bedaure den Adraſt! Die Liebe muß alle ihre verderbliche Macht an ihm verschwendet haben, weil er so unanständig reden kann.

Adraſt. Wohl! an dieser Miene, an dieser Wendung erinnere ich mich, was ich bin. Es ist wahr, ich bin Ihr Schuldner, Theophan, und gegen seine Schuldner hat man das Recht, immer ein wenig groß zu thun; — — doch Geduld! ich hoffe es nicht lange mehr zu seyn. Es hat sich noch ein ehrlicher Mann gefunden, der mich aus dieser Verlegenheit reißen will. Ich weiß nicht, wo er bleibt. Seinem Versprechen gemäß hätte er bereits mit dem Gelde hier seyn sollen. Ich werde wohl thun, wenn ich ihn hole.

Theophan. Aber noch ein Wort, Adraſt. Ich will Ihnen mein ganzes Herz entdecken. — —

Adraſt. Diese Entdeckung würde mich nicht sehr belustigen. Ich gehe und bald werde ich Ihnen mit einem kühnern Gesichte unter die Augen treten können. (Geht ab.)

Theophan (allein). Unbiegsamer Geist! Fast verzweifle ich an meinem Unternehmen. Alles ist bei ihm umsonst. Aber was würde er gesagt haben, wenn er mir Zeit gelassen hätte, ihn für sein Geständniß mit einem andern ähnlichen Geständniß zu bezahlen? — — Sie kommt.

Achter Auftritt.

Henriette. Liſette. Theophan.

Henriette. Nun? Theophan, habe ich Sie nicht zu einem artigen Anblicke verholfen?

Theophan. Sie ſind leichtfertig, ſchöne Henriette. Aber was meinen Sie für einen Anblick? Kaum, daß ich die Hauptſache mit Mühe und Noth begriffen habe.

Henriette. O Schade! — Sie kamen alſo zu langſam? und Adraſt lag nicht mehr vor meiner Schweſter auf den Knieen?

Theophan. So hat er vor ihr auf den Knieen gelegen?

Liſette. Leider für Sie alle beide!

Henriette. Und meine Schweſter ſtand da, — — ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, — — ſtand da, faſt, als wenn ſie ihn in dieſer unbequemen Stellung gerne geſehen hätte. Sie dauern mich, Theophan! —

Theophan. Soll ich Sie auch bedauern, mitleidiges Kind?

Henriette. Mich bedauern? Sie ſollen mir Glück wünſchen.

Liſette. Aber nein; ſo etwas ſchreit um Rache!

Theophan. Und wie meint Liſette denn, daß man ſich rächen könne?

Liſette. Sie wollen ſich alſo doch rächen?

Theophan. Vielleicht.

Liſette. Und Sie ſich auch, Mamſell?

Henriette. Vielleicht.

Liſette. Gut! das ſind zwei Vielleicht, womit ſich etwas anfangen läßt.

Theophan. Aber es iſt noch ſehr ungewiß, ob Juliane

den Adraſt wieder liebt, und wenn dieſes nicht iſt, ſo würde ich zu zeitig auf Rache denken.

Liſette. O! die chriſtliche Seele! Nun überlegt ſie erſt, daß man ſich nicht rächen ſoll.

Theophan. Nicht ſo ſpöttiſch, Liſette! Es würde hier von einer ſehr unſchuldigen Rache die Rede ſeyn.

Henriette. Das meine ich auch; von einer ſehr unſchuldigen.

Liſette. Wer läugnet das? von einer ſo unſchuldigen, daß man ſich mit gutem Gewiſſen darüber berathſchlagen kann. Hören Sie nur! Ihre Rache, Herr Theophan, wäre eine männliche Rache, nicht wahr? und Ihre Rache, Mamſell Henriette, wäre eine weibliche Rache: eine männliche Rache nun und eine weibliche Rache — — Ja! wie bringe ich wohl das Ding recht geſcheut herum?

Henriette. Du biſt eine Närrin mit ſammt deinen Geſchlechtern.

Liſette. Helfen Sie mir doch ein wenig, Herr Theophan. — — Was meinen Sie dazu? Wenn zwei Perſonen einerlei Weg gehen müſſen, nicht wahr? ſo iſt es gut, daß dieſe zwei Perſonen einander Geſellſchaft leiſten?

Theophan. Ja wohl! aber vorausgeſetzt, daß dieſe zwei Perſonen einander leiden können.

Henriette. Das war der Punct!

Liſette (bei Seite). Will denn Keines anbeißen? Ich muß einen andern Zipfel faſſen. — — Es iſt ſchon wahr, was Herr Theophan vorhin ſagte, daß es nämlich noch ſehr ungewiß ſey, ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe. Ich ſetze ſogar hinzu: Es iſt noch ſehr ungewiß, ob Herr Adraſt Mamſell Julianen wirklich liebt.

Henriette. O! ſchweig, du unglückliche Zweiflerin. Es ſoll nun aber gewiß ſeyn!

Liſette. Die Mannsperſonen bekommen dann und wann gewiſſe Anfälle von einer gewiſſen wetterwendiſchen Krankheit, die aus einer gewiſſen Ueberladung des Herzens entſpringt.

Henriette. Aus einer Ueberladung des Herzens? Schön gegeben!

Liſette. Ich will Ihnen gleich ſagen, was das heißt. So wie Leute, die ſich den Magen überladen haben, nicht eigentlich mehr wiſſen, was ihnen ſchmeckt, und was ihnen nicht ſchmeckt: ſo geht es auch den Leuten, die ſich das Herz überladen haben. Sie wiſſen ſelbſt nicht mehr, auf welche Seite das überladene Herz hinhängt, und das trifft es ſich denn wohl, daß kleine Irrungen in der Perſon daraus entſtehen. — — Habe ich nicht Recht, Herr Theophan?

Theophan. Ich will es überlegen.

Liſette. Sie ſind freilich eine weit beſſere Art von Mannsperſonen, und ich halte Sie für allzuvorſichtig, als daß Sie Ihr Herz ſo überladen ſollten. — — Aber wiſſen Sie wohl, was ich für einen Einfall habe, wie wir gleichwohl hinter die Wahrheit mit dem Herrn Adraſt und der Mamſell Juliane kommen wollen?

Theophan. Nun?

Henriette. Du würdeſt mich neugierig machen, wenn ich nicht ſchon hinter der Wahrheit wäre. —

Liſette. Wie? wenn wir einen gewiſſen blinden Lärm machten?

Henriette. Was iſt das wieder?

Liſette. Ein blinder Lärm iſt ein Lärm, wohinter nichts iſt, der aber doch die Gabe hat, den Feind — — zu einer gewiſſen Aufmerkſamkeit zu bringen. — — Zum Exempel: Um zu erfahren; ob Mamſell Juliane den Adraſt liebe, müßte

sich Herr Theophan in Jemand anders verliebt stellen; und um zu erfahren, ob Adraſt Mamſell Julianen liebe, müßten Sie sich in Jemand anders verliebt stellen. Und da es nun nicht lassen würde, wenn sich Herr Theophan in mich verliebt stellte, noch viel weniger, wenn Sie sich in seinen Martin verliebt stellen wollten: so wäre kurz und gut mein Rath, Sie stellten sich beide in einander verliebt. — — Ich rede nur von Stellen; merken Sie wohl, was ich sage! nur von Stellen; denn sonst könnte der blinde Lärm auf einmal Augen kriegen. — — Nun sagen Sie mir beide, ist der Anschlag nicht gut?

Theophan (bei Seite). Wo ich nicht gehe, so wird sie noch machen, daß ich mich werde erklären müssen. — — Der Anschlag ist so schlimm nicht; aber — —

Lisette. Sie sollen sich ja nur stellen. —

Theophan. Das Stellen eben ist es, was mir dabei nicht gefällt.

Lisette. Und Sie, Mamſell?

Henriette. Ich bin auch keine Liebhaberin vom Stellen.

Lisette. Besorgen Sie beide etwa, daß Sie es zu natürlich machen möchten? — — Was stehen Sie so auf dem Sprunge, Herr Theophan? Was stehen Sie so in Gedanken, Mamſell?

Henriette. O geh! es wäre in meinem Leben das erstemal.

Theophan. Ich muß mich auf einige Augenblicke beurlauben, schönste Henriette. —

Lisette. Es ist nicht nöthig. Sie sollen mir wahrhaftig nicht nachsagen, daß ich Sie weggeplaudert habe. Kommen Sie, Mamſell! —

Henriette. Es ist auch wahr, dein Plaudern ist manchmal

recht ärgerlich. Komm! — — Theophan, soll ich sagen, daß Sie nicht lange weg seyn werden?

Theophan. Wenn ich bitten darf. — —

(Henriette und Lisette gehen auf der einen Seite ab. Indem Theophan auf der andern abgehen will, begegnet ihm der Wechsler.)

Neunter Auftritt.

Theophan. Der Wechsler.

Der Wechsler. Sie werden verzeihen, mein Herr. Ich möchte nur ein Wort mit dem Herrn Adraſt ſprechen.

Theophan. Eben jetzt iſt er ausgegangen. Wollen Sie mir es auftragen? — —

Der Wechsler. Wenn ich ſo frei ſeyn darf. — Er hat eine Summe Geldes bei mir aufnehmen wollen, die ich ihm auch Anfangs verſprach. Ich habe aber nunmehr Bedenklichkeiten gefunden und ich komme, es ihm wieder abzuſagen; das iſt es alles.

Theophan. Bedenklichkeiten, mein Herr? Was für Bedenklichkeiten? doch wohl keine von Seiten des Adraſt?

Der Wechsler. Warum nicht?

Theophan. Iſt er kein Mann von Kredit?

Der Wechsler. Kredit, mein Herr, Sie werden wiſſen, was das iſt. Man kann heute Kredit haben, ohne gewiß zu ſeyn, daß man ihn morgen haben wird. Ich habe ſeine jetzigen Umſtände erfahren. —

Theophan (bei Seite). Ich muß mein möglichſtes thun, daß dieſe nicht auskommen. — — Sie müſſen die falſchen erfahren haben. — — Kennen Sie mich, mein Herr? —

Der Wechsler. Von Person nicht; vielleicht, wenn ich Ihren Namen hören sollte. — —

Theophan. Theophan.

Der Wechsler. Ein Name, von dem ich allezeit das beste gehört habe.

Theophan. Wenn Sie dem Herrn Adrast die verlangte Summe nicht auf seine Unterschrift geben wollen, wollen Sie es wohl auf die meinige thun?

Der Wechsler. Mit Vergnügen.

Theophan. Haben Sie also die Güte, mich auf meine Stube zu begleiten. Ich will Ihnen die nöthigen Versicherungen ausstellen, wobei es bloß darauf ankommen wird, diese Bürgschaft vor dem Adrast selbst geheim zu halten.

Der Wechsler. Vor ihm selbst?

Theophan. Allerdings; um ihm den Verdruß über Ihr Mißtrauen zu ersparen. — —

Der Wechsler. Sie müssen ein großmüthiger Freund seyn. — —

Theophan. Lassen Sie uns nicht länger verziehen.

(Gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Wechsler von der einen Seite und von der andern Adrast.

Adrast (vor sich). Ich habe meinen Mann nicht finden können. — —

Der Wechsler (vor sich). So lasse ich es mir gefallen. —

Adraſt. Aber sieh da! — — Ei! mein Herr, finde ich Sie hier? So sind wir ohne Zweifel einander fehlgegangen?

Der Wechsler. Es ist mir lieb, mein Herr Adraſt, daß ich Sie noch treffe.

Adraſt. Ich habe Sie in Ihrer Wohnung gesucht. Die Sache leidet keinen Aufschub. Ich kann mich doch noch auf Sie verlassen?

Der Wechsler. Nunmehr, ja.

Adraſt. Nunmehr? Was wollen Sie damit?

Der Wechsler. Nichts. Ja, Sie können sich auf mich verlassen.

Adraſt. Ich will nicht hoffen, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich haben?

Der Wechsler. Im geringsten nicht.

Adraſt. Oder, daß man Ihnen einiges beizubringen gesucht hat?

Der Wechsler. Noch viel weniger.

Adraſt. Wir haben bereits mit einander zu thun gehabt, und Sie sollen mich auch künftig als einen ehrlichen Mann finden.

Der Wechsler. Ich bin ohne Sorgen.

Adraſt. Es liegt meine Ehre daran, diejenigen zu Schanden zu machen, die boshaft genug sind, meinen Kredit zu schmälern.

Der Wechsler. Ich finde, daß man das Gegentheil thut.

Adraſt. O! sagen Sie das nicht. Ich weiß wohl, daß ich meine Feinde habe —

Der Wechsler. Sie haben aber auch Ihre Freunde. — —

Adraſt. Aufs Höchste dem Namen nach. Ich würde auszulachen seyn, wenn ich auf sie rechnen wollte. — — Und

glauben Sie, mein Herr, daß es mir nicht einmal lieb ist, daß Sie in meiner Abwesenheit hier in diesem Hause gewesen sind?

Der Wechsler. Und es muß Ihnen doch lieb seyn.

Adraft. Es ist zwar das Haus, zu welchem ich mir nichts als Gutes versehen sollte; aber eine gewisse Person darin, mein Herr, eine gewisse Person — — Ich weiß, ich würde es empfunden haben, wenn Sie mit derselben gesprochen hätten.

Der Wechsler. Ich habe eigentlich mit niemanden gesprochen; diejenige Person aber, bei welcher ich mich nach Ihnen erkundigte, hat die größte Ergebenheit gegen Sie bezeigt.

Adraft. Ich kann es Ihnen wohl sagen, wer die Person ist, vor deren übeln Nachrede ich mich einigermaßen fürchte. Es wird sogar gut seyn, wenn Sie es wissen, damit Sie, wenn Ihnen nachtheilige Dinge von mir zu Ohren kommen sollten, den Urheber kennen.

Der Wechsler. Ich werde nicht nöthig haben, darauf zu hören.

Adraft. Aber doch — — Mit einem Worte, es ist Theophan.

Der Wechsler (erstaunt). Theophan?

Adraft. Ja, Theophan. Er ist mein Feind — —

Der Wechsler. Theophan Ihr Feind?

Adraft. Sie erstaunen?

Der Wechsler. Nicht ohne die größte Ursache. —

Adraft. Ohne Zweifel, weil Sie glauben, daß ein Mann von seinem Stande nicht anders als großmüthig und edel seyn könne? — —

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraft. Er ist der gefährlichste Heuchler, den ich unter seines Gleichen noch jemals gefunden habe.

Der Wechsler. Mein Herr — —

Adraſt. Er weiß, daß ich ihn kenne, und giebt ſich daher alle Mühe, mich zu untergraben. — —

Der Wechsler. Ich bitte Sie — —

Adraſt. Wenn Sie etwa eine gute Meinung von ihm haben, ſo irren Sie ſich ſehr. Vielleicht zwar, daß Sie ihn nur von der Seite ſeines Vermögens kennen; und wider dieſes habe ich nichts; er iſt reich; aber eben ſein Reichthum ſchafft ihm Gelegenheit, auf die allerfeinſte Art ſchaden zu können.

Der Wechsler. Was ſagen Sie?

Adraſt. Er wendet unbeſchreibliche Ränke an, mich aus dieſem Hauſe zu bringen; Ränke, denen er ein ſo unſchuldiges Anſehen geben kann, daß ich ſelbſt darüber erſtaune.

Der Wechsler. Das iſt zu arg! Länger kann ich durchaus nicht ſchweigen. Mein Herr, Sie hintergehen ſich auf die erſtaunlichſte Art. — —

Adraſt. Ich mich?

Der Wechsler. Theophan kann das unmöglich ſeyn, wofür Sie ihn ausgeben. Hören Sie alles! Ich kam hierher, mein Ihnen gegebenes Wort wieder zurück zu nehmen. Ich hatte von ſicherer Hand, nicht vom Theophan, Umſtände von Ihnen erfahren, die mich dazu nöthigten. Ich fand ihn hier, und ich glaubte, es ihm ohne Schwierigkeit ſagen zu dürfen. —

Adraſt. Dem Theophan? Wie wird ſich der Niederträchtige gekitzelt haben!

Der Wechsler. Gekitzelt? Er hat auf das nachdrücklichſte für Sie geſprochen. Und kurz, wenn ich Ihnen mein erſtes Verſprechen halte, ſo geſchieht es bloß in Betrachtung ſeiner.

Adraſt. In Betrachtung ſeiner? — Wo bin ich?

Der Wechsler. Er hat mir ſchriftliche Verſicherungen gegeben, die ich als eine Bürgſchaft für Sie anſehen kann.

Zwar hat er es mir zugleich verboten, jemanden das Geringste davon zu sagen; allein ich konnte es unmöglich anhören, daß ein rechtschaffener Mann so unschuldig verlästert würde. Sie können die verlangte Summe bei mir abholen lassen, wann es Ihnen beliebt. Nur werden Sie mir den Gefallen thun, und sich nichts gegen ihn merken lassen. Er bezeigte bei dem ganzen Handel so viel Aufrichtigkeit und Freundschaft für Sie, daß er ein Unmensch seyn müßte, wenn er die Verstellung bis dahin treiben könnte. — Leben Sie wohl! (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Adraſt.

— — Was für ein neuer Streich! — Ich kann nicht wieder zu mir selbst kommen! — — Es ist nicht auszuhalten! — Verachtungen, Beleidigungen, — Beleidigungen in dem Gegenstande, der ihm der liebste seyn muß: — — alles ist umsonst; nichts will er fühlen. Was kann ihn so verhärten? Die Bosheit allein, die Begierde allein, seine Rache reif werden zu lassen. — — Wen sollte dieser Mann nicht hinter das Licht führen? Ich weiß nicht, was ich denken soll. Er dringt seine Wohlthaten mit einer Art auf — — Aber verwünscht sind seine Wohlthaten und seine Art! Und wenn auch keine Schlange unter diesen Blumen läge, so würde ich ihn doch nicht anders als hassen können. Hassen werde ich ihn, und wenn er mir das Leben rettete. Er hat mir das geraubt, was kostbarer ist, als das Leben: das Herz meiner Juliane; ein Raub, den er nicht ersetzen kann, und wenn er

ſich mir zu eigen ſchenkte. Doch er will ihn nicht erſetzen; ich dichte ihm noch eine zu gute Meinung an. — —

Dritter Auftritt.

Theophan. Adraſt.

Theophan. In welcher heftigen Bewegung treffe ich Sie abermals, Adraſt?

Adraſt. Sie iſt Ihr Werk.

Theophan. So muß ſie eines von denen Werken ſeyn, die wir alsdann wider unſern Willen hervorbringen, wenn wir uns am meiſten nach ihrem Gegentheil beſtreben. Ich wünſche nichts, als Sie ruhig zu ſehen, damit Sie mit kaltem Blute von einer Sache mit mir reden könnten, die uns beide nicht näher angehen kann.

Adraſt. Nicht wahr, Theophan? es iſt der höchſte Grad der Liſt, wenn man alle ſeine Streiche ſo zu ſpielen weiß, daß die, denen man ſie ſpielt, ſelbſt nicht wiſſen, ob und was für Vorwürfe ſie uns machen ſollen?

Theophan. Ohne Zweifel.

Adraſt. Wünſchen Sie ſich Glück; Sie haben dieſen Grad erreicht.

Theophan. Was ſoll das wieder?

Adraſt. Ich verſprach Ihnen vorhin die bewußten Wechſel zu bezahlen — (ſpöttiſch) Sie werden es nicht übel nehmen, es kann nunmehr nicht ſeyn. Ich will Ihnen anſtatt der zerriſſenen andere Wechſel ſchreiben.

Theophan (in eben dem Tone). Es iſt wahr, ich habe ſie in keiner andern Abſicht zerriſſen, als neue von ihnen zu bekommen. —

Adraſt. Es mag Ihre Abſicht geweſen ſeyn oder nicht: Sie ſollen ſie haben. — Wollten Sie aber nicht etwa gern erfahren, warum ich ſie nunmehr nicht bezahlen kann?

Thesphan. Nun?

Adraſt. Weil ich die Bürgſchaften nicht liebe.

Thesphan. Die Bürgſchaften?

Adraſt. Ja; und weil ich Ihrer Rechten nichts geben mag, was ich aus Ihrer Linken nehmen müßte.

Thesphan (bei Seite). Der Wechsler hat mir nicht reinen Mund gehalten!

Adraſt. Sie verſtehen mich doch?

Thesphan. Ich kann es nicht mit Gewißheit ſagen.

Adraſt. Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen auf keine Weiſe verbunden zu ſeyn; muß es mich alſo nicht verdrießen, daß Sie mich in den Verdacht bringen, als ob ich es gleichwohl zu ſeyn Urſache hätte?

Thesphan. Ich erſtaune über Ihre Geſchicklichkeit, alles auf der ſchlimmſten Seite zu betrachten.

Adraſt. Und wie Sie gehört haben, ſo bin ich über die Ihrige erſtaunt, dieſe ſchlimme Seite ſo vortrefflich zu verbergen. Noch weiß ich ſelbſt nicht eigentlich, was ich davon denken ſoll.

Thesphan. Weil Sie das Natürlichſte davon nicht denken wollen.

Adraſt. Dieſes Natürlichſte, meinen Sie vielleicht, wäre das, wenn ich dächte, daß Sie dieſen Schritt aus Großmuth, aus Vorſorge für meinen guten Namen gethan hätten? Allein, mit Erlaubniß, hier wäre es gleich das Unnatürlichſte.

Thesphan. Sie haben doch wohl Recht. Denn wie wäre es immer möglich, daß ein Mann von meinem Stande nur halb ſo menſchliche Geſinnungen haben könnte?

Adraſt. Laſſen Sie uns Ihren Stand einmal bei Seite ſetzen.

Theophan. Sollten Sie das wohl können?

Adraſt. Geſetzt alſo, Sie wären keiner von den Leuten, die, den Charakter der Frömmigkeit zu behaupten, ihre Leidenſchaften ſo geheim als möglich halten müſſen, die Anfangs aus Wohlſtand heucheln lernen und endlich die Heuchelei als eine zweite Natur beibehalten; die nach ihren Grundſätzen verbunden ſind, ſich ehrlicher Leute, welche ſie die Kinder der Welt nennen, zu entziehen, oder wenigſtens aus keiner andern Abſicht Umgang mit ihnen zu pflegen, als aus der niederträchtigen Abſicht, ſie auf ihre Seite zu lenken; geſetzt, Sie wären keiner von dieſen: ſind Sie nicht wenigſtens ein Menſch, der Beleidigungen empfindet? Und auf einmal alles in allem zu ſagen: — — Sind Sie nicht ein Liebhaber, welcher Eiferſucht fühlen muß?

Theophan. Es iſt mir angenehm, daß Sie endlich auf dieſen Punct herauskommen.

Adraſt. Vermuthen Sie aber nur nicht, daß ich mit der geringſten Mäßigung davon ſprechen werde.

Theophan. So will ich es verſuchen, deſto mehrere dabei zu brauchen.

Adraſt. Sie lieben Julianen, und ich — ich — was ſuche ich lange noch Worte? — Ich haſſe Sie wegen dieſer Liebe, ob ich gleich kein Recht auf den geliebten Gegenſtand habe; und Sie, der Sie ein Recht darauf haben, ſollten mich, der ich Sie um dieſes Recht beneide, nicht auch haſſen?

Theophan. Gewiß, ich ſollte nicht. — Aber laſſen Sie uns doch das Recht unterſuchen, das Sie und ich auf Julianen haben.

Adraſt. Wenn dieſes Recht auf die Stärke unſerer Liebe

anläme, so würde ich es Ihnen vielleicht noch streitig machen. Es ist Ihr Glück, daß es auf die Einwilligung eines Vaters und auf den Gehorsam einer Tochter ankommt. — —

Theophan. Hierauf will ich es durchaus nicht ankommen lassen. Die Liebe allein soll Richter seyn. Aber merken Sie wohl, nicht bloß unsere, sondern vornehmlich die Liebe derjenigen, in deren Besitz Sie mich glauben. Wenn Sie mich überführen können, daß Sie von Julianen wieder geliebt werden — —

Adraft. So wollen Sie mir vielleicht Ihre Ansprüche abtreten? — —

Theophan. So muß ich.

Adraft. Wie höhnisch Sie mit mir umgehen, — — Sie sind Ihrer Sachen gewiß und überzeugt, daß Sie bei dieser Rodomontade nichts aufs Spiel setzen.

Theophan. Also können Sie mir es nicht sagen, ob Sie Juliane liebt?

Adraft. Wenn ich es könnte, würde ich wohl unterlassen, Sie mit diesem Vorzuge zu peinigen?

Theophan. Stille! Sie machen sich unmenschlicher, als Sie sind. — — Nun wohl! so will ich, — ich will es Ihnen sagen, daß Sie Juliane liebt.

Adraft. Was sagen Sie? — — Doch fast hätte ich über das Entzückende dieser Versicherung vergessen, aus wessen Munde ich sie höre. Recht so! Theophan, recht so! Man muß über seine Feinde spotten. Aber wollen Sie, diese Spötterei vollkommen zu machen, mich nicht auch versichern, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan (verdrießlich). Es ist unmöglich, mit Ihnen ein vernünftiges Wort zu sprechen. (Er will weggehen.)

Adraft (bei Seite). Er wird zornig? — Warten Sie doch,

Theophan. Wiſſen Sie, daß die erſte aufgebrachte Miene, die ich endlich von Ihnen ſehe, mich begierig macht, dieſes vernünftige Wort zu hören?

Theophan (zornig). Und wiſſen Sie, daß ich endlich Ihres ſchimpflichen Betragens überdrüſſig bin?

Adraſt (bei Seite). Er macht Ernſt. —

Theophan (noch zornig). Ich will mich beſtreben, daß Sie den Theophan ſo finden ſollen, als Sie ihn ſich vorſtellen.

Adraſt. Verzeihen Sie. Ich glaube in Ihrem Trotze mehr Aufrichtigkeit zu ſehen, als ich jemals in Ihrer Freundlichkeit geſehen habe.

Theophan. Wunderbarer Menſch! Muß man ſich Ihnen gleich ſtellen, muß man eben ſo ſtolz, eben ſo argwöhniſch, eben ſo grob ſeyn als Sie, um Ihr elendes Vertrauen zu gewinnen?

Adraſt. Ich werde Ihnen dieſe Sprache, ihrer Neuheit wegen, vergeben müſſen.

Theophan. Sie ſoll Ihnen alt genug werden!

Adraſt. Aber in der That — — Sie machen mich vollends verwirrt. Müſſen Sie mir Dinge, worauf alle mein Wohl ankommt, mit einem fröhlichen Geſichte ſagen? Ich bitte Sie, ſagen Sie es jetzt noch einmal, was ich vorhin für eine Spötterei aufnehmen mußte.

Theophan. Wenn ich es ſage, glauben Sie nur nicht, daß es um Ihretwillen geſchieht.

Adraſt. Deſto mehr werde ich mich darauf verlaſſen.

Theophan. Aber ohne mich zu unterbrechen, das bitte ich. — —

Adraſt. Reden Sie nur.

Theophan. Ich will Ihnen den Schlüſſel zu dem, was Sie hören ſollen, gleich voraus geben. Meine Neigung hat

mich nicht weniger betrogen, als Sie die Ihrige. Ich kenne und bewundere alle die Vollkommenheiten, die Julianen zu einer Zierde ihres Geschlechts machen; aber — ich liebe sie nicht.

Adraſt. Sie — —

Chesphan. Es ist gleich viel, ob Sie es glauben oder nicht glauben. — — Ich habe mir Mühe genug gegeben, meine Hochachtung in Liebe zu verwandeln. Aber eben bei dieser Bemühung habe ich Gelegenheit gehabt, es oft sehr deutlich zu merken, daß sich Juliane einen ähnlichen Zwang anthut. Sie wollte mich lieben, und liebte mich nicht. Das Herz nimmt keine Gründe an, und will in diesem, wie in andern Stücken, seine Unabhängigkeit von dem Verstande behaupten. Man kann es tyranniſiren, aber nicht zwingen. Und was hilft es, sich selbst zum Märtyrer seiner Ueberlegungen zu machen, wenn man gewiß weiß, daß man keine Beruhigung dabei finden kann? Ich erbarmte mich also Julianens, — — oder vielmehr, ich erbarmte mich meiner selbst, ich unterdrückte meine wachsende Neigung gegen eine andre Person nicht länger, und sahe es mit Vergnügen, daß auch Juliane zu ohnmächtig oder zu nachsehend war, der ihrigen zu widerstehen. Diese ging auf einen Mann, der ihrer eben so unwürdig ist, als unwürdig er ist, einen Freund zu haben. Adraſt würde sein Glück in ihren Augen längst gewahr geworden seyn, wenn Adraſt gelassen genug wäre, richtige Blicke zu thun. Er betrachtet alles durch das gefärbte Glas seiner vorgefaßten Meinungen, und alles oben hin; und würde wohl oft lieber seine Sinne verläugnen, als seinen Wahn aufgeben. Weil Juliane ihn liebenswürdig fand, konnte ich mir unmöglich einbilden, daß er so gar verderbt sey. Ich sann auf Mittel, es beiden mit der besten Art beizubringen, daß sie mich nicht als eine gefährliche Hinderung

aufsehen sollten. Ich kam nur jetzt in dieser Absicht hieher; allein ließ mich Adraſt, ohne die schimpflichſten Abſchreckungen, darauf kommen? Ich würde ihn ohne ein weiteres Wort verlaſſen haben, wenn ich mich nicht noch derjenigen Perſon wegen gezwungen hätte, der ich, von Grund meiner Seelen, alles gönne, was ſie ſich ſelbſt wünſcht. — — Mehr habe ich ihm nicht zu ſagen. (Er will fortgehen.)

Adraſt. Wohin, Theophan? — — Urtheilen Sie aus meinem Stillſchweigen, wie groß mein Erſtaunen ſeyn müſſe! — Es iſt eine menſchliche Schwachheit, ſich dasjenige leicht überreden zu laſſen, was man heftig wünſcht. Soll ich ihr nachhängen? ſoll ich ſie unterdrücken? —

Theophan. Ich will bei Ihrer Ueberlegung nicht gegenwärtig ſeyn. — —

Adraſt. Wehe dem, der mich auf eine ſo grauſame Art aufzuziehen denkt!

Theophan. So räche mich denn Ihre marternde Ungewißheit an Ihnen!

Adraſt (bei Seite). Jetzt will ich ihn fangen. — Wollen Sie mir noch ein Wort erlauben, Theophan? — Wie können Sie über einen Menſchen zürnen, der mehr aus Erſtaunen über ſein Glück, als aus Mißtrauen gegen Sie, zweifelt? —

Theophan. Adraſt, ich werde mich ſchämen, nur einen Augenblick gezürnt zu haben, ſo bald Sie vernünftig reden wollen.

Adraſt. Wenn es wahr iſt, daß Sie Julianen nicht lieben, wird es nicht nöthig ſeyn, daß Sie ſich dem Liſidor entdecken?

Theophan. Allerdings.

Adraſt. Und Sie ſind es wirklich geſonnen?

Theophan. Und zwar je eher, je lieber.

Adraſt. Sie wollen dem Liſidor ſagen, daß Sie Julianen nicht lieben?

Theophan. Was ſonſt?

Adraſt. Daß Sie eine andere Perſon lieben?

Theophan. Vor allen Dingen! um ihm durchaus keine Urſache zu geben, Julianen die rückgängige Verbindung zur Laſt zu legen.

Adraſt. Wollten Sie wohl alles dieſes gleich jetzt thun?

Theophan. Gleich jetzt?

Adraſt (bei Seite). Nun habe ich ihn! — Ja, gleich jetzt.

Theophan. Wollten Sie aber auch wohl eben dieſen Schritt thun? Wollten auch Sie dem Liſidor wohl ſagen, daß Sie Henrietten nicht liebten?

Adraſt. Ich brenne vor Verlangen.

Theophan. Und daß Sie Julianen liebten?

Adraſt. Zweifeln Sie?

Theophan. Nun wohl, ſo kommen Sie!

Adraſt (bei Seite). Er will? —

Theophan. Nur geſchwind!

Adraſt. Ueberlegen Sie es recht.

Theophan. Und was ſoll ich denn noch überlegen?

Adraſt. Noch iſt es Zeit. — —

Theophan. Sie halten Sich ſelbſt auf. Nur fort! — (Indem er vorangehen will.) Sie bleiben zurück? Sie ſtehen in Gedanken? Sie ſehen mich mit einem Auge an, das Erſtaunen verräth? Was ſoll das? —

Adraſt (nach einer kleinen Pauſe). Theophan! — —

Theophan. Nun? — — bin ich nicht bereit?

Adraſt (gerührt). Theophan! — — Sie ſind doch wohl ein ehrlicher Mann.

Theophan. Wie kommen Sie jetzt darauf?

Adraſt. Wie ich jetzt darauf komme? Kann ich einen ſtärkern Beweis verlangen, daß Ihnen mein Glück nicht gleichgültig iſt?

Theophan. Sie erkennen dieſes ſehr ſpät — aber Sie erkennen es doch noch. — — Liebſter Adraſt, ich muß Sie umarmen — —

Adraſt. Ich ſchäme mich — — laſſen Sie mich allein; ich will Ihnen bald folgen. — —

Theophan. Ich werde Sie nicht allein laſſen. — Iſt es möglich, daß ich Ihren Abſcheu gegen mich überwunden habe? daß ich ihn durch eine Aufopferung überwunden habe, die mir ſo wenig koſtet? Ach! Adraſt, Sie wiſſen noch nicht, wie eigennützig ich dabei bin; ich werde vielleicht alle Ihre Hochachtung dadurch wieder verlieren: — — ich liebe Henrietten.

Adraſt. Sie lieben Henrietten? Himmel! ſo können wir ja hier noch beide glücklich ſeyn. Warum haben wir uns nicht eher erklären müſſen? O Theophan! Theophan! ich würde Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben. Sie würden der Bitterkeit meines Verdachtes, meiner Vorwürfe nicht ausgeſetzt geweſen ſeyn.

Theophan. Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwei Stücke, deren eines ſchon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt. — — Aber was verweilen wir hier länger?

Adraſt. Ja, Theophan, nun laſſen Sie uns eilen. — — Aber wenn uns Liſidor zuwider wäre? — — Wenn Juliane einen andern liebte? — —

Theophan. Faſſen Sie Muth. Hier kommt Liſidor.

Vierter Auftritt.

Lisidor. Theophan. Adraſt.

Lisidor. Ihr ſeyd mir feine Leute! Soll ich denn beſtändig mit dem fremden Vetter allein ſeyn?

Theophan. Wir waren gleich im Begriff zu Ihnen zu kommen.

Lisidor. Was habt ihr nun wieder zuſammen gemacht? geſtritten? Glaubt mir doch nur, aus dem Streiten kommt nichts heraus. Ihr habt alle beide, alle beide habt ihr Recht. — — Zum Exempel: (zum Theophan) der ſpricht, die Vernunft iſt ſchwach; und der (zum Adraſt) ſpricht, die Vernunft iſt ſtark. Jener beweist mit ſtarken Gründen, daß die Vernunft ſchwach iſt, und dieſer mit ſchwachen Gründen, daß ſie ſtark iſt. Kommt das nun nicht auf eins heraus? ſchwach und ſtark, oder ſtark und ſchwach: was iſt denn da für ein Unterſchied?

Theophan. Erlauben Sie, wir haben jetzt weder von der Stärke, noch von der Schwäche der Vernunft geſprochen —

Lisidor. Nun! ſo war es von etwas anderm, das eben ſo wenig zu bedeuten hat. — Von der Freiheit etwa: Ob ein hungriger Eſel, der zwiſchen zwei Bündeln Heu ſteht, die einander vollkommen gleich ſind, das Vermögen hat, von dem erſten von dem beſten zu freſſen, oder ob der Eſel ſo ein Eſel ſeyn muß, daß er lieber verhungert? — —

Adraſt. Auch daran iſt nicht gedacht worden. Wir beſchäftigten uns mit einer Sache, bei der das Vornehmſte nunmehr auf Sie ankommt.

Lisidor. Auf mich?

Theophan. Auf Sie, der Sie unſer ganzes Glück in Händen haben.

Liſidor. O! ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn ihr es ſo geſchwind als möglich in eure eigenen Hände nehmt. — Ihr meint doch wohl das Glück in Fiſchbeinröcken? Schon lange habe ich es ſelber nicht mehr gern behalten wollen, denn der Menſch iſt ein Menſch und eine Jungfer eine Jungfer; und Glück und Glas wie bald bricht das!

Theophan. Wir werden zeitlebens nicht dankbar genug ſeyn können, daß Sie uns einer ſo nahen Verbindung gewürdigt haben. Allein es ſtößt ſich noch an eine ſehr große Schwierigkeit.

Liſidor. Was?

Adraſt. An eine Schwierigkeit, die unmöglich voraus zu ſehen war.

Liſidor. Nu?

Theophan und Adraſt. Wir müſſen Ihnen geſtehen —

Liſidor. Alle beide zugleich? Was wird das ſeyn? Ich muß euch ordentlich vernehmen. — — Was geſtehen Sie, Theophan? — —

Theophan. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Julianen nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? habe ich recht gehört? — Und was iſt denn Ihr Geſtändniß, Adraſt? — —

Adraſt. Ich muß Ihnen geſtehen, — daß ich Henrietten nicht liebe.

Liſidor. Nicht liebe? — Sie nicht lieben und Sie nicht lieben; das kann unmöglich ſeyn! Ihr Streitköpfe, die ihr noch nie einig geweſen ſeyd, ſolltet jetzt zum erſtenmale einig ſeyn, da es darauf ankommt, mir den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen? — — Ach! ihr ſcherzt; nun merke ich's erſt.

Adraſt. Wir? ſcherzen?

Liſidor. Oder ihr müßt nicht klug im Kopfe ſeyn. Ihr

meine Töchter nicht lieben? die Mädel weinen sich die Augen aus dem Kopfe. — — Aber warum denn nicht? wenn ich fragen darf. Was fehlt denn Julianen, daß Sie sie nicht lieben können?

Theophan. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich glaube, daß ihr Herz selbst für einen andern eingenommen ist.

Adraft. Und eben dieses vermuthe ich mit Grund auch von Henrietten.

Lisidor. Ho! hö! dahinter muß ich kommen. — — Lisette! he! Lisette! — — Ihr seyd also wohl gar eifersüchtig, und wollt nur drohen?

Theophan. Drohen? da wir Ihrer Güte jetzt am nöthigsten haben?

Lisidor. He da! Lisette!

Fünfter Auftritt.

Lisette. Lisidor. Theophan. Adraft.

Lisette. Hier bin ich ja schon! Was giebt's?

Lisidor. Sage, sie sollen gleich herkommen.

Lisette. Wer denn?

Lisidor. Beide! hörst du nicht?

Lisette. Meine Jungfern?

Lisidor. Fragst du noch?

Lisette. Gleich will ich sie holen. (Indem sie wieder umkehrt.) Kann ich ihnen nicht voraus sagen, was sie hier sollen?

Lisidor. Nein!

Lisette (geht und kommt wieder). Wenn sie mich nun aber fragen?

Lisidor. Wirst du gehen?

Lisette. Ich geh. — — (Kommt wieder.) Es ist wohl etwas wichtiges?

Lisidor. Ich glaube, du Maulaffe, willst es eher wissen, als sie?

Lisette. Nur sachte! ich bin so neugierig nicht.

— — — —

Sechster Auftritt.

Lisidor. Theophan. Adraft.

Lisidor. Ihr habt mich auf einmal ganz verwirrt gemacht. Doch nur Geduld, ich will das Ding schon wieder in seine Wege bringen. Das wäre mir gelegen, wenn ich mir ein Paar andere Schwiegersöhne suchen müßte! Ihr waret mir gleich so recht und so ein Paar bekomme ich nicht wieder zusammen, wenn ich mir sie auch bestellen ließe.

Adraft. Sie sich andere Schwiegersöhne suchen? — — Was für ein Unglück drohen Sie uns?

Lisidor. Ihr wollt doch wohl nicht die Mädel heirathen, ohne sie zu lieben? Da bin ich auch euer Diener.

Theophan. Ohne sie zu lieben?

Adraft. Wer sagt das?

Lisidor. Was habt ihr denn sonst gesagt?

Adraft. Ich bete Julianen an.

Lisidor. Julianen?

Theophan. Ich liebe Henrietten mehr, als mich selbst.

Lisidor. Henrietten? — Uph! Wird mir doch auf einmal ganz wieder leicht. — Ist das der Knoten? Also ist es weiter nichts, als daß sich einer in des andern seine Liebste verliebt

hat? Also wäre der ganze Plunder mit einem Tausche gut zu machen?

Thesphan. Wie gütig sind Sie, Lisidor!

Adraft. Sie erlauben uns also — —

Lisidor. Was will ich thun? Es ist doch immer besser, ihr tauscht vor der Hochzeit, als daß ihr nach der Hochzeit tauscht. Wenn es meine Töchter zufrieden sind, ich bin es zufrieden.

Adraft. Wir schmeicheln uns, daß sie es seyn werden. — Aber bei der Liebe, Lisidor, die Sie gegen uns zeigen, kann ich unmöglich anders, ich muß Ihnen noch ein Geständniß thun.

Lisidor. Noch eins?

Adraft. Ich würde nicht rechtschaffen handeln, wenn ich Ihnen meine Umstände verhehlte.

Lisidor. Was für Umstände?

Adraft. Mein Vermögen ist so geschmolzen, daß ich, wenn ich alle meine Schulden bezahle, nichts übrig behalte.

Lisidor. O! schweig doch davon. Habe ich schon nach deinem Vermögen gefragt? Ich weiß so wohl, daß du ein lockrer Zeisig gewesen bist und alles durchgebracht hast; aber eben deßwegen will ich dir eine Tochter geben, damit du doch wieder etwas hast. — — Nur stille! da sind sie; laßt mich machen.

Siebenter Auftritt.

Juliane. Henriette. Lisette. Lisidor. Thesphan. Adraft.

Lisette. Hier bringe ich sie, Herr Lisidor. Wir sind höchst begierig zu wissen, was Sie zu befehlen haben.

Lisidor. Seht freundlich aus, Mädchens! ich will euch

etwas Fröhliches melden: Morgen ſoll's richtig werden. Macht euch gefaßt!

Liſette. Was ſoll richtig werden?

Liſidor. Für dich wird nichts mit richtig. — Luſtig, Mädchens! Hochzeit! Hochzeit! — Nu? Ihr ſeht ja ſo harmherzig aus? Was fehlt dir, Juliane?

Juliane. Sie ſollen mich allezeit gehorſam finden; aber nur dieſesmal muß ich Ihnen vorſtellen, daß Sie mich übereilen würden. — — Himmel! morgen?

Liſidor. Und du, Henriette?

Henriette. Ich, lieber Herr Vater? ich werde morgen krank ſeyn, todtſterbenskrank!

Liſidor. Verſchieb es immer bis übermorgen.

Henriette. Es kann nicht ſeyn. Abraſt weiß meine Urſachen.

Abraſt. Ich weiß, ſchönſte Henriette, daß Sie mich haſſen.

Theophan. Und Sie, liebſte Juliane, Sie wollen gehorſam ſeyn? — — Wie nahe ſcheine ich meinem Glücke zu ſeyn, und wie weit bin ich vielleicht noch davon entfernt! — Mit was für einem Geſichte ſoll ich es Ihnen ſagen, daß ich der Ehre Ihrer Hand unwerth bin? daß ich mir bei aller der Hochachtung, die ich für eine ſo vollkommene Perſon hegen muß, doch nicht getraue, dasjenige für Sie zu empfinden, was ich nur für eine einzige Perſon in der Welt empfinden will.

Liſette. Das iſt ja wohl gar ein Korb? Es iſt nicht erlaubt, daß auch Mannsperſonen welche austheilen wollen. Hurtig alſo, Julianchen, mit der Sprache heraus!

Theophan. Nur ein eitles Frauenzimmer könnte meine Erklärung beleidigen; und ich weiß, daß Juliane über ſolche Schwachheiten ſo weit erhaben iſt — —

Juliane. Ach, Theophan! ich höre es ſchon: Sie haben zu ſcharfe Blicke in mein Herz gethan. —

Adraſt. Sie ſind nun frei, ſchönſte Juliane. Ich habe Ihnen kein Bekenntniß weiter abzulegen, als das, welches ich Ihnen bereits abgelegt habe. — — Was ſoll ich hoffen?

Juliane. Liebſter Vater! — Adraſt! — Theophan! — Schweſter! — —

Liſette. Nun merke ich alles. Geſchwind muß das die Großmama erfahren. (Liſette läuft ab.)

Liſidor (zu Juliannen). Siehſt du, Mädchen, was du für Zeug angefangen haſt?

Theophan. Aber Sie, liebſte Henriette, was meinen Sie hierzu? Iſt Adraſt nicht ein ungetreuer Liebhaber? Ach! wenn Sie Ihre Augen auf einen getreuern werfen wollten! Wir ſprachen vorhin von Rache, von einer unſchuldigen Rache—

Henriette. Top! Theophan: ich räche mich.

Liſidor. Fein bedächtig, Henriette! Haſt du ſchon die Krankheit auf morgen vergeſſen?

Henriette. Gut! Ich laſſe mich verläugnen, wenn ſie kommt.

Liſidor. Seyd ihr aber nicht wunderliches Volk! Ich wollte jedem zu ſeinem Rocke egales Futter geben; aber ich ſehe wohl, euer Geſchmack iſt bunt. Der Fromme ſollte die Fromme und der Luſtige die Luſtige haben: Nichts! der Fromme will die Luſtige und der Luſtige die Fromme.

Achter Auftritt.

Frau Philane mit Liſetten und die Vorigen.

Frau Philane. Kinder, was höre ich? Iſt es möglich?

Liſidor. Ja, Mama; ich glaube, Sie werden nicht dawider ſeyn. Sie wollen nun einmal ſo — —

Frau Philane. Ich ſollte dawider ſeyn? Dieſe Veränderung iſt mein Wunſch, mein Gebet geweſen. Ach! Adraſt,

ach! Henriette, für euch habe ich oft gezittert! Ihr würdet ein unglückliches Paar geworden seyn! Ihr braucht beide einen Gefährten, der den Weg besser kennt, als ihr. Theophan, Sie haben längst meinen Segen; aber wollen Sie mehr als diesen, wollen Sie auch den Segen des Himmels haben, so ziehen Sie eine Person aus Henrietten, die Ihrer werth ist. Und Sie, Adraſt, ich habe Sie wohl sonst für einen bösen Mann gehalten; doch getrost! wer eine fromme Person lieben kann, muß selbst schon halb fromm seyn. Ich verlasse mich seinetwegen auf dich, Julchen. — — Vor allen Dingen bringe ihm bei, wackern Leuten, rechtschaffenen Geistlichen nicht so verächtlich zu begegnen, als er dem Theophan begegnet. — —

Adraſt. Ach! Madame, erinnern Sie mich an mein Unrecht nicht. Himmel! wenn ich mich überall so irre, als ich mich bei Ihnen, Theophan, geirrt habe: was für ein Mensch, was für ein abscheulicher Mensch bin ich! — —

Liſidor. Habe ich's nicht gesagt, daß ihr die besten Freunde werden müßt, so bald als ihr Schwäger seyd? Das ist nur der Anfang!

Theophan. Ich wiederhole es, Adraſt: Sie sind besser als Sie glauben; besser, als Sie zeither haben scheinen wollen.

Frau Philane. Nun! auch das ist mir ein Trost zu hören. — — (Zum Liſidor.) Komm, mein Sohn, führe mich. Das Stehen wird mir zu sauer und vor Freuden habe ich es ganz vergessen, daß ich Araspen allein gelassen.

Liſidor. Ja, wahrhaftig! da giebt's was zu erzählen! Kommen Sie, Mama. — — Aber keinen Tausch weiter! keinen Tausch weiter!

Liſette. Wie übel ist unser eines dran, das nichts zu tauschen hat!

D. Faust.

I.[1]

Vorspiel.

In einem alten Dome. Der Küster und sein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Versammlung der Teufel, unsichtbar auf den Altären sitzend und sich über ihre Angelegenheiten berathschlagend. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vor dem Beelzebub, Rechenschaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen gesetzt. Ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem Dritten verlacht, daß sie sich mit solchen Armseligkeiten abgeben. Er rühmt sich, einen Heiligen verführt zu haben, den er beredet, sich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieses giebt Gelegenheit von Fausten zu sprechen, der so leicht nicht zu verführen seyn möchte. Dieser dritte Teufel nimmt es auf sich und zwar, ihn in vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

Jetzt, sagt der eine Teufel, sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde

[1] Diesen Plan (er wußte von zwei verschiedenen) giebt Karl G. Lessing aus den Papieren seines Bruders; unter denen zu Breslau findet er sich nicht.

iſt ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laſter entſpringen, wenn man ihm zu ſehr nachhängt.

Nach dieſem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, ſeinen Plan.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.)

Fauſt unter ſeinen Büchern bei der Lampe. Schlägt ſich mit verſchiedenen Zweifeln aus der ſcholaſtiſchen Weltweisheit. Erinnert ſich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Ariſtoteles Entelechie citirt haben ſoll. Auch hat er es ſchon vielfältigemal verſucht, aber vergebens. Er verſucht es nochmals; eben iſt die rechte Stunde; und lieſt eine Beſchwörung.

Zweiter Auftritt.

Ein Geiſt ſteigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllt.

G. Wer beunruhigt mich? Wo bin ich? Iſt das nicht Licht, was ich empfinde?

Fauſt erſchrickt, faßt ſich aber und redet den Geiſt an. Wer biſt du? woher kommſt du? auf weſſen Befehl erſcheinſt du?

G. Ich lag und ſchlummerte und träumte, mir war nicht wohl, nicht übel; da rauſchte, ſo träumte ich, von weitem eine Stimme daher; ſie kam näher und näher; Bahall! Bahall! hörte ich und mit dem dritten Bahall ſtehe ich hier!

F. Aber wer biſt du?

G. Wer bin ich? Laß mich besinnen! Ich bin — ich bin nur erst kürzlich, was ich bin. Dieses Körpers, dieser Glieder war ich mir dunkel bewußt; jetzt ꝛc.

F. Aber wer warst du?

G. Warst du?

F. Ja, wer warst du sonst, ehedem?

G. Sonst? ehedem?

F. Erinnerst du dich keiner Vorstellungen, die diesem gegenwärtigen und jenem deinem hinbrütenden Stande vorhergegangen? —

G. Was sagst du mir? Ja, nun schießt es mir ein — Ich habe schon einmal ähnliche Vorstellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

F. Ich will dir zu helfen suchen. Wie hießest du?

G. Ich hieß — Aristoteles. Ja, so hieß ich. Wie ist mir?

Er thut als ob er sich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Faust auf seine spitzigsten Fragen. Dieser Geist ist der Teufel selbst, der den Faust zu verführen unternommen. Doch, sagt er endlich, ich bin es müde, meinen Verstand in die vorigen Schranken zurück zu zwingen. Von allem, was du mich fragst, mag ich nicht länger reden als ein Mensch, und kann nicht mit dir reden als ein Geist. Entlaß mich, ich fühl' es, daß ich wieder entschlummere ꝛc.

Dritter Auftritt.

Er verschwindet, und Faust, voller Erstaunen und Freude, daß die Beschwörung ihre Kraft gehabt, schreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erscheint.

Wer ist der Mächtige, dessen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich diese gewaltigen Worte?

II.

Dritte Scene des zweiten Aufzugs.[1]

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seyd die schnellsten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir.

Faust. Seyd ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein.

Faust. Und welcher von euch ist der schnellste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder! daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

Faust. Einst! Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Ja wohl, den Verstockten. — Aber halte uns nicht auf.

Faust. Wie heißest du? Und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

[1] Aus dem siebzehnten der Literaturbriefe, Febr 1759.

Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre siebenmal eben so schnell durch die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht. — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja, keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist. Chil; das ist in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Denkst du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla, denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdann! — Du kannst schnell seyn, wann du schnell seyn willst; aber wer

steht mir dafür, daß du es allezeit willst. Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste.) Sage du, wie schnell bist du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel! du lästerst, denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — bald hätte ich ihn genannt! Nein, er werde nicht unter uns genannt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist als seine Rache, so geh nur. (Zum siebenten Geiste.) — Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage, wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! du bist mein Teufel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren! u. s. w.

III.

Schreiben über Leſſings verloren gegangenen Fauſt.

Vom Hauptmann von Blankenburg.

Sie wünſchen, mein theuerſter Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Fauſt des verſtorbenen Leſſings zu erhalten: was ich davon weiß, theile ich Ihnen um deſto lieber mit, da, mit meinem Willen, nicht Eine Zeile, nicht Eine Idee dieſes großen und immer noch nicht genug gekannten, ja oft ſogar muthwillig verkannten Mannes verloren gehen ſollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht ſein Fauſt nicht ſeyn; — — und zu fürchten iſt denn auch nicht, daß, wenn ein Anderer mit dieſer Feder ſich ſollte ſchmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde, denn was man von den Verſen des Homers und den Ideen des Shakeſpears ſagt, gilt mit eben ſo vielem Rechte von den Arbeiten Leſſings, und der verloren gegangene Fauſt gehört zu dieſen; aber wer weiß, wann und wie, und ob das Publicum jemals etwas von dieſem Werke zu Geſichte bekommt? und ſo theilen Sie ihm denn einſtweilen mit, was ich weiß.

Daß Leſſing vor vielen Jahren ſchon an einem Fauſt gearbeitet hatte, wiſſen wir aus den Literaturbriefen. Aber, ſo viel mir bekannt iſt, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — ſeiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Teutſchlands Fauſte angekündigt waren, und ſein Werk war, meines Wiſſens, fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erſcheinung der übrigen Fauſte gewartet habe. — Er hatte es bei ſich, da er von Wolfenbüttel eine Reiſe nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Käſtchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieſes Käſtchen einem ſeiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Leſſing, einliefern, und dieſer ſollte es dann weiter nach Wolfenbüttel beſorgen. Aber das Käſtchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geſchickt werden ſollte, erkundigte ſich ſorgfältig, ſchrieb ſelbſt deßwegen an Leſſing u. ſ. w. Aber das Käſtchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen, oder wo es noch verſteckt iſt? — Es ſey wo es wolle, hier iſt mindeſtens das Skelet von ſeinem Fauſt!

Die Scene eröffnet sich mit einer Conferenz der höllischen Geister, in welcher die Subalternen dem Obersten der Teufel Rechenschaft von ihren auf der Erde unternommenen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann wie Lessing von diesem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erscheint, berichtet, daß er wenigstens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen sey; er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit; in der nähern Untersuchung dieser Nachricht wird Fausts Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen seinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geist: er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntniß — Ha! ruft der Oberste der Teufel aus, dann ist er mein, und auf immer mein und sicherer mein, als bei jeder andern Leidenschaft! — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was alles in dieser Idee liegt; vielleicht wäre sie ein wenig zu bösartig, wenn die Auflösung des Stücks nicht die Menschheit beruhigte. Aber urtheilen Sie selbst, wie viel dramatisches Interesse dadurch in das Stück gebracht, wie sehr die Leser bis zur Angst beunruhigt werden müssen. — Nun erhält Mephistopheles Auftrag und Anweisung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Faust zu fangen; in den folgenden Acten beginnt, — und vollendet er, dem Scheine nach, sein Werk; hier kann ich Ihnen keinen bestimmten Punct angeben, aber die Größe, der Reichthum des Feldes, besonders für einen Mann wie Lessing, ist unübersehlich. — — Genug, die höllischen Heerschaaren glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im fünften Acte Triumphlieder an — wie eine Erscheinung aus der Oberwelt sie auf die unerwartetste, und doch natürlichste und doch für jeden beruhigendste Art unterbricht: „Triumphirt nicht," ruft ihnen der Engel zu, „ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr saget, und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom." —

So wenig, mein theuerster Freund! dieß auch, was ich Ihnen mittheilen kann, immer ist; so sehr verdient es, meines Bedünkens, denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! ꝛc. —

Leipzig, am 14. Mai 1784. v. Blankenburg.

IV.

An den Herausgeber des theatralischen Nachlasses.

Es ist ganz wahr, liebster Freund, daß Ihr seliger vortrefflicher Bruder mir verschiedene seiner Ideen zu theatralischen Stücken mitgetheilt hat. Aber das ist nun schon so lange her; die Pläne selbst waren so wenig ausgeführt oder wurden mir doch so unvollständig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtniß davon zusammenfinde, was des Niederschreibens, geschweige denn des öffentlichen Bekanntmachens werth wäre. Von seinem Faust indessen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieses und jenes; wenigstens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der ersten Scene und der letzten Hauptwendung derselben.

Das Theater stellt in dieser Scene eine zerstörte gothische Kirche vor, mit einem Hauptaltar und sechs Nebenaltären. Zerstörung der Werke Gottes ist Satans Wollust; Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, sind seine Lieblingswohnung. Eben hier also ist der Versammlungsort der höllischen Geister zu ihren Berathschlagungen. Satan selbst hat seinen Sitz auf dem Hauptaltar; auf die Nebenaltäre sind die übrigen Teufel zerstreut. Alle aber bleiben dem Auge unsichtbar; nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fordert Rechenschaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben; ist mit diesen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, dessen ich mich aus dieser Scene erinnere, so einzeln und abgerissen, ohne alle Wirkung seyn würde, so wage ich's, die Lücken dazwischen zu füllen und die ganze Scene hieher zu werfen. —

Satan. Rede du, Erster! Gieb uns Bericht, was du gethan hast!

Erster Teufel. Satan! Ich sah eine Wolke am Himmel, die trug Zerstörung in ihrem Schooß, da schwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr schwärzestes Dunkel und trieb sie und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei seinem Weibe im ersten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und schüttete all' ihre Gluth auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporschlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn selbst, seine jammernden Kinder,

ſein Weib, die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den ſah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du ſagſt, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erſter Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Jetzt iſt er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das iſt er auf ewig. Nimm dem Reichen ſein Gold, daß er verzweifle, und ſchütt' es auf den Herd des Armen, daß es ſein Herz verführe: dann haben wir zweifachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur deſto feſter an Gott. — Rede du, Zweiter! Gieb uns beſſern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und ſuchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da ſchallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niederſah, fand ich eine Flotte mit Wucherern ſegeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Orcan in die Tiefe, kletterte an der ſchäumenden Woge wider gen Himmel —

Satan. Und erſäufteſt ſie in der Fluth?

Zweiter Teufel. Daß nicht Einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich und alle Seelen, die ſie trug, ſind nun dein.

Satan. Verräther! dieſe waren ſchon mein. Aber ſie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küſten geraubt, geſchändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das alles — das iſt nun hin und verloren! — O, du ſollſt mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerſtörſt nur mein Reich. — Rede du, Dritter! Fuhrſt auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geiſt nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten iſt Wolluſt.

Satan. Da biſt du nur um ſo ſchrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich ſah eine Buhlerin ſchlummern, die wälzte ſich, halb träumend halb wachend in ihren Begierden, und ich ſchlich hin an ihr Lager. Aufmerkſam lauſcht' ich auf jeden Zug ihres Athems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüſtige Phantaſie; und endlich — da erhaſcht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Buſen am höchſten ſchwellte. Aus dieſem Bilde ſchuf ich mir eine Geſtalt, eine ſchlanke, nervigte, blühende Jünglingsgeſtalt: und in der — —

Satan (schnell). Raubtest du einem Mädchen die Unschuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den ersten Kuß. Weiter trieb ich sie nicht. — Aber sey gewiß! Ich hab ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht, die giebt sie dem ersten Verführer preis und diesem spart' ich die Sünde. Ist dann erst sie verführt — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn sie wird wieder verführen. — Ha, gut! In deiner That ist doch Absicht. — Da lernt, ihr Ersten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt stiftet! Dieser hier stiftet Verderben in der Welt der Seelen; das ist der bessere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was hast du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan. — Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlüge.

Satan. Der ist? —

Vierter Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für sie athmend, für sie empfindend; jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirsche; ich habe keinen. — Ich schlich von allen Seiten um seine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben. — —

Und nun ist Satan viel zu voll von seinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel sollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Versammlung auf; alle sollen ihm zur Ausführung seiner großen Absichten beistehen. Des Erfolgs hält er bei den Hülfsmitteln, die ihm Macht und List geben, sich völlig versichert. Aber der Engel der Vorsehung, der unsichtbar über den Ruinen geschwebt hat, verkündigt uns die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen Satans, mit den feierlich aber sanft gesprochenen Worten, die aus der Höhe herabschallen: „Ihr sollt nicht siegen!“ — —

So sonderbar, wie der Entwurf dieser ersten Scene, ist der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen sucht, ist, wie Sie gleich werden errathen haben, Faust: diesen Faust begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel so lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da sie sich seiner völlig versichern wollen, verschwindet. Alles, was mit diesem Phantome vorgeht, ist Traumgesicht für den schlafenden wirklichen Faust: dieser erwacht, da schon die Teufel sich schamvoll und wüthend entfernt haben, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er ist jetzt fester in Wahrheit und Tugend, als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anspinnen und fortführen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten; ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorschwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.

Ich bin u. s. w. J. J. Engel.

Werther, der beſſere.

Act 1. Scene 1.

Es iſt Nacht und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er ſpringt auf und will Licht anſchlagen; zündet auch endlich ſeine Lampe an. Dieſe droht bald zu verlöſchen, weil es ihr an Oel gebricht. Er will Oel aufgießen und es iſt keins in der Flaſche. Er will geſchwind noch eine Pfeife Tabak anzünden, und ſo rauchend der aufgehenden Sonne am Fenſter harren. Aber ſein Tabaksbeutel iſt leer. Selbſt in ſeinem Meißnerkruge iſt kein Trunk mehr, und er getraut ſich nicht, dem Mädchen im Hauſe zu rufen. Er glaubt zwar gehört zu haben, daß ſie ſchon auf ſey; er fürchtet aber, daß ſie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erliſcht und er wirft ſich wieder aufs Bette.

Scene 2.

Marthchen und Werther.

G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von G. J. Göſchen.
1841.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Miß Sara Sampſon. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen . . . 1

Philotas. Ein Trauerſpiel 115

Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen 147

Emilia Galotti. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen 269

Miß Sara Sampſon.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1755. 1772.

Perſonen.

Sir William Sampſon.
Miß Sara, deſſen Tochter.
Melleſont.
Marwood, Melleſonts alte Geliebte.
Arabella, ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell, ein alter Diener des Sampſon.
Norton, Bedienter des Melleſont.
Betty, Mädchen der Sara.
Hannah, Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und Waitwell treten in Reiſekleidern herein.

Sir William. Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Miene ſtrahlte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer — —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Martern durch die Erinnerung an vergangene Glückſeligkeiten noch hölliſcher machen? Aendere deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat es zu ſeyn; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte, böſe Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war

der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen sind besser als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn diese Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorsätzliche Laster wären; ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer lasterhaften Tochter, als von keiner geliebt seyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth seyn, uns zu empfangen.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampson. Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, so früh? Willkommen! willkommen, Waitwell! Ihr seyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Ist das der Herr, von dem du gestern mit mir gesprochen hast?

Waitwell. Ja, er ist es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maaßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Diensten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was Sie für eine Ursache hieher führt, und warum Sie bei mir im Verborgenen seyn wollen? Ein Wirth nimmt sein Geld, und läßt seine Gäste machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar gesagt, daß Sie den fremden Herrn, der sich seit einigen Wochen mit seinem jungen Weibchen bei mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verursachen werden. Sie würden mein Haus in einen üblen Ruf bringen, und gewisse Leute würden

ſich ſcheuen, bei mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben. — —

Sir William. Beſorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchaffenen Abſichten hieher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen und weint.

Sir William. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer —

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr?

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen. Melleſonts Zimmer.

Melleſont und hernach ſein **Bedienter.**

Melleſont (unangekleidet in einem Lehnſtuhle). Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein, ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton (kommend). Mein Herr!

Melleſont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Melleſont. Und wohin denn?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Melleſont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit widerfahren. Ganz recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich.

Norton. Auch mich?

Melleſont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den

die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Melleſont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortrefflich! In der Hitze Ihrer Leidenſchaften würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hoffnung zur Beſſerung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht von dem erſten Augenblicke an führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Melleſont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart; ſie war Tugend in Vergleich meiner jetzigen. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kommt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte, wollten verführt ſeyn. — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſte Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kommt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Melleſont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Melleſont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (Schluchzend.) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu gehen. Sie ſchlief einige Augenblicke; aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andere an Ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob Sie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können Sie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen, wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Melleſont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bei ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Melleſont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — — Ach! — — (Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Melleſont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Melleſont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine

Ausrufung rege machen? Sieh, da läuft die erste Thräne, die ich seit meiner Kindheit geweint, die Wange herunter! — Eine schlechte Vorbereitung, eine trostsuchende Betrübte zu empfangen. Warum sucht sie ihn auch bei mir? — Doch wo soll sie ihn sonst suchen? — Ich muß mich fassen. (Indem er sich die Augen abtrocknet.) Wo ist die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein schönes Auge konnte weinen sehen? Wo ist die Gabe der Verstellung hin, durch die ich seyn und sagen konnte, was ich wollte? — Nun wird sie kommen und wird unwiderstehliche Thränen weinen. Verwirrt, beschämt werde ich vor ihr stehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr stehen. Rathe mir doch, was soll ich thun, was soll ich sagen?

Norton. Sie sollen thun, was sie verlangen wird.

Melleſont. So werde ich eine neue Grausamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt sie die Verzögerung einer Ceremonie, die jetzt ohne unser äußerstes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlassen. Warum zaudern wir? warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie sollen morgen sicher eingeschifft seyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß sie einen Theil desselben zurückläßt, und in einem andern Lande — —

Melleſont. Alles das hoffe ich selbst. — Still, sie kommt. Wie schlägt mir das Herz — —

Sechster Auftritt.

Sara. Melleſont. Norton.

Melleſont (indem er ihr entgegen geht). Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Melleſont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Melleſont (zum Bedienten). Verlaß uns!

Norton (im Abgehen). Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Gold bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Melleſont.

Melleſont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. (Sie ſetzt ſich.) Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Melleſont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Melleſont, die neunte Woche fängt heute an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Melleſont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich an Ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu sehr, zu sehr, als daß ich mir selbst diese letzte einzige Versüßung desselben rauben sollte.

Melleſont. Wie kann also meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig seyn?

Sara. Ach, Melleſont, warum muß ich einen andern Begriff von dieſer Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darin liegt. Umſonſt habe ich es nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, jetzt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war finnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen über'n Haufen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie mich zu quälen verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Melleſont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte Miß, Träume! — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten, und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens.

Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensboten im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantasie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie sich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreien, diese eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die sie empfindet, wirkliche Qualen sind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb so lebhaft die Schrecken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich sie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beschäftigungen, ermüdet, sank ich mit halb geschlossenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte sich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu sammeln. Aber noch schlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem schroffsten Theile des schrecklichsten Felsen sah. Sie gingen vor mir her und ich folgte Ihnen mit schwankenden, ängstlichen Schritten, die dann und wann ein Blick stärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir still zu stehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergessen? Ach! wo ihm sein Gedächtniß eben so grausame Dienste leistet; wo er auch mich nicht vergessen kann! — Doch er hat mich vergessen. Trost, grausamer Trost für seine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieser bekannten Stimme umsehen wollte, gleitete mein Fuß, ich wankte und sollte eben in den Abgrund herabstürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Person zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigsten Dank abstatten, als sie einen Dolch aus dem Busen zog. Ich rettete dich, schrie sie, um dich zu verderben!

Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödtlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach, liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes.

Sara. Die Kraft, es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedroht hat — —

Mellefont. So falle denn alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein anderes Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen nicht um der Welt willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen;

Sie sollen unsere Verbindung so geheim halten, als Sie es für gut befinden, und ich will derselben ewig unwerth seyn, wenn ich mir in den Sinn kommen lasse, einen andern Vortheil als die Beruhigung meines Gewissens daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes seyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie sich meiner Führung überlassen haben; bedenken Sie, daß ich schuldig bin, für uns weiter hinaus zu sehen, und daß ich jetzt gegen Ihre Klagen taub seyn muß, wenn ich Sie nicht in der ganzen Folge Ihres Lebens noch schmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergessen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung schon oft vorgestellt?

Sara. Ich habe es nicht vergessen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewisses Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber versicherzen lassen.

Mellefont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter so gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen sind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieses Wort nicht! — Sonst klang es mir süß, aber jetzt schallt mir ein schrecklicher Donner darin!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft seyn soll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger so unselige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unsträflicher Jahre vernichten kann? So ist kein Mensch tugendhaft; so ist die Tugend ein Gespenst, das in der Luft zerfließt, wenn man es am festesten umarmt zu haben glaubt; so hat kein weises Wesen unsere Pflichten nach unsern Kräften abgemessen; so ist die Lust, uns strafen zu können, der erste Zweck unseres Daseyns;

so ist — Ich erschrecke vor allen den gräßlichen Folgezwangen, in welche Sie Ihr Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie sind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntschaft waren. Wenn Sie sich selbst nicht so grausamen Augen ansehen, mit was für Augen müssen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Melleſont.

Melleſont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit übersehenden Liebe willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt Ein Tag ſchon ſo lang!

Melleſont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freien Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringt! — Und wenn ich ihrer nur entübrigt ſeyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmäht, und ſie nicht einmal gewürdigt, mich darüber zu erklären. Aber jetzt, jetzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte, um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, jetzt, da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, jetzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Melleſont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen

soll getheilt werden; und da sie es nicht ganz mit mir genießen kann, so ist sie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freiheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieser Sache, deren Verzögerung allein unsern hiesigen Aufenthalt so langwierig gemacht hat. So bald ich sie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen sogleich, liebste Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden sollen, die sich jetzt schon auf das Vergnügen, Sie zu sehen und Sie zu lieben, freuen. Und diese neuen Freunde sollen die Zeugen unserer Verbindung seyn — —

Sara. Diese sollen die Zeugen unserer Verbindung seyn? — Grausamer, so soll diese Verbindung nicht in meinem Vaterlande geschehen? So soll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlassen? Und als eine solche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Dessen Herz muß ruhiger oder muß ruchloser seyn als meines, welcher nur einen Augenblick zwischen sich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein schwankendes Bret sehen kann. In jeder Welle, die an unser Schiff schlüge, würde mir der Tod entgegenrauschen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küsten Verwünschungen nachbrausen, und der kleinste Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu seyn dünken. — Nein, Mellefont, so ein Barbar können Sie gegen mich nicht seyn. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, so muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieses der Tag seyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergessen lehren. Es muß dieses der heilige Tag seyn — Ach, welcher wird es denn endlich seyn?

Mellefont. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß

unſerer Verbindung hier diejenige Feier fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben jetzt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick Ihres Zweifels müſſe der letzte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben voraus ſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen, aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (Indem er den Brief betrachtet.) Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß, wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont (indem er ſie bis an die Scene begleitet). Ich werde den Augenblick bei Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont (der den Brief noch anſieht). Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder und erſtarre nicht vor Schrecken? Iſt ſie's? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſt's! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſogleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittre, es ſelbſt zu thun.

Norton. (Er lieſt.) „Es wird ſo gut ſeyn, als ob ich Ihnen „den längſten Brief geſchrieben hätte, Mellefont, wenn Sie „den Namen, den Sie am Ende der Seite finden werden, „nur einer kleinen Betrachtung würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton (lieſt weiter). „Die Mühe, Sie auszuforſchen, hat „mir die Liebe, welche mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind.

Norton (fährt fort). „Sie hat noch mehr gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (Er reißt ihm den Brief aus der Hand und lieſt ſelbſt). „Sie hat mich Ihnen — „nachgebracht. — Ich bin hier; und es ſteht bei Ihnen — ob „Sie meinen Beſuch erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen — „zuvorkommen wollen. Marwood." — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick kosten und Sie liegen wieder zu Ihren Füßen. Bedenken Sie, was Sie thun! Sie müssen sie nicht sprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß ist vollkommen.

Melleſont. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß sie sprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara suchen und alle ihre Wuth gegen diese Unschuldige auslassen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Melleſont. Sage nichts! — Laß sehen (indem er in den Brief sieht), ob sie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier ist sie. Komm, führe mich. (Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Schauplatz stellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gasthofe.

Marwood im Negligé. **Hannah.**

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändigt, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm selbst?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch

gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachsicht, Liebe, Bitten sind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders seine schwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er sich aber dagegen verhärten sollte? —

Marwood. Wenn er sich dagegen verhärten sollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde rasen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber schon jetzt.

Hannah. Fassen Sie sich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kommt! Wo er sich nur nicht entschlossen hat, mich festes Fußes bei sich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiste Hoffnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenstande seiner Liebe abzuziehen? Auf unsere Bella.

Hannah. Es ist wahr; sie ist sein kleiner Abgott, und der Einfall sie mitzunehmen hätte nicht glücklicher seyn können.

Marwood. Wenn sein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub ist, so wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich seyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen unter dem Vorwand, ihm eine Art von Erziehung geben zu lassen, die es bei mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufsicht hatte, jetzt nicht anders als durch List wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt und noch den Tag vor seiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewisse Marwood, die vielleicht kommen und sich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulassen. Aus diesem Befehl erkenne ich den Unterschied, den er zwischen uns beiden macht. Arabellen sieht er als einen kostbaren Theil seiner selbst an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen bis zum Ueberdruß gesättigt hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank so unausbleiblich nach sich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich sie ihm erzeigt, diese unseligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus sehen sollen, daß sie ihren Werth nicht immer bei ihm behalten könnten? daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genusses beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verschwinden müsse, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unsern Gesichtern verlöscht?

Hannah. O, Madame, von dieser gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt ihrer prächtigsten Blüthe so wenig überschritten hat, daß sie vielmehr erst darauf losgeht und Ihnen alle Tage neue Herzen fesseln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du schmeichelst mir bei einer Gelegenheit, die mir alle Schmeichelei verdächtig macht. Es ist Unsinn, von neuen Eroberungen zu sprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, sich im Besitze der schon gemachten zu erhalten.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madame, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu sprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr

iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bei ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führe ihn herauf! (Der Bediente geht ab.) Ach Hannah, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Miene ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch?

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freier — Er kommt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont (der mit einer wilden Stellung hereintritt). Ha! Marwood —

Marwood (die ihm mit offenen Armen lächelnd entgegen rennt). Ach Mellefont —

Mellefont (bei Seite). Die Mörderin, was für ein Blick! —

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger

ausdrücken kann als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, sehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen sie, diese Kinder der süßesten Wollust! — Aber ach, verlorne Thränen! seine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit ist vorbei, da mich solche Reden bezaubert hätten. Sie müssen jetzt in einem andern Tone mit mir sprechen. Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, sollt' ich meinen, Ihren Weg ersparen können.

Marwood. Liebste wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich sie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz spielt, verdient diese Vorwürfe? Kommen Sie, lassen Sie uns darüber scherzen.

Mellefont. Sie irren sich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unsern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich jetzt nicht ohne Abscheu zurück sehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, ist ein gutes Närrchen. Es läßt sich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es besser als Sie. Wenn es nicht das beste, das getreueste Herz wäre, würde ich mir wohl so viel Mühe geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals besessen, sage ich Ihnen.

Marwood. Und ich sage Ihnen, ich besitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte, daß Sie auch

nur noch eine Faser davon besäßen, so wollte ich es mir selbst hier vor Ihren Augen aus meinem Leibe reißen.

Marwood. Sie würden sehen, daß Sie meines zugleich herausrissen. Und dann, dann würden diese herausgerissenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die sie so oft auf unsern Lippen gesucht haben.

Mellefont (bei Seite). Was für eine Schlange! Hier wird das beste seyn, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen sind, was Sie noch von mir verlangen. Aber sagen Sie mir es ohne dieses Lächeln, ohne diesen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung schreckt.

Marwood (vertraulich). Höre nur, mein lieber Mellefont; ich merke wohl wie es jetzt mit dir steht. Deine Begierden und dein Geschmack sind jetzt deine Tyrannen. Laß es gut seyn; man muß sie austoben lassen. Sich ihnen widersetzen, ist Thorheit. Sie werden am sichersten eingeschläfert und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freies Feld läßt. Sie reiben sich selbst auf. Kannst du mir nachsagen, kleiner Flattergeist, daß ich jemals eifersüchtig gewesen wäre, wenn stärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abspänstig machten? Ich gönnte dir ja allezeit diese Veränderung, bei der ich immer mehr gewann als verlor. Du kehrtest mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunst in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande und nie als in schwere Fesseln schloß. Bin ich nicht oft selbst deine Vertraute gewesen, wenn du mir auch schon nichts zu vertrauen hattest als die Gunstbezeigungen, die du mir entwandtest, um sie gegen andere zu verschwenden? Warum glaubst du denn, daß ich jetzt einen Eigensinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtigt zu seyn

aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; wenn du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt, wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deßwegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Melleſont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeitdem ich in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundin die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ei, ſieh doch! Deine neue Gebieterin iſt alſo gar wohl ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten Scherze, die euch an uns gefallen, und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden und alle ſieben Weiſen auf unſerer Zunge zu haben ſcheinen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andere überdrüſſig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnt ſeyn: wir verlieren unſere Mühe euch beſtändig zu machen einmal wie das andere. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxismo mit ihr, und dieſem geb' ich noch zwei, aufs längſte drei Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen, der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen, und wann du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äußerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die

vierten acht Tage auf dieſe letzte Veränderung rechnen darf. — Das wäre nun ungefähr ein Monat. Und dieſen Monat, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen, nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beiden nicht länger ausſetzen. Ich gehe und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre laſterhafte Sklaverei vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß ſie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchem Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, mußte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quäker geſchrieben haben. Dem ungeachtet will ich Ihnen jetzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen nie als mein Eigenthum angeſehen und jetzt alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertraut hatten.

Marwood. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Person für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, so müssen Sie mir doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich für keine von den feilen Dublerinnen halten, denen es gleich viel ist, von wessen Beute sie sich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont. Sie sollen den Augenblick wieder so reich seyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntschaft geblieben wären, und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geist, der mein Verderben geschworen hat, redet jetzt aus Ihnen! Eine wollüstige Marwood denkt so edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir diese Wiedererstattung als etwas besonders anrechnen sollen. Sie kostet mich nichts, und auch den geringsten Dank, den Sie mir dafür sagen wollten, würde ich für eine Beschimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als diesen haben könnte: „Marwood, ich hielt Euch für eine „niederträchtige Betrügerin; ich bedanke mich, daß Ihr es „wenigstens gegen mich nicht seyn wollt.“

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unstern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln droht, in welchem ich am ungernsten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur, aber nehmen Sie auch alles mit, was Ihr Andenken bei mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde will ich es alsdann noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geschlecht, Ansehen, Tugend und Gewissen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den ersten Tag erinnern, da Sie mich sahen und liebten; an den ersten Tag, da auch

ich Sie ſah und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen errieth und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern und dann Ihre Kniee umfaſſen und nicht aufhören, um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von Ihren Händen.

Melleſont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood (die ihn zurück hält). Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich jetzt bin, bin ich Ihr Geſchöpf; thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukommt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehen, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh, bringe meinen Vorſprecher her, der mir vielleicht jetzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat. (Hannah geht ab.)

Mellefont. Was für einen Vorsprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Vorsprecher, dessen Sie mich nur ungern beraubt hätten. Die Natur wird seine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihrem Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erschrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was seh ich? Sie ist es! — Marwood, wie haben Sie sich unterstehen können — —

Marwood. Soll ich umsonst Mutter seyn? — Komm, meine Bella, komm; sieh hier deinen Beschützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm sagen, was er noch mehr, als dein Beschützer, als dein Freund seyn kann.

Mellefont (mit abgewandtem Gesicht). Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella (indem sie ihm furchtsam näher tritt) Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unser Mellefont? — Nein doch, Madame, er ist es nicht. — Würde er mich nicht ansehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in seine Arme schließen? Er hat es ja sonst gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, diesen Mann, diesen liebsten Mann, der mir erlaubte, mich seine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie schweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unschuldigen keinen Blick?

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er seufzt ja, Madame. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht?

So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella (die vor ihm niederfällt). Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jetzt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben, denn ich wünſchte, Sie nie zu verlaſſen. Nie, und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir. — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont (hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will). Marwood, gefährliche Maarwood. — Und auch du, meine liebſte Bella (hebt ſie auf), auch du biſt wider deinen Mellefont!

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood (die ihn umarmt). Ach, ich weiß es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Jetzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung seyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella (schmeichelnd). O ja! thun Sie dieses.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts ist leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und Ihre Miß mag sehen, wo sie bleibt! —

Mellefont. Ha! barbarische Marwood, diese Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens sehen. — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens gesehen hätten, so würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie selbst. Ich sage, wahres Erbarmen, denn das Ihre ist ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt diesen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bei einem langen Umgange mit unserm Geschlechte, in der Kunst zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein so junges Frauenzimmer sich Ihre Ueberlegenheit an Verstellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zweck erreichten, das möchte noch hingehen; Sie können sich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenschaft entschuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater sein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtschaffenen Greise die wenigen Schritte zu seinem Grabe noch so schwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Lust wegen, die stärksten Bande der Natur trennten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie also Ihren Fehler wieder gut, so weit es möglich ist, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter seine

Stütze wieder und ſchicken Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deßwegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen.

Melleſont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſetzt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz außer ſich geweſen und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundere mich, daß er noch nicht hier iſt.

Melleſont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft, und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte Verdacht bekommen. Doch verſprech' ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Melleſont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder, ich bitte.

(Melleſont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood (nachdem sie tief Athem geholt). Sieg, Hannah; aber ein saurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — (Sie setzt sich.) Eben war es die höchste Zeit, als er sich ergab; noch einen Augenblick hätte er anstehen dürfen, so würde ich ihm eine ganz andere Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madame, was sind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch sehen, der Ihnen widerstehen könnte.

Marwood. Er hat mir schon zu lange widerstanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm fast zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müssen ihm alles vergeben. Er ist ja so gut, so gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrin!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu fassen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie sich erboten, alle von ihm erhaltenen Geschenke zurück zu geben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! ha! (Verächtlich.)

Hannah. Warum lachen sie, Madame? Wenn es nicht Ihr Ernst war, so wagten Sie in der That sehr viel. Gesetzt, er hätte Sie bei Ihrem Wort gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wissen, wen man vor sich hat.

Hannah. Nun das gesteh' ich! Aber auch Sie, meine schöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht; vortrefflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich sie denn anders

machen? Ich hatte ihn ja so lange nicht gesehen. Sie sind doch nicht böse, Madame, daß ich ihn so lieb habe? Ich habe Sie so lieb, wie ihn; eben so lieb.

Marwood. Schon gut; dasmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber hast als ihn.

Arabella. Dasmal? (Schluchzend.)

Marwood. Du weinst ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide so lieb, so lieb haben, daß ich unmöglich weder Sie noch ihn lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja!

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur stille — Aber was ist das?

Sechster Auftritt.

Melleſont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie schon wieder, Melleſont? (Sie steht auf.)

Melleſont (stolz). Weil ich mehr nicht als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir selbst zu kommen.

Marwood. Nun?

Melleſont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andere Luft als diese ansteckende Luft Ihres Zimmers gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieser gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigern die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood (heftig). Was ist das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde diese Sprache sprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir stecken zu lassen, der mich selbst in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella (furchtsam). Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen Sie mich nur so wüthend an, als Sie wollen. Je wüthender, je besser. War es möglich, daß ich zwischen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentschlüssig bleiben konnte? Und daß ich mich fast für die erstere entschlossen hätte?

Arabella. Ach, Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand und folgen Sie mir nur getrost.

Marwood (die beide zurückhält). Wem soll sie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender, und lern erst ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne sie. Sie ist die Schande ihres Geschlechts — —

Marwood. Führe sie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. (Indem er sie zurückhalten will.)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Melleſont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrin aufzuopfern?

Melleſont (bitter). Aufzuopfern? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood (ſpöttiſch). Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Melleſont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerin, die ſich jetzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kommt mir dieſe Kenntniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück — —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizt, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wann und wie ich ſie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht preisgeben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer, als dieſer.

Was sage ich? kostbarer? Sie ist ohne ihn ein albernes Hirngespinnst, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne sie bestehen. Mochte ich doch seyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheusal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat sie es erfahren, daß ich es nicht sey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Melleſont. Eben diese Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerst du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunstgriffen du sie zu verdanken hattest? Ward ich nicht von dir beredet, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlassen könntest, ohne einer Erbschaft verlustig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wolltest? Ist es nun Zeit, ihrer zu entsagen? Und ihrer für eine andere als für mich zu entsagen?

Melleſont. Es ist mir eine wahre Wollust, Ihnen melden zu können, daß diese Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben seyn. Begnügen Sie sich also nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und lassen mich ein weit geringeres mit einer würdigern Gattin genießen.

Marwood. Ha! nun seh' ich's, was dich eigentlich so trotzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es sey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergessen. Und das erste, was ich in dieser Absicht thun werde, soll dieses seyn — Du wirst mich verstehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben soll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grausamkeit soll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont (erſchrocken). Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedoppelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Martern will ich in ſeinem Geſichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve löſen, und das kleinſte derſelben auch da noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, wenn es ſchon nichts mehr ſeyn wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabei empfinden, wie ſüß die Rache ſey!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den Rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in jener Welt ſeyn, wenn der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht — (Sie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los.) Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt). Unſinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stahl wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müſſe einer ehrloſen Hand aufgehoben ſeyn!

Marwood (mit gerungenen Händen). Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — —

Mellefont. Deine Reue ſoll mich nicht hintergehen! Ich weiß es doch wohl, was dich reuet; nicht daß du den Stoß thun wollen, ſondern daß du ihn nicht thun können.

Marwood. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stahl! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich

ſchen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah erſchrocken. Marwood. Mellefont.

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterin iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fordern werde.

Hannah. Ach, Madame, wie ſind Sie außer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mörderiſchen Hände ſchon zu binden wiſſen. (Er will gehen.)

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kann Bella ſicherer ſeyn, als bei mir? Mein Mund tobt wider ſie und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerei, und denken zu ihrer Entſchuldigung nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wenn Sie den Augenblick nach London

zurückkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müſſen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Melleſont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schickſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Melleſont. Nichtige Hoffnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bei ihr als eine ſolche; Sie ſollen bei meinem Beſuche zugegen ſeyn, und ich verſpreche Ihnen, bei allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Melleſont. Dieſe Bitte, Marwood (nachdem er einen Augenblick nachgedacht), —— könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr: ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Ueberfalle ihres Vaters befreien.

Melleſont. Dieſes haben Sie nicht nöthig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter widerfahren läßt. Will er aber dieſer nicht

verzeihen, so werde ich auch wissen, wie ich ihm begegnen soll. – Ich gehe, Sie bei meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood! (Geht ab.)

Marwood. Ach, Hannah! daß unsere Kräfte nicht so groß sind als unsere Wuth! Komm, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erst sicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Saal im ersten Gasthofe.

Sir William Sampson. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring ihr diesen Brief. Es ist der Brief eines zärtlichen Vaters, der sich über nichts als über ihre Abwesenheit beklagt. 'Sag' ihr, daß ich dich damit vorweg geschickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich selbst käme, sie wieder in meine Arme zu schließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie Ihre Zusammenkunft auf diese Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Gesinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue

klägliches und erröthendes eingeben könnte, schon ausgeschüttet zu haben, ehe sie mündlich mit ihr spricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung und mir vielleicht weniger Thränen kosten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Ansehung Mellefonts beschlossen haben?

Sir William. Ach, Waitwell, wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, so würde ich etwas sehr hartes wider ihn beschließen. Aber da dieses nicht angeht, so siehst du wohl, daß er gegen meinen Unwillen gesichert ist. Ich habe selbst den größten Fehler bei diesem Unglück begangen. Ohne mich würde Sara diesen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verstattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreien Zutritt in meinem Hause. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerksamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben so natürlich, daß sich ein Mensch von seiner Denkungsart durch diese Achtung verleiten ließ, sie zu etwas höherem zu treiben. Er hatte Geschicklichkeit genug gehabt, sie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringste merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach seiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geschehen, und ich hätte wohl gethan, wenn ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn seyn, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein seyn könnte. Wenn ich meine zu späte Strenge erspart hätte, so würde ich wenigstens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß sie selbst zurückholen und mich noch glücklich schätzen, wenn ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er seine Marwoods und seine übrigen Kreaturen eines Mädchens wegen

wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerin ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſeyn könnte —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtrecken? — Geh nur jetzt und thue was ich dir geſagt habe. Sieh auf alle ihre Mienen Acht, wenn ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend kann ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimmt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters anzeigen könnte. Denn wenn du dieſe unglückliche Entdeckung machen ſollteſt, und wenn ſie mich nicht mehr liebt, ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach, wenn nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hoffnung widerſpricht.

(Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zweiter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Melleſont.

Melleſont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefs in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deßwegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſey?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſeyn.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß gleichwohl entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf ihrer Reiſe nach London hier durch und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre erſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber, überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon ohne zu erröthen einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müſſen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bei dieſem Tauſche Ihr Glück ſo weit aus den Augen geſetzt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; wenn ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glück nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es bedauern, aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten, und mich der Ehre ihres Beſuchs ſo viel möglich würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen prahlen. Und wenn ich auf den Beſitz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den Werth derſelben nicht zu ſchätzen wüßte. Ich gehe und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen. (Geht ab.)

Sara (allein). Wenn es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die voll von ihrer Tugend über alle Schwachheiten erhaben zu ſeyn glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Proceß, und ein zweideutiges Achſelzucken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritte Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty (zwischen der Scene). Nur hier herein, wenn Er selbst mit ihr sprechen muß.

Sara (die sich umsieht). Wer muß selbst mit mir sprechen? — Wen seh' ich? Ist es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unsere Miß Sara wieder sehe!

Sara. Gott! was bringst Du? Ich hör' es schon, ich hör' es schon, du bringst mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er ist hin, der vortrefflichste Mann, der beste Vater! Er ist hin, und ich, ich bin die Elende, die seinen Tod beschleunigt hat.

Waitwell. Ach, Miß — —

Sara. Sage mir, geschwind sage mir, daß die letzten Augenblicke seines Lebens ihm durch mein Andenken nicht schwerer wurden; daß er mich vergessen hatte; daß er eben so ruhig starb, als er sich sonst in meinen Armen zu sterben versprach; daß er sich meiner auch nicht einmal in seinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitwell. Hören Sie doch auf, sich mit so falschen Vorstellungen zu plagen! Er lebt ja noch, Ihr Vater, er lebt ja noch, der rechtschaffene Sir William.

Sara. Lebt er noch? Ist es wahr, lebt er noch? O, daß er noch lange leben und glücklich leben möge! O, daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihm nicht mit allen, so viel mir deren bestimmt sind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun sage mir wenigstens, Waitwell, daß es

ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden ist, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend so leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnt, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünscht, aber nicht bedauert.

Waitwell. Ach, Sir William ist noch immer der zärtliche Vater, so wie sein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter ist, die sie beide gewesen sind.

Sara. Was sagst du? Du bist ein Bote des Unglücks, des schrecklichsten Unglücks unter allen, die mir meine feindselige Einbildung jemals vorgestellt hat! Er ist noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen? Nein, nein, das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehst Du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, mein Verbrechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede seiner Thränen, die ich ihm auspreßte, so anrechnen, als ob ich bei jeder derselben mein Laster und meinen Undank wiederholte? Ich erstarre über diesen Gedanken. Thränen koste ich ihm? Thränen? Und es sind andere Thränen, als Thränen der Freude? — Widersprich mir doch, Waitwell! Aufs höchste hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlt; einige von den geschwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinste Anstrengung der Vernunft besänftigt. Zu Thränen hat er es nicht kommen lassen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen lassen?

Waitwell (indem er sich die Augen wischt). Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen lassen.

Sara. Ach, dein Mund sagt nein, und deine eigenen Thränen sagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie den Brief, Miß; er ist on ihm selbst.

Sara. Von wem? von meinem Vater? an mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus sehen können, als ich zu sagen vermag. Er hätte einem andern, als mir, dieses Geschäft auftragen sollen. Ich versprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir diese Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir sagst, was ungefähr darin enthalten ist.

Waitwell. Was kann darin enthalten seyn? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld sind.

Sara. So behalte nur deinen grausamen Brief!

Waitwell. Grausamen? fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freiheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das ist es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben, dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben diese Betrübniß, ihn durch seine Liebe, der ich entsagt, dahin gebracht zu sehen, daß er sich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenschaft verleitet: das, Waitwell, das würde ich nicht ausstehen. Wenn sein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater in solchem Falle heftiges und hartes vorbringen kann, so würde ich ihn zwar mit Schaudern lesen, aber ich würde ihn doch lesen können. Ich würde gegen seinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wissen, um ihn durch diese Vertheidigung wo möglich noch zorniger zu machen. Meine Be-

ruhigung wäre alsdann dieſe, daß bei einem gewaltſamen Zorne kein wehmüthiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach, Miß, Sie werden ſich dieſen Vorwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irrſt dich, Waitwell. Sein ſehnliches Verlangen nach mir verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhigt ſeyn, ſo würde er ſich ſeiner Schwäche wegen vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterſtanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen ſtünde, ihm bei der äußerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das bitterſte zu erſparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern könnte, ſo wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darin bewundern, und ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich würde es thun müſſen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und wenn ich dann am vergnügteſten darüber ſeyn wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äußerlich nur zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner

eigenen Glückſeligkeit glücklich gemacht habe — Und es auf dieſe Art zu ſeyn wünſchen, traueſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurück. Wenn mein Vater durch mich unglücklich ſeyn muß, ſo will ich ſelbſt auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu ſeyn, das iſt es, was ich jetzt ſtündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu ſeyn, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell (etwas bei Seite). Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſt.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Briefes deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freilich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der Brief iſt vielleicht nur allzu hart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darin enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darin enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb mir ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allem Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzung häufen. Ich werde

ihn nach aller seiner Stärke empfinden. Du siehst, ich zittre schon — Aber ich soll auch zittern; und ich will lieber zittern als weinen — (Sie erbricht den Brief.) Nun ist er erbrochen! Ich bebe — Aber was seh ich? (Sie liest) „Einzige, geliebteste Tochter!“ — Ha, du alter Betrüger, ist das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht lesen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knecht. Ja gewiß, ich glaube es ist in meinem Leben das erstemal, daß ich mit Vorsatz betrogen habe. Wer einmal betrügt, Miß, und aus einer so guten Absicht betrügt, der ist ja deßwegen noch kein alter Betrüger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Absicht entschuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem so guten Vater seinen Brief ungelesen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen so weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willst ihn verlassen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müssen, wenn Sie den Brief nicht lesen? Lesen Sie ihn doch immer. Lassen Sie doch immer den ersten vorsätzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn desto eher vergessen, und ich werde mir ihn desto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann der Ihnen Ihre Ursachen, warum Sie den Brief nicht lesen können oder wollen, freilich so muß gelten lassen. Ob sie wahr sind, weiß ich nicht; aber so recht natürlich scheinen sie mir wenigstens nicht. Ich dächte nun so, Miß: ein Vater, dächte ich, ist doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deßwegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, so kann ja das Kind sich wohl wieder so aufführen, daß er auch gar nicht mehr

daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergrößerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergrößerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meinen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten, und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden den andern Schritt zu thun, wenn ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun: ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entferne, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich däucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meinen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigenmale, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas

sanftes, so etwas beruhigendes, so etwas himmlisches dabei, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große unüberschwengliche Seligkeit Gottes zu denken, dessen ganze Erhaltung der elenden Menschen ein immerwährendes Vergeben ist. Ich wünschte mir alle Augenblicke verzeihen zu können und schämte mich, daß ich nur solche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht schmerzhafte Beleidigungen, recht tödtliche Kränkungen zu vergeben, sagt' ich zu mir selbst, muß eine Wollust seyn, in der die ganze Seele zerfließt. — Und nun, Miß, wollen Sie denn so eine große Wollust Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil sie keine zu erzeigen gelernt haben. Es sind stolze unbiegsame Leute, die durchaus nicht gestehen wollen, daß sie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, sind Sie nicht. Sie haben das liebreichste und zärtlichste Herz, das die beste Ihres Geschlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch. Woran liegt es denn nun also noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer und hätte es gleich merken sollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Besorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit sey. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, sind der Wohlthat selten würdig. Die sie am meisten verdienen, haben auch immer das meiste Mißtrauen gegen sich selbst. Doch muß das Mißtrauen nicht über sein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube du hast mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! wenn ich so glücklich gewesen bin, so muß mir ein guter Geist haben reden helfen. Aber nein,

Miß, meine Reden haben dabei nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! (Sie fängt an vor ſich zu leſen.)

Waitwell (bei Seite). O! wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara (nachdem ſie einige Augenblicke geleſen). Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (Sie lieſt weiter und unterbricht ſich wieder.) Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (Lieſt und unterbricht ſich.) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — (Lieſt vor ſich.) Er bittet mich ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — (Lieſt wieder und unterbricht ſich.) Noch mehr! Nun dankt er mir gar und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen! (Sie lieſt wieder.) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort vor ſich zu leſen.) Er will kommen und ſeine Kinder ſelbſt zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? (Sie lieſt wieder vor ſich.) — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchen er

keine Tochter haben könne. — O! hätte er sie nie gehabt, diese unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein! Er verlangt eine Antwort, und ich will sie sogleich machen. Frag in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdessen für deine Mühe. Du bist ein rechtschaffener Mann. Es sind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beschämen Sie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Williams wären, so müßten die Diener Unmenschen seyn, wenn sie nicht ihr Leben für sie lassen wollten.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Sie setzt sich zum schreiben nieder.

Wenn man mir es vor Jahr und Tag gesagt hätte, daß ich auf einen solchen Brief würde antworten müssen! Und unter solchen Umständen! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch schon, was ich schreiben soll? Was ich denke, was ich empfinde. — Und was denkt man denn, wenn sich in einem Augenblicke tausend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz vor lauter Empfinden in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch schreiben. — Ich führe ja die Feder nicht das erstemal. Nachdem sie mir schon so manche kleine Dienste der Höflichkeit und Freundschaft abstatten helfen: sollte mir ihre Hülfe wohl bei dem wichtigsten Dienste entstehen? — (Sie denkt ein wenig nach und schreibt darauf einige Zeilen.) Das soll der Anfang seyn? Ein sehr frostiger Anfang. Und werde ich denn bei seiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bei meinem Verbrechen anfangen.

(Sie ſtreicht aus und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bei dem Bekenntniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Melleſont. Sara.

Melleſont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frei bin mich mit meinen eigenen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzu viel Ehre, Lady. Eine Schmeichelei, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben; jetzt aber, ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood (kalt). Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andere, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen, zutrauten. — (Bei Seite) Sie iſt ſchön!

Melleſont. Und wäre es denn auch möglich, Lady,

gegen so viel Schönheit, gegen so viel Bescheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man sagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer selten von einem andern Gerechtigkeit erwiesen werde; allein dieses ist auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel sind, und auf der andern nur von solchen zu verstehen, welche sich selbst keiner Vorzüge bewußt sind. Wie weit sind Sie beide von diesem Falle entfernt! — (Zur Marwood, welche in Gedanken steht.) Ist es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger als parteiisch gewesen ist? Ist es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht so viel gesagt habe, als Sie selbst finden? — Aber warum so in Gedanken? — (Sachte zu ihr.) Sie vergessen, wer Sie seyn wollen.

Marwood. Darf ich es sagen? — Die Bewunderung Ihrer liebsten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schicksals. Es ging mir nahe, daß sie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen soll. Ich erinnerte mich, daß sie einen Vater, und wie man mir gesagt hat, einen sehr zärtlichen Vater verlassen mußte, um die Ihrige seyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Aussöhnung mit ihm zu wünschen.

Sara. Ach! Lady, wie sehr bin ich Ihnen für diesen Wunsch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wissen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verstehen Sie dieses, Miß?

Marwood (bei Seite). Was will das sagen?

Sara. Eben jetzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kann. — Er wird kommen und Sie aus meinen Armen reißen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (Mit einem zornigen Blick gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beide, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (Gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief vor ſich lieſt.) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach! er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood (betroffen). Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (Der ihr den Brief wieder giebt.) Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Auge ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marwood (bei Seite). Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach Miß warum haben wir so einen göttlichen Mann betrüben müssen? Ja wohl, einen göttlichen Mann! denn was ist göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns diesen glücklichen Ausgang nur als möglich vorstellen können: gewiß, so wollten wir ihn jetzt so gewaltsamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unsern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückseligkeit wartet auf mich! Wie schmerzlich wird mir aber auch die eigene Ueberzeugung seyn, daß ich dieser Glückseligkeit so unwerth bin!

Marwood (bei Seite). Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie, durch solche Gesinnungen, meine Liebe gegen Sie.

Marwood (bei Seite). Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady, müssen den Brief meines Vaters lesen. Sie scheinen allzu viel Antheil an unserm Schicksale zu nehmen, als daß Ihnen sein Inhalt gleichgültig seyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (Sie nimmt den Brief.)

Sara. Aber Lady, Sie scheinen noch immer sehr nachdenkend, sehr traurig. — —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont (bei Seite). Himmel! wo sie sich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittre für Sie beide. Könnte diese unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verstellung seyn? eine List?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Lesen Sie nur, und Sie werden es selbst gestehen. Die Verstellung bleibt immer kalt, und eine so zärtliche Sprache ist in ihrem Vermögen nicht. (Marwood liest vor sich.) Werden Sie nicht argwöhnisch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich stehe Ihnen dafür,

daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Melleſont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara (indem ihr Marwood den Brief zurück giebt). Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Melleſont (bei Seite). In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht?

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehn wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Melleſont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luft zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wenn Sie meinen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß — (Melleſont führt ſie ab.)

Sara (allein). Die arme Lady! — Sie ſcheint die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheint ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſerm als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (Sie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.)

Sechster Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein sehr kurzer Besuch.

Sara. Ja, Betty. Es ist Lady Solmes, eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an. Wo ist sie jetzt?

Betty. Mellefont hat sie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So ist sie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie ansehe, Miß — Sie müssen mir meine Freiheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es ist etwas ruhiges, etwas zufriedenes in Ihren Blicken. Lady muß ein sehr angenehmer Besuch, oder der alte Mann ein sehr angenehmer Bote gewesen seyn.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich lesen lassen! Dein gutes Herz hat so oft mit mir geweint, nun soll es sich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich seyn, und dich für deine guten Dienste belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienste leisten können?

Sara. Du hättest mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leisten können, als in diesen neun Wochen. — Sie sind vorüber! — Komm nur jetzt, Betty! weil Mellefont vielleicht wieder allein ist, so muß ich ihn noch sprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es sehr gut seyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater schriebe, dem seine Danksagung schwerlich unerwartet seyn dürfte. Komm!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hätte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen. Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuzieht. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich jetzt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie

vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bei Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bei ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändigeres Alter zu genießen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedieß aufgehoben. — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er. (Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den größern Antheil den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Strahl von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheint mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht

laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark jetzt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Jetzt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wollte. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche plötzliche Ueberraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielt auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara, — wenn wir des Blutes mechaniſche Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deßwegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſogleich ſchreiben und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir William? Ach Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, Ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward

es ſo gut nicht ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderin wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderin geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſätzliche Vatermörderin! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kommt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm, — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerin meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beimeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein großes Glück zu finden. — Ach, Ihr Herz

machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu ſeiner eigenen Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtill ſitzt, die äußern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eigenen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es, weil Sie es ſagen, weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung ſagen muß: denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. (Indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweiter Auftritt.

Mellefont (nachdem er einigemal tiefſinnig auf und niedergegangen).

Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thoren? oder für einen Böſewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir

ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anſtand wollt' ich es. — Und doch, doch — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — und doch — wie ſoll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der ſie auf ewig vor dem Angeſichte der Welt zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden, denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — Ich bin es freilich und bin es mit Vergnügen. — Freilich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Jetzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frei herum gehen läßt: das ſchmeichelt! Warum kann es dabei nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden und auch ſogar den elenden Schatten der Freiheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andere Hälfte — wird verſchwinden. — Ich Ungeheuer! — Und bei dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben? — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen! Vermaledeite Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Melleſont.

Melleſont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo mein Herr. — (Indem er wieder zurück gehen will.)

Melleſont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen.

Melleſont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? — Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen.

Melleſont. Wenn er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit widerfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn ſie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Melleſont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kann er ja wohl auch einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Melleſont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frei reden? (Indem er ihn ſcharf anſieht.)

Melleſont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bei Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltener ſchweige.

Melleſont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſeres ſeyn könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuße, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Melleſont. Mit mir? Und warum ſagſt du das jetzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Melleſont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Melleſont. Nur der Pöbel wird gleich außer ſich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bei Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anderes als Mäßigung zu leſen. Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille. — —

Melleſont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch außer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhigt etwas anderes. Und ich will mich gern geirrt haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht

in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchickt.

Melleſont. Norton! Norton! du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht entweder geweſen ſeyn oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht läugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt daß ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll, — ſoll! — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meinſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freier zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen und ich fürchte, ich fürchte — —

Melleſont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht geſagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Melleſont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen), als ſie mir in der ſchrecklichſten Wuth das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherin hat Arabellen bei ſich.

Norton. Arabellen?

Melleſont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können,

durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehofft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Melleſont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerin mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Melleſont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabei, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben, und das Schlimmſte, was bei ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmers.

Norton. Danken ſie dem Himmel, daß es ſo ruhig abgelaufen.

Melleſont. Es iſt noch nicht ganz vorbei, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unpäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt), kann doch weiter nichts, als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn ſie es iſt. — Sie iſt es. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wieder kommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unpäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anderes damit meinen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unparteilichkeit entzückt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeicheley, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beibehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehmaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kommt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchieht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen Sie es gleich jetzt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſeres laſſen könnte, als die Schande, von mir geboren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von

mir zu beſitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſt, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr; er muß anders denken als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedscompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreisten ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen Ihre eigene Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bei Ihnen rege machen muß — —

Marwood (ſpöttiſch lächelnd). Sie haben eine beſſere Meinung von ſich ſelbſt als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihrentwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bei mir rege machen? Gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Maarwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte, ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wenn wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebraust hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood (indem ſie um ſich herum ſieht).

Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen und die Muskeln des Geſichts in ihre natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Mienen die wahre Marwood ſeyn um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu können. — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der unmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Blitz anvertrauen wollte. — Doch, wenn du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheint noch ſicherer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann: ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die

Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurückließen. — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoßene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretener Wurm, der ſich krümmt und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechster Auftritt.

Sara. Melleſont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Melleſont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem früheſten.

Melleſont. Morgen mit dem früheſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeigehen an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdigt zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Melleſont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß

diese Bitte der Lady aufrichtig ist, ob ich Ihnen gleich voraus sagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wieder sehen werden. Lady wird sich mit uns sehr selten an einem Ort aufhalten können — —

Marwood (bei Seite). Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine sehr angenehme Hoffnung rauben.

Marwood. Ich werde am meisten dabei verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erst morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (Bei Seite.) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebste Miß, es wird gut seyn, wenn wir unserer Antwort ungesäumt nachfolgen? Sir William kann unsere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willst du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu sprechen.

Marwood (bei Seite). Ha! nun kommt es darauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, ist es Ihnen gefällig, Ihren Besuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird so gütig seyn und bis zu Ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — Er will Sie nur auf ein Wort sprechen. Er sagt, er habe keinen Augenblick zu versäumen — —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bei ihm seyn. — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche seyn wird, dessen ich gegen Sie gedacht habe. (Betty geht ab.)

Marwood (bei Seite). Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß, so muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont; Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes so lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie sich nicht auf, liebster Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder. Aber mit einem freudigern Gesichte, will ich wünschen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Lassen Sie sich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu sehen, ob Sie allenfalls auf eine gute Art mich einer Erbschaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Besitze derselben zu wissen. — —

Mellefont. Ich gehorche. (Warnend.) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier. (Geht ab.)

Marwood (bei Seite). Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzu gewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen, Miß — (bei Seite, indem ſie ſich ſetzen) Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeiſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weiß, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer — —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bei meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, so muß ich Ihnen doch sagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Person meines Geschlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtschaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer sollten billig jede Beleidigung die einer einzigen von uns erwiesen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geschlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schwester und Mutter des Schuldigen Antheil zu nehmen, sich nicht bedenken müßten.

Sara. Diese Anmerkung — — —

Marwood. Ist schon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtschnur gewesen.

Sara. Und verspricht mir — Ich zittere —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — Lassen Sie uns von etwas anderm sprechen — —

Sara. Grausame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigstens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampsons Stelle setze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit dessen Schicksale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat ansehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht schon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben sollen, ehe er von mir etwas wußte? Kann ich die einzige zu seyn verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht selbst gestehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, bestrebt habe? Ist er nicht liebenswürdig genug,

daß er bei mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidigt habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebt worden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldigt, die es immer zu bleiben ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheint nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwegen gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kommt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bei der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn zum Exempel ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt, ſo iſt dieſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deßwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beigefallen, daß Mellefont in ſeiner eignen Sache nichts anders, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne?

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeinte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweien wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweien, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen?

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß Sie davon aufhören, ſobald Mellefont zurück kommt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundigt; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, Ihre Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bei einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne

Flecken. Ein einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles was sie besessen hatte, — und es sollen ansehnliche Reichthümer gewesen seyn, — hatte sie für die Befreiung eines Mannes aufgeopfert, dem sie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem sie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand schenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem bessern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward sie von Personen gesucht, die nichts eifriger wünschten, als sie glücklich zu machen. Unter diesen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernstlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu setzen versprach, war das geringste, worauf er sich stützte. Er hatte es bei der ersten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, sondern mit einem Frauenzimmer voll des zärtlichsten Gefühls, welches eine Hütte einem Palaste würde vorgezogen haben, wenn sie in jener mit einer geliebten, und in diesem mit einer gleichgültigen Person hätte leben sollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady, oder ich möchte sie am Ende bedauern müssen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriff, sich auf die feierlichste Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm sein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläufige Anverwandte zu heirathen. Hatte Marwood seinetwegen reichere Verbindungen ausgeschlagen, so wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieser Erbschaft eher nichts zu sagen, als bis er sich derselben durch

ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Melleſont das edelſte Herz beſitzt?

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem Abende, wozu ſich Melleſont ihrentwegen entſchloſſen hätte. Melleſont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worin ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie läugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſeyn, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn ohne weiteres Bedenken durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeichelei damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortreffliche Geſinnungen? Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — Melleſont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen, und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart

nicht. — Er fand ſie, ſag' ich; und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen, und alles was er von ihr erhalten konnte, war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen bis die Anverwandte des langen Verzögerns überdrüſſig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe enge Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet, und ſeufzet noch.

Sara. Genug Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meinen, war mehr als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was sagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verliert durch die Dazwischenkunft der Sara Sampson alle Hoffnung, ihre Aeltern jemals ohne Abscheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieses hat mir Melleſont verschwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen sicher glauben, Miß, daß Ihnen Melleſont vielleicht noch mehr verschwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verschwiegen haben?

Marwood. Dieses, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es ist unglaublich, daß sich eine Liebe, welche länger als zehn Jahr gedauert hat, so geschwind verlieren könne. Sie kann zwar eine kurze Verfinsterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinsterung, aus welcher sie hernach mit neuem Glanze wieder hervor bricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche eine nach der Andern der Marwood einen Mann abspenstig zu machen drohten, von welchem sie sich am Ende auf das grausamste hintergangen sahen. Er hat einen gewissen Punkt, über welchen er sich nicht bringen läßt, und sobald er diesen scharf in das Gesicht bekommt, springt er ab. Gesetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bei welcher sich alle Umstände wider ihn erklärten; gesetzt Sie brächten ihn dahin, daß er seinen nunmehr zur Natur gewordenen Abscheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glaubten Sie wohl dadurch seines Herzens versichert zu seyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdann würde er eben

am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freiheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlin heißen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir vielmehr, Lady, ich bitte Sie, rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibt.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer, als das freie Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebne Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehen zu haben; und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein lockten, ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge, und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden. — Mit einem Worte, Ihr eigener Vortheil ſowohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſowohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck, aber doch ein Fleck, den die Zeit

ausbleicht. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen und es finden ſich für eine reiche Erbin noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre und ſie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon großmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara (indem ſie unwillig aufſteht). Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bei mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Denn Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzubringen, und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerin nachſetzte?

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre

Freundin, ihre vertrauteſte Freundin vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallele ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahre darin verharrt ſeyn. Es iſt ganz etwas anderes, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen, und ganz etwas anders, es kennen und demungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag' ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen; er nimmt die Strafe von mir und ſchenkt mir einen Vater wieder. — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wuth und des Mundes knirſchende Bewegung — Ach! wo ich ſie erzürnt habe, Lady, ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrin; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeint. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundin an ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem ſie niederfällt), um Ihre Freundſchaft, Lady — und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood (die einige Schritte ſtolz zurück tritt und die Sara liegen läßt). Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte. — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara (die voller Erſchrecken aufſpringt und ſich zitternd zurückzieht). Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich ſie — nun erkenn' ich ſie, die mörderiſche Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum preis gab. Sie iſt es! Flieh unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Jetzt bringt ſie mit tödtender Fauſt auf mich ein! Hülfe! (Eilt ab.)

Neunter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerin? — O daß ſie wahr redete, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stahl ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerin in der freiwilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchbohren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum

verſuche ich nicht noch das letzte, das ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andere, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten die geſchriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara ſchwach in einem Lehnſtuhle. Betty.

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihm ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr, Betty, du hältſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kommt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bei mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne

zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts! Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigem Mädchen freilich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gerührt zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen und ich Ihnen die Arznei einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein und ich floh als eine Unſinnige, die nicht weiß warum und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont kommt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht Ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sey nur ruhig; es iſt vorbei.

Zweiter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblick hier seyn.

Sara. Nun das ist gut, Norton. Aber wo hast du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit sich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm sprechen müsse. Nach langem Herumführen hat sich der Betrüger ihm von der Seite geschlichen. Es ist sein Unglück, wo er sich ertappen läßt; so wüthend ist Mellefont.

Sara. Hast du ihm gesagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug er weiß es, was für Angst Ihnen seine Unvorsichtigkeit wieder verursacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir sie selbst verursacht. — —

Norton. Warum soll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entschuldigt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch diese Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlicheres zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Melleſont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Melleſont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherei war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Miene aus einer Straße in die andere, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung, laß ſie nicht aus den Augen und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Melleſont? Ich bitte für Marwood.

Melleſont. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Melleſont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Melleſont. Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was Sie mir selbst nicht gesagt hätten, Mellefont. — Sie werden stutzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergessen, weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wissen soll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eifersucht einer aufgebrachten Verleumderin.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber lassen Sie es nicht das erste seyn, mir von der Gefahr zu sagen, in der sich Ihr kostbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geschliffen haben, mit dem Sie Marwood durchstoßen hätte — —

Mellefont. Diese Gefahr war so groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wuth getrieben, und ich war bei kaltem Blute. Ihr Angriff also mußte mißlingen. — Wenn ihr ein andrer auf der Miß Sara gute Meinung von ihrem Mellefont nur nicht besser gelungen ist! Fast muß ich es fürchten — Nein, liebste Miß, verschweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — Wenn ich noch den geringsten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, so würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wissen, daß sie durch mich um das Kostbarste gekommen sey; denn ein ungewisser Verlust würde sie bedächtiger haben gehen lassen.

Mellefont. Bald werde ich also auf ihre blutdürstige Eifersucht, auf ihre ungestüme Frechheit, auf ihre treulose List einigen Werth legen müssen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen und mir dasjenige nicht entdecken —

Sara. Ich will es; und was ich sagte war schon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont also liebt, ist unwidersprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte,

daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bei Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigene Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da ſie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es läugnen ſollte.

Sara. Wohl! Mellefont. — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen! Sie würden mich empfindlich beleidigt haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verläugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidigt, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr in den Händen ihrer Mutter ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine

Freundin zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat; einen Mellefont meines Geſchlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? — (indem ſie die Hand vors Geſicht hält.)

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewunderung zum Schrecken! — Eile doch, Betty! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie wegnimmt) ſo holde Blicke? — Ach, es ſind Mienen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Mienen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mitfühlen kann! — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll! — So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — Nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kommſt ſchon wieder, Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwood iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod und wo möglich die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. Sobald ſie in ihre Wohnung zurückgekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont (indem er den Zettel nimmt). Er iſt an mich. — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn ſie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächt, und Sie, theuerſte Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bei einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bei einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affekts ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Inhalt nur für ſich.

Mellefont. Was ist es für ein Geist, der mich Ihnen ungehorsam zu seyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn lesen.

Sara (indem Mellefont vor sich liest). Wie schlau weiß sich der Mensch zu trennen, und aus seinen Leidenschaften ein von sich unterschiedenes Wesen zu machen, dem er alles zur Last legen könne, was er bei kaltem Blute selbst nicht billigt — Mein Salz, Betty! Ich besorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehst du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! — Mellefont! — Sie gerathen außer sich! — Mellefont! — Gott! er erstarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont (der die Betty damit zurückstößt). Nicht näher, Unglückliche! — Deine Arzneien sind Gift! —

Sara. Was sagen Sie? — Besinnen sie sich! — Sie verkennen sie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünsche dir, Elende, daß du es nicht wärest! — Eile! fliehe! ehe du in Ermanglung des Schuldigern, das schuldige Opfer meiner Wuth wirst!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebster Mellefont —

Mellefont. Das letzte liebster Mellefont aus diesem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er sich niederwirft.) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufspringt) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich hassen werden, daß Sie mich hassen müssen. — Sie sollen den Inhalt nicht erfahren; nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was steht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf Norton, bring' alle

Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirkſam ſeyn, als deinen Irrthum! — — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechster Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſtehſt du ihn, Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das äußerſte, daß ich ſterben müſſe: bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidigt; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe. —

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht. —

Norton (welcher nach der Scene zugegangen). Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn hereinkommen, Norton!

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklicheren Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Jetzt möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſeyn — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freilich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bei mir bleiben.

Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty (im Abgehn). Ach! Norton, ich nahm die Arznei aus den Händen der Marwood! — —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bei mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmüthiges Geſicht ſehen. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt und mir vergeben hat. Wiederhole es mir und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haſſe desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß — was für ein Gedanke! Sag' ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sag' ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war die geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich sprichst du, um an meinem sehnlichsten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo soll ich die Worte finden, die ich schon so lange suche? Eine plötzliche Freude ist so gefährlich als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltsamen Eindrucke, den sein unvermutheter Anblick auf einen so zärtlichen Geist machen möchte.

Sara. Wie meinst du das? Wessen unvermutheter Anblick? —

Waitwell. Der gewünschte, Miß! — Fassen Sie sich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampson. Sara. Waitwell.

Sir William. Du bleibst mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß sie sehen.

Sara. Wessen Stimme — —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu seinen Füßen werfen kann. (Sie will aufstehen und fällt aus Schwachheit in den Lehnstuhl zurück.) Er ist es doch? Oder ist es eine erquickende Erscheinung, vom Himmel gesandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu stärken kam? — Segne mich, wer du auch seyst, ein Bote des Höchsten, in der Gestalt meines Vaters, oder selbst mein Vater!

Sir William. Gott segne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (Indem sie es noch einmal versuchen will vor ihm niederzufallen.)

Ein andermal, bei mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrogenen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Table mich, liebſte Sara, table mich; ich ſah mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die

er in diesem armseligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich sah seine stürmische Angst, seine hoffnungslose Betrübniß, ohne von ihm gesehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebt; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten und deine Hand in seine Hand legen. Was ich sonst nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich sehe, wie theuer du ihm bist. — Ist es wahr, daß es Marwood selbst gewesen ist, die dir dieses Schrecken verursacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verstehen können und mehr nicht. — Doch was forsche ich nach den Ursachen deiner Unpäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel ihr abzuhelfen bedacht seyn sollte. — Ich sehe, du wirst von Augenblick zu Augenblick schwächer, ich seh es und bleibe hülflos stehen. Was soll ich thun, Waitwell? Wohin soll ich laufen? Was soll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Bester Vater, alle Hülfe würde vergebens seyn. Auch die unschätzbarste würde vergebens seyn, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Melleſont. Sara. Sir William. Waitwell.

Melleſont. Ich wag' es den Fuß wieder in dieses Zimmer zu setzen? Lebt sie noch?

Sara. Treten Sie näher, Melleſont.

Melleſont. Ich sollt' Ihr Angesicht wieder sehen? Nein, Miß; ich komme ohne Trost, ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen seh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie sind zu einer schrecklichen Scene

gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächt zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn?

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwohnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen, denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwohnten? Dieß ſchreibt Marwood. (Er lieſt.) „Wenn Sie dieſen Zettel leſen „werden, Mellefont, wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe der„ſelben ſchon beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und „vor Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty gab ſich „alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Ich ward „gewahr, daß ſie ein Cordialpulver bei Seite legte, und hatte „den glücklichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu ver„tauſchen. Ich ſtellte mich gerührt und dienſtfertig und „machte es ſelbſt zurecht. Ich ſah es ihr geben und ging „triumphirend fort. Rache und Wuth haben mich zu einer „Mörderin gemacht; ich will aber keine von den gemeinen „Mörderinnen ſeyn, die ſich ihrer That nicht zu rühmen „wagen. Ich bin auf dem Wege nach Dover; Sie können

„mich verfolgen, und meine eigene Hand wider mich zeugen „laſſen. Komme ich unverfolgt in den Hafen, ſo will ich Ara„bellen unverletzt zurücklaſſen. Bis dahin aber werde ich ſie „als einen Geiſel betrachten. Marwood.“ — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderin zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (Er giebt es ihr und ſie ſieht es einen Augenblick an.) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (Sie zerreißt es.)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſtere Schmerz hat ſich Ihrer bemächtigt? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen ſie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheil umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundin, aus deren Beiſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſtehſt in einem

troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verlierſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beiſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreißen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht. — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldigt wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach! dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen (indem er zu ihren Füßen fällt). — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr; nun

verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſache hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin Ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wuth beſſer reizen? — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrene Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht), dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwaffnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten Ihre Tochter noch, und hätten ſie ohne Mellefont. Es ſteht bei mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bei mir! (Er erſticht ſich und fällt an dem Stuhle der Sara nieder.)

Sir William. Halt ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont (sterbend). Ich fühl' es, — daß ich nicht fehl gestoßen habe! — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als diesem die Hand drücken, so sterb' ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn.) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die sterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für sie bitten — aber sie ist der Marwood Kind sowohl, als meines. — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Wenn fremde Bitten jetzt kräftig sind, Waitwell, so laßt uns ihm diese Gnade erbitten helfen! Er stirbt! Ach, er war mehr unglücklich, als lasterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir. —

Sir William. Wenn sie Wunder thun können, so laß sie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bei diesem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab soll beide umschließen. Komm, schleunige Anstalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie sey, wer sie sey: sie ist ein Vermächtniß meiner Tochter.

(Sie gehen ab und das Theater fällt zu.)

Philotas.

Ein Trauerſpiel.

1759. 1772.

Personen.

Aridäus, König.
Strato, Feldherr des Aridäus.
Philotas, gefangen.
Parmenio, Soldat.

Die Scene iſt ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erster Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegerischen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! Wie gern überredete ich mich, daß alles ein Traum sey! Meine früheste Kindheit hat nie etwas anderes als Waffen und Lager und Schlachten und Stürme geträumt. Könnte der Jüngling nicht von Verlust und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich sie nicht sähe, nicht fühlte die Wunde, durch die der erstarrten Hand das Schwert entsank! — Man hat sie mir wider Willen verbunden. O der grausamen Barmherzigkeit eines listigen Feindes! Sie ist nicht tödtlich, sagte der Arzt und glaubte mich zu trösten. — Nichtswürdiger, sie sollte tödtlich seyn! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich sie tödtlich machte, wenn ich sie wieder aufriß und wieder verbinden ließ und wieder aufriß — Ich rase, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhnisches Gesicht — jetzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nannte mich Kind! — Auch sein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen lassen! Aufgeputzt, mit

allen Bequemlichkeiten verſehen! Es muß einer von ſeinen Beiſchläferinnen gehören. Ein eckler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anſtatt bewacht zu werden, werde ich bedient. Hohnſprechende Höflichkeit! —

Zweiter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Beſuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verſtehe dich! Es iſt wahr, ich bin deines Königs Gefangener und es ſteht bei ihm, wie er mir will begegnen laſſen — Aber höre, wenn du der biſt, deſſen Miene du trägſt — biſt du ein alter ehrlicher Kriegsmann, ſo nimm dich meiner an und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten und nicht als einem Weibe begegnen laſſe.

Strato. Er wird gleich bei dir ſeyn; ich komme, ihn zu melden.

Philotas. Der König bei mir? und du kommſt, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erſpare, die ſich ein Gefangener muß gefallen laſſen — Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe, entwaffnet zu ſeyn, iſt mir nichts mehr ſchimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verſpricht ein ſanfteres Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverſpottet! Dein Geſicht voll Narben iſt freilich ein ſchöneres Geſicht — —

Strato. Bei den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchteſt du doch, wenn du mich nur erſt gefürchtet hätteſt.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den ſchrecklichſten Feind vor uns, wenn unter ſeiner Jugend der Philotas viel ſind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Euch ſchrecklich zu werden, müſſen ſie mit meinen Geſinnungen größere Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wiſſen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfere Strato, der meinen Vater am Lycus ſchlug? —

Strato. Gedenke mir dieſes zweideutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte ſich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß ſo einen Sohn haben.

Philotas. O dir darf ich es klagen, du würdigſter der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schickſal klagen. — Nur du kannſt mich ganz verſtehen; denn auch dich, auch dich hat das herrſchende Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehrt. Wärſt du ſonſt, was du biſt? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, ſeit ſieben Tagen — denn erſt ſieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beſchworen, ſiebenmal alle ſieben Tage auf den Knieen beſchworen, zu verſtatten, daß ich nicht umſonſt der Kindheit entwachſen ſey und mich mit ſeinen Streitern ausziehen zu laſſen, die mir ſchon längſt ſo manche Thräne der Nacheiferung gekoſtet. Geſtern bewegte ich ihn, den beſten Vater, denn Ariſtodem half mir bitten. — Du kennſt ihn, den Ariſtodem; er iſt meines Vaters Strato. — „Gieb mir,

König, den Jüngling morgen mit," ſprach Ariſtodem; „ich will das Gebirge durchſtreifen, um den Weg nach Cäſena offen zu halten." — „Wenn ich euch nur begleiten könnte!" ſeufzte mein Vater. — Er liegt noch an ſeinen Wunden krank. — „Doch es ſey!" und hiermit umarmte mich mein Vater. O was fühlte der glückliche Sohn in dieſer Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich ſchloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges bis zur zweiten Nachtwache auf dem Lager. — Da ſprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, ſtrich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem ich gewachſen zu ſeyn glaubte, ſtieg zu Pferde und hatte ein Roß ſchon müde geſpornt, noch ehe die ſilberne Trommete die befohlene Mannſchaft weckte. Sie kamen, und ich ſprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an ſeine narbigte Bruſt! Nur mit meinem Vater ſprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal ſähe, er möchte ſein Wort widerrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unſterblichen Götter kann man nicht glücklicher ſeyn, als ich an der Seite Ariſtodems mich fühlte! Auf jeden ſeiner anfeuernden Blicke hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen und mich in der feindlichen Eiſen gewiſſeſten Tod geſtürzt. In ſtiller Entſchloſſenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hoffte; auf jede Krümmung des Thales, hinter der ich auf ſie zu ſtoßen mir ſchmeichelte. Und da ich ſie endlich von der waldigten Höhe auf uns ſtürzen ſah, ſie mit der Spitze des Schwertes meinen Gefährten zeigte, ihnen bergan entgegen flog — rufe dir, ruhmvoller Greis, die ſeligſten deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konnteſt nie entzückter ſeyn. — Aber nun, nun ſieh mich,

Strato, ſieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen ſchimpflich herab ſtürzen! O wie ſchaudert mich, dieſen Fall in Gedanken noch einmal zu ſtürzen! — Ich war zu weit voraus geeilt; ich ward verwundet und — gefangen! Armſeliger Jüngling, nur auf Wunden hielteſt du dich, nur auf den Tod gefaßt — und wirſt gefangen. So ſchicken die ſtrengen Götter, unſere Faſſung zu vereiteln, nur immer unvorgeſehenes Uebel? — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich ſchon, von dir darum verachtet zu werden, ſcheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendeſt dich weg?

Strato. Ich bin unwillig; du hätteſt mich nicht ſo bewegen ſollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es iſt kein kindiſches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigeſt — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte, er liebt mich mehr, als er ſein Reich liebt! Wozu wird er ſich nicht verſtehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenſchaft zu retten! Durch mich Elenden wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drei langen mühſamen Jahren durch das Blut ſeiner Edeln, durch ſein eigenes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angeſichte ſoll ich wieder vor ihm erſcheinen; ich, ſein ſchlimmſter Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich ſie zu regieren mich würdig gemacht hätte — wie werden ſie den ausgelösten Prinzen ohne die ſpöttiſchſte Verachtung unter ſich dulden können? Wann ich denn vor Scham ſterbe und unbedauert hinab zu den Schatten ſchleiche, wie finſter und ſtolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbei ziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben

erkaufen mußten, deren er ſich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O das iſt mehr, als eine fühlende Seele ertragen kann.

Strato. Faſſe dich, lieber Prinz! Es iſt der Fehler des Jünglings, ſich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er iſt. Dein Schickſal iſt ſo grauſam noch nicht; der König nähert ſich und du wirſt aus ſeinem Munde mehr Troſt hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter ſich zu führen gezwungen werden, ſind keine perſönliche Feindſchaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dieß war ſein offenes, ſprechendes Auge; dieß ſeine ernſte, redliche Miene; dieß ſein edler Anſtand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Haſt du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das ſelige Alter, da wir uns noch ganz unſerem Herzen überlaſſen durften. Bald aber wurden wir beide zum Throne gerufen, und der ſorgende König, der eiferſüchtige Nachbar unterdrückte leider den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih' o König, wenn du mich in Erwiederung ſo ſüßer Worte zu kalt findeſt. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. Was kann es mir jetzt helfen, daß du und mein Vater einſt Freunde waren?

Waren: ſo ſagſt du ſelbſt. Der Haß, den man auf verloſchene Freundſchaft pfropfet, muß unter allen die tödtlichſten Früchte bringen; — oder ich kenne das menſchliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du haſt als der höfliche Staatsmann geſprochen; ſprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler ſeiner Größe ganz in ſeiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit ſeines Schickſals nicht länger peinigen. —

Philotas. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie abſcheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn ſeinem Vater machen willſt. Mit welchem ſchimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern ſoll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich ſoll er werden, um nicht verwaiſt zu bleiben? — O mein Vater! —

Aridäus. Auch dieſe frühe männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn jetzt vor deinem Vater ſo ſprechen! —

Philotas. Wie meinſt du das? —

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unſere Tugend, wie ſie für unſer Leben wachen. Die ſo lang als mögliche Erhaltung beider iſt ihr geheimes, ewiges Geſchäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böſe er im Grunde iſt, wie ſchlecht er handeln würde, ließen ſie jeden verführeriſchen Anlaß, ſich durch kleine Thaten zu beſchimpfen, ganz auf ihn wirken! — Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubſt; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegsglück, das dich mir in die Hände liefert, beſcheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrotzt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht

— doch fürchte nichts; allen dieſen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebaut; ich kann deinen Vater ſeinen Sohn nicht theurer erkaufen laſſen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erſtaune! Du giebſt mir zu verſtehen —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener iſt, wie du meiner. —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wann? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt es das Schickſal! Aus gleichen Wagſchalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willſt nähere Umſtände wiſſen. — Eben daſſelbe Geſchwader, dem du zu hitzig entgegen eilteſt, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erblickten, erhob ſie Wuth und Verzweiflung über alle menſchliche Stärke. Sie brachen ein, und alle ſtürmten ſie auf den einen, in welchem ſie ihres Verluſtes Erſetzung ſahen. Das Ende weißt du — Nun nimm noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff iſt kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerſt, ſondern welcher zum ſicherſten auf den Feind trifft, hat ſich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; ſonſt möchte der werdende Held im erſten Keime erſticken.

Aridäus. Strato, du machſt den Prinzen durch deine zwar freundſchaftliche Warnung verdrießlich. Wie finſter er da ſteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorſicht verloren —

Aridäus. Die beſte Anbetung, Prinz, iſt dankende Freude. Ermuntre dich! Wir Väter wollen uns unſere Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält ſich bereits fertig; er ſoll gehen und die Auswechslung beſchleunigen. Aber du

weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, scheinen Fallstricke. Man könnte argwohnen, du seyst vielleicht an deiner Wunde gestorben. Es wird daher nöthig seyn, daß du selbst mit dem Herolde einen unverdächtigen Boten an deinen Vater sendest. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannst. —

Philotas. So willst du, daß ich mich vervielfältigt verabscheuen soll? In jedem der Gefangenen werde ich mich selbst erblicken. — Schenke mir diese Verwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß sich Parmenio befinden. Den schicke mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch so! Komm, Strato! Prinz, wir sehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

— Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerschmettern, nicht vor mir niederschlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurück; der Dampf verfliegt und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu sehen, wie elend ich hätte werden können? wie elend mein Vater durch mich? Nun darf ich wieder vor dir erscheinen, mein Vater! Zwar noch mit niedergeschlagenen Augen; doch nur die Scham wird sie niederschlagen, nicht das brennende Bewußtseyn, dich mit mir ins Verderben gerissen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit

Lächeln; kein ſtummes Trauren; keine durch die ſtärkere Gewalt der väterlichen Liebe erſtickte Verwünſchungen. —

Aber — ja bei dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorſicht zu vergeben ſcheint? Soll ich mich nicht ſtrenger richten, als ſie und mein Vater mich richten? Die allzugütigen! — Sonſt jede der traurigen Folgen meiner Gefangenſchaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten ſie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels ſtrömt; aber nicht die wahre dauernde Schande, die hier der innere Richter, mein unparteiiſches Selbſt, über mich ausſpricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verliert mein Vater durch mich nichts? Der Ausſchlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf ſeine Seite brächte, der iſt nichts? — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte ſich erklärt, für wen es ſich erklären ſollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich jetzt dachte? Nein, den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen? Laß dich feſſeln, flüchtiger Gedanke! — Jetzt denke ich ihn wieder! Wie weit er ſich verbreitet, und immer weiter; und nun durchſtrahlt er meine ganze Seele! — .

Was ſagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich ſelbſt einen unverdächtigen Boten an meinen Vater ſchicken ſollte? Damit mein Vater nicht argwohne — ſo waren ja ſeine eigenen Worte — ich ſey bereits an meiner Wunde geſtorben. — Alſo meint er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde geſtorben wäre, ſo würde die Sache ein ganz anderes Anſehen gewinnen? Würde ſie das? Tauſend Dank für dieſe

Nachricht! Tausend Dank! — Und freilich! Denn mein Vater hätte alsdann einen gefangenen Prinzen, für den er sich alles bedingen könnte; und der König, sein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen lassen, wenn er ihm nicht zum Abscheu werden sollte.

Gut, das begreif ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände spielen will, worauf kommt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Mensch ist mächtiger, als er glaubt, der Mensch, der zu sterben weiß!

Aber ich? Ich, der Keim, die Knospe eines Menschen, weiß ich zu sterben? Nicht der Mensch, der vollendete Mensch allein muß es wissen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahre gelebt hat, hat zehn Jahre Zeit gehabt, sterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreißig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich schon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. — Wer ist ein Held? — O mein abwesender vortrefflicher Vater, jetzt sey ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Hast du mich nicht gelehrt, ein Held sey ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der sein Leben dem Wohle des Staats geweiht; sich, den Einzelnen, dem Wohle vieler? Ein Held sey ein Mann — Ein Mann? Also kein Jüngling, mein Vater? — Seltsame Frage! Gut, daß sie mein Vater nicht gehört hat! Er müßte glauben, ich sähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte seyn, die zum Maste dienen soll? Wie alt? Sie muß hoch genug und muß stark genug seyn.

Jedes Ding, ſagte der Weltweiſe, der mich erzog, iſt vollkommen, wenn es ſeinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Beſten des Staats ſterben: ich bin vollkommen alſo, ich bin ein Mann. Ein Mann, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeiſterung befällt mich? Die Bruſt wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen langweiligen Dienſtes erlaſſen! Bald ſollſt du ruhen, und lange ruhen —

Wer kommt? Es iſt Parmenio. — Geſchwind entſchloſſen! — Was muß ich zu ihm ſagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater ſagen laſſen? — Recht! das muß ich ſagen, das muß ich ſagen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum ſo ſchüchtern? So voller Scham? Weſſen ſchämſt du dich? deiner oder meiner?

Parmenio. Unſer beider, Prinz.

Philotas. Immer ſprich, wie du denkſt. Freilich, Parmenio, müſſen wir beide nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Haſt du meine Geſchichte bereits gehört?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du ſie hörteſt? —

Parmenio. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünſchte dich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglück so groß nicht ist, weil gleich darauf Polytimet von den unsrigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich fast lachen. Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns versetzen will, oft erschrecklich weit ausholt. Man sollte glauben, es wolle uns zerschmettern, und hat uns am Ende nichts als eine Mücke auf der Stirne todt geschlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich soll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater schicken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenschaft der meinigen das Wort sprechen. Ohne die gute Nachricht, die, ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Miene wohl werth ist, hätte ich mir eine ziemlich frostige von ihm versprechen müssen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernst! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und schon halb erstarrt von der Wahlstatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der ist leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod schon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden hast du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon konnte ich sonst eine lange Liste hersagen. Jetzt aber habe ich sie um ein gut Theil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu ersparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem allem! Wozu hat man die Knochen anders, als daß sich die feindlichen Eisen darauf schartig hauen sollen?

Philotas. Das ist wacker! — Aber nun — was willst du meinem Vater sagen?

Parmenio. Was ich ſehe; daß du dich wohl befindeſt. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit geſagt hat, —

Philotas. Iſt ſo gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken. Dergleichen uns ein inbrünſtiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; kommt Zeit, kommt Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater ſagen, was ich glaube, daß du wünſcheſt — —

Philotas. Und was iſt das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bei ihm zu ſeyn. Deine kindliche Sehnſucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bei dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das ſagen: Du biſt noch ein Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind ſo bald in dir erſticke. Man möchte ſonſt von deinem Herzen nicht zum beſten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborene Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hitze — Du kennſt ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verſpricht alles, was ſein Vater geleiſtet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß ſich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienſt frei läßt, nach ſeinem Vater ſehnte, und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, wie ſich ein Lamm nach ſeiner Mutter ſehnt, ſo möchte ich ihn gleich — ſiehſt du! — nicht erzeugt haben. Jetzt muß er mich

noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich so Zeit genug müſſen begnügen laſſen; wenn nämlich die Natur den Strom ſeiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet, wenn er ſelbſt Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz.

Philotas. Wer kann auf dich ungehalten werden? — Du haſt Recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubſt, daß ihm ein zärtlicher Sohn bei dieſer Gelegenheit muß ſagen laſſen. Entſchuldige meine jugendliche Unbedachtſamkeit, die ihn und ſein Reich faſt ins Verderben geſtürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Verſichre ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergeſſen kann. Beſchwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut ſagen. — Und beſſer als ein gelehrter Schwätzer; denn wir ſagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß ſchon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzieh!

Parmenio. Nun? — Und welch feierliches Anſehen giebſt du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertigt, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieſer muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich jetzt, wie gern wollte er noch eher als möglich, wieder um ſeinen Vater, um ſeinen geliebten Vater ſeyn; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kann nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune — —

Philotas. Ich ſage, du ſollſt hören und nicht erſtaunen. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweite Uebereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Urſachen, nicht eher ausgelöst zu ſeyn als morgen. Nicht eher als morgen! Hörſt Du? — Sage alſo unſerm Könige, daß er ſich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewiſſe Bedenklichkeit, ein gewiſſer Anſchlag nöthige den Philotas zu dieſer Verzögerung. — Haſt du mich verſtanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräther! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagei verſteht nicht, aber er behält, was man ihm vorſagt. Sey unbeſorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! Ich unterſagte dir, zu vernünfteln; und das verdrießt dich. Aber wie biſt denn du ſo verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe geſagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich ſo empfindlich wäre, als du — —

Parmenio. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorſam heiſchen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich alſo um Verzeihung bitten müſſen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sey wieder gut, alter Vater! — Du biſt freilich klüger, als ich. Aber nicht die Klügſten allein haben die beſten Einfälle. Gute Einfälle ſind Geſchenke

des Glückes; und das Glück, weißt du wohl, beſchenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Denn das Glück iſt blind. Blind, Parmenio; ſtockblind gegen alles Verdienſt. Wenn es das nicht wäre, müßteſt du nicht ſchon lange Feldherr ſeyn?

Parmenio. Sieh, wie du zu ſchmeicheln weißt, Prinz — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willſt du mich nicht etwa beſtechen? mit Schmeicheleien beſtechen?

Philotas. Ich, ſchmeicheln! Und dich beſtechen! Du biſt der Mann, der ſich beſtechen läßt!

Parmenio. Wenn du ſo fortfährſt, ſo kann ich es werden. Schon traue ich mir ſelbſt nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich alſo ſagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich ſagen, als das Glück oft in das albernſte Gehirn wirft, ſo einen habe auch ich jetzt ertappt. Bloß ertappt; von dem Meinigen iſt nicht das geringſte dazu gekommen. Denn hätte mein Verſtand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber ſo kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verſchwindet, wenn ich ihn mittheile; ſo zärtlich, ſo fein iſt er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philoſoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchſte könnte ich dir nur ſagen, was er nicht iſt — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindiſcher Einfall iſt; ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, ſo kann er doch auch nichts ſchaden. Das weiß ich gewiß, es iſt der unſchädlichſte Einfall von der Welt; ſo unſchädlich als — als ein Gebet. Wirſt du deßwegen zu beten unterlaſſen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir

immer alſo meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb haſt — Willſt du? Kann ich mich darauf verlaſſen? Willſt du machen, daß ich erſt morgen ausgewechſelt werde? Willſt du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirſt, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen iſt ein unſicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht ſchweres aufzulegen haſt, mit dem mache es, wie du es jetzt mit mir gemacht haſt, und wenn er dir alsdann ſeinen Gehorſam verweigert — Unmöglich! Er kann dir ihn nicht verweigern! Ich muß auch wiſſen, was ein Mann verweigern kann.

Philotas. Was Gehorſam? Was hat die Freundſchaft, die du mir erweiſeſt mit dem Gehorſame zu thun? Willſt du, mein Freund? —

Parmenio. Hör auf! hör auf! Du haſt mich ſchon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater ſagen, daß er dich erſt morgen auslöſen ſoll. Warum zwar erſt morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch ich nicht zu wiſſen. Das braucht auch er nicht zu wiſſen. Genug, ich weiß, daß du es willſt. Und ich will alles, was du willſt. Willſt du ſonſt nichts? Soll ich ſonſt nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felſen herabſtürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Jetzt thu ich dir alles! Sogar — ſage ein Wort, und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenſtück begehen! Die Haut ſchaudert mir zwar; aber doch Prinz, wenn du willſt, ich will, ich will —

Philotas. O mein beſter, feuriger Freund! O du — wie ſoll ich dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen

Ruhmes! Dir ſchwöre ich bei allem, was mir am heiligſten iſt, bei der Ehre meines Vaters, bei dem Glücke ſeiner Waffen, bei der Wohlfahrt ſeines Landes ſchwöre ich dir, nie in meinem Leben dieſe deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergeſſen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, ſchwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten. —

Parmenio. Ich ſchwören? Ich bin zu alt zum ſchwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bei meinem Vater geſchworen, ſchwöre du mir bei deinem Sohne. Du liebſt ihn doch, deinen Sohn? Du liebſt ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willſt es, und ich ſchwöre. Ich ſchwöre dir bei meinem einzigen Sohne, bei meinem Blute, das in ſeinen Adern wallet, bei dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einſt bluten wird, bei dieſem Blute ſchwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, ſo falle mein Sohn in ſeiner erſten Schlacht, und erlebe ſie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du haſt mich zum beſten, Alter. In der erſten Schlacht fallen; meine Regierung nicht erleben; iſt das ein Unglück! Iſt früh ſterben, ein Unglück?

Parmenio. Das ſag' ich nicht. Doch nur deßwegen, um dich auf dem Throne zu ſehen, um dir zu dienen, möchte ich, — was ich ſonſt durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater iſt gut; aber Du wirſt beſſer als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! —

Aendere deinen Schwur! Komm, ändere ihn so: Wenn du dein Wort nicht hältst, so möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wenn er zwischen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigsten Jahre ungern sterben.

Parmenio. Ich entsetze mich — doch schwöre ich: das mög er! — Höret den gräßlichsten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut, nun kannst du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug aufgehalten, und fast zu viel Umstände über eine Kleinigkeit gemacht. Denn ist es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu sagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechsle? Und wenn er ja die Ursache wissen will; wohl, so erdenke dir unterweges eine Ursache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, so alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit gesonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur; das Böse lernt sich auch noch im Alter — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechster Auftritt.

Philotas.

Es soll so viele Betrüger in der Welt geben, und das Betrügen ist doch so schwer, wenn es auch in der besten Absicht geschieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müssen! Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erst morgen auslöset, und er soll mich gar nicht auszulösen

brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! — Zeit genug, mich in meinem Vorſatze zu beſtärken — Zeit genug, die ſicherſten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorſatze zu beſtärken? — Wehe mir, wenn ich deſſen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Theil nicht biſt, o ſo ſtehe du mir bei, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabei! es bleibt feſt dabei! — Ich fühl' es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du jetzt daſtehſt, Philotas — (indem er ſich ſelbſt betrachtet) — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick ſeyn: ein Jüngling geſtreckt auf den Boden, das Schwert in der Bruſt!

Das Schwert? Götter! o ich Elender! ich Aermſter! — Und jetzt erſt werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwert; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelaſſen, aber Gold war der Heft. — Unſeliges Gold, biſt du denn immer das Verderben der Tugend!

Kein Schwert? Ich kein Schwert? — Götter, barmherzige Götter, dieß einzige ſchenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erſchaffen, ihr könntet mir kein Schwert ſchaffen, — wenn ihr wolltet? — Was iſt nun mein großer, ſchimmernder Entſchluß? Ich werde mir ſelbſt ein bitteres Gelächter —

Und da kommt er auch ſchon wieder, der König. — Still! Wenn ich das Kind ſpielte? — Dieſer Gedanke verſpricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun sind die Boten fort, mein Prinz. Sie sind auf den schnellsten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters ist so nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du bist also, König, wohl sehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger seyn, dich wieder an seine Brust zu drücken? — Laß mich aber, liebster Prinz, deine Gesellschaft genießen. In ihr wird mir die Zeit schneller verschwinden, und vielleicht, daß es auch sonst glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder sind schon oft die Mittelspersonen zwischen veruneinigten Vätern gewesen. Folge mir also in mein Zelt, wo die besten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde, dich zu sehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müssen kein Kind bewundern. Laß mich also nur immer hier. Scham und Aergerniß würden mich eine sehr einfältige Person spielen lassen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da seh ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt sind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, ist auf Seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegentheil unwiderſprechlich zeigen könntest. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einsicht, als die Einsicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeigt einen großen Verstand, seinen

Verſtand ſo zu verläugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich alſo auch vor dir nicht ſoll rechtfertigen können. — Unſeliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unſeliger Krieg! — Und wehe ſeinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das Schwert zuerſt gezogen. Ich mag in deine Verwünſchung nicht einſtimmen. Er hatte ſich übereilt, er war zu argwöhniſch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwert zuerſt gezogen. Aber entſteht die Feuersbrunſt erſt dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach ſchlägt? Wo iſt das geduldige, galloſe, unempfindliche Geſchöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingſt mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine ſtolze verächtliche Antwort du ihm ertheilteſt, als er — Doch du ſollſt mich nicht zwingen; ich will nicht davon ſprechen! Unſere Schuld und Unſchuld ſind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beſchönigungen fähig. Nur dem untrüglichen Auge der Götter erſcheinen wir, wie wir ſind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, ſprechen ihr Urtheil durch das Schwert des Tapferſten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von dieſem höchſten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unſere Fäuſte ſchon ſo müde, daß die geſchmeidige Zunge ſie ablöſen müſſe?

Aridäus. Prinz! ich höre dich mit Erſtaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erſtaunen hören!

Aridäus. Mit Erſtaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer!

— Dich hat das Schickſal zur Krone beſtimmt, dich! — Dir will es die Glückſeligkeit eines ganzen mächtigen edeln Volkes anvertrauen, dir! — Welch eine ſchreckliche Zukunft enthüllt ſich mir! Du wirſt dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirſt mehr Siege als glückliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirſt es ihm ſchwerlich vergönnen, den Harniſch abzulegen —

Philotas. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Räthſel geſprochen? — O verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedachte und Abſichten ſprechen ſoll. — Ich wollte nur ſagen: die Frucht iſt oft ganz anders, als die Blüthe ſie verſpricht. Ein weibiſcher Prinz, hat mich die Geſchichte gelehrt, ward oft ein kriegeriſcher König. Könnte mit mir ſich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieſes meine Meinung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden laſſen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menſchen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verſchwender des Koſtbarſten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen ſieheſt! —

Aridäus. Ja, Prinz; was iſt ein König, wenn er kein Vater iſt! Was iſt ein Held ohne Menſchenliebe! Nun erkenne ich auch dieſe in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müſſen hier nicht allein bleiben. Wir ſind einer dem andern zu ernſthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor vielen sehen zu lassen? — —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kann nicht, König; ich kann nicht.

Aridäus. Und die Ursache?

Philotas. O die Ursache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um so viel lieber laß sie mich hören. Ich bin ein Mensch, und weine und lache gern.

Philotas. Nun so lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwert, und ich möchte nicht gern ohne dieses Kennzeichen des Soldaten unter Soldaten erscheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe in voraus hierauf gedacht, und du wirst sogleich befriedigt werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwert wieder zu schaffen.

Philotas. Also laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdann begleitest du mich doch? —

Philotas. Alsdann werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Aridäus. Gewünscht! da kommt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato mit einem Schwert in der Hand. Aridäus. Philotas.

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwert in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel sich der Soldat weigerte. „Der König, sprach er, muß mir das

„Schwert nicht nehmen. Es iſt ein gutes Schwert, und ich „werde es für ihn brauchen. Auch muß ich ein Andenken „von dieſer meiner That behalten. Bei den Göttern, ſie war „keine von meinen geringſten! Der Prinz iſt ein kleiner „Dämon. Vielleicht aber iſt es euch nur um den koſtbaren „Heft zu thun" — Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte ſeine ſtarke Hand den Heft abgewunden und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da iſt er! fuhr er fort. Was „kümmert mich euer Gold?"

Aridäus. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier iſt eines von deinen Schwertern!

Aridäus. Gieb her! — Willſt du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß ſehen! — Ha! — (Bei Seite.) Habt Dank ihr Götter! (Indem er es lange und ernſthaft betrachtet.) — Ein Schwert!

Strato. Habe ich nicht gut gewählt, Prinz?

Aridäus. Was findeſt du deiner tiefſinnigen Aufmerkſamkeit ſo werth daran?

Philotas. Daß es ein Schwert iſt! — (Indem er wieder zu ſich kommt.) Und ein ſchönes Schwert! Ich werde bei dieſem Tauſche nichts verlieren. — Ein Schwert!

Aridäus. Du zitterſt, Prinz.

Philotas. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz ſcheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind erſetzt, was ihm an Eiſen abgeht. — Liebes Schwert! Welch eine ſchöne Sache iſt ein Schwert zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas anderm geſpielt. —

Aridäus (zum Strato). O der wunderbaren Vermiſchung von Kind und Held!

Philotas (bei Seite). Liebes Schwert! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwert an, Prinz, und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch ſeinen Freund und ſein Schwert muß man nicht bloß von außen kennen. (Er zieht es und Strato tritt zwiſchen ihn und den König.)

Strato. Ich verſtehe mich mehr auf den Stahl als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz, der Stahl iſt gut. Der König hat in ſeinen männlichen Jahren mehr als einen Helm damit geſpalten.

Philotas. So ſtark werde ich nicht werden! Immerhin! — tritt mir nicht ſo nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! (Indem er zurückſpringt und mit dem Schwert einen Streich durch die Luft thut.) Es hat den Zug wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, ſchone deines verwundeten Armes! Du wirſt dich erhitzen! —

Philotas. Woran erinnerſt du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bei dieſem meinem Schwerte, ich will es nie wieder werden. Nein, mein Vater, nein! Heut ſpart dir ein Wunder das ſchimpfliche Löſegeld für deinen Sohn; künftig ſpar es dir ſein Tod! Sein gewiſſer Tod, wenn er ſich wieder umringt ſieht! — Wieder umringt? — Entſetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo ſeyd ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier

durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegener! — Und du das! — Und du das! (Um ſich hauend.)

Strato. Prinz! was geſchieht dir? Faſſe dich! (Gehet auf ihn zu.)

Philotas (ſich von ihm entfernend). Auch du, Strato? auch du? — O Feind, ſey großmüthig! Tödte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Nein, ich gebe mich nicht gefangen! Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringt! Doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Beſtes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht tödten, Grauſame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieſes mein Schwert, will ich — in dieſe meine Bruſt — eher — (Er durchſticht ſich.)

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt ich! (Zurück ſinkend.)

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hülfe! dem Prinzen zu Hülfe! — Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Philotas. Vergieb mir, König! ich habe dir einen tödtlichern Streich verſetzt als mir! — Ich ſterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, iſt gefangen, und der Sohn meines Vaters iſt frei —

Aridäus. Was hör' ich?

Strato. So war es Vorſatz, Prinz? — Aber als unſer Gefangener hatteſt du kein Recht über dich ſelbſt.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freiheit, zu ſterben, die uns die Götter in allen Umſtänden des Lebens gelaſſen haben, ſollte dieſe ein Menſch dem andern verkümmern können?

Strato. O König! — Das Schrecken hat ihn versteinert! — König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg ist aus, König!

Aridäus. Aus? Das leugst du, Strato! — Der Krieg ist nicht aus, Prinz! — Stirb nur! stirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrener Knabe hast du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibischen Art deines Vaters sind. — Sie sind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkst du, daß er nicht eben sowohl zum Besten seines Vaters sterben kann, als du zum Besten des deinigen? — Er sterbe! Auch sein Tod erspare mir das schimpfliche Lösegeld! — Strato, ich bin nun verwaist, ich armer Mann! — Du hast einen Sohn; er sey der meinige! — — Denn einen Sohn muß man doch haben. — Glücklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich höre es!

Aridäus. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem todten Körper so viel Unehre, so viel Schmach erzeigen lassen! — Ich will ihn —

Philotas. Den todten Körper! — Wenn du dich rächen willst, König, so erwecke ihn wieder! —

Aridäus. Ach! — wo gerath' ich hin!

Philotas. Du dauerst mich! — Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder

Eines ſeligen Staates ſind, im Elyſium ſehen wir uns wieder! — Auch wir, König, ſehen uns wieder —

Aridäus. Und verſöhnt! — Prinz! —

Philotas. O ſo empfangt meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttin des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er ſtirbt! — Bin ich ein Verräther, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu theuer erkaufe! — Umſonſt haben wir Ströme Bluts vergoſſen; umſonſt Länder erobert. Da zieht er mit unſerer Beute davon, der größere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König ſeyn. Glaubt, ihr Menſchen, daß man es nicht ſatt wird? — (Gehen ab.)

Minna von Barnhelm

oder

das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Verfertigt im Jahr 1763.

Personen.

Major von Tellheim, verabschiedet.
Minna von Barnhelm.
Graf von Bruchsall, ihr Oheim.
Franciska, ihr Mädchen.
Just, Bedienter des Majors.
Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors.
Der Wirth.
Eine Dame in Trauer.
Ein Feldjäger.
Riccaut de la Marliniere.

Die Scene ist abwechselnd in dem Saale eines Wirthshauses und einem daran stoßenden Zimmer.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juſt ſitzt in einem Winkel, ſchlummert, und redet im Traume.

Schurke von einem Wirth! Du, uns? — Friſch, Bruder! — Schlage zu, Bruder! (Er holt aus und erwacht durch die Bewegung.) He da! ſchon wieder? Ich mache keine Auge zu, ſo ſchlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erſt die Hälfte von allen den Schlägen! — — Doch ſieh, es iſt Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn aufſuchen. Mit meinem Willen ſoll er keinen Fuß mehr in das vermaledeite Haus ſetzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Juſt.

Der Wirth. Guten Morgen, Herr Juſt, guten Morgen! Ei, ſchon ſo früh auf? Oder ſoll ich ſagen: noch ſo ſpät auf?

Juſt. Sage Er, was Er will.

Der Wirth. Ich ſage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Juſt großen Dank darauf ſagt?

Juſt. Großen Dank!

Der Wirth. Man iſt verdrießlich, wenn man ſeine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilt's, der Herr Major iſt nicht nach Hauſe gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

Juſt. Was der Mann nicht alles errathen kann!

Der Wirth. Ich vermuthe, ich vermuthe.

Juſt (kehrt ſich um und will gehen). Sein Diener!

Der Wirth (hält ihn). Nicht doch, Herr Juſt!

Juſt. Nun gut; nicht Sein Diener!

Der Wirth. Ei, Herr Juſt! Ich will doch nicht hoffen, Herr Juſt, daß Er noch von geſtern her böſe iſt? Wer wird ſeinen Zorn über Nacht behalten?

Juſt. Ich; und über alle folgende Nächte.

Der Wirth. Iſt das chriſtlich?

Juſt. Eben ſo chriſtlich, als einen ehrlichen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, aus dem Hauſe ſtoßen, auf die Straße werfen.

Der Wirth. Pfui, wer könnte ſo gottlos ſeyn?

Juſt. Ein chriſtlicher Gaſtwirth. — Meinen Herrn! ſo einen Mann! ſo einen Officier!

Der Wirth. Den hätte ich aus dem Hauſe geſtoßen? auf die Straße geworfen? Dazu habe ich viel zu viel Achtung für einen Officier, und viel zu viel Mitleid mit einem abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein ander Zimmer einräumen müſſen. — Denke Er nicht mehr daran, Herr Juſt. (Er ruft in die Scene.) Holla! — Ich will's auf andere Weiſe

wieder gut machen. (Ein Junge kommt.) Bring ein Gläschen; Herr Juſt will ein Gläschen haben, und was gutes!

Juſt. Mache Er ſich keine Mühe, Herr Wirth. Der Tropfen ſoll zu Gift werden, den — Doch ich will nicht ſchwören; ich bin noch nüchtern.

Der Wirth (zu dem Jungen, der eine Flaſche Liqueur und ein Glas bringt). Gieb her; geh! — Nun, Herr Juſt; was ganz vortreffliches; ſtark, lieblich, geſund. (Er füllt und reicht ihm zu.) Das kann einen überwachten Magen wieder in Ordnung bringen!

Juſt. Bald dürfte ich nicht! — — Doch warum ſoll ich meiner Geſundheit ſeine Grobheit entgelten laſſen? — (Er nimmt und trinkt.)

Der Wirth. Wohl bekomm's, Herr Juſt!

Juſt (indem er das Gläschen wieder zurück giebt). Nicht übel! — Aber, Herr Wirth, Er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Nicht doch, nicht doch! — Geſchwind noch eins; auf einem Bein iſt nicht gut ſtehen.

Juſt (nachdem er getrunken). Das muß ich ſagen: gut, ſehr gut! — Selbſt gemacht, Herr Wirth? —

Der Wirth. Behüte! veritabler Danziger! ächter, doppelter Lachs!

Juſt. Sieht Er, Herr Wirth; wenn ich heucheln könnte, ſo würde ich für ſo was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er iſt doch ein Grobian, Herr Wirth!

Der Wirth. In meinem Leben hat mir das noch Niemand geſagt. — Noch eins, Herr Juſt; aller guten Dinge ſind drei!

Juſt. Meinetwegen! (Er trinkt.) Gut Ding, wahrlich gut Ding! — Aber auch die Wahrheit iſt gut Ding. — Herr Wirth er iſt doch ein Grobian!

Der Wirth. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl so mit anhören?

Juſt. O ja, denn ſelten hat ein Grobian Galle.

Der Wirth. Nicht noch eins, Herr Juſt? Eine vierfache Schnur hält deſto beſſer.

Juſt. Nein, zu viel iſt zu viel! Und was hilft's Ihn, Herr Wirth? Bis auf den letzten Tropfen in der Flaſche würde ich bei meiner Rede bleiben. Pfui, Herr Wirth; ſo guten Danziger zu haben und ſo ſchlechte Mores! — Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bei Ihm gewohnt, von dem Er ſchon ſo manchen ſchönen Thaler gezogen, der in ſeinem Leben keinen Heller ſchuldig geblieben iſt; weil er ein paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr ſo viel aufgehen läßt, — in der Abweſenheit das Zimmer auszuräumen!

Der Wirth Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? da ich voraus ſah, daß der Herr Major es ſelbſt gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur lange auf ſeine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn ſo eine fremde Herrſchaft wieder vor meiner Thüre wegfahren laſſen? Sollte ich einem andern Wirthe ſo einen Verdienſt muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß ſie ſonſt wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuſer ſind jetzt alle ſtark beſetzt. Sollte eine ſo junge, ſchöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu iſt ſein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabei? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

Juſt. Hinten an dem Taubenſchlag; die Ausſicht zwiſchen des Nachbars Feuermauern — —

Der Wirth. Die Ausſicht war wohl ſehr ſchön, ehe ſie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer iſt doch ſonſt galant und tapeziert —

Juſt. Geweſen!

Der Wirth. Nicht doch, die eine Wand iſt es noch. Und Sein Stübchen darneben, Herr Juſt; was fehlt dem Stübchen? Es hat einen Kamin, der zwar im Winter ein wenig raucht —

Juſt. Aber doch im Sommer recht hübſch läßt. — Herr, ich glaube gar, Er verirt uns noch obendrein? —

Der Wirth. Nu, nu, Herr Juſt, Herr Juſt —

Juſt. Mache Er Herr Juſten den Kopf nicht warm, oder —

Der Wirth. Ich macht' ihn warm? der Danziger thut's! —

Juſt. Einen Officier, wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch ein Officier iſt, der Ihm den Hals brechen kann? Warum waret ihr denn im Kriege ſo geſchmeidig, ihr Herren Wirthe? Warum war denn da jeder Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das bißchen Frieden ſchon ſo übermüthig?

Der Wirth. Was ereifert Er ſich nun, Herr Juſt? —

Juſt. Ich will mich ereifern. — —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Juſt.

v. Tellheim (im Hineintreten). Juſt!

Juſt (in der Meinung, daß ihn der Wirth nenne). Juſt? — So bekannt ſind wir? —

v. Tellheim. Juſt!

Juſt. Ich dächte, ich wäre wohl Herr Juſt für Ihn!

Der Wirth (der den Major gewahr wird). St! ſt! Herr, Herr, Herr Juſt — ſehe Er ſich doch um; Sein Herr — —

v. Tellheim. Juſt, ich glaube du zankſt? Was habe ich dir befohlen?

Der Wirth. O, Ihro Gnaden! zanken? Da ſey Gott vor! Ihr unterthänigſter Knecht ſollte ſich unterſtehen mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

Juſt. Wenn ich ihm doch eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! — —

Der Wirth. Es iſt wahr, Herr Juſt ſpricht für ſeinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich ſchätze ihn um ſo viel höher; ich liebe ihn darum. —

Juſt. Daß ich ihm nicht die Zähne austreten ſoll!

Der Wirth. Nur Schade, daß er ſich umſonſt erhitzt. Denn ich bin gewiß verſichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deßwegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich nothwendig —

v. Tellheim. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen ſchuldig; Sie räumen mir in meiner Abweſenheit das Zimmer aus; Sie müſſen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen ſuchen. Sehr natürlich!

Der Wirth. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! ich geſchlagener Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr ſein Zimmer nicht laſſen; das Zimmer iſt ſein; ſie muß fort; ich kann ihr nicht helfen. — Ich gehe, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Freund, nicht zwei dumme Streiche für einen! Die Dame muß in dem Beſitze des Zimmers bleiben —

Der Wirth. Und Ihro Gnaden ſollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —?

Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihro Gnaden bezahlen können, so bald Sie nur wollen. — — Das versiegelte Beutelchen, — fünfhundert Thaler Louisd'or steht darauf, — — welches Ihro Gnaden in dem Schreibpulte stehen gehabt, — — ist in guter Verwahrung. —

v. Tellheim. Das will ich hoffen; so wie meine übrige Sachen. — Just soll sie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat. — —

Der Wirth. Wahrhaftig, ich erschrack recht, als ich das Beutelchen fand. — Ich habe immer Ihro Gnaden für einen ordentlichen und vorsichtigen Mann gehalten, der sich niemals ganz ausgiebt. — — Aber dennoch, — — wenn ich baar Geld in dem Schreibpulte vermuthet hätte — —

v. Tellheim. Würden Sie höflicher mit mir verfahren seyn. Ich verstehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; lassen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu sprechen. — —

Der Wirth. Aber, gnädiger Herr — —

v. Tellheim. Komm Just, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in seinem Hause sage, was du thun sollst. — —

Der Wirth. Ich gehe ja schon, gnädiger Herr! — Mein ganzes Haus ist zu Ihren Diensten.

Vierter Auftritt.

v. Tellheim. Just.

Just (der mit dem Fuße stampft und dem Wirthe nachspuckt). Pfui!

v. Tellheim. Was giebt's?

Just. Ich ersticke vor Bosheit.

v. Tellheim. Das wäre so viel als an Vollblütigkeit.

Juſt. Und Sie, — Sie erkenne ich nicht mehr, mein Herr. Ich ſterbe vor Ihren Augen, wenn Sie nicht der Schutzengel dieſes hämiſchen, unbarmherzigen Rackers ſind! Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn — hätte ich ihn mit dieſen Händen erdroſſeln, mit dieſen Zähnen zerreißen wollen. —

v. Tellheim. Beſtie!

Juſt. Lieber Beſtie, als ſo ein Menſch!

v. Tellheim. Was willſt du aber?

Juſt. Ich will, daß Sie es empfinden ſollen, wie ſehr man Sie beleidigt.

v. Tellheim. Und dann?

Juſt. Daß Sie ſich rächten, — Nein, der Kerl iſt Ihnen zu gering. —

v. Tellheim. Sondern, daß ich es dir auftrüge, mich zu rächen? Das war von Anfang mein Gedanke. Er hätte mich nicht wieder mit Augen ſehen und ſeine Bezahlung aus deinen Händen empfangen ſollen. Ich weiß, daß du eine Hand voll Geld mit einer ziemlich verächtlichen Miene hinwerfen kannſt. —

Juſt. So? eine vortreffliche Rache! —

v. Tellheim. Aber die wir noch verſchieben müſſen. Ich habe keinen Heller baares Geld mehr! ich weiß auch keines aufzutreiben.

Juſt. Kein baares Geld? Und was iſt denn das für ein Beutel mit fünfhundert Thaler Louisd'or, den der Wirth in Ihrem Schreibpulte gefunden?

v. Tellheim. Das iſt Geld, welches mir aufzuheben gegeben worden.

Juſt. Doch nicht die hundert Piſtolen, die Ihnen Ihr alter Wachtmeiſter vor vier oder fünf Wochen brachte.

v. Tellheim. Die nämlichen, von Paul Wernern. Warum nicht?

Juſt. Dieſe haben Sie noch nicht gebraucht? Mein Herr, mit dieſen können Sie machen, was Sie wollen. Auf meine Verantwortung —

v. Tellheim. Wahrhaftig?

Juſt. Werner hörte von mir, wie ſehr man Sie mit Ihren Forderungen an die Generalkriegscaſſe aufzieht. Er hörte —

v. Tellheim. Daß ich ſicherlich zum Bettler werden würde, wenn ich es nicht ſchon wäre. — Ich bin dir ſehr verbunden, Juſt. — Und dieſe Nachricht vermochte Wernern, ſein bißchen Armuth mit mir zu theilen. — Es iſt mir doch lieb, daß ich es errathen habe. — Höre Juſt, mache mir zugleich auch deine Rechnung; wir ſind geſchiedene Leute. — —

Juſt. Wie? was?

v. Tellheim. Kein Wort mehr; es kommt jemand. —

Fünfter Auftritt.

Eine Dame in Trauer. v. Tellheim. Juſt.

Die Dame. Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! —

v. Tellheim. Wen ſuchen Sie, Madame? —

Die Dame. Eben den würdigen Mann, mit welchem ich die Ehre habe zu ſprechen. Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin die Wittwe Ihres ehemaligen Stabsrittmeiſters —

v. Tellheim. Um des Himmels willen, gnädige Frau! welche Veränderung! —

Die Dame. Ich ſtehe von dem Krankenbette auf, auf

das mich der Schmerz über den Verluſt meines Mannes warf. Ich muß Ihnen früh beſchwerlich fallen, Herr Major. Ich reiſe auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht fürs erſte angeboten. —

v. Tellheim (zu Juſt). Geh, laß uns allein. —

Sechster Auftritt.

Die Dame. v. Tellheim.

v. Tellheim. Reden Sie frei, gnädige Frau! Vor mir dürfen Sie ſich Ihres Unglücks nicht ſchämen. Kann ich Ihnen worin dienen?

Die Dame. Mein Herr Major —

v. Tellheim. Ich beklage Sie, gnädige Frau! Worin kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, ſage ich; ich war immer kurz mit dieſem Titel.

Die Dame. Wer weiß es beſſer als ich, wie werth Sie ſeiner Freundſchaft waren, wie werth er der Ihrigen war? Sie würden ſein letzter Gedanke, Ihr Name der letzte Ton ſeiner ſterbenden Lippen geweſen ſeyn, hätte nicht die ſtärkere Natur dieſes traurige Vorrecht für ſeinen unglücklichen Sohn, für ſeine unglückliche Gattin gefordert —

v. Tellheim. Hören Sie auf, Madame! Weinen wollte ich mit Ihnen gern, aber ich habe heute keine Thränen. Verſchonen Sie mich! Sie finden mich in einer Stunde, wo ich leicht zu verleiten wäre, wider die Vorſicht zu murren. — O mein rechtſchaffener Marloff! Geſchwind, gnädige Frau, was

haben Sie zu befehlen? Wenn ich Ihnen zu dienen im Stande bin, wenn ich es bin —

Die Dame. Ich darf nicht abreiſen, ohne ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Er erinnerte ſich kurz vor ſeinem Ende, daß er als Ihr Schuldner ſterbe, und beſchwor mich, dieſe Schuld mit der erſten Baarſchaft zu tilgen. Ich habe ſeine Equipage verkauft und komme ſeine Handſchrift einzulöſen. —

v. Tellheim. Wie, gnädige Frau? darum kommen Sie?

Die Dame. Darum. Erlauben Sie, daß ich das Geld aufzähle.

v. Tellheim. Nicht doch, Madame! Marloff mir ſchuldig? das kann ſchwerlich ſeyn. Laſſen Sie doch ſehen. (Er zieht ſein Taſchenbuch heraus und ſucht.) Ich finde nichts.

Die Dame. Sie werden ſeine Handſchrift verlegt haben, und die Handſchrift thut nichts zur Sache. — Erlauben Sie —

v. Tellheim. Nein, Madame! ſo etwas pflege ich nicht zu verlegen. Wenn ich ſie nicht habe, ſo iſt es ein Beweis, daß ich nie eine gehabt habe, oder daß ſie getilgt und von mir ſchon zurück gegeben worden.

Die Dame. Herr Major! —

v. Tellheim. Ganz gewiß, gnädige Frau. Marloff iſt mir nichts ſchuldig geblieben. Ich wüßte mich auch nicht zu erinnern, daß er mir jemals etwas ſchuldig geweſen wäre. Nicht anders, Madame; er hat mich vielmehr als ſeinen Schuldner hinterlaſſen. Ich habe nie etwas thun können, mich mit einem Manne abzufinden, der ſechs Jahre Glück und Unglück, Ehre und Gefahr mit mir getheilt. Ich werde es nicht vergeſſen, daß ein Sohn von ihm da iſt. Er wird mein Sohn ſeyn, ſobald ich ſein Vater ſeyn kann. Die Verwirrung, in der ich mich jetzt ſelbſt befinde —

Die Dame. Edelmüthiger Mann! Aber denken Sie auch

von mir nicht zu klein. Nehmen Sie das Geld, Herr Major; so bin ich wenigstens beruhigt. —

v. Tellheim. Was brauchen Sie zu Ihrer Beruhigung weiter, als meine Versicherung, daß mir dieses Geld nicht gehört? Oder wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll? Bestehlen, Madame; das würde es in dem eigentlichsten Verstande seyn. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an. —

Die Dame. Ich verstehe Sie; verzeihen Sie nur, wenn ich noch nicht recht weiß, wie man Wohlthaten annehmen muß. Woher wissen es denn aber auch Sie, daß eine Mutter mehr für ihren Sohn thut, als sie für ihr eigen Leben thun würde? Ich gehe —

v. Tellheim. Gehen Sie, Madame, gehen Sie! Reisen Sie glücklich! Ich bitte Sie nicht, mir Nachricht von Ihnen zu geben. Sie möchte mir zu einer Zeit kommen, wo ich sie nicht nutzen könnte. Aber noch eines, gnädige Frau; bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Marloff hat noch an der Kasse unseres ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen sind so richtig wie die meinigen. Werden meine bezahlt, so müssen auch die seinigen bezahlt werden. Ich hafte dafür. —

Die Dame. O! mein Herr — Aber ich schweige lieber. — Künftige Wohlthaten so vorbereiten, heißt sie in den Augen des Himmels schon erwiesen haben. Empfangen Sie seine Belohnung und meine Thränen! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim.

Armes, braves Weib! Ich muß nicht vergeſſen, den Bettel zu vernichten. (Er nimmt aus ſeinem Taſchenbuche Briefſchaften, die er zerreißt.) Wer ſteht mir dafür, daß eigener Mangel mich nicht einmal verleiten könnte, Gebrauch davon zu machen.

Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellheim. Biſt du da?

Juſt (indem er ſich die Augen wiſcht). Ja!

v. Tellheim. Du haſt geweint?

Juſt. Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben, und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

v. Tellheim. Gieb her.

Juſt. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willſt du?

Juſt. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abſchied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und lieſt.) „Was der Herr Major mir ſchuldig: Drei „und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht

„21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausge„legt 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thaler „7 Gr. 9 Pf.“ — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn „Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 „Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für „mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplün„derten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei „Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. „Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vor„stehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major „schuldig 91 Thlr. 16. Gr. 3 Pf.“ — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungeſtümes Weſen gegen alle, von denen du meinſt, daß ſie dir nichts zu ſagen haben, deine tückiſche Schadenfreude, deine Rachſucht — —

Juſt. Machen Sie mich ſo ſchlimm wie Sie wollen, ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte etwas winſeln. Ich ſtieg herab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt; ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, ſo höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu ſeyn.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenſchen! — — Juſt, wir bleiben beiſammen.

Juſt. Ganz gewiß! — Sie wollten ſich ohne Bedienten behelfen? Sie vergeſſen Ihrer Bleſſuren und daß Sie nur eines Armes mächtig ſind. Sie können ſich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich, und bin — — ohne mich ſelbſt zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt — für ſeinen Herrn betteln und ſtehlen kann.

v. Tellheim (kommt nochmals zurück). Noch eins: nimm mir auch deinen Pudel mit; hörst du, Just! —

Eilfter Auftritt.

Just.

Der Pudel wird nicht zurück bleiben. Dafür laß ich den Pudel sorgen. — Hm! auch den kostbaren Ring hat der Herr noch gehabt? Und trug ihn in der Tasche, anstatt am Finger? — Guter Wirth, wir sind so kahl noch nicht als wir scheinen. Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden! — Ah —

Zwölfter Auftritt.

Paul Werner. Just.

Just. Sieh da, Werner! guten Tag, Werner! willkommen in der Stadt!

Werner. Das verwünschte Dorf! Ich kann's unmöglich wieder gewohnt werden. Lustig, Kinder, lustig; ich bringe frisches Geld! Wo ist der Major?

Just. Er muß dir begegnet seyn, er ging eben die Treppe herab.

Werner. Ich komme die Hintertreppe herauf. Nun, wie geht's ihm? Ich wäre schon vorige Woche bei euch gewesen, aber —

Just. Nun? was hat dich abgehalten? —

Werner. — Juſt — haſt du von dem Prinzen Heraklius gehört?

Juſt. Heraklius? Ich wüßte nicht.

Werner. Kennſt du den großen Helden im Morgenlande nicht?

Juſt. Die Weiſen aus dem Morgenlande kenn' ich wohl, die ums Neujahr mit dem Sterne herumlaufen. — —

Werner. Menſch, ich glaube, du lieſt eben ſo wenig die Zeitungen, als die Bibel? — Du kennſt den Prinz Heraklius nicht? den braven Mann nicht, der Perſien weggenommen und nächſter Tage die ottomanniſche Pforte einſprengen wird? Gott ſey Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg iſt! Ich habe lange genug gehofft, es ſollte hier wieder losgehen. Aber da ſitzen ſie und heilen ſich die Haut. Nein, Soldat wir ich, Soldat muß ich wieder ſeyn! Kurz — (indem er ſich ſchüchtern umſieht, ob ihn jemand behorcht) im Vertrauen, Juſt, ich wandere nach Perſien, um unter Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Heraklius, ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

Juſt. Du?

Werner. Ich, wie du mich hier ſiehſt! Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären. Freilich begreife ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb ſo luſtig ſeyn kann, als einer wider den Franzoſen; aber dafür muß er auch deſto verdienſtlicher ſeyn, in dieſem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten beſetzt. —

Juſt. Um mir von ſo einem Säbel den Kopf ſpalten zu laſſen, reiſe ich nicht eine Meile. Du wirſt doch nicht toll ſeyn, und dein ſchönes Schulzengericht verlaſſen? —

Werner. O, das nehme ich mit! — Merkſt du was? — Das Gütchen iſt verkauft — —

Juſt. Verkauft?

Werner. St! — hier ſind hundert Ducaten, die ich geſtern auf den Kauf bekommen; die bring ich dem Major —

Juſt. Und was ſoll der damit?

Werner. Was er damit ſoll? Verzehren ſoll er ſie; verſpielen, vertrinken, ver — wie er will. Der Mann muß Geld haben, und es iſt ſchlecht genug, daß man ihm das Seinige ſo ſauer macht! Aber ich wüßte ſchon, was ich täte, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Ich dächte: hol' euch hier alle der Henker, und ginge mit Paul Wernern nach Preſien! — Blitz! — der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch ſchon ſeinen ehemaligen Wachtmeiſter Paul Werner nicht kennt. Unſere Affaire bei den Katzenhäuſern —

Juſt. Soll ich dir die erzählen? —

Werner. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine ſchöne Dispoſition über deinen Verſtand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Ducaten, gieb ſie dem Major. Sage ihm, er ſoll mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt, ich habe zwei Wiſpel Roggen herein geſchickt; was ich daraus löſe, kann er gleichfalls haben. —

Juſt. Werner, du meinſt es herzlich gut, aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Ducaten, und deine hundert Piſtolen kannſt du auch unverſehrt wieder bekommen, ſobald als du willſt. —

Werner. So? hat denn der Major noch Geld?

Juſt. Nein.

Werner. Hat er ſich wo welches geborgt?

Just. Nein.

Werner. Und wovon lebt ihr denn?

Just. Wir laſſen anſchreiben, und wenn man nicht mehr anſchreiben will, und uns zum Hauſe herauswirft, ſo verſetzen wir, was wir noch haben, und ziehen weiter. — Höre nur, Paul; dem Wirthe hier müſſen wir einen Poſſen ſpielen.

Werner. Hat er dem Major was in den Weg gelegt? — Ich bin dabei! —

Just. Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kommt, aufpaßten, und ihn brav durchprügelten? —

Werner. Des Abends? — aufpaßten? — ihrer Zwei, einem? — das iſt nichts. —

Just. Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf anſteckten? —

Werner. Sengen und brennen? — Kerl, man hört's, daß du Packknecht geweſen biſt und nicht Soldat; — pfui!

Just. Oder, wenn wir ihm ſeine Tochter zur Hure machten? Sie iſt zwar verdammt häßlich — —

Werner. O da wird ſie's lange ſchon ſeyn! Und allenfalls brauchſt du auch hierzu keinen Gehülfen. Aber was haſt du denn? Was giebt's denn?

Just. Komm nur, du ſollſt dein Wunder hören!

Werner. So iſt der Teufel wohl hier gar los?

Just. Ja wohl, komm nur!

Werner. Deſto beſſer! Nach Perſien alſo, nach Perſien!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene iſt in dem Zimmer des Fräuleins.

Minna von Barnhelm. Franciska.

Das Fräulein (im Negligee, nach ihrer Uhr ſehend). Franciska, wir ſind auch ſehr früh aufgeſtanden. Die Zeit wird uns lang werden.

Franciska. Wer kann in den verzweifelten großen Städten ſchlafen? Die Karoſſen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals — das hört nicht auf zu raſſeln, zu ſchreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen; gerade, als ob die Nacht zu nichts weniger wäre, als zur Ruhe. — Eine Taſſe Thee, gnädiges Fräulein? —

Das Fräulein. Der Thee ſchmeckt mir nicht. —

Franciska. Ich will von unſerer Chokolade machen laſſen.

Das Fräulein. Laß machen, für dich!

Franciska. Für mich? Ich wollte eben ſo gern für mich allein plaudern, als für mich allein trinken. — Freilich wird uns die Zeit ſo lang werden. — Wir werden vor langer Weile uns putzen müſſen, und das Kleid verſuchen, in welchem wir den erſten Sturm geben wollen.

Das Fräulein. Was redeſt du von Stürmen, da ich bloß herkomme, die Haltung der Kapitulation zu fordern?

Franciska. Und der Herr Officier, den wir vertrieben

und dem wir das Compliment darüber machen lassen; er muß auch nicht die feinste Lebensart haben, sonst hätte er wohl um die Ehre können bitten lassen, uns seine Aufwartung machen zu dürfen. —

Das Fräulein. Es sind nicht alle Officiere Tellheims. Die Wahrheit zu sagen, ich ließ ihm das Compliment auch bloß machen, um Gelegenheit zu haben, mich nach diesem bei ihm zu erkundigen. — Franciska, mein Herz sagt es mir, daß meine Reise glücklich seyn wird, daß ich ihn finden werde. —

Franciska. Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja seinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul eben so geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, so wäre die Mode längst aufgekommen, die Mäuler unterm Schlosse zu tragen.

Das Fräulein. Ha! ha! mit deinen Mäulern unterm Schlosse! Die Mode wäre mir eben recht!

Franciska. Lieber die schönsten Zähne nicht gezeigt, als alle Augenblicke das Herz darüber springen lassen!

Das Fräulein. Was? bist du so zurückhaltend? —

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; sondern ich wollte es gern mehr seyn. Man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt.

Das Fräulein. Siehst du, Franciska? da hast du eine sehr gute Anmerkung gemacht. —

Franciska. Gemacht? Macht man das, was einem so einfällt?

Das Fräulein. Und weißt du, warum ich eigentlich diese Anmerkung so gut finde? Sie hat viel Beziehung auf meinen Tellheim.

Franciska. Was hätte bei Ihnen nicht auch Beziehung auf ihn?

Das Fräulein. Freund und Feind ſagen, daß er der tapferſte Mann von der Welt iſt. Aber wer hat ihn von Tapferkeit jemals reden hören? Er hat das rechtſchaffenſte Herz, aber Rechenſchaffenheit und Edelmuth ſind Worte, die er nie auf die Zunge bringt.

Franciska. Von was für Tugenden ſpricht er denn?

Das Fräulein. Er ſpricht von keiner; denn ihm fehlt keine.

Franciska. Das wollte ich nur hören.

Das Fräulein. Warte, Franciska; ich beſinne mich. Er ſpricht ſehr oft von Oeconomie. Im Vertrauen, Franciska, ich glaube, der Mann iſt ein Verſchwender.

Franciska. Noch eins, gnädiges Fräulein. Ich habe ihn auch ſehr oft der Treue und Beſtändigkeit gegen Sie erwähnen hören. Wie, wenn der Herr auch ein Flattergeiſt wäre?

Das Fräulein. Du Unglückliche! — Aber meinſt du das im Ernſte, Franciska?

Franciska. Wie lange hat er Ihnen nun ſchon nicht geſchrieben?

Das Fräulein. Ach! ſeit dem Frieden hat er mir nur ein einzigesmal geſchrieben.

Franciska. Auch ein Seufzer wider den Frieden! Wunderbar! der Friede ſollte nur das Böſe wieder gut machen, das der Krieg geſtiftet, und er zerrüttet auch das Gute, was dieſer ſein Gegenpart etwa noch veranlaßt hat. Der Friede ſollte ſo eigenſinnig nicht ſeyn! — Und wie lange haben wir ſchon Friede? Die Zeit wird einem gewaltig lang, wenn es ſo wenig Neuigkeiten gibt. — Umſonſt gehen die Poſten wieder richtig, niemand ſchreibt, denn niemand hat was zu ſchreiben.

Das Fräulein. Es iſt Friede, ſchrieb er mir, und ich

nähere mich der Erfüllung meiner Wünsche. Aber daß er mir dieses nur einmal, nur ein einzigesmal geschrieben —

Franciska. — Daß er uns zwingt, dieser Erfüllung der Wünsche selbst entgegen zu eilen; finden wir ihn nur, das soll er uns entgelten! — Wenn indeß der Mann doch Wünsche erfüllt hätte, und wir erführen hier —

Das Fräulein (ängstlich und hitzig). Daß er todt wäre?

Franciska. Für Sie, gnädiges Fräulein; in den Armen einer andern. —

Das Fräulein. Du Quälgeist! Warte, Franciska, er soll dir es gedenken! — Doch schwatze nur; sonst schlafen wir wieder ein. — Sein Regiment ward nach dem Frieden zerrissen. Wer weiß, in welche Verwirrungen von Rechnungen und Nachweisungen er dadurch gerathen? Wer weiß, zu welchem andern Regimente, in welche entlegene Provinz er versetzt worden? Wer weiß, welche Umstände — Es pocht jemand.

Franciska. Herein!

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth (den Kopf voranstreckend). Ist es erlaubt, meine gnädige Herrschaft? —

Franciska. Unser Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand). Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünschen, — (zur Franciska) und auch Ihr, mein schönes Kind, —

Franciska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franciska. Und wünſchen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich unterſtehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erſte Nacht unter meinem ſchlechten Dache geruhet? —

Franciska. Das Dach iſt ſo ſchlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können beſſer ſeyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reiſe —

Das Fräulein. Es kann ſeyn.

Der Wirth. Gewiß! gewiß! denn ſonſt — — Indeß ſollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit geweſen ſeyn, ſo geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franciska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir ſind auch nicht blöde; und am wenigſten muß man im Gaſthofe blöde ſeyn. Wir wollen ſchon ſagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächſt komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht).

Franciska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden ſchon die weiſen Verordnungen unſerer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im geringſten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthe ſind angewieſen, keinen Fremden, weß Standes und Geſchlechtes er auch ſey, vierundzwanzig Stunden zu behauſen, ohne ſeinen Namen, Heimath, Charakter, hieſige Geſchäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und ſo weiter, gehörigen Orts ſchriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihro Gnaden werden alſo ſich gefallen laſſen — (indem er an einen Tiſch tritt und ſich fertig macht zu ſchreiben).

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (Er schreibt.) „Dato, den 22. August a. c. allhier zum Könige „von Spanien angelangt" — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth (schreibt). „von Barnhelm" — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachsen.

Der Wirth (schreibt). „Gütern aus Sachsen" — Aus Sachsen! Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Franciska. Nun? warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu seyn?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen also? Ei, ei! aus Sachsen! Das liebe Sachsen! — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräulein, Sachsen ist nicht klein und hat mehrere — wie soll ich es nennen? — Districte, Provinzen. — Unsere Polizei ist sehr exact, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verstehe: von meinen Gütern aus Thüringen also.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein, das ist genauer. — (Schreibt und liest.) „Das „Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus „Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwei Bedienten" —

Franciska. Einer Kammerfrau? das soll ich wohl seyn?

Der Wirth. Ja, mein schönes Kind. —

Franciska. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei ist sehr exact; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir

bei meinem Aufgebot einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer und heiße Franciska; mit dem Geschlechtsnamen Willig; Franciska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter, künftige Lichtmeß einundzwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb seyn, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein schönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majestät?

Das Fräulein. O nein!

Der Wirth. Oder bei unsern hohen Justizcollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich — Franciska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franciska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind; die Polizei will alles, alles wissen; und besonders Geheimnisse.

Franciska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was iſt zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin ſagen?

Franciska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Franciska. Oder uns von dem Officier kapern zu laſſen. Beides iſt eins.

Das Fräulein. Franciska, biſt du toll? — Herr Wirth, die Naſeweiſe hat Sie zum beſten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann ſie ſcherzen ſo viel, wie ſie will, nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wiſſen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieſer Sache nicht zu nehmen. Ich dächte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen ſchon geſtern geſagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte zwei Meilen von hier mit ſeinem Wagen, und wollte durchaus nicht, daß mich dieſer Zufall eine Nacht mehr koſten ſollte. Ich mußte alſo voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, ſo iſt es das Längſte.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, ſo wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen beſſer antworten können. Er wird wiſſen, wem und wie weit er ſich zu entdecken hat; was er von ſeinen Geſchäften anzeigen muß, und was er davon verſchweigen darf.

Der Wirth. Deſto beſſer! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen (die Franciska mit einer bedeutenden

(Miene anſehend) nicht verlangen, daß es eine ernſthafte Sache, mit ernſthaften Leuten, ernſthaft tractire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn ſind doch in Bereitſchaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig, bis auf das eine —

Franciska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erſt einen ehrlichen Mann vertreiben müſſen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachſen, gnädiges Fräulein, ſind wohl ſehr mitleidig. —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen ſollen.

Der Wirth. Wie ſo, gnädiges Fräulein, wie ſo?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Officier iſt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn ſchon!

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Deſto ſchlimmer! Es ſoll ein ſehr verdienter Mann ſeyn.

Der Wirth. Ich ſage Ihnen ja, daß er abgedankt iſt.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt ſie, er kennt ſie alle. —

Das Fräulein. So kann er ſie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn ſie darnach gelebt hätten. Aber ſo lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben ſeyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuſer und Gaſthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat ſich wohl

mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit dieſem noch ſo ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, ſo hatte er doch noch Geldeswerth, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können ſitzen laſſen. Doch beſſer iſt beſſer. — Apropos, gnädiges Fräulein; Sie verſtehen ſich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht ſonderlich.

Der Wirth. Was ſollten Ihro Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen koſtbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen ſehr ſchönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen ſo ähnlich iſt. — O! ſehen Sie doch, ſehen Sie doch! (Indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt und dem Fräulein zureicht.) Welch ein Feuer! der mittelſte Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein (ihn betrachtend). Wo bin ich? was ſeh ich? Dieſer Ring —

Der Wirth. Iſt ſeine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

Das Fräulein. Franciska! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Piſtolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennſt du ihn nicht, Franciska?

Franciska. Der nämliche! — Herr Wirth, wo haben Sie dieſen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franciska. Wir kein Recht an dieſem Ringe? — Innwärts auf dem Kaſten muß der Fräulein verzogener Name ſtehen. — Weiſen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er ist's, er ist's! — Wie kommen Sie zu diesem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichste Weise von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo sich der Ring eigentlich herschreibt? Während des Krieges hat manches seinen Herrn, sehr oft mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachsen über die Gränze gegangen seyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franciska. Erst geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich so was nicht zutrauen kann; von einem sonst guten Manne —

Das Fräulein. Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben. — Geschwind bringen Sie mir den Mann! Er ist es selbst, oder wenigstens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franciska. Hören Sie denn nicht? unsern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Tellheim.

Der Wirth. Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er ist hier? Tellheim ist hier? Er? er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen diesen Ring versetzt? Wie kommt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er? Er ist Ihnen schuldig? — — Franciska, die Schatulle her! Schließ auf! (Indem sie Franciska auf den Tisch setzt und öffnet.) Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist

er mehr ſchuldig? Bringen Sie mir alle ſeine Schuldner. Hier iſt Geld. Hier ſind Wechſel. Alles iſt ſein!

Der Wirth. Was hör' ich?

Das Fräulein. Wo iſt er? wo iſt er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn ſo unfreundlich, ſo hart, ſo grauſam ſeyn?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen —

Das Fräulein. Geſchwind, ſchaffen Sie mir ihn zur Stelle.

Der Wirth. Sein Bedienter iſt vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn aufſuchen ſoll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie; für dieſen Dienſt allein will ich es vergeſſen, wie ſchlecht Sie mit ihm umgegangen ſind. —

Franciska. Fir, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (Stößt ihn hinaus.)

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun habe ich ihn wieder, Franciska! Siehſt du, nun habe ich ihn wieder! Ich weiß nicht, wo ich vor Freuden bin! Freue dich doch mit, liebe Franciska. Aber freilich, warum du? Doch du ſollſt dich, du mußt dich mit mir freuen. Komm, Liebe, ich will dich beſchenken, damit du dich mit mir freuen kannſt. Sprich, Franciska, was ſoll ich dir geben? Was ſteht dir von meinen Sachen an? Was hätteſt du gern? Nimm, was du willſt; aber freue dich nur. Ich ſehe wohl, du wirſt dir nichts nehmen. Warte! (Sie faßt

in die Schatulle.) Da, liebe Franciska (und giebt ihr Geld); kaufe dir, was du gern hätteſt. Fordere mehr, wenn es nicht zulangt. Aber freue dich nur mit mir. Es iſt ſo traurig, ſich allein zu freuen. Nun, ſo nimm doch —

Franciska. Ich ſtehle es Ihnen, Fräulein; Sie ſind trunken, von Fröhlichkeit trunken. —

Das Fräulein. Mädchen, ich habe einen zänkiſchen Rauſch, nimm, oder — (Sie zwingt ihr das Geld in die Hand.) Und wenn du dich bedankſt! — Warte; gut, daß ich daran denke. (Sie greift nochmals in die Schatulle nach Geld.) Das, liebe Franciska, ſtecke bei Seite, für den erſten bleſſirten armen Soldaten, der uns anſpricht. —

Vierter Auftritt.

Der Wirth. Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Nun? wird er kommen?

Der Wirth. Der widerwärtige, ungeſchliffene Kerl!

Das Fräulein. Wer?

Der Wirth. Sein Bedienter. Er weigert ſich, nach ihm zu gehen.

Franciska. Bringen Sie doch den Schurken her. — Des Majors Bediente kenne ich ja wohl alle. Welcher wäre denn das?

Das Fräulein. Bringen Sie ihn geſchwind her. Wenn er uns ſieht, wird er ſchon gehen. (Der Wirth geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ich kann den Augenblick nicht erwarten. Aber, Franciska, du bist noch immer so kalt? Du willst dich noch nicht mit mir freuen?

Franciska. Ich wollte von Herzen gern; wenn nur —

Das Fräulein. Wenn nur?

Franciska. Wir haben den Mann wiedergefunden; aber wie haben wir ihn wiedergefunden? Nach allem, was wir von ihm hören, muß es ihm übel gehen. Er muß unglücklich seyn. Das jammert mich.

Das Fräulein. Jammert dich? — Laß dich dafür umarmen, meine liebste Gespielin! Das will ich dir nie vergessen! — Ich bin nur verliebt, und du bist gut. —

Sechster Auftritt.

Der Wirth. Just. Die Vorigen.

Der Wirth. Mit genauer Noth bring ich ihn.

Franciska. Ein fremdes Gesicht! Ich kenne ihn nicht.

Das Fräulein. Mein Freund, ist Er bei dem Major von Tellheim?

Just. Ja.

Das Fräulein. Wo ist sein Herr?

Just. Nicht hier.

Das Fräulein. Aber Er weiß ihn zu finden?

Just. Ja.

Das Fräulein. Will Er ihn nicht geſchwind herholen?

Juſt. Nein.

Das Fräulein. Er erweist mir damit einen Gefallen. —

Juſt. Ei!

Das Fräulein. Und ſeinem Herrn einen Dienſt. —

Juſt. Vielleicht auch nicht. —

Das Fräulein. Woher vermuthet Er das?

Juſt. Sie ſind doch die fremde Herrſchaft, die ihn dieſen Morgen complimentiren laſſen?

Das Fräulein. Ja.

Juſt. So bin ich ſchon recht.

Das Fräulein. Weiß ſein Herr meinen Namen?

Juſt. Nein; aber er kann die allzu höflichen Damen eben ſo wenig leiden, als die allzu groben Wirthe.

Der Wirth. Das ſoll wohl mit auf mich gehen?

Juſt. Ja.

Der Wirth. So laß Er es doch dem gnädigen Fräulein nicht entgelten; und hole Er ihn geſchwind her.

Das Fräulein (zur Franciska). Franciska, gieb ihm etwas —

Franciska (die dem Juſt Geld in die Hand drücken will). Wir verlangen ſeine Dienſte nicht umſonſt. —

Juſt. Und ich Ihr Geld nicht ohne Dienſte.

Franciska. Eines für das andere. —

Juſt. Ich kann nicht. Mein Herr hat mir befohlen, auszuräumen. Das thu ich jetzt, und daran bitte ich, mich nicht weiter zu verhindern. Wenn ich fertig bin, ſo will ich es ihm ja wohl ſagen, daß er herkommen kann. Er iſt neben an auf dem Kaffeehauſe; und wenn er da nichts beſſeres zu thun findet, wird er auch wohl kommen. (Will fortgehen.)

Franciska. So warte Er doch. — Das gnädige Fräulein iſt des Herrn Majors — Schweſter. —

Das Fräulein. Ja, ja, seine Schwester.

Just. Das weiß ich besser, daß der Major keine Schwester hat. Er hat mich in sechs Monaten zweimal an seine Familie nach Curland geschickt. — Zwar es giebt mancherlei Schwestern —

Franciska. Unverschämter!

Just. Muß man es nicht seyn, wenn einen die Leute sollen gehen lassen? (Geht ab.)

Franciska. Das ist ein Schlingel!

Der Wirth. Ich sagt' es ja. Aber lassen Sie ihn nur! Weiß ich doch nunmehr, wo sein Herr ist. Ich will ihn gleich selbst holen. — Nur, gnädiges Fräulein, bitte ich unterthänigst, sodann ja mich bei dem Herrn Major zu entschuldigen, daß ich so unglücklich gewesen, wider meinen Willen einen Mann von seinen Verdiensten —

Das Fräulein. Gehen Sie nur geschwind, Herr Wirth. Das will ich alles wieder gut machen. (Der Wirth geht ab, und hierauf) Franciska, lauf ihm nach: er soll ihm meinen Namen nicht nennen! (Franciska dem Wirthe nach.)

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein und hierauf **Franciska.**

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umsonst allein seyn. (Sie faltet die Hände.) Auch bin ich nicht allein! (Und blickt aufwärts.) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet! — Ich hab' ihn, ich hab' ihn! (Mit ausgebreiteten Armen.) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber

ſehen, als ein fröhliches Geſchöpf! — (Franciska kommt.) Biſt du wieder da, Franciska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück iſt auch gut. Vielleicht, daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franciska. Er kann den Augenblick hier ſeyn. — Sie ſind noch in Ihrem Negligé, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie ſich geſchwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öfter ſo, als geputzt ſehen.

Franciska. O, Sie kennen ſich, mein Fräulein.

Das Fräulein (nach einem kurzen Nachdenken). Wahrhaftig, Mädchen, du haſt es wiederum getroffen.

Franciska. Wenn wir ſchön ſind, ſind wir ungeputzt am ſchönſten.

Das Fräulein. Müſſen wir denn ſchön ſeyn? — Aber, daß wir uns ſchön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur ſchön bin! — Franciska, wenn alle Mädchen ſo ſind, wie ich mich jetzt fühle, ſo ſind wir — ſonderbare Dinger. — Zärtlich und ſtolz, tugendhaft und eitel, wollüſtig und fromm — Du wirſt mich nicht verſtehen. Ich verſtehe mich wohl ſelbſt nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franciska. Faſſen Sie ſich mein Fräulein; ich höre kommen.

Das Fräulein. Mich faſſen? Ich ſollte ihn ruhig empfangen?

Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die Vorigen.

v. Tellheim (tritt herein, und indem er sie erblickt, fliegt er auf sie zu). Ah, meine Minna!

Das Fräulein (ihm entgegen fliehend). Ah! mein Tellheim!

v. Tellheim (stutzt auf einmal und tritt wieder zurück). Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht seyn? — (Indem sie ihm näher tritt, und er mehr zurück weicht.) Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein! — (Sieht starr auf den Wirth, und zuckt die Schultern.)

Das Fräulein (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franciska). Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderseits nicht irren —

Franciska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geschwind kommen Sie, lassen Sie uns den rechten suchen.

Der Wirth. Ist es nicht der rechte? Ei ja doch!

Franciska. Ei nicht doch! Geschwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen gesagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (Doch ohne von der Stelle zu gehn.)

Franciska (fasst ihn an). Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Lassen Sie sehen, was wir haben werden —

Der Wirth. Sie ſollen haben, fürs erſte —

Franciska. Still, ja ſtille! Wenn das Fräulein jetzt ſchon weiß, was ſie zu Mittag ſpeiſen ſoll, ſo iſt es um ihren Appetit geſchehen. Kommen Sie, das müſſen Sie mir allein ſagen. (Führt ihn mit Gewalt ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie ſind es.

Das Fräulein. Welche Umſtände! Was wir uns zu ſagen haben, kann Jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was ſuchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts ſuche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich ſuchte, habe ich gefunden.

v. Tellheim (zurückweichend). Sie ſuchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen Elenden.

Das Fräulein. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andre nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr, und lieben

auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben!

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein, der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! Seit dem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen; was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens seyn würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein! —

Das Fräulein. Versteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit Nichts, als einem trocknen Ja, oder Nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräulein. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können, Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — Ja, oder Nein.

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja, oder Nein!

v. Tellheim. Nun, Ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie lieb, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sey sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen Sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellheim. Wohl denn, ſo hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen, ich ſey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben, der blühende Mann, voller Anſprüche, voller Ruhmbegierde; der ſeines ganzen Körpers, ſeiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröffnet ſtanden; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn er ſchon Ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieſer Tellheim bin ich eben ſo wenig, — als ich mein Vater bin. Beide ſind geweſen. — Ich bin Tellheim, der verabſchiedete, der an ſeiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, verſprachen Sie ſich: wollen Sie dieſem Wort halten?

Das Fräulein. Das klingt ſehr tragiſch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wieder finde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt, — dieſer wird mir ſchon aus der Noth helfen müſſen. — Deine Hand, lieber Bettler! (Indem ſie ihn bei der Hand ergreift.)

v. Tellheim (der die andere Hand mit dem Hute vor das Geſicht ſchlägt und ſich von ihr abwendet.) — Das iſt zu viel! — Wo bin ich? — Laſſen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich; — Laſſen Sie mich.

Das Fräulein. Was iſt Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen!

Das Fräulein. Von mir? (Indem ſie ſeine Hand an ihre Bruſt zieht.) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu ſehen. — Oder doch ſo entſchloſſen, ſo feſt entſchloſſen, —

keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (Reißt sich los, und ab.)

Das Fräulein (ihm nach.) Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene: der Saal.

Just, einen Brief in der Hand.

Muß ich doch noch einmal in das verdammte Haus kommen! — Ein Briefchen von meinem Herrn an das gnädige Fräulein, das seine Schwester seyn will. — Wenn sich nur da nichts anspinnt! — Sonst wird des Brieftragens kein Ende werden. — Ich wäre es gern los; aber ich möchte auch nicht gern ins Zimmer hinein. — Das Frauenszeug fragt so viel; und ich antworte so ungern! — Ha, die Thüre geht auf. Wie gewünscht! Das Kammerkätzchen!

Zweiter Auftritt.

Franciska. Juſt.

Franciska (zur Thüre herein, aus der ſie kommt). Sorgen Sie nicht; ich will ſchon aufpaſſen. — Sieh! (Indem ſie Juſten gewahr wird) da ſtieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem Vieh iſt nichts anzufangen.

Juſt. Ihr Diener —

Franciska. Ich wollte ſo einen Diener nicht —

Juſt. Nu, nu, verzeih Sie mir die Redensart! — Da bring ich ein Briefchen von meinem Herrn an Ihre Herrſchaft, das gnädige Fräulein — Schweſter. — War's nicht ſo? Schweſter.

Franciska. Geb Er her! (Reißt ihm den Brief aus der Hand.)

Juſt. Sie ſoll ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten, und es übergeben. Hernach ſoll Sie ſo gut ſeyn, läßt mein Herr bitten — daß Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Franciska. Nun denn?

Juſt. Mein Herr verſteht den Rummel, er weiß, daß der Weg zu den Fräuleins durch die Kammermädchens geht: — bild ich mir ein! — Die Jungfer ſoll alſo ſo gut ſeyn, — läßt mein Herr bitten, — und ihm ſagen laſſen, ob er nicht das Vergnügen haben könnte, die Jungfer auf ein Viertelſtündchen zu ſprechen.

Franciska. Mich?

Juſt. Verzeih Sie mir, wenn ich Ihr einen unrechten Titel gebe. — Ja, Sie! — Nur auf ein Viertelſtündchen, aber allein, ganz allein, insgeheim, unter vier Augen. Er hätte Ihr was ſehr Nothwendiges zu ſagen.

Franciska. Gut! ich habe ihm auch viel zu ſagen. — Er kann nur kommen, ich werde zu ſeinem Befehle ſeyn.

Just. Aber, wann kann er kommen? Wann ist es Ihr am gelegensten, Jungfer? So in der Dämmerung?

Franciska. Wie meint Er das? — Sein Herr kann kommen, wann er will — und damit packe Er sich nur!

Just. Herzlich gern! (Will fortgehen.)

Franciska. Hör Er doch! noch auf ein Wort. — Wo sind denn die andern Bedienten des Majors?

Just. Die andern? Dahin, dorthin, überallhin.

Franciska. Wo ist Wilhelm?

Just. Der Kammerdiener? den läßt der Major reisen.

Franciska. So? Und Philipp, wo ist der?

Just. Der Jäger? den hat der Herr aufzuheben gegeben.

Franciska. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne Zweifel. — Aber Martin?

Just. Der Kutscher? der ist weggeritten.

Franciska. Und Fritz?

Just. Der Läufer? der ist avancirt.

Franciska. Wo war Er denn, als der Major bei uns in Thüringen im Winterquartiere stand? Er war wohl noch nicht bei ihm?

Just. O ja, ich war Reitknecht bei ihm, aber ich lag im Lazareth.

Franciska. Reitknecht? und jetzt ist Er?

Just. Alles in allem; Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Franciska. Das muß ich gestehen! So viele gute, tüchtige Leute von sich zu lassen, und gerade den allerschlechtesten zu behalten! Ich möchte doch wissen, was Sein Herr an Ihm fände!

Just. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Franciska. O, man ist auch verzweifelt wenig, wenn

man weiter nichts ist, als ehrlich. — Wilhelm war ein anderer Mensch! — Reisen läßt ihn der Herr?

Just. Ja, er läßt ihn, — da er's nicht hindern kann.

Franciska. Wie?

Just. O, Wilhelm wird sich alle Ehre auf seinen Reisen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Franciska. Was? er ist doch nicht damit durchgegangen?

Just. Das kann man nun eben nicht sagen; sondern als wir von Nürnberg weggingen, ist er uns nur nicht damit nachgekommen.

Franciska. O der Spitzbube!

Just. Es war ein ganzer Mensch! er konnte frisiren, und rasiren, und parliren, — und scharmiren — Nicht wahr?

Franciska. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major gewesen wäre. Konnte er ihn schon nicht als Jäger nützen, so war es doch sonst ein tüchtiger Bursche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

Just. Dem Kommandanten von Spandau.

Franciska. Der Festung? Die Jagd auf den Wällen kann doch auch nicht groß seyn.

Just. O, Philipp jagt auch da nicht.

Franciska. Was thut er denn?

Just. Er karrt.

Franciska. Er karrt?

Just. Aber nur auf drei Jahr. Er machte ein kleines Complott unter des Herrn Compagnie, und wollte sechs Mann durch die Vorposten bringen. —

Franciska. Ich erstaune, der Bösewicht!

Just. O, es ist ein tüchtiger Kerl! ein Jäger, der

funfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräſte, alle Fußſteige, alle Schleifwege kennt. Und ſchießen kann er!

Franciska. Gut, daß der Major nur noch den braven Kutſcher hat!

Juſt. Hat er ihn noch?

Franciska. Ich denke, Er ſagte, Martin wäre weggeritten? So wird er doch wohl wieder kommen?

Juſt. Meint Sie?

Franciska. Wo iſt er denn hingeritten?

Juſt. Es geht nun in die zehnte Woche, da ritt er mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferde — nach der Schwemme.

Franciska. Und iſt noch nicht wieder da? O, der Galgenſtrick!

Juſt. Die Schwemme kann den braven Kutſcher auch wohl verſchwemmt haben! — Es war gar ein rechter Kutſcher! Er hatte in Wien zehn Jahre gefahren. So einen kriegt der Herr gar nicht wieder. Wenn die Pferde in vollem Rennen waren, ſo durfte er nur machen: Burr! und auf einmal ſtanden ſie, wie die Mauern. Dabei war er ein ausgelernter Roßarzt!

Franciska. Nun iſt mir für das Avancement des Läufers bange.

Juſt. Nein, nein, damit hat's ſeine Richtigkeit. Er iſt Trommelſchläger bei einem Garniſonregimente geworden.

Franciska. Dacht ich's doch.

Juſt. Fritz hing ſich an ein liederliches Menſch, kam des Nachts niemals nach Hauſe, machte auf des Herrn Namen überall Schulden, und tauſend infame Streiche. Kurz, der Major ſah, daß er mit aller Gewalt höher wollte: (das Hängen pantomimiſch anzeigend) er brachte ihn alſo auf guten Weg.

Franciska. O der Bube!

Juſt. Aber ein perfekter Läufer iſt er, das iſt gewiß. Wenn ihm der Herr funfzig Schritte vorgab, ſo konnte er ihn mit ſeinem beſten Renner nicht einholen. Fritz hingegen kann dem Galgen tauſend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein. — Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Juſt empfiehlt ſich! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Franciska und hernach der Wirth.

Franciska (die ihm ernſtaft nachſieht). Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Juſt. Ich ſetzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergeſſen. — Ah! der unglückliche Mann! (Kehrt ſich um und will nach dem Zimmer des Fräuleins gehen, indem der Wirth kommt.)

Der Wirth. Warte Sie doch, mein ſchönes Kind.

Franciska. Ich habe jetzt nicht Zeit, Herr Wirth —

Der Wirth. Nur ein kleines Augenblickchen! — Noch keine Nachricht weiter von dem Herrn Major? Das konnte doch unmöglich ſein Abſchied ſeyn!

Franciska. Was denn?

Der Wirth. Hat es Ihr das gnädige Fräulein nicht erzählt? — Als ich Sie, mein ſchönes Kind, unten in der Küche verließ, ſo kam ich von ungefähr wieder hier in den Saal —

Franciska. Von ungefähr, in der Abſicht, ein wenig zu horchen.

Der Wirth. Ei, mein Kind, wie kann Sie das von mir ſagen? Einem Wirthe läßt nichts übler, als Neugierde. — Ich war nicht lange hier, ſo prellte auf einmal die Thüre bei dem gnädigen Fräulein auf. Der Major ſtürzte heraus; das Fräulein ihm nach; beide in einer Bewegung, mit Blicken, in einer Stellung — ſo was läßt ſich nur ſehen. Sie ergriff ihn; er riß ſich los; ſie ergriff ihn wieder. Tellheim! — Fräulein! laſſen Sie mich! — Wohin? — So zog er ſie bis an die Treppe. Mir war ſchon bange, er würde ſie mit herabreißen. Aber er wand ſich noch los. Das Fräulein blieb an der oberſten Schwelle ſtehen, ſah ihm nach, rief ihm nach, rang die Hände. Auf einmal wandte ſie ſich um, lief nach dem Fenſter, von dem Fenſter wieder zur Treppe, von der Treppe in dem Saale hin und wieder. Hier ſtand ich, hier ging ſie dreimal bei mir vorbei, ohne mich zu ſehen. Endlich war es, als ob ſie mich ſähe; aber Gott ſey bei uns! ich glaube, das Fräulein ſah mich für Sie an, mein Kind. „Franciska,“ rief ſie, die Augen auf mich gerichtet, „bin ich nun glücklich?“ Darauf ſah ſie ſteif an die Decke, und wiederum: „bin ich nun glücklich?“ Drauf wiſchte ſie ſich Thränen aus dem Auge und lächelte, und fragte mich wiederum: „Franciska, bin ich nun glücklich?“ — Wahrhaftig, ich wußte nicht, wie mir war. Bis ſie nach ihrer Thüre lief, da kehrte ſie ſich nochmals nach mir um: „So komm doch, Franciska; wer jammert dich nun?“ — Und damit hinein.

Franciska. O, Herr Wirth, das hat Ihnen geträumt.

Der Wirth. Geträumt? Nein, mein ſchönes Kind, ſo umſtändlich träumt man nicht. — Ja, ich wollte wie viel drum geben, — ich bin nicht neugierig, — aber ich wollte wie viel drum geben, wenn ich den Schlüſſel dazu hätte.

Franciska. Den Schlüſſel? zu unſerer Thüre, Herr Wirth,

der ſteckt innerhalb; wir haben ihn zur Nacht hereingezogen; wir ſind furchtſam.

Der Wirth. Nicht ſo einen Schlüſſel; ich will ſagen, mein ſchönes Kind, den Schlüſſel, die Auslegung gleichſam, ſo den eigentlichen Zuſammenhang von dem, was ich geſehen.

Franciska. Ja ſo! — Nun, Adieu, Herr Wirth. Werden wir bald eſſen, Herr Wirth?

Der Wirth. Mein ſchönes Kind, nicht zu vergeſſen, was ich eigentlich ſagen wollte.

Franciska. Nun? aber nur kurz.

Der Wirth. Das gnädige Fräulein hat noch meinen Ring; ich nenne ihn meinen —

Franciska. Er ſoll Ihnen unverloren ſeyn.

Der Wirth. Ich trage darum auch keine Sorge; ich will's nur erinnern. Sieht Sie, ich will ihn gar nicht einmal wieder haben. Ich kann mir doch wohl an den Fingern abzählen, woher ſie den Ring kannte, und woher er dem ihrigen ſo ähnlich ſah. Er iſt in ihren Händen am beſten aufgehoben. Ich mag ihn gar nicht mehr, und will indeß die hundert Piſtolen, die ich darauf gegeben habe, auf des gnädigen Fräuleins Rechnung ſetzen. Nicht ſo recht, mein ſchönes Kind?

Vierter Auftritt.

Paul Werner. Der Wirth. Franciska.

Werner. Da iſt er ja!

Franciska. Hundert Piſtolen? Ich meinte nur achtzig.

Der Wirth. Es iſt wahr, nur neunzig, nur neunzig. Das will ich thun, mein ſchönes Kind, das will ich thun.

Franciska. Alles das wird ſich finden, Herr Wirth.

Werner (der ihnen hinterwärts näher kommt und auf einmal der Franciska auf die Schulter klopft) Frauenzimmerchen! Frauenzimmerchen!

Franciska (erſchrickt). He!

Werner. Erſchreck' Sie nicht! — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, ich ſeh', Sie iſt hübſch, und iſt wohl gar fremd — Und hübſche fremde Leute müſſen gewarnt werden — Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, nehm' Sie ſich vor dem Mann in Acht! (Auf den Wirth zeigend.)

Der Wirth. Je, unvermuthete Freude! Herr Paul Werner! Willkommen bei uns, willkommen! — Ah, es iſt doch immer noch der luſtige, ſpaßhafte, ehrliche Werner! — Sie ſoll ſich vor mir in Acht nehmen, mein ſchönes Kind! Ha, ha, ha!

Werner. Geh Sie ihm überall aus dem Wege!

Der Wirth. Mir! mir! — Bin ich denn ſo gefährlich? — Ha, ha, ha! — Hör' Sie doch, mein ſchönes Kind! Wie gefällt Ihr der Spaß?

Werner. Daß es doch immer Seines gleichen für Spaß erklären, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt.

Der Wirth. Die Wahrheit! ha, ha, ha! — Nicht wahr, mein ſchönes Kind, immer beſſer! Der Mann kann ſpaſſen! Ich gefährlich? — ich? — So vor zwanzig Jahren war was dran. Ja, ja, mein ſchönes Kind, da war ich gefährlich; da wußte manche davon zu ſagen; aber jetzt —

Werner. O über den alten Narren!

Der Wirth. Da ſteckt's eben! Wenn wir alt werden, iſt es mit unſerer Gefährlichkeit aus. Es wird Ihm auch nicht beſſer gehen, Herr Werner!

Werner. Potz Geck und kein Ende! — Frauenzimmerchen,

ſo viel Verſtand wird Sie mir wohl zutrauen, daß ich von der Gefährlichkeit nicht rede. Der eine Teufel hat ihn verlaſſen, aber es ſind dafür ſieben andere in ihn gefahren —

Der Wirth. O hör' Sie doch, hör' Sie doch! Wie er das nun wieder ſo herum zu bringen weiß! — Spaß über Spaß, und immer was Neues! O, es iſt ein vortrefflicher Mann, der Herr Paul Werner! — (Zur Franciska, als ins Ohr.) Ein wohlhabender Mann, und noch ledig. Er hat drei Meilen von hier ein ſchönes Freiſchulzengericht. Der hat Beute gemacht im Kriege! — Und iſt Wachtmeiſter bei unſerm Herrn Major geweſen. O, das iſt ein Freund von unſerm Herrn Major! das iſt ein Freund! der ſich für ihn todt ſchlagen ließe! —

Werner. Ja! und das iſt ein Freund von meinem Major! das iſt ein Freund! — den der Major ſollte todt ſchlagen laſſen.

Der Wirth. Wie? was? — Nein, Herr Werner, das iſt nicht guter Spaß — Ich kein Freund vom Herrn Major? — Nein, den Spaß verſteh' ich nicht.

Werner. Juſt hat mir ſchöne Dinge erzählt.

Der Wirth. Juſt? Ich dacht's wohl, daß Juſt durch Sie ſpräche. Juſt iſt ein böſer, garſtiger Menſch. Aber hier iſt ein ſchönes Kind zur Stelle; das kann reden; das mag ſagen, ob ich kein Freund von dem Herrn Major bin? ob ich ihm keine Dienſte erwieſen habe? Und warum ſollte ich nicht ſein Freund ſeyn? Iſt er nicht ein verdienter Mann? Es iſt wahr, er hat das Unglück gehabt, abgedankt zu werden; aber was thut das? Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen; und wenn er ſie auch alle kennte, ſo kann er ſie nicht alle belohnen.

Werner. Das heißt Ihn Gott ſprechen! — Aber Juſt

— freilich iſt an Juſten auch nicht viel beſonders; doch ein Lügner iſt Juſt nicht; und wenn das wahr wäre, was er mir geſagt hat —

Der Wirth. Ich will von Juſten nichts hören! Wie geſagt, das ſchöne Kind hier mag ſprechen! (Zu ihr ins Ohr.) Sie weiß, mein Kind; den Ring! — Erzähl' Sie es doch Herr Wernern. Da wird er mich beſſer kennen lernen. Und damit es nicht herauskommt, als ob Sie mir nur zu gefallen rede, ſo will ich nicht einmal dabei ſeyn. Ich will nicht dabei ſeyn; ich will gehen; aber Sie ſollen mir es wieder ſagen, Herr Werner, Sie ſollen mir es wieder ſagen, ob Juſt nicht ein garſtiger Verleumder iſt.

Fünfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Werner. Frauenzimmerchen, kennt Sie denn meinen Major?

Franciska. Den Major von Tellheim? Ja wohl kenn' ich den braven Mann.

Werner. Iſt es nicht ein braver Mann? Iſt Sie dem Manne wohl gut? —

Franciska. Vom Grunde meines Herzens.

Werner. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen, nun kommt Sie mir noch einmal ſo ſchön vor. — Aber was ſind denn das für Dienſte, die der Wirth unſerm Major will erwieſen haben?

Franciska. Ich wüßte eben nicht; es wäre denn, daß er ſich das Gute zuſchreiben wollte, welches glücklicher Weiſe aus ſeinem ſchurkiſchen Betragen entſtanden.

Werner. So wäre es ja wahr, was mir Juſt geſagt hat? — (Gegen die Seite, wo der Wirth abgegangen.) Dein Glück, daß du gegangen biſt! — Er hat ihm wirklich die Zimmer ausgeräumt? — So einem Manne ſo einen Streich zu ſpielen, weil ſich das Eſelsgehirn einbildet, daß der Mann kein Geld mehr habe! Der Major kein Geld?

Franciska. So? hat der Major Geld?

Werner. Wie Heu! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm ſchuldig iſt. Ich bin ihm ſelber ſchuldig, und bringe ihm ein altes Reſtchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in dieſem Beutelchen (das er aus der einen Taſche zieht) ſind hundert Louisd'or; und in dieſem Röllchen (das er aus der andern zieht) hundert Ducaten. Alles ſein Geld!

Franciska. Wahrhaftig? Aber warum verſetzt denn der Major? Er hat ja einen Ring verſetzt —

Werner. Verſetzt! Glaub' Sie doch ſo was nicht. Vielleicht, daß er den Bettel hat gern wollen los ſeyn.

Franciska. Es iſt kein Bettel! es iſt ein ſehr koſtbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

Werner. Das wird's auch ſeyn. Von lieben Händen! ja, ja! So was erinnert Einen manchmal, woran man nicht gern erinnert ſeyn will. Drum ſchafft man's aus den Augen.

Franciska. Wie?

Werner. Dem Soldaten geht's in Winterquartieren wunderlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt ſich, und macht vor langer Weile Bekanntſchaften, die er nur auf den Winter meint, und die das gute Herz, mit dem er ſie macht, für Zeitlebens annimmt. Huſch iſt ihm denn ein Ringelchen an den Finger prakticirt; er weiß ſelbſt nicht, wie es dran kommt. Und nicht ſelten gäb' er gern den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Franciska. Ei! und sollte es dem Major auch so gegangen seyn?

Werner. Ganz gewiß. Besonders in Sachsen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte sie alle zwanzig voller Ringe gekriegt.

Franciska (bei Seite). Das klingt ja ganz besonders, und verdient untersucht zu werden. — — Herr Freischulze, oder Herr Wachtmeister —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn's Ihr nichts verschlägt: — Herr Wachtmeister, höre ich am liebsten.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeister, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrschaft. Ich will es nur geschwind hereintragen und bin gleich wieder da. Will Er wohl so gut seyn und so lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

Werner. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun meinetwegen; geh' Sie nur; ich plaudere auch gern; ich will warten.

Franciska. O, warte Er doch ja! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Paul Werner.

Das ist kein unebenes Frauenzimmerchen! — Aber ich hätte ihr doch nicht versprechen sollen zu warten. — Denn das Wichtigste wäre wohl, ich suchte den Major auf. — Er will mein Geld nicht, und versetzt lieber? — Daran kenn' ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein. — Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, besuchte ich die Rittmeisterin

Marloff. Das arme Weib lag krank und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler schuldig geblieben wäre, die sie nicht wüßte, wie sie sie bezahlen sollte. Heute wollte ich sie wieder besuchen; ich wollte ihr sagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. — Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenn's in Persien nicht geht. — Aber sie war über alle Berge. Und ganz gewiß wird sie den Major nicht haben bezahlen können. — Ja, so will ich's machen; und das je eher, je lieber. — Das Frauenzimmerchen mag mir's nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (Geht in Gedanken ab und stößt fast auf den Major, der ihm entgegen kommt.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. So in Gedanken, Werner?

Werner. Da sind Sie ja; ich wollte eben gehen, und Sie in Ihrem neuen Quartiere besuchen, Herr Major.

v. Tellheim. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran.

Werner. Das hätte ich beiher gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie so gut gewesen und mir die hundert Louisd'or aufgehoben. Just hat mir sie wiedergegeben. Es wäre mir wohl freilich lieb, wenn Sie mir sie noch länger aufheben könnten. Aber Sie sind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie noch ich kennen. Wer weiß, wie's da ist. Sie könnten Ihnen da

gestohlen werden und Sie müßten mir sie ersetzen; da hülfe nichts davor. Also kann ich's Ihnen freilich nicht zumuthen.

v. Tellheim (lächelnd). Seit wann bist du so vorsichtig, Werner?

Werner. Es lernt sich wohl. Man kann heut zu Tage mit seinem Gelde nicht vorsichtig genug seyn. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu bestellen, Herr Major; von der Rittmeisterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann ist Ihnen ja vierhundert Thaler schuldig geblieben; hier schickt sie Ihnen auf Abschlag hundert Ducaten. Das Uebrige will sie künftige Woche schicken. Ich möchte wohl selber Ursache seyn, daß sie die Summe nicht ganz schickt. Denn sie war mir auch ein Thaler achtzig schuldig; und weil sie dachte, ich wäre gekommen, sie zu mahnen, — wie's denn auch wohl wahr war; — so gab sie mir sie, und gab sie mir aus dem Röllchen, das sie für Sie schon zurecht gelegt hatte. — Sie können auch schon eher Ihre hundert Thaler ein Acht Tage noch missen, als ich meine paar Groschen. — Da nehmen Sie doch! (Reicht ihm die Rolle Ducaten.)

v. Tellheim. Werner!

Werner. Nun? warum sehen Sie mich so starr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. Tellheim. Werner!

Werner. Was fehlt Ihnen? Was ärgert Sie?

v. Tellheim (bitter, indem er sich vor die Stirne schlägt und mit dem Fuß auftritt). Daß es — die vierhundert Thaler nicht ganz sind!

Werner. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verstanden?

v. Tellheim. Eben weil ich dich verstanden habe! — Daß mich doch die besten Menschen heut am meisten quälen müssen!

Werner. Was ſagen Sie?

v. Tellheim. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (Indem er die Hand, mit der ihm Werner die Ducaten reicht, zurück ſtößt.)

Werner. Sobald ich das los bin!

v. Tellheim. Werner, wenn du nun von mir hörſt: daß die Marloffin heute ganz früh ſelbſt bei mir geweſen iſt?

Werner. So?

v. Tellheim. Daß ſie mir nichts mehr ſchuldig iſt?

Werner. Wahrhaftig?

v. Tellheim. Daß ſie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirſt du dann ſagen?

Werner (der ſich einen Augenblick beſinnt). Ich werde ſagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsfött'ſche Sache um's Lügen iſt, weil man darüber ertappt werden kann.

v. Tellheim. Und wirſt dich ſchämen?

Werner. Aber der, der mich ſo zu lügen zwingt, was ſollte der? Sollte der ſich nicht auch ſchämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich ſagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdröße, ſo hätte ich wieder gelogen, und ich will nicht mehr lügen.

v. Tellheim. Sey nicht verdrießlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

Werner. Sie brauchen es nicht? Und verkaufen lieber, und verſetzen lieber, und bringen ſich lieber in der Leute Mäuler?

v. Tellheim. Die Leute mögen es immer wiſſen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher ſcheinen wollen, als man iſt.

Werner. Aber warum ärmer? — Wir haben, ſo lange unſer Freund hat.

v. Tellheim. Es ziemt ſich nicht, daß ich dein Schuldner bin.

Werner. Ziemt ſich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, ſich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und ſagten: Werner haſt du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflaſche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte ſich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Waſſer damals nicht oft mehr werth war, als aller der Quark! (Indem er auch den Beutel mit den Louisd'or herausſieht und ihm beides hinreicht.) Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie ſich ein, es iſt Waſſer. Auch das hat Gott für alle geſchaffen.

v. Tellheim. Du marterſt mich; du hörſt es ja, ich will dein Schuldner nicht ſeyn.

Werner. Erſt ziemte es ſich nicht; nun wollen Sie nicht? Ja, das iſt was anderes. (Etwas ärgerlich.) Sie wollen mein Schuldner nicht ſeyn? Wenn Sie es denn aber ſchon wären, Herr Major? Oder ſind Sie dem Manne nichts ſchuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf ſpalten ſollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Bruſt jagen wollte? — Was können Sie dieſem Manne mehr ſchuldig werden? Oder hat es mit meinem Halſe weniger zu ſagen als mit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht iſt, bei meiner armen Seele, ſo iſt es auch ſehr abgeſchmackt gedacht!

v. Tellheim. Mit wem ſprichſt du ſo, Werner? Wir ſind allein; jetzt darf ich es ſagen; wenn uns ein Dritter hörte, ſo wäre es Windbeutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, daß ich dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber,

Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben so viel für dich würde gethan haben? He!

Werner. Nur an der Gelegenheit! Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?

v. Tellheim. Also!

Werner. Aber —

v. Tellheim. Warum verstehst du mich nicht recht? Ich sage: es ziemt sich nicht, daß ich dein Schuldner bin; ich will dein Schuldner nicht seyn. Nämlich in den Umständen nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

Werner. So, so! Sie wollen es versparen bis auf bessere Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie selbst welches haben, und ich vielleicht keines.

v. Tellheim. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wieder zu geben weiß.

Werner. Einem Mann, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. Tellheim. Du kennst die Welt! — Am wenigsten muß man sodann von Einem borgen, der sein Geld selbst braucht.

Werner. O ja, so Einer bin ich! Wozu braucht ich's denn? — Wo man einen Wachtmeister nöthig hat, giebt man ihm auch zu leben.

v. Tellheim. Du brauchst es, mehr als Wachtmeister zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der ohne Geld auch der Würdigste zurück bleiben kann.

Werner. Mehr als Wachtmeister zu werden? daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeister, und dürfte

leicht ein schlechter Rittmeister und sicherlich noch ein schlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. Tellheim. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Just gesagt hat. Du hast dein Gut verkauft und willst wieder herum schwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht so wohl das Metier, als die wilde, liederliche Lebensart liebst, die unglücklicher Weise damit verbunden ist. Man muß Soldat seyn für sein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.

Werner. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wissen besser, was sich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus seyn. Sie müssen Geld die Menge bekommen. Sie sollen mir es sodann mit Interessen wieder geben. Ich thu' es ja nur der Interessen wegen.

v. Tellheim. Schweig davon!

Werner. Bei meiner armen Seele, ich thu' es nur der Interessen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen bist? wenn du nichts haben wirst? wenn du wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirst nicht betteln gehen; du wirst zum Major Tellheim gehen; der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern; bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können.

v. Tellheim (indem er Werners Hand ergreift). Und, Kamerad, das denkst du nicht noch?

Werner. Nein, das denk' ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf. — Schon gut! (Will gehen.)

v. Tellheim. Mensch, mache mich nicht rasend! Wo willst du hin? (Hält ihn zurück.) Wenn ich dich nun auf meine Ehre versichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verspreche, daß ich dir es sagen will, wenn ich keins mehr habe; daß du der erste und einzige seyn sollst, bei dem ich mir etwas borgen will: — bist du dann zufrieden?

Werner. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. Tellheim. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewisses Mädchen zu sprechen —

Achter Auftritt.

Franciska aus dem Zimmer des Fräuleins. v. Tellheim. Paul Werner.

Franciska (im Heraustreten). Sind Sie noch da, Herr Wachtmeister? — (Indem sie den Tellheim gewahr wird.) Und Sie sind auch da, Herr Major? — Den Augenblick bin ich zu Ihren Diensten. (Geht geschwind wieder in das Zimmer.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Paul Werner.

v. Tellheim. Das war sie! — Aber ich höre ja, du kennst sie, Werner?

Werner. Ja, ich kenne das Frauenzimmerchen. —

v. Tellheim. Gleichwohl, wenn ich mich recht erinnere, als ich in Thüringen Winterquartier hatte, warst du nicht bei mir?

Werner. Nein, da besorgte ich in Leipzig Montirungsstücke.

v. Tellheim. Woher kennst du sie denn also?

Werner. Unsere Bekanntschaft ist noch blutjung. Sie ist von heute. Aber junge Bekanntschaft ist warm.

v. Tellheim. Also hast du ihr Fräulein wohl auch schon gesehen?

Werner. Ist ihre Herrschaft ein Fräulein? Sie hat mir gesagt, Sie kennten ihre Herrschaft.

v. Tellheim. Hörst du nicht? aus Thüringen her.

Werner. Ist das Fräulein jung?

v. Tellheim. Ja.

Werner. Schön?

v. Tellheim. Sehr schön.

Werner. Reich?

v. Tellheim. Sehr reich.

Werner. Ist Ihnen das Fräulein auch so gut, wie das Mädchen? Das wäre ja vortrefflich!

v. Tellheim. Wie meinst du?

Zehnter Auftritt.

Franciska wieder heraus, mit einem Briefe in der Hand, **v. Tellheim. Paul Werner.**

Franciska. Herr Major —

v. Tellheim. Liebe Franciska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Franciska. In Gedanken werden Sie es doch ſchon gethan haben. Ich weiß, Sie ſind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das iſt gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut ſind, ſo ängſtigen.

Werner (vor ſich). Ha, nun merk' ich. Es iſt richtig!

v. Tellheim. Mein Schickſal, Franciska! — Haſt du ihr den Brief übergeben?

Franciska. Ja und hier übergebe ich Ihnen — (Reicht ihm den Brief.)

v. Tellheim. Eine Antwort? —

Franciska. Nein, Ihren eigenen Brief wieder.

v. Tellheim. Was? Sie will ihn nicht leſen?

Franciska. Sie wollte wohl, aber — wir können Geſchriebenes nicht gut leſen.

v. Tellheim. Schäckerin!

Franciska. Und wir denken, daß das Briefſchreiben für die nicht erfunden iſt, die ſich mündlich mit einander unterhalten können, ſobald ſie wollen.

v. Tellheim. Welcher Vorwand! Sie muß ihn leſen. Er enthält meine Rechtfertigung, — alle die Gründe und Urſachen —

Franciska. Die will das Fräulein von Ihnen ſelbſt hören, nicht leſen.

v. Tellheim. Von mir ſelbſt hören? Damit mich jedes Wort, jede Miene von ihr verwirre; damit ich in jedem ihrer Blicke die ganze Größe meines Verluſts empfinde? —

Franciska. Ohne Barmherzigkeit! — Nehmen Sie! (Sie giebt ihm den Brief.) Sie erwartet Sie um drei Uhr. Sie will ausfahren und die Stadt beſehen. Sie ſollen mit ihr fahren.

v. Tellheim. Mit ihr fahren?

Franciska. Und was geben Sie mir, ſo laß ich Sie beide ganz allein fahren? Ich will zu Hauſe bleiben.

v. Tellheim. Ganz allein?

Franciska. In einem ſchönen verſchloſſenen Wagen.

v. Tellheim. Unmöglich!

Franciska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten! da kann er uns nicht entwiſchen. Darum geſchieht es eben. — Kurz, Sie kommen, Herr Major, und Punkte drei. — Nun? Sie wollten mich ja auch allein ſprechen. Was haben Sie mir denn zu ſagen? — Ja ſo, wir ſind nicht allein. (Indem ſie Wernern anſieht.)

v. Tellheim. Doch, Franciska, wir wären allein. Aber da das Fräulein den Brief nicht geleſen hat, ſo habe ich dir noch nichts zu ſagen.

Franciska. So wären wir doch allein? Sie haben vor dem Herrn Wachtmeiſter keine Geheimniſſe?

v. Tellheim. Nein, keine.

Franciska. Gleichwohl, dünkt mich, ſollten Sie welche vor mir haben.

v. Tellheim. Wie das?

Werner. Warum das, Frauenzimmerchen?

Franciska. Beſonders Geheimniſſe von einer gewiſſen Art — Alle zwanzig, Herr Wachtmeiſter? (Indem ſie beide Hände mit geſpreizten Fingern in die Höhe hält.)

Werner. St! ſt! Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!

v. Tellheim. Was heißt das?

Franciska. Huſch iſt's am Finger, Herr Wachtmeiſter? (Als ob ſie einen Ring geſchwind anſteckte.)

v. Tellheim. Was habt ihr?

Werner. Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen, Sie wird ja wohl Spaß verſtehen?

v. Tellheim. Werner, du haſt doch nicht vergeſſen, was ich dir mehrmal geſagt habe, daß man über einen gewiſſen Punct mit dem Frauenzimmer nie ſcherzen muß?

Werner. Bei meiner armen Seele, ich kann's vergeſſen haben! — Frauenzimmerchen, ich bitte —

Franciska. Nun, wenn es Spaß geweſen iſt; dasmal will ich es Ihm verzeihen.

v. Tellheim. Wenn ich denn durchaus kommen muß, Franciska: ſo mache doch nur, daß das Fräulein den Brief vorher noch lieſt. Das wird mir die Peinigung erſparen, Dinge noch einmal zu denken, noch einmal zu ſagen, die ich ſo gern vergeſſen möchte. Da, gieb ihr ihn! (Indem er den Brief umkehrt und ihr ihn zureichen will, wird er gewahr, daß er erbrochen iſt.) Aber ſehe ich recht? Der Brief, Franciska, iſt ja erbrochen.

Franciska. Das kann wohl ſeyn. (Beſieht ihn.) Wahrhaftig, er iſt erbrochen. Wer muß ihn denn erbrochen haben? Doch geleſen haben wir ihn wirklich nicht, Herr Major, wirklich nicht. Wir wollen ihn auch nicht leſen, denn der Schreiber kommt ſelbſt. Kommen Sie ja; und wiſſen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht ſo, wie Sie da ſind; in Stiefeln, kaum friſirt. Sie ſind zu entſchuldigen, Sie haben uns nicht vermuthet. Kommen Sie in Schuhen und laſſen Sie ſich friſch friſiren. — So ſehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußiſch aus!

v. Tellheim. Ich danke dir, Franciska.

Franciska. Sie ſehen aus, als ob Sie vorige Nacht kampirt hätten.

v. Tellheim. Du kannſt es errathen haben.

Franciska. Wir wollen uns gleich auch putzen und ſodann eſſen. Wir behielten Sie gern zum Eſſen, aber Ihre

Gegenwart möchte uns an dem Eſſen hindern; und ſehen Sie, ſo gar verliebt ſind wir nicht, daß uns nicht hungerte.

v. Tellheim. Ich geh! Franciska, bereite ſie indeß ein wenig vor, damit ich weder in ihren noch in meinen Augen verächtlich werden darf. — Komm, Werner, du ſollſt mit mir eſſen.

Werner. An der Wirthstafel hier im Hauſe? Da wird mir kein Biſſen ſchmecken.

v. Tellheim. Bei mir auf der Stube.

Werner. So folge ich Ihnen gleich. Nur noch ein Wort mit dem Frauenzimmerchen.

v. Tellheim. Das gefällt mir nicht übel! (Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Paul Werner. Franciska.

Franciska. Nun, Herr Wachtmeiſter? —

Werner. Frauenzimmerchen, wenn ich wieder komme, ſoll ich auch geputzter kommen?

Franciska. Komm Er, wie Er will, Herr Wachtmeiſter; meine Augen werden nichts wider Ihn haben. Aber meine Ohren werden deſto mehr auf ihrer Hut gegen Ihn ſeyn müſſen. — Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ei, ei, Herr Wachtmeiſter!

Werner. Nein, Frauenzimmerchen, eben das wollt ich Ihr noch ſagen: die Schnurre fuhr mir nun ſo heraus! Es iſt nichts dran. Man hat ja wohl an Einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal habe ich den Major ſagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten ſeyn, der

ein Mädchen anführen kann! — So denk ich auch, Frauenzimmerchen. Verlaß Sie sich darauf! — Ich muß machen, daß ich ihm nachkomme. — Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (Geht ab.)

Franciska. Gleichfalls, Herr Wachtmeister! — Ich glaube, der Mann gefällt mir! (Indem sie herein gehen will, kommt ihr das Fräulein entgegen.)

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Ist der Major schon wieder fort? — Franciska, ich glaube, ich wäre jetzt schon wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier behalten können.

Franciska. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

Das Fräulein. Desto besser! Sein Brief, o sein Brief! Jede Zeile sprach den ehrlichen, edlen Mann. Jede Weigerung, mich zu besitzen, betheuerte mir seine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt haben, daß wir den Brief gelesen. — Mag er doch, wenn er nur kommt. Er kommt doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel Stolz, Franciska, scheint mir in seiner Aufführung zu seyn. Denn auch seiner Geliebten sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir diesen zu stark merken läßt, Franciska —

Franciska. So wollen Sie seiner entsagen?

Das Fräulein. Ei, sieh doch! Jammert er dich nicht schon wieder? Nein, liebe Närrin, Eines Fehlers wegen entsagt man keinem Manne. Nein, aber ein Streich ist mir

beigefallen, ihn wegen dieſes Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern.

Franciska. Nun da müſſen Sie ja recht ſehr ruhig ſeyn, mein Fräulein, wenn Ihnen ſchon wieder Streiche beifallen.

Das Fräulein. Ich bin es auch; komm nur. Du wirſt deine Rolle dabei zu ſpielen haben. (Sie gehen herein.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: das Zimmer des Fräuleins.

Das Fräulein völlig und reich, aber mit Geſchmack gekleidet. **Franciska.** Sie ſtehen vom Tiſche auf, den ein Bedienter abräumt.

Franciska. Sie können unmöglich ſatt ſeyn, gnädiges Fräulein.

Das Fräulein. Meinſt du, Franciska? Vielleicht, daß ich mich nicht hungrig niederſetzte.

Franciska. Wir hatten ausgemacht, ſeiner während der Mahlzeit nicht zu erwähnen. Aber wir hätten uns auch vornehmen ſollen, an ihn nicht zu denken.

Das Fräulein. Wirklich, ich habe an nichts als an ihn gedacht.

Franciska. Das merkt' ich wohl. Ich fing von hundert Dingen an zu ſprechen und Sie antworteten mir auf jedes verkehrt. (Ein anderer Bedienter trägt Kaffee auf.) Hier kommt eine Nahrung, bei der man eher Grillen machen kann. Der liebe, melancholiſche Kaffee!

Das Fräulein. Grillen? Ich mache keine. Ich denke bloß der Lection nach, die ich ihm geben will. Haſt du mich recht begriffen, Franciska?

Franciska. O ja; am beſten aber wär' es, er erſparte ſie uns.

Das Fräulein. Du wirſt ſehen, daß ich ihn von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichthümern verweigert, wird mich der ganzen Welt ſtreitig machen, ſobald er hört, daß ich unglücklich und verlaſſen bin.

Franciska (ſehr ernſthaft). Und ſo was muß die feinſte Eigenliebe unendlich kitzeln.

Das Fräulein. Sittenrichterin! Seht doch! vorhin ertappte ſie mich auf Eitelkeit, jetzt auf Eigenliebe. — Nun, laß mich nur, liebe Franciska. Du ſollſt mit deinem Wachtmeiſter auch machen können, was du willſt.

Franciska. Mit meinem Wachtmeiſter?

Das Fräulein. Ja, wenn du es vollends läugneſt, ſo iſt es richtig. — Ich habe ihn noch nicht geſehen, aber aus jedem Worte, das du mir von ihm geſagt haſt, prophezeihe ich dir deinen Mann.

Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.

Riccaut (noch innerhalb der Scene). Est-il permis, Monsieur le Major?

Franciska. Was iſt das? Will das zu uns? (Gegen die Thüre gehend.)

Riccaut. Parbleu! Je bin unriktig. — Mais non — Je bin nit unriktig — C'est la chambre —

Franciska. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riccaut. Jß ſo! — Le Major de Tellheim; juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où est-il?

Franciska. Er wohnt nicht mehr hier.

Riccaut. Comment? nok vor vierunſwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräulein (die auf ihn zukommt). Mein Herr, —

Riccaut. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihro Gnad, verzeih —

Das Fräulein. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riccaut. Ah voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce Major!

Das Fräulein. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riccaut. Ihro Gnad nit wiß? C'est dommage; j'en suis faché.

Das Fräulein. Ich hätte mich allerdings darnach

erkundigen ſollen. Freilich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riccaut. Ik bin ſehr von ſeine Freund, Ihro Gnad —

Das Fräulein. Franciska, weißt du es nicht?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein.

Riccaut. Ik hätt ihn zu ſpreck, ſehr nothwendik. Ik komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr fröhlik ſeyn wird.

Das Fräulein. Ich bedaure um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich vielleicht bald ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus weſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr —

Riccaut. Ik verſteh. — Mademoiselle parle françois? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande était bien impolie; Vous me pardonnerés, Mademoiselle. —

Das Fräulein. Mein Herr —

Riccaut. Nit? Sie ſprek nit Franzöſiſch, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riccaut. Gutt, gutt! Ik kann auk mit auf Deutſch explicier. — Sachés donc, Mademoiselle. — Ihro Gnad ſoll alſo wiß, daß ik komm von die Tafel bei der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heiß der Miniſter da draus? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —

Das Fräulein. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riccaut. Nun, die Miniſter von der Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag geſpeiſen; — ik ſpeiſen à l'ordinaire bei ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Ministre m'a dit en confidence, car

Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Excellenz, will ik ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf reſolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout dépend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et Vous me connoissés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aiméa? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coute un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse, et non pas un honnêt-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me depars jamais. — Was ſag Ihro Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le cœur bien placé! Er hat mir au reste verſikert, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une Lettre de la main — eine Königlichen Handbrief, daß er heut infailliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräulein. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſeyn. Ich wünſchte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der ſo viel Antheil an ſeinem Glücke nimmt —

Riccaut. Mein Namen wünſcht Ihro Gnad? — Vous voyés en moi — Ihro Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or. — Ihro Gnad ſteh verwundert, mik aus ſo ein groß, groß Familie zu hören, qui est véritablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute

le Cadet le plus avantureux, que la maison a jamais eu — Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedienet Sr. Päpſtlichen Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Polen, und den Staaten General, bis ik endlich bin worden gezogen hieher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vu ce pais-là! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten-General, ſo müßt ik nun ſeyn aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewig Capitaine geblieben, und nun gar ſein ein abgedankte Capitaine —

Das Fräulein. Das iſt viel Unglück.

Riccaut. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et par-là mis sur le pavé!

Das Fräulein. Ich beklage ſehr.

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn ſik hier nicht auf den Verdienſt. Einen Mann wie mik, ſu reformir! — Einen Mann, der ſik nok daſu in dieſem Dienſt hat rouinir! — Ik haben dabei ſugeſetzt, mehr als ſwanſik tauſend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-á-vis du rien. —

Das Fräulein. Es thut mir ungemein leid.

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg ſu ſagen: ein jeder Unglück ſchlepp nak ſik ſeine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: ſo mit mir arrivir. Was ein Honnêt-homme von mein Extraction kann anders haben für Ressource, als das Spiel? Nun hab ik immer geſpielen mit Glück, ſo lang ik hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthen, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit fünfzehn Tag iſt vergangen keine, wo ſie mik nit hab geſprenkt.

Not geſtern hab ſie mir geſprengt dreimal. Je sais bien, qu'il y avoit quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes pontes ce trouvoient certaines dames — Ich will nichs weiter ſag. Man muß ſeyn galant gegen die Damen. Sie haben auf mich heut invitir, mir zu geben revanche; mais — Vous m'entendés, Mademoiselle — Man muß erſt wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon zu ſpielen. —

Das Fräulein. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riccaut. Vous étes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräulein (nimmt die Franciska bei Seite). Franciska, der Mann dauert mich im Ernſte. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböte?

Franciska. Der ſieht mir nicht darnach aus.

Das Fräulein. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie ſpielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel ſehr liebe, —

Riccaut. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur.

Das Fräulein. Daß ich ſehr gern gewinne; ſehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu ſpielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Geſellſchaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle, Vous voulés étre de moitié avec moi? De tout mon cœur.

Das Fräulein. Fürs erſte nur mit einer Kleinigkeit — (Geht und langt Geld aus ihrer Schatulle.)

Riccaut. Ah, Mademoiselle, que Vous étes charmante! —

Das Fräulein. Hier habe ich, was ich unlängſt gewonnen, nur zehn Piſtolen — ich muß mich zwar ſchämen, ſo wenig —

Riccaut. Donnés toujours, Mademoiselle, donnés. (Nimmt es.)

Das Fräulein. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, sehr ansehnlich ist —

Riccaut. Ja wohl sehr ansehnlik. Sehn Pistol? Ihr Gnad soll seyn dafür interessir bei meiner Bank auf ein Drettheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreitheil sollen seyn — etwas mehr. Dok mit einer schöne Damen, muß man es nehmen nit so genau. Ik gratulir mik, su kommen dadurk in liaison mit Ihro Gnad, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

Das Fräulein. Ich kann aber nicht dabei seyn, wenn Sie spielen, mein Herr.

Riccaut. Was braut Ihro Gnad dabei su seyn, Wir andern Spieler sind ehrlike Leut unter einander.

Das Fräulein. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riccaut. So komm ik holen Rekruten. Mit wahr, Ihro Gnad?

Das Fräulein. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie unser Geld daher ja wohl, mein Herr,

Riccaut. Wofür seh mik Ihro Gnad an? Für ein Einfallspinse? für eine dumme Teuf?

Das Fräulein. Verzeihen Sie mir —

Riccaut. Je suis des Bons, Mademoiselle. Savés-vous ce que cela veut dire? Ik bin von die Ausgelernt —

Das Fräulein. Aber doch wohl, mein Herr —

Riccaut. Je sais monter un coup —

Das Fräulein (verwundernd). Sollten Sie?

Riccaut. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräulein. Nimmermehr!

Riccaut. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

Das Fräulein. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riccaut. Was nit? Ihro Gnade, was nit? Donnés-moi un pigeonneau à plumer, et —

Das Fräulein. Falſch ſpielen? betrügen?

Riccaut. Comment, Mademoiselle? Vous appellés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer sous ses doigts, être sûr de son fait, das nenn die Deutſch betrügen? Betrügen! O, was iſt die deutſch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!

Das Fräulein. Nein, mein Herr, wenn Sie ſo denken —

Riccaut. Laissés-moi faire, Mademoiselle, und ſeyn Sie ruhik! Was gehen Sie an, wie ik ſpiel? — Gnug, morgen entweder ſehn mik wieder Ihro Gnad mit hundert Piſtol, oder ſeh mik wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiselle, votre très-humble — (Eilends ab.)

Das Fräulein (die ihm mit Erſtaunen und Verdruß nachſieht). Ich wünſche das letzte, mein Herr, das letzte!

Dritter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Franciska (erbittert). Kann ich noch reden? O ſchön! o ſchön!

Das Fräulein. Spotte nur; ich verdiene es. (Nach einem kleinen Nachdenken, und gelaſſener.) Spotte nicht, Franciska; ich verdiene es nicht.

Franciska. Vortrefflich! da haben Sie etwas allerliebſtes gethan, einem Spitzbuben wieder auf die Beine geholfen.

Das Fräulein. Es war einem Unglücklichen zugedacht.

Franciska. Und was das beſte dabei iſt: der Kerl hält Sie für ſeinesgleichen. — O, ich muß ihm nach, und ihm das Geld wieder abnehmen. (Will fort.)

Das Fräulein. Franciska, laß den Caffee nicht vollends kalt werden, ſchenk ein.

Franciska. Er muß es Ihnen wieder geben; Sie haben ſich anders beſonnen; Sie wollen mit ihm nicht in Geſellſchaft ſpielen. Zehn Piſtolen! Sie hörten ja, Fräulein, daß es ein Bettler war! (Das Fräulein ſchenkt indeß ſelbſt ein.) Wer wird einem Bettler ſo viel geben? Und ihm noch dazu die Erniedrigung, es erbettelt zu haben, zu erſparen ſuchen? Den Mildthätigen, der den Bettler aus Großmuth verkennen will, verkennt der Bettler wieder. Nun mögen Sie es haben, Fräulein, wenn er Ihre Gabe ich weiß nicht wofür anſieht. — (Und reicht der Franciska eine Taſſe.) Wollen Sie mir das Blut noch mehr in Wallung bringen? Ich mag nicht trinken. (Das Fräulein ſetzt ſie wieder weg.) — „Parbleu, Ihro Gnad, man kenn ſie hier nit auf den Verdienſt" (In dem Tone des Franzoſen) Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben ſo ungehangen herumlaufen läßt.

Das Fräulein (kalt und nachdenkend, indem ſie trinkt). Mädchen, du verſtehſt dich ſo trefflich auf die guten Menſchen: aber, wann willſt du die ſchlechten ertragen lernen? — Und ſie ſind doch auch Menſchen. — Und öfters bei weitem ſo ſchlechte Menſchen nicht, als ſie ſcheinen. — Man muß ihre gute Seite nur aufſuchen. — Ich bilde mir ein, dieſer Franzoſe iſt nichts als eitel. Aus bloßer Eitelkeit macht er ſich zum

falſchen Spieler; er will mir nicht verbunden ſcheinen; er will ſich den Dank erſparen. Vielleicht, daß er nun hingeht, ſeine kleine Schulden bezahlt, von dem Reſte, ſo weit er reicht, ſtill und ſparſam lebt, und an das Spiel nicht denkt. Wenn das iſt, liebe Franciska, ſo laß ihn Rekruten holen, wenn er will. — (Giebt ihr die Taſſe.) Da, ſetz weg! — Aber, ſage mir, ſollte Tellheim nicht ſchon da ſeyn?

Franciska. Nein, gnädiges Fräulein; ich kann beides nicht; weder an einem ſchlechten Menſchen die gute, noch an einem guten Menſchen die böſe Seite aufſuchen.

Das Fräulein. Er kommt doch ganz gewiß? —

Franciska. Er ſollte wegbleiben! — Sie bemerken an ihm, an ihm, dem beſten Manne, ein wenig Stolz, und darum wollen ſie ihn necken?

Das Fräulein. Kommſt du da wieder hin? — Schweig, das will ich nun einmal ſo. Wo du mir dieſe Luſt verdirbſt, wo du nicht alles ſagſt und thuſt, wie wir es abgeredet haben! — Ich will dich ſchon allein mit ihm laſſen; und dann — — Jetzt kommt er wohl.

Vierter Auftritt.

Paul Werner (der in einer ſteifen Stellung, gleichſam im Dienſte, hereintritt). **Das Fräulein. Franciska.**

Franciska. Nein, es iſt nur ſein lieber Wachtmeiſter.

Das Fräulein. Lieber Wachtmeiſter? Auf wen bezieht ſich dieſes Lieber?

Franciska. Gnädiges Fräulein, machen Sie mir den

Mann nicht verwirrt. — Ihre Dienerin, Herr Wachtmeiſter; was bringen Sie uns?

Werner (geht, ohne auf die Franciska zu achten, an das Fräulein). Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachtmeiſter Werner, ſeinen unterthänigen Reſpect vermelden, und ſagen, daß er ſogleich hier ſeyn werde.

Das Fräulein. Wo bleibt er denn?

Werner. Ihro Gnaden werden verzeihen; wir ſind, noch vor dem Schlage drei aus dem Quartier gegangen, aber da hat ihn der Kriegszahlmeiſter unterwegs angeredt, und weil mit dergleichen Herrn des Redens immer kein Ende iſt: ſo gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

Das Fräulein. Recht wohl, Herr Wachtmeiſter. Ich wünſche nur, daß der Kriegszahlmeiſter dem Major etwas angenehmes möge zu ſagen haben.

Werner. Das haben dergleichen Herren den Officieren ſelten. — Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen? (Im Begriffe wieder zu gehen.)

Franciska. Nun, wo denn ſchon wieder hin, Herr Wachtmeiſter? Hätten wir denn nichts mit einander zu plaudern?

Werner (ſachte zur Franciska, und ernſthaft). Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es iſt wider den Reſpect, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

Das Fräulein. Ich danke für Seine Bemühung, Herr Wachtmeiſter. — Es iſt mir lieb geweſen, Ihn kennen zu lernen. Franciska hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. (Werner macht eine ſteife Verbeugung und geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska.

Das Fräulein. Das iſt dein Wachtmeiſter, Franciska?

Franciska. Wegen des ſpöttiſchen Tones habe ich nicht Zeit, dieſes Dein nochmals aufzumutzen. — — Ja, gnädiges Fräulein, das iſt mein Wachtmeiſter. Sie finden ihn ohne Zweifel ein wenig ſteif und hölzern. Jetzt kam er mir faſt auch ſo vor. Aber ich merke wohl, er glaubte vor Ihro Gnaden auf die Parade ziehen zu müſſen. Und wenn die Soldaten paradiren, — ja freilich ſcheinen ſie da mehr Drechslerpuppen, als Männer. Sie ſollten ihn hingegen nur ſehen und hören, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Das Fräulein. Das müßte ich denn wohl.

Franciska. Er wird noch auf dem Saale ſeyn. Darf ich nicht gehen und ein wenig mit ihm plaudern?

Das Fräulein. Ich verſage dir ungern dieſes Vergnügen. Du mußt hier bleiben, Franciska. Du mußt bei unſerer Unterredung gegenwärtig ſeyn. — Es fällt mir noch etwas bei. (Sie zieht ihren Ring vom Finger.) Da, nimm meinen Ring, verwahre ihn und gieb mir des Majors ſeinen dafür.

Franciska. Warum das?

Das Fräulein (indem Franciska den andern Ring holt). Recht weiß ich es ſelbſt nicht, aber mich dünkt, ich ſehe ſo etwas voraus, wo ich ihn brauchen könnte. — Man pocht. — Geſchwind gieb her! (Sie ſteckt ihn an.) Er iſt's!

Sechster Auftritt.

v. Tellheim in dem nämlichen Kleide, aber sonst so, wie es Franciska verlangt. Das Fräulein. Franciska.

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein, Sie werden mein Verweilen entschuldigen. —

Das Fräulein. O Herr Major, so gar militärisch wollen wir es mit einander nicht nehmen. Sie sind ja da! Und ein Vergnügen erwarten ist auch ein Vergnügen. — Nun? (indem sie ihm lächelnd ins Gesicht sieht) lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?

v. Tellheim. Ja wohl, Kinder, gnädiges Fräulein; Kinder, die sich sperren, wo sie gelassen folgen sollten.

Das Fräulein. Wir wollen ausfahren, lieber Major, — die Stadt ein wenig zu besehen, — und hernach meinem Oheim entgegen.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Sehen Sie, auch das Wichtigste haben wir einander noch nicht sagen können. Ja, er trifft noch heut hier ein. Ein Zufall ist Schuld, daß ich einen Tag früher ohne ihn angekommen bin.

v. Tellheim. Der Graf von Bruchsall? Ist er zurück?

Das Fräulein. Die Unruhen des Krieges verscheuchten ihn nach Italien; der Friede hat ihn wieder zurückgebracht. — Machen Sie sich keine Gedanken, Tellheim. Besorgten wir schon ehemals das stärkste Hinderniß unserer Verbindung von seiner Seite —

v. Tellheim. Unserer Verbindung?

Das Fräulein. Er ist Ihr Freund. — Er hat von zu Vielen zu viel Gutes von Ihnen gehört, um es nicht zu seyn.

Er brennt, den Mann von Antlitz zu kennen, den seine einzige Erbin gewählt hat. Er kommt als Oheim, als Vormund, als Vater, mich Ihnen zu übergeben.

v. Tellheim. Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht gelesen? Warum haben Sie ihn nicht lesen wollen?

Das Fräulein. Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich, Sie schickten mir einen. Wie war es denn mit diesem Briefe, Franciska? Haben wir ihn gelesen oder haben wir ihn nicht gelesen? Was schrieben Sie mir denn, lieber Tellheim? —

v. Tellheim. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

Das Fräulein. Das ist, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht sitzen zu lassen. Freilich befiehlt das die Ehre. Gewiß, ich hätte den Brief lesen sollen. Aber was ich nicht gelesen habe, das höre ich ja.

v. Tellheim. Ja, Sie sollen es hören —

Das Fräulein. Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es versteht sich von selbst. Sie könnten eines so häßlichen Streiches fähig seyn, daß Sie mich nun nicht wollten? Wissen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beschimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weisen. — „Das ist sie," würde es heißen, „das ist das Fräulein von Barnhelm, die sich einbildete, weil sie reich sey, den wackern Tellheim zu bekommen: als ob die wackern Männer für Geld zu haben wären!" So würde es heißen, denn meine Landsmänninnen sind alle neidisch auf mich. Daß ich reich bin, können sie nicht läugnen, aber davon wollen sie nichts wissen, daß ich auch sonst noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das seines Mannes werth ist. Nicht wahr, Tellheim?

v. Tellheim. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen

abgedankten, an ſeiner Ehre gekränkten Officier, einen Krüppel, einen Bettler, trefflich beneiden.

Das Fräulein. Und das alles wären Sie? Ich hörte ſo was, wenn ich mich nicht irre, ſchon heute Vormittag. Da iſt Böſes und Gutes unter einander. Laſſen Sie uns doch jedes näher beleuchten. — Verabſchiedet ſind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment ſey bloß untergeſteckt worden. Wie iſt es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdienſten nicht beibehalten?

v. Tellheim. Es iſt gekommen, wie es kommen müſſen. Die Großen haben ſich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für ſie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles ſeiner eigenen Ehre wegen thut. Was können ſie ihm alſo ſchuldig zu ſeyn glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meines gleichen entbehrlich gemacht, und am Ende iſt ihnen niemand unentbehrlich.

Das Fräulein. Sie ſprechen, wie ein Mann ſprechen muß, dem die Großen hinwiederum ſehr entbehrlich ſind. Und niemals waren ſie es mehr, als jetzt. Ich ſage den Großen meinen großen Dank, daß ſie ihre Anſprüche auf einen Mann haben fahren laſſen, den ich doch nur ſehr ungern mit ihnen getheilt hätte. — Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabſchiedet zu ſinden, das Glück hätte ich mir kaum träumen laſſen! — Doch Sie ſind nicht bloß verabſchiedet: Sie ſind noch mehr. Was ſind Sie noch mehr? Ein Krüppel: ſagten Sie? Nun, (indem ſie ihn von oben bis unten betrachtet) der Krüppel iſt doch noch ziemlich ganz und gerade; ſcheint doch noch ziemlich geſund und ſtark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verluſt Ihrer geſunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken: ſo prophezeihe ich Ihnen, daß Sie vor den wenigſten Thüren

etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. Tellheim. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

Das Fräulein. Und ich höre in Ihrem Verweise nur das Liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig seyn. Denn ich besinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel sind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm ein wenig gelähmt. — Doch alles wohl überlegt: so ist auch das so schlimm nicht. Um so viel sicherer bin ich vor Ihren Schlägen.

v. Tellheim. Fräulein!

Das Fräulein. Sie wollen sagen: Aber Sie um so viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen lassen.

v. Tellheim. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mit lachen kann.

Das Fräulein. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft seyn? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilt Ihre Umstände weit richtiger, als Sie selbst. Weil Sie verabschiedet sind, nennen Sie sich an Ihrer Ehre gekränkt; weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, machen Sie sich zu einem Krüppel. Ist das so recht? Ist das keine Uebertreibung? Und ist es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen so fähig sind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieser eben so wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweimal, dreimal Ihre Equipage verloren haben; bei dem oder jenem Banquier werden einige Capitale jetzt mit schwinden; Sie werden diesen und jenen Vorschuß, den Sie im Dienste

gethan, keine Hoffnung haben, wieder zu erhalten: aber sind Sie darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch nichts übrig geblieben ist, als was mein Oheim für Sie mitbringt —

v. Tellheim. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, wird für mich nichts mitbringen.

Das Fräulein. Nichts, als die zweitausend Pistolen, die Sie unsern Ständen so großmüthig vorschossen.

v. Tellheim. Hätten Sie doch nur meinen Brief gelesen, gnädiges Fräulein!

Das Fräulein. Nun ja, ich habe ihn gelesen. Aber was ich über diesen Punct darin gelesen, ist mir ein wahres Räthsel. Unmöglich kann man Ihnen aus einer edlen Handlung ein Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie mir doch, lieber Major —

v. Tellheim. Sie erinnern sich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Kontribution mit der äußersten Strenge baar beizutreiben. Ich wollte mir diese Strenge ersparen, und schoß die fehlende Summe selbst vor. —

Das Fräulein. Ja wohl erinnere ich mich. — Ich liebte Sie um dieser That willen, ohne Sie noch gesehen zu haben.

v. Tellheim. Die Stände gaben mir ihren Wechsel, und diesen wollte ich bei Zeichnung des Friedens unter die zu ratihabirende Schulden eintragen lassen. Der Wechsel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum desselben streitig gemacht. Man zog spöttisch das Maul, als ich versicherte, die Valute baar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für das Gratial der Stände, weil ich sobald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der ich mich nur im äußersten Nothfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechsel aus meinen

Händen, und wenn er bezahlt wird, wird er ſicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierdurch, mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt, nicht durch den Abſchied, den ich gefordert haben würde, wenn ich ihn nicht bekommen hätte. — Sie ſind ernſthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha, ha! Ich lache ja.

Das Fräulein. O, erſticken Sie dieſes Lachen, Tellheim! Ich beſchwöre Sie! Es iſt das ſchreckliche Lachen des Menſchenhaſſes! Nein, Sie ſind der Mann nicht, den eine gute That reuen kann, weil ſie üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich können dieſe üble Folgen dauern! Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Das Zeugniß meines Oheims, aller unſrer Stände —

v. Tellheim. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha, ha, ha!

Das Fräulein. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn Sie an Tugend und Vorſicht glauben, Tellheim, ſo lachen Sie ſo nicht! Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. — Und laſſen Sie uns das Schlimmſte ſetzen! Wenn man Sie hier durchaus verkennen will: ſo kann man Sie bei uns nicht verkennen. Nein, wir können, wir werden Sie nicht verkennen, Tellheim. Und wenn unſere Stände die geringſte Empfindung von Ehre haben, ſo weiß ich was ſie thun müſſen. Doch ich bin nicht klug: was wäre das nöthig? Bilden Sie ſich ein, Tellheim, Sie hätten die zweitauſend Piſtolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie: die Dame (auf ſich weiſend) wird Ihnen deſto günſtiger ſeyn. — Die Vorſicht, glauben Sie mir, hält den ehrlichen Mann immer ſchadlos, und öfters ſchon im voraus. Die That, die Sie einmal um zweitauſend Piſtolen bringen ſollte, erwarb mich Ihnen. Ohne dieſe That würde ich nie begierig geweſen ſeyn, Sie kennen zu lernen,

Sie wiſſen, ich kam uneingeladen in die erſte Geſellſchaft, wo ich Sie zu finden glaubte. Ich kam bloß Ihrentwegen. Ich kam in dem feſten Vorſatze, Sie zu lieben, — ich liebte Sie ſchon! — in dem feſten Vorſatze, Sie zu beſitzen, wenn ich Sie auch ſo ſchwarz und häßlich finden ſollte, als den Mohr von Venedig. Sie ſind ſo ſchwarz und häßlich nicht; auch ſo eiferſüchtig werden Sie nicht ſeyn. Aber, Tellheim, Tellheim, Sie haben doch noch viel ähnliches mit ihm! O, über die wilden, unbiegſamen Männer, die nur immer ihr ſtieres Auge auf das Geſpenſt der Ehre heften! für alles andere Gefühl ſich verhärten! — Hierher Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (Der indeß verletzt und unbeweglich mit ſtarren Augen immer auf eine Stelle geſehen.) Woran denken Sie? Sie hören mich nicht?

v. Tellheim (zerſtreut). O ja! Aber ſagen Sie mir doch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in Venetianiſche Dienſte? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er ſeinen Arm und ſein Blut einem fremden Staate? —

Das Fräulein (erſchrocken). Wo ſind Sie, Tellheim? — Nun iſt es Zeit, daß wir abbrechen. — Kommen Sie! (Indem ſie ihn bei der Hand ergreift.) — Franciska, laß den Wagen vorfahren.

v. Tellheim (der ſich von dem Fräulein losreißt und der Franciska nachgeht). Nein, Franciska, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten. — Mein Fräulein, laſſen Sie mir noch heute meinen geſunden Verſtand, und beurlauben Sie mich. Sie ſind auf dem beſten Wege, mich darum zu bringen. Ich ſtemme mich, ſo viel ich kann. — Aber weil ich noch bei Verſtande bin, ſo hören Sie, mein Fräulein, was ich feſt beſchloſſen habe, wovon mich nichts in der Welt abbringen ſoll. — Wenn nicht noch ein glücklicher Wurf für

mich im Spiele iſt,' wenn ſich das Blatt nicht völlig wendet, wenn —

Das Fräulein. Ich muß Ihnen ins Wort fallen, Herr Major. — Das hätten wir ihm gleich ſagen ſollen, Franciska. Du erinnerſt mich auch an gar nichts. — Unſer Geſpräch würde ganz anders gefallen ſeyn, Tellheim, wenn ich mit der guten Nachricht angefangen hätte, die Ihnen der Chevalier de la Marliniere nur eben zu bringen kam.

v. Tellheim. Der Chevalier de la Marliniere? Wer iſt das?

Franciska. Es mag ein ganz guter Mann ſeyn, Herr Major, bis auf —

Das Fräulein. Schweig, Franciska! — Gleichfalls ein verabſchiedeter Officier, der aus holländiſchen Dienſten —

v. Tellheim. Ha! der Lieutenant Riccaut!

Das Fräulein. Er verſicherte, daß er Ihr Freund ſey.

v. Tellheim. Ich verſichere, daß ich ſeiner nicht bin.

Das Fräulein. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher Miniſter vertraut habe, Ihre Sache ſey dem glücklichſten Ausgange nahe. Es müſſe ein königliches Handſchreiben an Sie unterwegs ſeyn. —

v. Tellheim. Wie kämen Riccaut und ein Miniſter zuſammen? — Etwas zwar muß in meiner Sache geſchehen ſeyn. Denn nur jetzt erklärte mir der Kriegszahlmeiſter, daß der König alles niedergeſchlagen habe, was wider mich urgirt worden, und daß ich mein ſchriftlich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier zu gehen, als bis man mich völlig entladen habe, wieder zurücknehmen könne. — Das wird es aber auch alles ſeyn. Man wird mich wollen laufen laſſen. Allein man irrt ſich; ich werde nicht laufen. Eher ſoll mich hier das äußerſte Elend vor den Augen meiner Verleumder verzehren —

Das Fräulein. Hartnäckiger Mann!

v. Tellheim. Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

Das Fräulein. Die Ehre eines Mannes wie Sie —

v. Tellheim (hitzig). Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unseres Gewissens, nicht das Zeugniß weniger Rechtschaffnen —

Das Fräulein. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre ist — die Ehre.

v. Tellheim. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden lassen. — Ich wollte sagen: wenn man mir das Meinige so schimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenste Genugthuung geschieht, so kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht seyn. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu seyn. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbescholtenen Mann. Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —

Das Fräulein. Und das ist Ihr Ernst, Herr Major? — (Indem sie ihm plötzlich den Rücken wendet.) Franciska!

v. Tellheim. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein (bei Seite zur Franciska). Jetzt wäre es Zeit! Was räthst du mir, Franciska? —

Franciska. Ich rathe nichts. Aber freilich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. Tellheim (der sie zu unterbrechen kommt). Sie sind ungehalten, mein Fräulein —

Das Fräulein (höhnisch). Ich? im geringsten nicht.

v. Tellheim. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

Das Fräulein (noch in diesem Tone). O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und sehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben so gut, daß ich nicht offenherziger gewesen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewährt haben, was mir Ihre Liebe versagt. — (Indem sie den Ring langsam vom Finger zieht).

v. Tellheim. Was meinen Sie damit, Fräulein?

Das Fräulein. Nein, keines muß das andere weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen sollten.

v. Tellheim. Spotten Sie, mein Fräulein?

Das Fräulein. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (Ueberreicht ihm den Ring.) Es sey drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben.

v. Tellheim. Was höre ich?

Das Fräulein. Und das befremdet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben sich doch wohl nicht bloß geziert?

v. Tellheim (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt). Gott! so kann Minna sprechen! —

Das Fräulein. Sie können der Meinige in Einem Fall nicht seyn; ich kann die Ihrige in keinem seyn. Ihr Unglück ist wahrscheinlich; meines ist gewiß. — Leben Sie wohl! (Will fort.)

v. Tellheim. Wohin, liebste Minna? —

Das Fräulein. Mein Herr, Sie beschimpfen mich jetzt mit dieser vertraulichen Benennung.

v. Tellheim. Was ist Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

Das Fräulein. Lassen Sie mich. — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Franciska.

v. Tellheim. Ihre Thränen? Und ich sollte sie lassen? (Will ihr nach.)

Franciska (die ihn zurückhält). Nicht doch, Herr Major! Sie werden ihr ja nicht in ihr Schlafzimmer folgen wollen?

v. Tellheim. Ihr Unglück? Sprach sie nicht von Unglück?

Franciska. Nun freilich; das Unglück, Sie zu verlieren, nachdem —

v. Tellheim. Nachdem? was nachdem? Hier hinter steckt mehr. Was ist es, Franciska? Rede, sprich —

Franciska. Nachdem sie, wollte ich sagen, — Ihnen so vieles aufgeopfert.

v. Tellheim. Mir aufgeopfert?

Franciska. Hören Sie nur kurz. — Es ist — für Sie recht gut, Herr Major, daß Sie auf diese Art von ihr los gekommen sind. — Warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Es kann doch länger kein Geheimniß bleiben. — Wir sind entflohen! — Der Graf von Bruchsall hat das Fräulein enterbt, weil sie keinen Mann von seiner Hand annehmen wollte. Alles verließ, alles verachtete sie hierauf. Was sollten wir thun? Wir entschlossen uns denjenigen aufzusuchen, dem wir —

v. Tellheim. Ich habe genug. — Komm, ich muß mich zu ihren Füßen werfen.

Franciska. Was denken Sie? Gehen Sie vielmehr und danken Ihrem guten Geſchicke —

v. Tellheim. Elende! für wen hältſt du mich? — Nein, liebe Franciska, der Rath kam nicht aus deinem Herzen. Vergieb meinem Unwillen!

Franciska. Halten Sie mich nicht länger auf. Ich muß ſehen, was ſie macht. Wie leicht könnte ihr etwas zugeſtoßen ſeyn. — Gehen Sie! Kommen Sie lieber wieder, wenn Sie wieder kommen wollen. (Geht dem Fräulein nach.)

Achter Auftritt.

v. Tellheim.

Aber Franciska! — O, ich erwarte euch hier! — Nein, das iſt dringender! — Wenn ſie Ernſt ſieht, kann mir ihre Vergebung nicht entſtehen. — Nun brauch ich dich, ehrlicher Werner! — Nein, Minna, ich bin kein Verräther! (Eilends ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: der Saal.

v. Tellheim von der einen und Werner von der andern Seite.

v. Tellheim. Ha, Werner! ich ſuche dich überall. Wo ſteckſt du?

Werner. Und ich habe Sie gesucht, Herr Major; so geht's mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. Tellheim. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten, ich brauche dein Geld. Geschwind, Werner, gieb mir so viel du hast; und dann suche so viel aufzubringen als du kannst.

Werner. Herr Major? — Nun, bei meiner armen Seele, habe ich's doch gesagt: er wird Geld von mir borgen, wenn er selber welches zu verleihen hat.

v. Tellheim. Du suchst doch nicht Ausflüchte?

Werner. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, so nimmt er mir's mit der Rechten, und giebt mir's mit der Linken wieder.

v. Tellheim. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wieder zu geben; aber wann und wie? — das weiß Gott!

Werner. Sie wissen es also noch nicht, daß die Hofstaatscasse Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bei —

v. Tellheim. Was plauderst du? Was lässest du dir weiß machen? Begreifst du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am ersten wissen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

Werner. Je nu! mit Freuden! hier ist was! — Das sind die hundert Louisd'or, und das die hundert Ducaten. — (Giebt ihm beides.)

v. Tellheim. Die hundert Louisd'or, Werner, geh und bringe Justen. Er soll sogleich den Ring wieder einlösen, den er heute früh versetzt hat. — Aber wo wirst du mehr her nehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

Werner. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erſt in vierzehn Tagen; aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. Tellheim. Nun ja, lieber Werner! — Siehſt du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch alles vertrauen. Das Fräulein hier, — du haſt ſie geſehen, — iſt unglücklich —

Werner. O Jammer!

v. Tellheim. Aber morgen iſt ſie meine Frau —

Werner. O Freude!

v. Tellheim. Und Uebermorgen geh ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier alles im Stiche gelaſſen! Wer weiß, wo mir ſonſt ein Glück aufgehoben iſt. Wenn du willſt, Werner, ſo komm mit. Wir wollen wieder Dienſte nehmen.

Werner. Wahrhaftig? — Aber doch wo's Krieg giebt, Herr Major?

v. Tellheim. Wo ſonſt? — Geh, lieber Werner, wir ſprechen davon weiter.

Werner. O Herzensmajor! — Uebermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will ſchon alles zuſammenbringen. — In Perſien, Herr Major, giebt's einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

v. Tellheim. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner! —

Werner. Juchhe! es lebe der Prinz Heraklius! (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

v. Tellheim.

Wie ist mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eigenes Unglück schlug mich nieder, machte mich ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig; ihr Unglück hebt mich empor, ich sehe wieder frei um mich, und fühle mich willig und stark, alles für sie zu unternehmen — Was verweile ich? (Will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franciska entgegen kommt.)

Dritter Auftritt.

Franciska. v. Tellheim.

Franciska. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. — Was wollen Sie, Herr Major?

v. Tellheim. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm! —

Franciska. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. Tellheim. Und allein? ohne mich? wohin?

Franciska. Haben Sie vergessen, Herr Major?

v. Tellheim. Bist du nicht klug, Franciska? — Ich habe sie gereizt, und sie ward empfindlich: ich werde sie um Vergebung bitten, und sie wird mir vergeben.

Franciska. Wie? — Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. Tellheim. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk ich erst wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingesteckt? — (Er sucht ihn.) Hier ist er.

Franciska. Iſt er das? (Indem er ihn wieder einſteckt, bei Seite.) Wenn er ihn doch genauer beſehen wollte!

v. Tellheim. Sie drang mir ihn auf mit einer Bitterkeit — Ich habe dieſe Bitterkeit ſchon vergeſſen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wägen. — Aber ſie wird ſich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Franciska. Den erwartet ſie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch.

v. Tellheim (etwas verlegen). Ich habe — ihn anzuſtecken vergeſſen. — Juſt — Juſt wird mir ihn gleich nachbringen.

Franciska. Es iſt wohl einer ziemlich wie der andere; laſſen Sie mich doch dieſen ſehen; ich ſehe ſo was gar zu gern.

v. Tellheim. Ein andermal, Franciska. Jetzt komm —

Franciska (bei Seite). Er will ſich durchaus nicht aus ſeinem Irrthume bringen laſſen.

v. Tellheim. Was ſagſt du? Irrthum?

Franciska. Es iſt ein Irrthum, ſag ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie ſey. Ihr eigenes Vermögen iſt gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigennützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Waſſer machen. Sie erwartete alles von dem Oheim; aber dieſer grauſame Oheim —

v. Tellheim. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal alles zu erſetzen? —

Franciska. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß herein.

v. Tellheim. Ich gehe mit dir.

Franciska. Um des Himmels willen nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten mit Ihnen zu ſprechen. Kommen Sie wenigſtens mir erſt nach. — (Geht herein.)

Vierter Auftritt.

v. Tellheim, ihr nachrufend.

Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franciska! — Ich folge dir sogleich! — Was werde ich ihr sagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine studirte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, sich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Beflissenheit, mir ein Glück vorzuspiegeln, das sie durch mich verloren hat. Dieses Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth vor ihr selbst zu entschuldigen, vor ihr selbst — Vor mir ist es schon entschuldigt! — Ha! hier kommt sie. —

Fünfter Auftritt.

Das Fräulein. Franciska. v. Tellheim.

Das Fräulein (im Heraustreten, als ob sie den Major nicht gewahr würde). Der Wagen ist doch vor der Thüre, Franciska? — Meinen Fächer! —

v. Tellheim (auf sie zu). Wohin, mein Fräulein?

Das Fräulein (mit einer affectirten Kälte). Aus, Herr Major. — ich errathe, warum Sie sich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurück zu geben. — Wohl, Herr Major; haben Sie nur die Güte, ihn der Franciska einzuhändigen. — Franciska, nimm dem Herrn Major den Ring ab! — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (Will fort.)

v. Tellheim (der ihr vortritt). Mein Fräulein! — Ah, was

habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war so vieler Liebe nicht werth.

Das Fräulein. So, Franciska? Du hast dem Herrn Major — —

Franciska. Alles entdeckt.

v. Tellheim. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich in den Augen der Welt viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch diesen Verlust gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzu nachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn fürs erste verbergen. Ich beschwere mich nicht über dieses Mißtrauen. Es entsprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieses Verlangen ist mein Stolz! Sie fanden mich selbst unglücklich, und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaussetzen würde.

Das Fräulein. Alles recht gut, Herr Major! Aber es ist nun einmal geschehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit erlassen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. Tellheim. In nichts gewilligt! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener, als jemals. — Sie sind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (Zieht den Ring heraus.) Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale, das Unterpfand meiner Treue —

Das Fräulein. Ich diesen Ring wieder nehmen? diesen Ring?

v. Tellheim. Ja, liebste Minna, ja!

Das Fräulein. Was muthen Sie mir zu? diesen Ring?

v. Tellheim. Diesen Ring nahmen Sie das erstemal aus meiner Hand, als unser beider Umstände einander gleich

und glücklich waren. Sie ſind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit iſt immer das feſteſte Band der Liebe. — Erlauben Sie, liebſte Minna! — (Ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da iſt keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen ſoll, dieſen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es mir an einem Ringe fehlt? — O, Sie ſehen ja wohl (auf ihren Ring zeigend), daß ich hier noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringſte nachgiebt? —

Franciska. Wenn er es noch nicht merkt! —

v. Tellheim (indem er die Hand des Fräuleins fahren läßt). Was iſt das? — Ich ſehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht. — Sie zieren ſich, mein Fräulein. — Vergeben Sie, daß ich Ihnen dieſes Wort nachbrauche.

Das Fräulein (in ihrem wahren Ton). Hat Sie dieſes Wort beleidigt, Herr Major?

v. Tellheim. Es hat mir weh gethan.

Das Fräulein (gerührt). Das ſollte es nicht, Tellheim. — Verzeihen Sie mir, Tellheim.

v. Tellheim. Ha, dieſer vertrauliche Ton ſagt mir, daß Sie wieder zu ſich kommen, mein Fräulein: daß Sie mich noch lieben, Minna. —

Franciska (herausplatzend). Bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen. —

Das Fräulein (gebieteriſch). Ohne dich in unſer Spiel zu mengen, Franciska, wenn ich bitten darf! —

Franciska (bei Seite und betroffen). Noch nicht genug?

Das Fräulein. Ja, mein Herr, es wäre weibliche Eitelkeit, mich kalt und höhniſch zu ſtellen. Weg damit! Sie verdienen es, mich eben ſo wahrhaft zu finden, als Sie ſelbſt

ſind. — Ich liebe Sie noch, Tellheim, ich liebe Sie noch; aber dem ungeachtet —

v. Tellheim. Nicht weiter, liebſte Minna, nicht weiter! (Ergreift ihre Hand nochmals, ihr den Ring anzuſtecken.)

Das Fräulein (die ihre Hand zurückzieht). Dem ungeachtet, — um ſo viel mehr werde ich dieſes nimmermehr geſchehen laſſen; nimmermehr! — Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte, Sie hätten an Ihrem eigenen Unglücke genug. — Sie müſſen hier bleiben; Sie müſſen ſich die allervollſtändigſte Genugthuung — ertrotzen. Ich weiß in der Geſchwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen, — und ſollte Sie auch das äußerſte Elend vor den Augen Ihrer Verleumder darüber verzehren!

v. Tellheim. So dacht ich, ſo ſprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und ſprach. Aergerniß und verbiſſene Wuth hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe ſelbſt, in dem vollſten Glanze des Glückes, konnte ſich darin nicht Tag ſchaffen. Aber ſie ſendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finſtern Schmerze vertrauter, die Nebel zerſtreut und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb der Selbſterhaltung erwacht, da ich etwas Koſtbareres zu erhalten habe, als mich, und es durch mich zu erhalten habe. Laſſen Sie ſich, mein Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen. Von der unſchuldigen Urſache unſeres Unglücks können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich bin dieſe Urſache; durch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte, Vermögen und Vaterland. Durch mich, in mir müſſen Sie alles dieſes wiederfinden, oder ich habe das Verderben der Liebenswürdigſten Ihres Geſchlechts auf meiner Seele. Laſſen Sie mich keine Zukunft denken, wo ich mich ſelbſt haſſen müßte. — Nein, nichts ſoll

mich hier länger halten. Von diesem Augenblicke an will ich dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts als Verachtung entgegen setzen. Ist dieses Land die Welt? Geht hier allein die Sonne auf? Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienste wird man mir verweigern? Und müßte ich sie unter dem entferntesten Himmel suchen: folgen Sie mir nur getrost, liebste Minna; es soll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen Freund, der mich gern unterstützt. —

Sechster Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

Franciska (indem sie den Feldjäger gewahr wird). St! Herr Major —

v. Tellheim (gegen den Feldjäger). Zu wem wollen Sie?

Der Feldjäger. Ich suche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie sind es ja selbst. Mein Herr Major, dieses königliche Handschreiben (das er aus seiner Brieftasche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufschrift —

Das Fräulein. Franciska, hörst du? — Der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger (indem Tellheim den Brief nimmt). Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits gestern erhalten sollen, aber es ist mir nicht möglich gewesen, Sie auszufragen. Erst heute auf der Parade habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutnant Riccaut erfahren.

Franciska. Gnädiges Fräulein, hören Sie? — Das ist

des Chevaliers Miniſter. — „Wie heißen der Miniſter da draus auf die breite Platz?“ —

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe ſehr verbunden.

Der Feldjäger. Es iſt meine Schuldigkeit, Herr Major. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franciska.

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieſes Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde ſo weit zu erſtrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schickſal noch von dem Ihrigen? — Aber warum ſteh ich an, es zu erbrechen? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin: nein, liebſte Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (Erbricht und lieſt den Brief, indeß daß der Wirth an die Scene geſchlichen kommt.)

Achter Auftritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

Der Wirth (gegen die Franciska). Bſt! mein ſchönes Kind! auf ein Wort!

Franciska (die ſich ihm nähert). Herr Wirth? — Gewiß, wir wiſſen ſelbſt noch nicht, was in dem Briefe ſteht.

Der Wirth. Wer will vom Briefe wissen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß mir ihn gleich wieder geben. Just ist da, er soll ihn wieder einlösen.

Das Fräulein (die sich indes gleichfalls dem Wirthe genähert). Sagen Sie Justen nur, daß er schon eingelöst sey, und sagen Sie ihm nur von wem; von mir.

Der Wirth. Aber —

Das Fräulein. Ich nehme alles auf mich; gehen Sie doch! (Der Wirth geht ab.)

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska.

Franziska. Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie es mit dem armen Major gut seyn.

Das Fräulein. O, über die Vorbitterin! Als ob der Knoten sich nicht von selbst bald lösen müßte.

v. Tellheim (nachdem er gelesen, mit der lebhaftesten Rührung). Ha! er hat sich auch hier nicht verläugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das ist mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles ist wieder hergestellt! — Ich träume doch nicht? (Indem er wieder in den Brief sieht, als um sich nochmals zu überzeugen.) Nein, kein Blendwerk meiner Wünsche! — Lesen Sie selbst, mein Fräulein; lesen Sie selbst!

Das Fräulein. Ich bin nicht so unbescheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbescheiden? Der Brief ist an mich, an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr

Oheim nicht nehmen kann. Sie müssen ihn lesen; lesen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, Herr Major — (Sie nimmt den Brief und liest.)

„Mein lieber Major von Tellheim!

„Ich thue Euch zu wissen, daß der Handel, der mich um „Eure Ehre besorgt machte, sich zu Eurem Vortheil auf„geklärt hat. Mein Bruder war des Nähern davon unter„richtet, und sein Zeugniß hat Euch für mehr als unschuldig „erklärt. Die Hofstaatscasse hat Ordre, Euch den bewußten „Wechsel wieder auszuliefern, und die gethanen Vorschüsse „zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß alles, was die „Feldkriegscassen wider Eure Rechnungen urgiren, nieder„geschlagen werde. Meldet mir, ob Euch Eure Gesundheit „erlaubt, wieder Dienste zu nehmen. Ich möchte nicht „gern einen Mann von Eurer Bravour und Denkungsart „entbehren. Ich bin Euer wohlaffektionirter König ꝛc.“

v. Tellheim. Nun, was sagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein (indem sie den Brief wieder zusammenschlägt und zurückgiebt). Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann seyn mag. — Aber was geht mich das an? Er ist nicht mein König.

v. Tellheim. Und sonst sagen Sie nichts? Nichts von Rücksicht auf uns selbst?

Das Fräulein. Sie treten wieder in seine Dienste; der Herr Major wird Oberstlieutenant, Oberster vielleicht. Ich gratulire von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht besser? — Nein, da mir das Glück so viel zurückgiebt, als genug ist, die

Wünſche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, ſoll es einzig von meiner Minna abhangen, ob ich ſonſt noch jemanden wieder zugehören ſoll, als Ihr. Ihrem Dienſte allein ſey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienſte der Großen ſind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die ſie koſten. Minna iſt keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenſtelle lieben. Sie wird mich um mich ſelbſt lieben, und ich werde um ſie die ganze Welt vergeſſen. Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut ſey, ſich in dieſem Stande eine Zeitlang zu verſuchen, um ſich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entſchloſſenheit zu lernen. Nur die äußerſte Noth hätte mich zwingen können, aus dieſem Verſuche eine Beſtimmung, aus dieſer gelegentlichen Beſchäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun iſt mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Menſch zu ſeyn. Der werde ich mit Ihnen, liebſte Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Geſellſchaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligſte Band; und ſodann wollen wir um uns ſehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den ſtillſten, heiterſten, lachendſten Winkel ſuchen, dem zum Paradieſe nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da ſoll jeder unſrer Tage — Was iſt Ihnen, mein Fräulein? (Die ſich unruhig hin und her wendet und ihre Rührung zu verbergen ſucht.)

Das Fräulein (ſich faſſend). Sie ſind ſehr grauſam, Tellheim, mir ein Glück ſo reizend darzuſtellen, dem ich entſagen muß. Mein Verluſt —

v. Tellheim. Ihr Verluſt? — Was nennen Sie Ihren Verluſt? Alles, was Minna verlieren konnte, iſt nicht Minna. Sie ſind noch das ſüßeſte, lieblichſte, holdſeligſte, beſte Geſchöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unſchuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigenſinn — Deſto beſſer! deſto beſſer! Minna wäre ſonſt ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (Ergreift ihre Hand, ſie zu küſſen.)

Das Fräulein (die ihre Hand zurück zieht). Nicht ſo, mein Herr! — Wie auf einmal ſo verändert? — Iſt dieſer ſchmeichelnde, ſtürmiſche Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur ſein wiederkehrendes Glück ihn in dieſes Feuer ſetzen? — Er erlaube mir, daß ich bei ſeiner fliegenden Hitze für uns beide Ueberlegung behalte. — Als er ſelbſt überlegen konnte, hörte ich ihn ſagen, es ſey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenſtand der Verachtung auszuſetzen. — Recht, aber ich beſtrebe mich einer eben ſo reinen und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da ſich ein groſſer Monarch um ihn bewirbt, ſollte ich zugeben, daß er ſich verliebten Träumereien mit mir überließe? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres beſſern Schickſals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die groſſe Welt reizender iſt, Minna, — wohl! ſo behalte uns die grroſſe Welt! — Wie klein, wie armſelig iſt dieſe groſſe Welt! — Sie kennen ſie nur erſt von ihrer Flitterſeite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es ſey! Bis dahin, wohl! Es ſoll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, so ist es nicht gemeint! Ich weise Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbescholtene Gattin! Ein sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellheim (auffahrend und wild um sich sehend). Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß jemand anders dieses gesagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Gränzen seyn.

Das Fräulein. Nun da! Das eben besorge ich. Sie würden nicht die geringste Spötterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bittersten einzunehmen haben. — Kurz, hören Sie also, Tellheim, was ich fest beschlossen, wovon mich nichts in der Welt abbringen soll —

v. Tellheim. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beschwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod sprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen nämlichen Ring zurückgenommen: so gewiß soll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichern Tellheims nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit ist allein das feste Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünschte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte sich endlich überreden lassen, das Unglück ihres Freundes durch sich, es sey zu vermehren oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieser Brief ankam, der alle Gleichheit zwischen uns wieder aufhebt, wie sehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er iſt zu haben. (Kalt.) Ich empfinde eben, daß es mir unanſtändig iſt, dieſe ſpäte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es beſſer ſeyn wird, wenn ich das, was man durch einen ſo ſchimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wiederverlange. — Ja, ich will den Brief nicht bekommen haben. Das ſey alles, was ich darauf antworte und thue! (Im Begriff, ihn zu zerreißen.)

Das Fräulein (das ihm in die Hände greift). Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie beſitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er iſt unfehlbar zerriſſen, wenn Sie nicht bald ſich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch ſehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in dieſem Tone? — So ſoll ich, ſo muß ich in meinen eigenen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es iſt eine nichtswürdige Kreatur, die ſich nicht ſchämt, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falſch, grundfalſch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigene Rede in meinem Munde zu ſchelten?

v. Tellheim. Sophiſtin! So entehrt ſich das ſchwächere Geſchlecht durch alles, was dem ſtärkern nicht anſteht? So ſoll ſich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches beſtimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie ſich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz ſeyn, wenn ich ſchon die Ehre des Ihrigen ausſchlagen muß. So viel muß mir immer noch

werden, als die Noth erfordert. Ich habe mich bei unserm Gesandten melden lassen. Er will mich noch heute sprechen. Hoffentlich wird er sich meiner annehmen. Die Zeit verstießt. Erlauben Sie, Herr Major! —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; lassen Sie mich —

v. Tellheim. Eher soll Ihr Schatten Sie verlassen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen, zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grausamen Eigensinne Sie diese Bande trennen wollen —

Zehnter Auftritt.

Just. Die Vorigen.

Just (mit Ungestüm). Herr Major! Herr Major.

v. Tellheim. Nun?

Just. Kommen Sie doch geschwind, geschwind!

v. Tellheim. Was soll ich? Zu mir her! Sprich, was ist's?

Just. Hören Sie nur — (Redet ihm heimlich ins Ohr.)

Das Fräulein (indes bei Seite zur Franciska). Merkst du was, Franciska?

Franciska. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier gestanden, wie auf Kohlen!

v. Tellheim (zu Justen). Was sagst du? — Das ist nicht

möglich! — Sie? (indem er das Fräulein wild anblickt) — ſag' es laut; ſag' es ihr ins Geſicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

Juſt. Der Wirth ſagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bei ihm verſetzt, zu ſich genommen; ſie habe ihn für den Ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. Tellheim. Iſt das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr ſeyn!

Das Fräulein (lächelnd). Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr ſeyn?

v. Tellheim (heftig). Nun, ſo ſey es wahr! — Welch ſchreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich Sie, die Falſche, die Ungetreue!

Das Fräulein (erſchrocken). Wer? wer iſt dieſe Ungetreue?

v. Tellheim. Sie, die ich nicht mehr nennen will!

Das Fräulein. Tellheim!

v. Tellheim. Vergeſſen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es iſt klar! — Daß der Zufall ſo gern dem Treuloſen zu Statten kommt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Argliſt wußte mir den meinigen zuzuſchanzen.

Das Fräulein. Tellheim, was für Geſpenſter ſehen Sie! Faſſen Sie ſich doch, und hören Sie mich.

Franciska (vor ſich). Nun mag ſie es haben!

Eilfter Auftritt.

Werner mit einem Beutel Gold. v. Tellheim. Das Fräulein. Franziska. Juſt.

Werner. Hier bin ich ſchon, Herr Major —

v. Tellheim (ohne ihn anzuſehen). Wer verlangt dich? —

Werner. Hier iſt Geld, tauſend Piſtolen!

v. Tellheim. Ich will ſie nicht!

Werner. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal ſo viel befehlen.

v. Tellheim. Behalte dein Geld!

Werner. Es iſt ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie ſehen nicht, mit wem Sie ſprechen?

v. Tellheim. Weg damit! ſag' ich.

Werner. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. Tellheim. Alle Güte iſt Verſtellung; alle Dienſtfertigkeit Betrug.

Werner. Gilt das mir?

v. Tellheim. Wie du willſt!

Werner. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen. —

v. Tellheim. So vollziehe auch den, und packe dich!

Werner. Herr Major! (ärgerlich) ich bin ein Menſch —

v. Tellheim. Da biſt du was rechts!

Werner. Der auch Galle hat —

v. Tellheim. Gut! Galle iſt noch das beſte, was wir haben.

Werner. Ich bitte Sie, Herr Major, —

v. Tellheim. Wie vielmal ſoll ich dir es ſagen? Ich brauche dein Geld nicht!

Werner (zornig). Nun ſo brauch es wer da will! (Indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft, und bei Seite geht.)

Das Fräulein (zur Franciska). Ah, liebe Franciska, ich hätte dir folgen ſollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. — Doch er darf mich ja nur hören — (Auf ihn zugehend.)

Franciska (die, ohne dem Fräulein zu antworten, ſich Wernern nähert). Herr Wachtmeiſter! —

Werner (mürriſch). Geh' Sie! —

Franciska. Hu! was ſind das für Männer!

Das Fräulein. Tellheim! — Tellheim! (Der vor Wuth an den Fingern nagt, das Geſicht wegwendet und nichts hört.) — Nein, das iſt zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen ſich! — Ein bloßes Mißverſtändniß, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen ſolchen Verdacht faſſen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwei Bediente nach einander, von verſchiedenen Seiten über den Saal laufend. **Die Vorigen.**

Der eine Bediente. Gnädiges Fräulein, Ihro Excellenz, der Graf! —

Der andere Bediente. Er kommt, gnädiges Fräulein! —

Franciska (die ans Fenſter gelaufen). Er iſt es! er iſt es!

Das Fräulein. Iſt er's? — O, nun geſchwind, Tellheim —

v. Tellheim (auf einmal zu ſich ſelbſt kommend). Wer? wer

kommt? Ihr Oheim, Fräulein? dieſer grauſame Oheim? — Laſſen Sie ihn nur kommen, laſſen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er ſoll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — — Zwar verdienen Sie es um mich nicht —

Das Fräulein. Geſchwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergeſſen Sie alles —

v. Tellheim. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

Das Fräulein. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verſchafft zu haben! — Ah, was ſind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna! aber durch nichts glücklicher, als durch Sie! (Sie fällt ihm in die Arme.) Und nun ihm entgegen! —

v. Tellheim. Wem entgegen?

Das Fräulein. Dem beſten Ihrer unbekannten Freunde.

v. Tellheim. Wie?

Das Fräulein. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, ſein Unwille, meine Enterbung; — hören Sie denn nicht, daß alles erdichtet iſt? — Leichtgläubiger Ritter!

v. Tellheim. Erdichtet? — Aber der Ring? der Ring?

Das Fräulein. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. Tellheim. Sie nehmen ihn wieder? — O, ſo bin ich glücklich! — Hier Minna! — (Ihn herausziehend.)

Das Fräulein. So beſehen Sie ihn doch erſt! — O, über die Blinden, die nicht ſehen wollen! — Welcher Ring iſt es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Iſt es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht laſſen wollen?

v. Tellheim. Gott! was ſeh' ich? was hör' ich?

Das Fräulein. Soll ich ihn nun wieder nehmen? ſoll ich? Geben Sie her, geben Sie her? (Reißt ihn ihm aus der Hand und ſteckt ihn ihm ſelbſt an den Finger.) Nun? iſt alles richtig?

v. Tellheim. Wo bin ich? — (Ihre Hand küſſend.) O boshafter Engel! — mich ſo zu quälen!

Das Fräulein. Dieſes zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich ſpielen ſollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen ſpiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. Tellheim. O Comödiantinnen, ich hätte euch doch kennen ſollen!

Franciska. Nein, wahrhaftig; ich bin zur Comödiantin verdorben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand das Maul zuhalten müſſen.

Das Fräulein. Leicht iſt mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber ſo kommen Sie doch!

v. Tellheim. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängſtlich iſt mir! So erwacht man plötzlich aus einem ſchreckhaften Traume!

Das Fräulein. Wir zaudern. — Ich höre ihn ſchon.

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchſall, von verſchiedenen Bedienten und dem Wirthe begleitet. Die Vorigen.

Der Graf (im Hereintreten). Sie iſt doch glücklich angelangt?

Das Fräulein (die ihm entgegenſpringt). Ah, mein Vater! —

Der Graf. Da bin ich, liebe Minna! (Sie umarmend.) Aber was, Mädchen? (Indem er den Tellheim gewahr wird.) Vierundzwanzig Stunden erſt hier, und ſchon Bekanntſchaft, und ſchon Geſellſchaft?

Das Fräulein. Rathen Sie, wer es iſt? —

Der Graf. Doch nicht dein Tellheim?

Das Fräulein. Wer ſonſt, als er? — Kommen Sie, Tellheim! (Ihn dem Grafen zuführend.)

Der Graf. Mein Herr, wir haben uns nie geſehen; aber bei dem erſten Anblick glaubte ich, Sie zu erkennen. Ich wünſchte, daß Sie es ſeyn möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundſchaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebt Sie. —

Das Fräulein. Das wiſſen Sie, mein Vater! — Und iſt ſie blind, meine Liebe?

Der Graf. Nein, Minna, deine Liebe iſt nicht blind; aber dein Liebhaber — iſt ſtumm.

v. Tellheim (ſich ihm in die Arme werfend). Laſſen Sie mich zu mir ſelbſt kommen, mein Vater! —

Der Graf. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn dein Mund nicht plaudern kann, ſo kann dein Herz doch reden. — Ich bin ſonſt den Officieren von dieſer Farbe (auf Tellheims Uniform weiſend) eben nicht gut. Doch Sie ſind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag ſtecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Das Fräulein. O, wenn Sie alles wüßten! —

Der Graf. Was hindert's, daß ich nicht alles erfahre? — Wo ſind meine Zimmer, Herr Wirth?

Der Wirth. Wollen Ihro Excelenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

Der Graf. Komm, Minna! Kommen Sie, Herr Major! (Geht mit dem Wirthe und den Bedienten ab.)

Das Fräulein. Kommen Sie, Tellheim!

v. Tellheim. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit dieſem Manne! (Gegen Werner ſich wendend.)

Das Fräulein. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franciska, nicht wahr? (Dem Grafen nach.)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Juſt. Franciska.

v. Tellheim (auf den Beutel weiſend, den Werner weggeworfen). Hier, Juſt! — hebe den Beutel auf, und trage ihn nach Hauſe. Geh! — (Juſt damit ab.)

Werner (der noch immer mürriſch im Winkel geſtanden, und an nichts Theil zu nehmen geſchienen; indem er das hört). Ja, nun!

v. Tellheim (vertraulich auf ihn zugehend). Werner, wann kann ich die andern tauſend Piſtolen haben?

Werner (auf einmal wieder in ſeiner guten Laune). Morgen, Herr Major, morgen. —

v. Tellheim. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden; aber ich will dein Rentmeiſter ſeyn. Euch gutherzigen Leuten ſollte man allen einen Vormund ſetzen. Ihr ſeyd eine Art Verſchwender. — Ich habe dich vorhin erzürnt, Werner! —

Werner. Bei meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch ſo ein Tölpel nicht ſeyn ſollen. Nun ſeh' ich's wohl. Ich

verdiente hundert Fuchtel. Laſſen Sie mir ſie auch ſchon geben; nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. Tellheim. Groll? — (Ihm die Hand drückend.) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht alles ſagen kann. — Ha! wer ein beſſeres Mädchen und einen redlichern Freund hat, als ich, den will ich ſehen — Franciska, nicht wahr? (Geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Werner. Franciska.

Franciska (vor ſich). Ja gewiß, es iſt ein gar zu guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (Schüchtern und verſchämt ſich Wernern nähernd.) Herr Wachtmeiſter —

Werner (der ſich die Augen wiſcht). Nu? —

Franciska. Herr Wachtmeiſter —

Werner. Was will Sie denn Frauenzimmerchen?

Franciska. Seh' Er mich einmal an, Herr Wachtmeiſter. —

Werner. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Franciska. So ſeh Er mich doch an!

Werner. Ich fürchte, ich habe Sie ſchon zu viel angeſehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da ſeh' ich Sie ja! Was giebt's denn?

Franciska. Herr Wachtmeiſter, — — braucht Er keine Frau Wachtmeiſterin?

Werner. Iſt das Ihr Ernſt, Frauenzimmerchen?

Franciska. Mein völliger!

Werner. Zöge Sie wohl auch mit nach Persien?

Franciska. Wohin Er will!

Werner. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigstens ein eben so gutes Mädchen, und einen eben so redlichen Freund, als Sie! — Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Ueber zehn Jahr ist Sie Frau Generalin oder Wittwe!

Emilia Galotti.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1772.

Personen.

Emilia Galotti.

Odoardo und Claudia } Galotti, Eltern der Emilia.

Hettore Gonzaga, Prinz von Guastalla.

Marinelli, Kammerherr des Prinzen

Camillo Rota, einer von des Prinzen Räthen.

Conti, Maler.

Graf Appiani.

Gräfin Orsina.

Angelo und einige Bediente.

Erſter Aufzug.

Die Scene: ein Cabinet des Prinzen.

Erſter Auftritt.

Der Prinz an einem Arbeitstiſche, voller Briefſchaften und Papiere, deren einige er durchläuft.

Klagen, nichts als Klagen! Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — Die traurigen Geſchäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub ich, wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (Indem er noch eine von den Bittſchriften aufſchlägt und nach dem unterſchriebenen Namen ſieht.) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneſchi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will ſie, dieſe Emilia Bruneſchi? (Er lieſt.) Viel gefordert, ſehr viel. — Doch ſie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterſchreibt und klingelt, worauf ein Kammerdiener hereintritt.) Es iſt wohl noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen iſt ſo ſchön. Ich will ausfahren. Marcheſe Marinelli

soll mich begleiten. Laßt ihn rufen. (Der Kammerdiener geht ab.) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: — weg ist meine Ruhe und alles! —

Der Kammerdiener (welcher wieder herein tritt). Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier ein Brief von der Gräfin Orsina.

Der Prinz. Der Orsina? Legt ihn hin.

Der Kammerdiener. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort senden, wenn es einer bedarf. — Wo ist sie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der Kammerdiener. Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Desto schlimmer — besser, wollt' ich sagen. So braucht der Läufer um so weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab.) Meine theure Gräfin? (Bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt.) So gut als gelesen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann seyn, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerdiener (der nochmals herein tritt). Der Maler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn hereinkommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — (Steht auf.)

Zweiter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Conti. Prinz, die Kunst geht nach Brod.

Der Prinz. Das muß sie nicht, das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht Vieles, sondern viel; ein Weniges; aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen; aber weil es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfin Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat seit drei Monaten gerade Einmal sich entschließen können, zu sitzen.

Der Prinz. Wo sind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hole sie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild iſt ſie doch nicht ſelber. — Und vielleicht ſind' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Perſon nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wieder finden. — Der beſchwerliche Maler! Ich glaube gar, ſie hat ihn beſtochen. — Wär' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemalt iſt, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer ſo leicht, ſo fröhlich, ſo ausgelaſſen — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglicher oder nicht behäglicher; ich bin ſo beſſer.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti mit den Gemälden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnt.

Conti (indem er das andere zurecht ſtellt). Ich bitte, Prinz, daß Sie die Schranken unſerer Kunſt erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichſten der Schönheit liegt ganz außer den Gränzen derſelben. — Treten Sie ſo! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung). Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunſt, Ihrem Pinſel. — Aber geſchmeichelt, Conti; ganz unendlich geſchmeichelt!

Conti. Das Original ſchien dieſer Meinung nicht zu

seyn. Auch ist es in der That nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.

Der Prinz. Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth. — Aber das Original, sagen Sie, fand dem ungeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original ist eine Person, die meine Ehrerbietung fordert. Ich habe nichts Nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! — Und was sagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, sagte die Gräfin, wenn ich nicht häßlicher aussehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene sagte sie das, — von der freilich dieses ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeigt.

Der Prinz. Das meint' ich ja; das ist es eben, worin ich die unendliche Schmeichelei finde. — O! ich kenne sie, jene stolze höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! — Ich läugne nicht, daß ein schöner Mund, der sich ein wenig spöttisch verzieht, nicht selten um so viel schöner ist. Aber, wohl gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimasse gehen, wie bei dieser Gräfin. Und Augen müssen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht führen, — Augen, wie sie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerst betroffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunst aus

den großen, hervorragenden, ſtieren, ſtarren Meduſenaugen der Gräfin Gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, ſag' ich? — Nicht ſo redlich wäre redlicher. Denn, ſagen Sie ſelbſt, Conti, läßt ſich aus dieſem Bilde wohl der Charakter der Perſon ſchließen? Und das ſollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.

Conti (etwas ärgerlich). Ah, mein Prinz, — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben ſo warm findet, als warm er es beſtellte. Wir malen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Je nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Setzen Sie weg. — Was iſt das andere Stück?

Conti (indem er es holt und noch verkehrt in der Hand hält). Auch ein weibliches Portrait.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht ſehen. Denn dem Ideal hier (mit dem Finger auf die Stirne,) — oder vielmehr hier (mit dem Finger auf das Herz) kommt es doch nicht bei. — Ich wünſchte, Conti, Ihre Kunſt in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunſt giebt es, aber ſicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenſtand als dieſen.

Der Prinz. So wett' ich, Conti, daß es des Künſtlers eigene Gebieterin iſt. — (Indem der Maler das Bild umwendet.) Was ſeh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantaſie? — Emilia Galotti?

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen dieſen Engel?

Der Prinz (indem er ſich zu faſſen ſucht, aber ohne ein Auge

von dem Bilde zu verwenden). So halb! — um ſie eben wiederzukennen. — Es iſt einige Wochen her, als ich ſie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher iſt ſie mir nur an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen ſich weniger ziemt. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er iſt mein Freund nicht. Er war es, der ſich meinen Anſprüchen auf Sabionetta am meiſten widerſetzte. — Ein alter Degen, ſtolz und rauh, ſonſt bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir ſeine Tochter. —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel geſtohlen! (Noch immer die Augen auf das Bild geheftet.) O, Sie wiſſen es ja wohl, Conti, daß man den Künſtler dann erſt recht lobt, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieſes noch ſehr unzufrieden mit mir gelaſſen. — Und doch bin ich wiederum ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müſſen: darauf bin ich eben ſo ſtolz und ſtolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen laſſen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus dieſem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nur nicht immer iſt. — Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte maleriſche Genie geweſen wäre, wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt). Was ſagen Sie, Conti? Was wollen Sie wiſſen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele,

merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe solche Seelen und solche Augen.

Der Prinz (mit einer erzwungenen Kälte). Also, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unserer Stadt?

Conti. Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unserer Stadt? — Sie spotten meiner, Prinz. Oder Sie sahen die ganze Zeit eben so wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirne, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau sind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei selbst, wovor sie gesessen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Copie —

Der Prinz (der sich schnell gegen ihn kehrt). Nun, Conti? ist doch nicht schon versagt?

Conti. Ist für Sie, Prinz, wenn Sie Geschmack daran finden.

Der Prinz. Geschmack! — (Lächelnd.) Dieses Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich besser thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit; — einen Rahmen darum zu bestellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So ſchön, ſo reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es ſoll in der Galerie aufgeſtellt werden. — Aber dieſes — bleibt hier. Mit einem Studio macht man ſo viel Umſtände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen, ſondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht ſehr. — Und wie geſagt: in meinem Gebiete ſoll die Kunſt nicht nach Brod gehen; — bis ich ſelbſt keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeiſter und laſſen Sie auf Ihre Quittung für beide Portraite ſich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie ſo noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunſt.

Der Prinz. O des eiferſüchtigen Künſtlers! Nicht doch! — Hören Sie! Conti, ſo viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — (Gegen das Bild.) Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! ſchönes Werk der Kunſt, iſt es wahr, daß ich dich beſitze? — Wer dich auch beſäße, ſchönres Meiſterſtück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willſt, alter Murrkopf! Fordre nur! Fordert nur! — Am liebſten kauft' ich dich, Zauberin, von dir ſelbſt! — Dieſes Auge, voll Liebreiz und Beſcheidenheit! Dieſer Mund! — und wenn er ſich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! Dieſer Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidiſch. (Indem er das Bild gegen die Wand

dreht.) Es wird Marinelli seyn. Hätt' ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnt' ich haben!

Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Lust, auszufahren. Der Morgen war so schön. — Aber nun ist er ja wohl verstrichen, und die Lust ist mir vergangen. — (Nach einem kurzen Stillschweigen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfin Orsina ist gestern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch schon ihr guter Morgen. (Auf ihren Brief zeigend.) Oder was es sonst seyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben sie gesprochen?

Marinelli. Bin ich leider nicht ihr Vertrauter? — Aber wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkommt, Sie in gutem Ernste zu lieben, Prinz: so — —

Der Prinz. Nichts verschworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? in der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! so mag die Gräfin auch so Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, sehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzessin von Massa will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel fürs erste abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: so müßte freilich Orsina sich in ihr Schicksal eben so wohl zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Der Prinz. Das unstreitig härter ist, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteresse. Ihres darf sie nur zurücknehmen, aber nicht wider Willen verschenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfin: wenn es weiter nichts als eine Gemahlin ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführt? Neben so einer Gemahlin sieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlin fürchtet sie aufgeopfert zu seyn, sondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern wahrlich hat sie mich sonderbar gerührt. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge, und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen, und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Der Prinz. So wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wäre sie es früher oder später auch ohne Liebe geworden — Und nun genug von ihr. — Von etwas anderm! Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die

Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — iſt nicht viel mehr als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich ſoll ja noch hören, daß er verſprochen iſt.

Marinelli. Die Sache iſt ſehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber ſo geht es den Empfindſamen! Die Liebe ſpielt ihnen immer die ſchlimmſten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunk von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer ſich den Eindrücken, die Unſchuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rückſicht ſo ganz überlaſſen darf; — ich dächte, der wär' eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bei alle dem iſt Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli ihn nicht leiden können, eben ſo wenig als er Sie — bei alle dem iſt er doch ein ſehr würdiger junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu ſpät iſt. — Denn ſo viel ich höre, iſt ſein Plan gar nicht bei Hofe ſein Glück zu machen. — Er will mit ſeiner Gebieterin nach ſeinen Thälern von Piemont: — Gemſen zu jagen auf den Alpen und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beſſeres thun? Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen —

Der Prinz. Mit euern erſten Häuſern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile und nicht ſelten

die Dürftigkeit herrſcht. — Aber ſo nennen Sie mir ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Marinelli. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewiſſe —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? Nimmermehr!

Marinelli. Zuverläſſig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag' ich, das iſt nicht, das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti — eine gewiſſe. Von der rechten könnte nur ein Narr ſo ſprechen —

Marinelli. Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Oberſten Galotti, bei Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guaſtalla mit ihrer Mutter wohnt?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Portrait ſpringt und es dem Marinelli in die Hand giebt) Da! — Dieſe? Dieſe Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die" noch einmal, und ſtoß mir den Dolch ins Herz!

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Dieſe? — Dieſe Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfin Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand und wirft es bei Seite.) Die Trauung geſchieht in der Stille auf dem Landgute des Vaters bei Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz (der ſich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft). So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was iſt Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz (der gegen ihn wieder aufſpringt). Verräther! — was mir iſt? — Nun ja, ich liebe ſie, ich bete ſie an. Mögt ihr es doch wiſſen! mögt ihr es doch längſt gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orſina ſchimpfliche Feſſeln lieber ewig tragen ſollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie ſo oft mich Ihrer innigſten Freundſchaft verſicherten — O, ein Fürſt hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, ſo treulos, ſo hämiſch mir bis auf dieſen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — ſo werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erſtaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieſer Liebe das geringſte gewußt, das geringſte vermuthet habe: ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orſina ſchwören. Ihr Verdacht ſchweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er ſich ihm in die Arme wirft) und bedauern Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürſten haben keinen Freund!

können keinen Freund haben!“ — Und die Ursache, wenn dem so ist? — Weil sie keinen haben wollen. — Heute beehren sie uns mit Ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimsten Wünsche mit, schließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen sind wir ihnen wieder so fremd, als hätten sie nie ein Wort mit uns gewechselt.

Der Prinz. Ah, Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir selbst kaum gestehen wollte?

Marinelli. Und also wohl noch weniger der Urheberin Ihrer Qual gestanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe ist vergebens gewesen, sie ein zweitesmal zu sprechen —

Marinelli. Und das erstemal —

Der Prinz. Sprach ich sie — O, ich komme von Sinnen! Und ich soll Ihnen noch lange erzählen? — Sie sehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können, und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? ist da viel zu retten? — Was Sie versäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfin Appiani. Waaren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten, — und solche Waaren nicht selten aus der zweiten um so viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernsthaft, Marinelli, ernsthaft, oder —

Marinelli. Freilich, auch um so viel schlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverschämt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, so müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebster, bester Marinelli,

denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit ansehen; — und mir sagen, daß ich nicht vergebens seyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch absehe. — Heute, sagen Sie? schon heute?

Marinelli. Erst heute — soll es geschehen. Und nur geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. — (Nach einer kurzen Ueberlegung.) Wollen Sie mir freie Hand lassen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was diesen Streich abwenden kann.

Marinelli. So lassen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in diese Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Gesandten nach Massa schicken? Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte seyn; mit dem Beding, daß er noch heute abreist. — Verstehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich sogleich in den Wagen. (Marinelli geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! sogleich! — Wo blieb es? — (Sich nach dem Portraite umsehend.) Auf der Erde? das war zu arg! (Indem er es aufhebt.) Doch betrachten? betrachten mag ich dich fürs erste nicht mehr. — Warum sollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? (Setzt es bei Seite.) — Geschmachtet, geseufzt hab' ich lange genug, — länger als ich gesollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bei einem Haar alles verloren! — Und wenn nun doch alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlassen? Es fällt mir ein, — um diese Stunde (nach der Uhr sehend), um diese nämliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bei den Dominikanern die Messe zu hören. — Wie, wenn ich sie da zu sprechen suchte? — Doch heute, heut an ihrem Hochzeittage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Messe. — Indeß, wer weiß? — Es ist ein Gang. — (Er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tische hastig zusammenrafft, tritt der Kammerdiener herein.) Laßt vorfahren! — Ist noch keiner von den Räthen da?

Der Kammerdiener. Camillo Rota.

Der Prinz. Er soll hereinkommen. (Der Kammerdiener geht ab.) Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Dasmal nicht! — Ich stehe gern seinen Bedenklichkeiten ein andermal um so viel länger zu Diensten. — Da war ja noch die Bittschrift einer Emilia Bruneschi — (Sie suchend.) Die ist's. — Aber, gute Bruneschi, wo deine Vorsprecherin — —

Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand. Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier ist, was ich diesen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröstliches! — Sie werden von selbst sehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch hier ist eine Bittschrift einer Emilia Galot.. Brunecchi, will ich sagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar schon beigeschrieben. Aber doch — die Sache ist keine Kleinigkeit — Lassen Sie die Ausfertigung noch anstehen. — Oder auch nicht anstehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was ist sonst? Etwas zu unterschreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geschwind.

Camillo Rota (stutzig und den Prinzen starr ansehend). Ein Todesurtheil — sagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte schon geschehen seyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota (seine Schriften nachsehend). Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anstand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zusammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehres! (Geht ab.)

Camillo Rota (den Kopf schüttelnd, indem er die Papiere zu sich nimmt und abgeht). Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen

unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche Recht gern!

Zweiter Aufzug.

Die Scene: ein Saal in dem Hause der Galotti.

Erster Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia (im Heraustreten zu Pirro, der von der andern Seite hereintritt). Wer sprengte da in den Hof?

Pirro. Unser Herr, gnädige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Ist es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (Ihm entgegeneilend.) Ah! mein Bester! —

Zweiter Auftritt.

Odoards Galotti und die Vorigen.

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! — Nicht wahr, das heißt überraschen?

Claudia. Und auf die angenehmste Art! — Wenn es anders nur eine Ueberraschung seyn soll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbesorgt. — Das Glück des heutigen Tages weckte mich so früh; der Morgen war so schön; der Weg ist so kurz; ich vermuthete euch hier so geschäftig — Wie leicht vergessen sie etwas; fiel mir ein. — Mit einem Worte: ich komme und sehe, und kehre sogleich wieder zurück. — Wo ist Emilia? Unstreitig beschäftigt mit dem Putze? —

Claudia. Ihrer Seele! — Sie ist in der Messe. — „Ich habe heute mehr als jeden andern Tag Gnade von Oben zu erflehen," sagte sie und ließ alles liegen, und nahm ihren Schleier und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer ist genug zu einem Fehltritt! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Bester, und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen und, wenn Sie wollen, eine Erfrischung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meinst, Claudia. — Aber sie sollte nicht allein gegangen seyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Besuche auf heute zu verbitten.

Dritter Auftritt.

Pirro und bald darauf Angelo.

Pirro. Die sich nur aus Neugierde melden lassen. — Was bin ich seit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kommt da?

Angelo (noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Gesicht gezogen, den Hut in die Stirne.) Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (Indem Angelo vollends hereintritt und den Mantel auseinander schlägt.) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo. Wie du siehst. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu sprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagst es, wieder ans Licht zu kommen? — Du bist seit deiner letzten Mordthat vogelfrei erklärt; auf deinen Kopf steht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirst verdienen wollen? —

Pirro. Was willst du? — Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? (Ihm einen Beutel mit Geld zeigend.) — Nimm! Es gehört dir!

Pirro. Mir?

Angelo. Hast du vergessen? Der Deutsche, dein voriger Herr, — —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns auf dem Wege nach Pisa in die Falle führtest —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen kostbaren Ring zu hinterlassen. — Weißt du nicht? — Er war zu kostbar, der Ring, als daß wir ihn sogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich ist mir es damit gelungen. Ich habe hundert Pistolen dafür erhalten, und das ist dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts, — behalt' alles.

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel ist, wie hoch du deinen Kopf feil trägst — (als ob er den Beutel wieder einstecken wollte.)

Pirro. So gieb nur! (Nimmt ihn.) — Und was nun? Denn daß du bloß deßwegen mich aufgesucht haben solltest — —

Angelo. Das kommt dir nicht so recht glaublich vor? — Halunke! Was denkst du von uns? — Daß wir fähig sind, jemanden seinen Verdienst vorzuenthalten? Das mag unter den sogenannten ehrlichen Leuten Mode seyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — (Thut als ob er gehen wollte und kehrt wieder um.) Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti so ganz allein in die Stadt gesprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spazierritt. Seine Tochter wird heut Abend auf dem Gute, von dem er herkommt, dem Grafen Appiani angetraut. Er kann die Zeit nicht erwarten —

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verziehst. — Aber du hast doch keinen Anschlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er ist ein Mann — —

Angelo. Kenn' ich ihn nicht? Hab' ich nicht unter ihm gedient? — Wenn darum bei ihm nur viel zu holen wäre! — Wann fahren die jungen Leute nach?

Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein paar Freunde kommen aus Sabionetta als Zeugen.

Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwei, außer mir, der ich zu Pferde vorauf reiten soll.

Angelo. Das ist gut. — Noch eins: wessen ist die Equipage? Ist es eure? oder des Grafen?

Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da ist noch ein Vorreiter, außer einem handfesten Kutscher. Doch! —

Pirro. Ich erstaune. Aber was willst du? — Das Bischen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird schwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Braut selbst!

Pirro. Und auch bei diesem Verbrechen soll ich dein Mitschuldiger seyn?

Angelo. Du reitest vorauf. Reite doch, reite! und kehre dich an nichts!

Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willst den Gewissenhaften spielen. — Bursche! Ich denke du kennst mich. — Wo du plauderst! Wo sich ein einziger Umstand anders findet, als du mir ihn angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels willen! —

Angelo. Thu, was du nicht lassen kannst! (Geht ab.)

Pirro. Ha! laß dich den Teufel bei einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig! Ich Unglücklicher!

Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo! Es würde sie schmerzen, deines Anblicks so zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bei dem Grafen noch einsprechen. Kaum kann ich's erwarten, diesen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm.

Und vor allem der Entschluß, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz sollen wir sie verlieren, diese einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennst du sie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wissen? Vermenge dein Vergnügen an ihr nicht mit ihrem Glücke. — Du möchtest meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräusch und die Zerstreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unserer Tochter eine anständige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch so herzlich liebt.

Claudia. Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für diese Stadt, für diese Nähe des Hofes sprechen, die deiner strengen Tugend so verhaßt sind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zusammenbringen, was für einander geschaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand sie.

Odoardo. Das räum' ich ein. Aber, gute Claudia, hattest du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieser Stadterziehung so abgelaufen! Laß uns nicht weise seyn wollen, wo wir nichts als glücklich gewesen! Gut, daß es so damit abgelaufen! — Nun haben sie sich gefunden, die für einander bestimmt waren: nun laß sie ziehen, wohin Unschuld und Ruhe sie rufen. — Was sollte der Graf hier? Sich bücken und schmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszustechen suchen? um endlich ein Glück zu machen, dessen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdigt zu werden, die für ihn keine wäre? — Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach und will mich da wieder aufsetzen. (Pirro geht ab.) — Warum soll der Graf hier dienen, wenn er dort selbst befehlen kann? — Dazu bedenkst du nicht, Claudia, daß durch unsere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verdirbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger als du besorgst.

Odoardo. Besorgst! ich besorg' auch so was!

Claudia. Denn hab' ich dir schon gesagt, daß der Prinz unsere Tochter gesehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Veggbia bei dem Kanzler Grimaldi, die er mit seiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte sich gegen sie so gnädig — —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt sich mit ihr so lange — —

Odoardo. Unterhielt sich mit ihr?

Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witze so bezaubert — —

Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit so vielen Lobeserhebungen gesprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzählst du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! Claudia? eitle, thörichte Mutter!

Claudia. Wie so?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das ist so abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwunden bin! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia!

der bloße Gedanke ſetzt mich in Wuth. — Du hätteſt mir das ſogleich ſollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern was Unangenehmes ſagen. Und ich würde (indem ſie ihn bei der Hand ergreift), wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünfter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders ſie dieſen Namen verdient. — Alles ſcheint ihr verdächtig, alles ſtrafbar! — Oder, wenn das die Menſchen kennen heißt: — wer ſollte ſich wünſchen ſie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er iſt des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, ſo iſt es einzig um ihn zu beſchimpfen? —

Sechster Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia (ſtürzt in einer ängſtlichen Verwirrung herein). Wohl mir! wohl mir! — Nun bin ich in Sicherheit. Oder iſt er mir gar gefolgt? (Indem ſie den Schleier zurück wirft und ihre Mutter erblickt.) Iſt er, meine Mutter? iſt er — Nein, dem Himmel ſey Dank!

Claudia. Was iſt dir, meine Tochter? was iſt dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickſt ſo wild um dich? Und zitterſt an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müſſen! Und wo, wo hab' ich es hören müſſen!

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was iſt dem Laſter Kirch' und Altar? — Ah, meine Mutter! (Sich ihr in die Arme werfend.)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stätte, ſo ſchlimmes begegnet ſeyn?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünſtiger ſeyn ſollen als heute: nie iſt ſie weniger geweſen, was ſie ſeyn ſollte.

Claudia. Wir ſind Menſchen, Emilia. Die Gabe zu beten iſt nicht immer in unſerer Gewalt. Dem Himmel iſt beten wollen, auch beten.

Emilia. Und ſündigen wollen, auch ſündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; ſo tief ließ mich die Gnade nicht ſinken. — Aber, daß fremdes Laſter uns wider unſern Willen zu Mitſchuldigen machen kann!

Claudia. Faſſe dich! — Sammle deine Gedanken, ſo viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geſchehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich — weiter von dem Altare, als ich ſonſt pflege, — denn ich kam zu ſpät — auf meine Kniee gelaſſen. Eben fing ich an mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas ſeinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — ſo gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner ſtören möchte. — Andacht! das war das

ſchlimmſte, was ich beſorgte. — Aber es währte nicht lange, ſo hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O, daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es ſprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieſer Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mache — ſein Unglück auf immer entſcheide. — Es beſchwor mich — — Hören mußt' ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte — Was konnt' ich ſonſt? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu ſchlagen, und wenn auch, wenn auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit mich wieder zu erheben. Das heilige Amt ging zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der ſich den Frevel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; rathen Sie. — Ich glaubte in die Erde zu ſinken. — Ihn ſelbſt.

Claudia. Wen ihn ſelbſt?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O geſegnet ſey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hätteſt hören laſſen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir ſtrafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben so wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha, du kennst deinen Vater nicht! In seinem Zorne hätt' er den unschuldigen Gegenstand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechselt. In seiner Wuth hätt' ich ihm geschienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorhersehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkanntest — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug warst, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdient.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bei der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt' ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden würde die Vorbeigehenden zu aufmerksam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er sprach, und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er sprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bei, so ist es gut, so will ich es Ihnen sagen, meine Mutter. Jetzt weiß ich von dem allem nichts. Meine Sinne hatten mich verlassen. — Umsonst denk' ich nach, wie ich von ihm weg und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erst auf der Straße wieder, und höre ihn hinter mir herkommen, und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf steigen —

Claudia. Die Furcht hat ihren besondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergessen, mit welcher Gebärde du hereinstürztest. — Nein, so weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte!

— Wie wild er ſchon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngſt nicht ohne Mißfallen geſehen! — Indeß ſey ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet iſt. Auch wird es noch weniger Folgen haben als ein Traum. Du entgehſt heute mit eins allen Nachſtellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wiſſen. Ihm muß ich es ſagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willſt du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wenn er es auch jetzt nicht würde: wiſſe, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirkt, darum kein minder gefährliches Gift iſt. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Dem Liebhaber könnt' es ſogar ſchmeicheln, einem ſo wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — ſo wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geſchöpf. Dein gutes Geſtirn behüte dich vor dieſer Erfahrung.

Emilia. Sie wiſſen, meine Mutter, wie gern ich Ihren beſſern Einſichten mich in allem unterwerfe. — Aber wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute geſprochen? Würde mein Verſchweigen nicht, früh oder ſpät, ſeine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (Mit einem tiefen Athemzuge.) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtſames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte

mich noch wohl anders dabei nehmen können, und würde mir eben ſo wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht ſagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigener geſunder Verſtand ſagte. Und ich wußte, er würde dir es ſagen, ſobald du wieder zu dir ſelbſt gekommen. — Der Prinz iſt galant. Du biſt die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeichelei zur Betheuerung; ein Einfall zum Wunſch; ein Wunſch zum Vorſatz. Nichts klingt in dieſer Sprache wie Alles: und Alles iſt in ihr ſo viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! — ſo müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel als tugendhaft halten. — Hui! daß er da ſelbſt kommt! Es iſt ſein Gang.

Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani (tritt tiefſinnig, mit vor ſich hingeſchlagenen Augen herein, und kommt näher, ohne ſie zu erblicken, bis Emilia ihm entgegenſpringt). Ah, meine Theuerſte! — Ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünſchte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feierlich? ſo ernſthaft? — Iſt dieſer Tag keiner freudigeren Aufwallung werth?

Appiani. Er iſt mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber ſchwanger mit ſo viel Glückſeligkeit für mich, — mag

es wohl dieſe Glückſeligkeit ſelbſt ſeyn, die mich ſo ernſt, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, ſo feierlich macht. — (Indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz ſeyn wird! — Wie glücklich biſt du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unſere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben hab' ich mich aus ſeinen Armen geriſſen: — oder vielmehr er ſich aus meinen. — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muſter aller männlichen Tugend! Zu was für Geſinnungen erhebt ſich meine Seele in ſeiner Gegenwart! Nie iſt mein Entſchluß, immer gut, immer edel zu ſeyn, lebendiger, als wenn ich ihn ſehe, — wenn ich ihn mir denke. Und womit ſonſt, als mit der Erfüllung dieſes Entſchluſſes, kann ich mich der Ehre würdig machen, ſein Sohn zu heißen; — der Ihrige zu ſeyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn ſeine Emilia für dieſen augenblicklichen Beſuch zu ſehr erſchüttert, zu ſehr ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Brautſchmucke beſchäftigt zu finden, und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichſten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben, und die nicht ſtolz auf ihre Frömmigkeit iſt.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun und das andere nicht laſſen! — Nun iſt es hohe Zeit; nun mach, Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen sie doch nicht so, Herr Graf, — so wie sie da ist, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erst gewahr. — Wer kann Sie sehen, Emilia, und auch auf Ihren Putz achten? — Und warum nicht so, so wie sie da ist?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht so, nicht ganz so. Aber auch nicht viel prächtiger, nicht viel. — Husch, husch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geschmeide, dem letzten Geschenke Ihrer verschwenderischen Großmuth! Nichts, gar nichts, was sich nur zu solchem Geschmeide schickte! — Ich könnte ihm gram seyn, diesem Geschmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreimal hat mir von ihm geträumt —

Claudia. Nun? Davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trübe, und als ob plötzlich sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandle. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! — Die Bedeutung ist träumerischer, als der Traum. — Warst du nicht von jeher eine größere Liebhaberin von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freilich, meine Mutter, freilich —

Appiani (nachdenkend und schwermüthig). Bedeuten Thränen! — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wohl, ich sollte mich schämen. — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern gestimmt ist —

Emilia. Warum ist sie das auch? — Und was meinen Sie, daß ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie sah ich aus, als ich Ihnen zuerst gefiel? — Wissen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich ſehe Sie in Gedanken nie anders als ſo, und ſehe Sie ſo, auch wenn ich Sie nicht ſo ſehe.

Emilia. Alſo ein Kleid von der nämlichen Farbe, von dem nämlichen Schnitte; fliegend und frei —

Appiani. Vortrefflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In ſeinem eigenen braunen Glanze; in Locken, wie ſie die Natur ſchlug —

Emilia. Die Roſe darin nicht zu vergeſſen! — Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich ſtehe ſo vor Ihnen da!

Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani (indem er ihr mit einer niedergeſchlagenen Miene nachſieht). Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld? — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger ſich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf, war ſo ſchnell als richtig. Sie ſind heut ernſter als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünſche, — ſollt es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel Ihrer Wünſche geweſen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es iſt wahr, ich bin heut ungewöhnlich trübe und finſter. — Nur ſehen Sie, gnädige Frau, — noch einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen ſeyn, iſt im Grunde eines. — Alles was ich ſehe,

alles was ich höre, alles was ich träume, predigt mir seit gestern und ehegestern diese Wahrheit. Dieser Eine Gedanke kettet sich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was ist das? Ich verstehe es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

Appiani. Eines kommt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich, ärgerlich über meine Freunde, über mich selbst —

Claudia. Wie so?

Appiani. Meine Freunde verlangen schlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heirath ein Wort sagen soll, ehe ich sie vollziehe. Sie geben mir zu, ich sey es nicht schuldig, aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin schwach genug gewesen, es ihnen zu versprechen. Eben wollt' ich noch bei ihm vorfahren.

Claudia (stutzig). Bei dem Prinzen?

Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli und die Vorigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marchese Marinelli hält vor dem Hause und erkundigt sich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier ist er schon. (Oeffnet ihm die Thüre und geht ab.)

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hause und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geschäft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es ist in einigen Minuten geschehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will. (Macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani. Was ist zu seinem Befehl?

Marinelli. Ich bin stolz, der Ueberbringer einer so vorzüglichen Gnade zu seyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen seiner ergebensten Freunde in mir verkennen will —

Appiani. Ohne weitere Vorrede, wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß sogleich an den Herzog von Massa, in Angelegenheit seiner Vermählung mit dessen Prinzessin Tochter, einen Bevollmächtigten senden. Er war lange unschlüssig, wen er dazu ernennen sollte. Endlich ist seine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das — wenn die Freundschaft ruhmredig seyn darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie setzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe schon längst nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Marinelli. Ich bin versichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch diese so eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug seyn sollte: so ist freilich meine Freundschaft zu voreilig gewesen.

Appiani. Freundſchaft und Freundſchaft um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marcheſe Marinelli Freundſchaft hätt' ich mir nie träumen laſſen. —

Marinelli. Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, — mein unverzeihliches Unrecht, daß ich ohne Ihre Erlaubniß Ihr Freund ſeyn wollen. — Bei dem allem, was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre bleiben, was ſie ſind, und ich zweifle nicht, Sie werden ſie mit Begierde ergreifen.

Appiani (nach einiger Ueberlegung). Allerdings.

Marinelli. Nun ſo kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli. Nach Doſalo, zu dem Prinzen. — Es liegt ſchon alles fertig, und Sie müſſen noch heut abreiſen.

Appiani. Was ſagen Sie? — noch heute?

Marinelli. Lieber noch in dieſer nämlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache iſt von der äußerſten Eil'.

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marinelli. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreiſen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli. Sie ſcherzen, Herr Graf.

Appiani. Mit Ihnen?

Marinelli. Unvergleichlich! Wenn der Scherz dem Prinzen gilt, ſo iſt er um ſo viel luſtiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz ſelbſt meine Entſchuldigung wird gelten laſſen.

Marinelli. Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie, ich ſoll noch heut eine Frau nehmen.

Marinelli. Nun? und dann?

Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage ist auch verzweifelt naiv.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf, daß sich Hochzeiten aufschieben lassen. — Ich glaube freilich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient ist. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man sich selber wählt, ist unser Herr so eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingtern Gehorsam schuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an seinen Hof als ein Freiwilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen, aber nicht sein Sklave werden. Ich bin der Vasall eines größern Herrn —

Marinelli. Größer oder kleiner: Herr ist Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber stritte! — Genug, sagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir Leid thut, seine Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben heut eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marinelli. Wollen Sie ihn nicht zugleich wissen lassen, mit wem?

Appiani. Mit Emilia Galotti.

Marinelli. Der Tochter aus diesem Hause?

Appiani. Aus diesem Hause.

Marinelli. Hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marinelli. Ich sollte meinen, daß es so nach um so weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszusetzen.

Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marinelli. Die guten Eltern werden es so genau nicht nehmen.

Appiani. Die guten Eltern?

Marinelli. Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani. Ja wohl gewiß? — Sie sind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli. Mir das, Graf?

Appiani. Warum nicht?

Marinelli. Himmel und Hölle! — Wir werden uns sprechen.

Appiani. Pah! Hämisch ist der Affe, aber —

Marinelli. Tod und Verdammniß! — Graf, ich fordre Genugthuung.

Appiani. Das versteht sich.

Marinelli. Und würde sie gleich jetzt nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! Nicht doch! (Indem er ihn bei der Hand ergreift.) Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen: aber zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

Marinelli (der sich losreißt und abgeht). Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

Eilfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut ist in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und besser.

Claudia (eilligst und besorgt). Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Wortwechsel gehört. — Ihr Gesicht glüht. Was ist vorgefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienst erwiesen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um so viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin sogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig seyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

(Sie geht herein und er fort.)

Dritter Aufzug.

Die Scene: ein Vorsaal auf dem Lustschlosse des Prinzen.

Erster Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umsonst; er schlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und so bleibt es dabei? So geht es vor sich? So wird Emilia noch heute die seinige?

Marinelli. Allem Ansehen nach.

Der Prinz. Ich versprach mir von Ihrem Einfalle so viel! — Wer weiß, wie albern Sie sich dabei benommen. — Wenn der Rath eines Thoren einmal gut ist, so muß ihn ein geschiedter Mann ausführen. Das hätt' ich bedenken sollen.

Marinelli. Da find' ich mich schön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben darüber in die Schanze schlagen wollte. — Als ich sahe, daß weder Ernst noch Spott den Grafen bewegen konnte, seine Liebe der Ehre nachzusetzen, versucht' ich es, ihn in Harnisch zu jagen. Ich sagte ihm Dinge, über die er sich vergaß. Er stieß Beleidigungen gegen mich aus, und ich forderte Genugthuung, — und forderte sie gleich auf der Stelle. — Ich dachte so: entweder er mich, oder ich ihn. Ich ihn: so ist das Feld ganz unser. Oder er mich: nun, wenn auch; so muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigstens Zeit.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marinelli. Ha! man sollt' es voraus wissen, wenn man so thöricht bereit ist, sich für die Großen aufzuopfern — man sollt' es voraus wissen, wie erkenntlich sie seyn würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er steht in dem Rufe, sich so etwas nicht zweimal sagen zu lassen.

Marinelli. Nachdem es fällt; ohne Zweifel. — Wer kann es ihm verdenken? — Er versetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigeres zu thun habe, als sich mit mir den Hals zu brechen. Und so beschied er mich auf die ersten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galotti! Der Gedanke macht mich rasend! — Darauf ließen Sie es gut seyn, und gingen: — und kommen und prahlen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geschlagen; sich mir aufgeopfert —

Marinelli. Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, das ich weiter hätte thun ſollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

Marinelli. Und laſſen Sie doch hören, gnädiger Herr, was Sie für ſich ſelbſt gethan haben. — Sie waren ſo glücklich, ſie noch in der Kirche zu ſprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

Der Prinz (höhniſch). Neugierde zur Genüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es ging alles nach Wunſch. — Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen, mein allzudienſtfertiger Freund! — Sie kam meinem Verlangen mehr als halbes Weges entgegen. Ich hätte ſie nur gleich mitnehmen dürfen. (Kalt und befehlend.) Nun wiſſen Sie, was Sie wiſſen wollen; — und können gehen!

Marinelli. Und können gehen! — Ja, ja; das iſt das Ende vom Liede! — und würd' es ſeyn, geſetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche verſuchen. — Das Unmögliche, ſag' ich? — So unmöglich wär' es nun wohl nicht: aber kühn! — Wenn wir die Braut in unſerer Gewalt hätten: ſo ſtünd' ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden ſollte.

Der Prinz. Ei! wofür der Mann nicht alles ſtehen will! Nun dürft' ich ihm nur noch ein Commando von meiner Leibwache geben, und er legte ſich an der Landſtraße damit in Hinterhalt, und fiel ſelbſt funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mir zubrächte.

Marinelli. Es iſt eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltſamen Entführung ähnlich geſehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten, ſo würden Sie nicht erſt lange davon ſchwatzen.

Marinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht ſtehen ſollen. — Es könnten ſich Unglücksfälle dabei ereignen —

Der Prinz. Und es ist meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten lasse, wofür sie nicht können!

Marinelli. Also, gnädiger Herr — (Man hört von weitem einen Schuß.) Ha! was war das? — Hört' ich recht? — Hörten Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen!

Der Prinz. Was ist das, was giebt's?

Marinelli. Was meinen Sie wohl? — Wie wenn ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So sagen Sie doch —

Marinelli. Kurz: wovon ich gesprochen, geschieht.

Der Prinz. Ist es möglich?

Marinelli. Nur vergessen Sie nicht, Prinz, wessen Sie mich eben versichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anstalten sind doch so —

Marinelli. Als sie nur immer seyn können! — Die Ausführung ist Leuten anvertraut, auf die ich mich verlassen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbei. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichsam, um ihn zu plündern. Und ein andrer Theil, wobei einer von meinen Bedienten ist, wird aus dem Thiergarten gestürzt seyn, den Angefallenen gleichsam zur Hülfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, soll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er sie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So ist die Abrede. — Was sagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraschen mich auf eine sonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (Marinelli tritt an das Fenster.) Wornach sehen Sie?

Marinelli. Dahinaus muß es seyn! — Recht! — und eine Maske kommt bereits um die Planke gesprengt! — ohne

Zweifel, mir den Erfolg zu berichten. — Entfernen Sie sich, gnädiger Herr.

Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marinelli. Nun? Nicht wahr, nun hab' ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht. Aber ich sehe bei alle dem nicht ab — —

Marinelli. Absehen? — Lieber alles mit eins! — Geschwind entfernen Sie sich. — Die Maske muß Sie nicht sehen. (Der Prinz geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Marinelli und bald darauf Angelo.

Marinelli (der wieder nach dem Fenster geht). Dort fährt der Wagen langsam nach der Stadt zurück. — So langsam? Und in jedem Schlage ein Bedienter? — Das sind Anzeigen, die mir nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb gelungen ist; — daß man einen Verwundeten gemächlich zurückführt, — und keinen Todten. — Die Maske steigt ab. — Es ist Angelo selbst. Der Tollbreiste! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß seiner Sache gewiß seyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Massa wollten, und nun noch einen weitern Weg müssen! — Wer hatte Sie die Affen so kennen gelehrt? (Indem er nach der Thüre zugeht.) Ja wohl sind sie hämisch. — Nun, Angelo?

Angelo (der die Maske abgenommen). Passen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß sie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es sonst ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie ſteht es mit dem Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, ſo! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht ſo ganz unbereitet.

Marinelli. Geſchwind ſage mir, was du mir zu ſagen haſt! — Iſt er todt?

Angelo. Es thut mir Leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für dein mitleidiges Herz! (Giebt ihm einen Beutel mit Geld.)

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müſſen.

Marinelli. So? Verluſt auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen, um den ehrlichen Jungen! Ob mir ſein Tod ſchon das (indem er den Beutel in der Hand wiegt) um ein Viertheil verbeſſert. Denn ich bin ſein Erbe, weil ich ihn gerächt habe. Das iſt ſo unſer Geſetz: ein ſo gutes, mein' ich, als für Treu und Freundſchaft je gemacht worden. Dieſer Nicolo, Herr Kammerherr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt' ich auch wieder den Grafen! — Er ſtürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutſche kam: ſo ſteh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder herauskommt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß iſt, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundſchaft verlieren, wenn es nicht gewiß iſt! — Haben Sie noch was zu befehlen? Denn mein Weg iſt der weiteſte: wir wollen heute noch über die Gränze.

Marinelli. So geh!

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr,

— Sie wiſſen, wo ich zu erfragen bin. Was ſich ein andrer zu thun getraut, wird für mich auch keine Hexerei ſeyn. Und billiger bin ich, als jeder andere. (Geht ab.)

Marinelli. Gut das! — Aber doch nicht ſo recht gut. — Pfui, Angelo! ſo ein Knicker zu ſeyn! Einen zweiten Schuß wäre er ja wohl noch werth geweſen. — Und wie er ſich vielleicht nun martern muß, der arme Graf! — Pfui, Angelo! Das heißt ſein Handwerk ſehr grauſam treiben; — und verpfuſchen. — Aber davon muß der Prinz noch nichts wiſſen. Er muß erſt ſelbſt finden, wie zuträglich ihm dieſer Tod iſt. — Dieſer Tod! — Was gäb' ich um die Gewißheit! —

Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kommt ſie die Allee herauf. Sie eilt vor dem Bedienten her. Die Furcht, wie es ſcheint, beflügelt ihre Füße. Sie muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt ſich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marinelli. So haben wir ſie doch fürs erſte.

Der Prinz. Und wird die Mutter ſie nicht aufſuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was ſind wir alsdann weiter? Wie kann ich ſie ihnen vorenthalten?

Marinelli. Auf das alles weiß ich freilich noch nichts zu antworten. Aber wir müſſen ſehen. Gedulden Sie ſich, gnädiger Herr. Der erſte Schritt mußte doch gethan ſeyn. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurückthun müſſen.

Marinelli. Vielleicht müſſen wir nicht. — Da ſind

tausend Dinge, auf die sich weiter fußen läßt. — Und vergessen Sie denn das Vornehmste!

Der Prinz. Wie kann ich vergessen, woran ich sicher noch nicht gedacht habe? — Das Vornehmste? was ist das?

Marinelli. Die Kunst zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlt.

Der Prinz. Nie fehlt? Außer, wo er sie gerade am nöthigsten brauchte. — Ich habe von dieser Kunst schon heut einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleien und Betheurungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit, und schloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau ich mir, sie wieder anzureden. — Bei ihrem Eintritte wenigstens wag ich es nicht zu seyn. Sie, Marinelli, müssen sie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft, und kommen, wenn ich mich mehr gesammelt habe.

Vierter Auftritt.

Marinelli und bald darauf dessen Bedienter Battista mit Emilien.

Marinelli. Wenn sie ihn nicht selbst stürzen gesehen — Und das muß sie wohl nicht, da sie so fortgeeilet — Sie kommt. Auch ich will nicht das erste seyn, was ihr hier in die Augen fällt. (Er zieht sich in einen Winkel des Saales zurück.)

Battista. Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

Emilia (außer Athem). Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund; — ich dank' ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich?

— Und ſo ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

Battiſta. Ich vermuthe.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er ſah ſie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geſchoſſen? —

Battiſta. Geſchoſſen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen oder meine Mutter getroffen. —

Battiſta. Ich will gleich nach ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit; komm' Er, mein Freund!

Marinelli (der plötzlich hertritt, als ob er eben hereinkäme). Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück verſchafft uns die Ehre —

Emilia (ſtutzend). Wie? Sie hier, mein Herr? — Ich bin alſo wohl bei Ihnen? — Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir ſind von Räubern unſern überfallen worden. Da kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieſer ehrliche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte mich hierher. — Aber ich erſchrecke, mich allein gerettet zu ſehen. Meine Mutter iſt noch in der Gefahr. Hinter uns ward ſogar geſchoſſen. Sie iſt vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben ſollen.

Marinelli. Beruhigen Sie ſich, gnädiges Fräulein. Es ſteht alles gut; ſie werden bald bei Ihnen ſeyn, die geliebten Perſonen, für die Sie ſo viel zärtliche Angſt empfinden. — Indeß, Battiſta, geh', lauf': ſie dürften vielleicht nicht wiſſen, wo das Fräulein iſt. Sie dürften ſie vielleicht in einem von

den Wirthschaftshäusern des Gartens suchen. Bringe sie unverzüglich hieher. (Battista geht ab.)

Emilia. Gewiß? Sind sie alle geborgen? ist ihnen nichts widerfahren? — Ah, was ist dieser Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich sollte nicht hier bleiben; ich sollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie sind ohnedem schon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie sich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit ist. — Ich will wetten, daß der Prinz schon selbst um Ihre theuere ehrwürdige Mutter ist, und sie Ihnen zuführt.

Emilia. Wer, sagen Sie?

Marinelli. Unser gnädigster Prinz selbst.

Emilia (äußerst bestürzt). Der Prinz?

Marinelli. Er floh auf die erste Nachricht Ihnen zu Hülfe. — Er ist höchst ergrimmt, daß ein solches Verbrechen ihm so nahe, unter seinen Augen gleichsam, hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachsetzen, und ihre Strafe, wenn sie ergriffen werden, wird unerhört seyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn also?

Marinelli. Auf Dosalo, dem Lustschlosse des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich selbst erscheinen könne? — Aber doch in Gesellschaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier ist er schon.

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo iſt ſie? wo? — Wir ſuchen Sie überall, ſchönes Fräulein. — Sie ſind doch wohl? — Nun ſo iſt alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigſter Herr! wo ſind ſie? Wo iſt meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zuſtande werde ich die eine oder den andern vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — Denn Sie verhehlen mir, gnädiger Herr — ich ſeh es, Sie verhehlen mir —

Der Prinz. Nicht doch, beſtes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getroſt.

Emilia (unentſchloſſen). Aber — wenn ihnen nichts widerfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum ſind ſie nicht ſchon hier? Warum kamen ſie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle dieſe Schreckenbilder mit eins verſchwinden zu ſehen. —

Emilia. Was ſoll ich thun? (Die Hände ringend.)

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen? —

Emilia (die vor ihm niederfällt). Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz (ſie aufhebend). Ich bin äußerſt beſchämt. — Ja, Emilia, ich verdiene dieſen ſtummen Vorwurf. — Mein Betragen dieſen Morgen iſt nicht zu rechtfertigen: — zu entſchuldigen höchſtens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit.

Ich hätte Sie mit keinem Geſtändniſſe beunruhigen ſollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die ſprachloſe Beſtürzung, mit der Sie es anhörten, oder vielmehr nicht anhörten, genugſam beſtraft. — Und könnt' ich ſchon dieſen Zufall, der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf ewig verſchwindet, — mir nochmals das Glück Sie zu ſehen und zu ſprechen verſchafft, könnt' ich ſchon dieſen Zufall für den Wink eines günſtigen Glückes erklären, — für den wunderbarſten Aufſchub meiner endlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehen zu dürfen: ſo will ich doch — beben Sie nicht, mein Fräulein — einzig und allein von Ihrem Blicke abhängen. Kein Wort, kein Seufzer, ſoll Sie beleidigen. — Nur kränke mich nicht Ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie keinen Augenblick an der unumſchränkteſten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bei, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen. (Er führt ſie, nicht ohne Sträuben, ab.) Folgen Sie uns, Marinelli. —

Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag ſehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, iſt, — zu verhindern, daß ſie nicht geſtört werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es ſollte mich ſehr wundern, wenn die ſo ruhig abgezogen wäre und ihre Tochter im Stiche gelaſſen hätte. — Nun, Battiſta? was giebt's?

Sechster Auftritt.

Battista. Marinelli.

Battista (eilig). Die Mutter, Herr Kammerherr —

Marinelli. Dacht' ich's doch! — Wo ist sie?

Battista. Wenn Sie ihr nicht zuvorkommen, so wird sie den Augenblick hier seyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein geboten, mich nach ihr umzusehen: als ich ihr Geschrei von weitem hörte. Sie ist der Tochter auf der Spur; und wo nur nicht — unserm ganzen Anschlage! Alles, was in dieser einsamen Gegend von Menschen ist, hat sich um sie versammelt; und jeder will der seyn, der ihr den Weg weist. Ob man ihr schon gesagt, daß der Prinz hier ist, daß Sie hier sind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß sehen! — (Erüberlegt.) Sie nicht einlassen, wenn sie weiß, daß die Tochter hier ist? — Das geht nicht. — Freilich, sie wird Augen machen, wenn sie den Wolf bei dem Schäfchen sieht. — Augen? Das möchte noch seyn. Aber der Himmel sey unsern Ohren gnädig! — Nun was? die beste Lunge erschöpft sich; auch sogar eine weibliche. Sie hören alle auf zu schreien, wenn sie nicht mehr können. — Dazu, es ist doch einmal die Mutter, die wir auf unserer Seite haben müssen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — so etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu seyn, schmeichelt den meisten. — Laß sie kommen, Battista, laß sie kommen!

Battista. Hören Sie! hören Sie!

Claudia Galotti (innerhalb). Emilia! Emilia! Mein Kind, wo bist du?

Marinelli. Geh, Battiſta, und ſuche nur ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battiſta. Marinelli.

Claudia (die in die Thüre tritt, indem Battiſta herausgehen will). Ha! der hob ſie aus dem Wagen! — Der führte ſie fort! — Ich erkenne dich. Wo iſt ſie? Sprich, Unglücklicher!

Battiſta. Das iſt mein Dank?

Claudia. O, wenn du Dank verdienſt: (In einem gelinden Tone.) — ſo verzeihe mir, ehrlicher Mann! — Wo iſt ſie? — Laßt mich ſie nicht länger entbehren. Wo iſt ſie?

Battiſta. O, Ihre Gnaden, ſie könnte in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehobener ſeyn. — Hier mein Herr wird Ihre Gnaden zu ihr führen. (Gegen einige Leute, welche nachdringen wollen.) Zurück da! ihr!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (Erblickt den Marinelli und fährt zurück.) Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie ſollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bei — Sie waren es ja — nicht? — der den Grafen dieſen Morgen in

meinem Hauſe aufſuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechſel in herrſchaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marcheſe Marinelli.

Claudia. So iſt es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marcheſe. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünſchung — Nein, daß ich den edlen Mann nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünſchung — Die Verwünſchung denk' ich hinzu — Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen.

Marinelli. Des ſterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer ſeltſamen Rede am meiſten auffällt. — Des ſterbenden Grafen? — Was Sie ſonſt ſagen wollen, verſteh' ich nicht.

Claudia (bitter und langſam). Der Namen Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! — Verſtehen Sie nun? — Ich verſtand es erſt auch nicht: obſchon mit einem Tone geſprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß ſie dieſen Ton nicht ſogleich verſtanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von jeher des Grafen Freund; ſein vertrauteſter Freund. Alſo, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen; ich kann ihn nicht beſchreiben: aber es enthielt alles! alles! — Was? Räuber wären es geweſen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Iſt es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtſchaffenen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht ſtellen, dieſen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergeſſe darüber meine Tochter. — Wo iſt ſie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani Dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter iſt hier; an einem von den nächſten Zimmern, und hat ſich hoffentlich von ihrem Schrecken ſchon völlig erholt. Mit der zärtlichſten Sorgfalt iſt der Prinz ſelbſt um ſie beſchäftigt —

Claudia. Wer? — Wer ſelbſt?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unſer Prinz?

Marinelli. Welcher ſonſt?

Claudia. Nun denn! — Ich unglückſelige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen ein?

Claudia. Es iſt klar! — Iſt es nicht? — Heute, im Tempel! vor den Augen der Allerreinſten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenſtück; da brach es aus! (Gegen den Marinelli.) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigener Hand zu morden, aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu laſſen! — Abſchaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder ſind, werden Dich unter ſich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum ſoll ich Dir nicht alle meine

Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Geſicht ſpeien? — Dich! Dich Kuppler!

Marinelli. Sie ſchwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigſtens Ihr wildes Geſchrei, und bedenken Sie, wo ſie ſind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in weſſen Walde ſie brüllt?

Emilia (innerhalb). Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das iſt ſie! Sie hat mich gehört; ſie hat mich gehört. Und ich ſollte nicht ſchreien? — Wo biſt du, mein Kind? Ich komme, ich komme! (Sie ſtürzt in das Zimmer und Marinelli ihr nach.)

Vierter Aufzug.

Die Scene bleibt.

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz (als aus dem Zimmer von Emilien kommend). Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wuth! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie geſehen hätten, Prinz, wie toll ſich hier, hier im Saale, die Mutter gebärdete — Sie hörten ſie ja wohl ſchreien! — und wie zahm ſie auf einmal ward, bei dem erſten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter ſchön findet.

Der Prinz. Sie ſind ein ſchlechter Beobachter! — Die Tochter ſtürzte der Mutter ohnmächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth, nicht über mich. Ihre Tochter ſchonte ſie, nicht mich, wenn ſie es nicht lauter, nicht deutlicher ſagte, — was ich lieber ſelbſt nicht gehört, nicht verſtanden haben will.

Marinelli. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verſtellung? — Heraus damit. Iſt es wahr? oder iſt es nicht wahr?

Marinelli. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Alſo iſt es? — Er iſt todt? todt? — (Drohend.) Marinelli! Marinelli!

Marinelli. Nun?

Der Prinz. Bei Gott! bei dem allgerechten Gott! ich bin unſchuldig an dieſem Blute. — Wenn Sie mir vorhergeſagt hätten, daß es dem Grafen das Leben koſten werde — Nein, nein! und wenn es mir ſelbſt das Leben gekoſtet hätte! —

Marinelli. Wenn ich Ihnen vorhergeſagt hätte? — Als ob ſein Tod in meinem Plane geweſen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß Niemanden Leides geſchehe. Es würde auch ohne die geringſte Gewaltthätigkeit abgelaufen ſeyn, wenn ſich der Graf nicht die erſte erlaubt hätte. Er ſchoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich, er hätte ſollen Spaß verſtehen!

Marinelli. Daß Angelo ſodann in Wuth kam und den Tod ſeines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freilich, das iſt ſehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug verwieſen.

Der Prinz. Verwieſen? Wie freundſchaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er ſich in meinem Gebiete nicht betreten läßt. Mein Verweis möchte ſo freundſchaftlich nicht ſeyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorſatz und Zufall; alles iſt eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus verſprochen, daß keiner der Unglücksfälle die ſich dabei ereignen könnten, mir zu Schulden kommen ſolle —

Der Prinz. Die ſich dabei ereignen — könnten, ſagen Sie? oder ſollten?

Marinelli. Immer beſſer! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trockenen Worte ſagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorſtellung! Der Tod des Grafen iſt mir nichts weniger als gleichgültig. Ich hatte ihn ausgefordert; er war mir Genugthuung ſchuldig; er iſt ohne dieſe aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidigt. Geſetzt, ich verdiente unter jeden andern Umſtänden den Verdacht, den Sie gegen mich hegen: aber auch unter dieſen? — (Mit einer angenommenen Hitze.) Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz (nachgebend). Nun gut, nun gut —

Marinelli. Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — (Einen) ſelbſt die Gnade meines Prinzen, — dieſe unſchätzbare, nie zu verſcherzende Gnade — wollt' ich drum geben!

Der Prinz. Ich verſtehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie verſichern es; und ich,

ich glaub' es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

Marinelli (kalt). Schwerlich.

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achsel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug und mich für den Thäter halten —

Marinelli (noch kälter). Wahrscheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich selbst! — Oder ich muß von Stund an alle Absicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli (höchst gleichgültig). Was Sie auch gemußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz (heftig, aber sich gleich wieder fassend). Marinelli! — Doch, Sie sollen mich nicht wild machen. — Es sey so — Es ist so! Und das wollen Sie doch nur sagen: der Tod des Grafen ist für mich ein Glück — das größte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu Statten kommen konnte. Und als dieses, — mag er doch geschehen seyn, wie er will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen so recht? — Topp! auch ich erschrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines stilles Verbrechen, ein kleines heilsames Verbrechen seyn. Und sehen Sie, unseres da wäre nun gerade weder stille noch heilsam. Es hätte den Weg zwar gereinigt, aber zugleich gesperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zusagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur bloß an Ihren weisen, wunderbaren Anstalten?

Marinelli. Wenn Sie so befehlen —

Der Prinz. Woran sonst? — Ich will Rede!

Marinelli. Es kommt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun dann! Was läge an meinen Anſtalten? daß den Prinzen bei dieſem Unfalle ein ſo ſichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meiſterſtreiche liegt das, den er ſelbſt meinen Anſtalten mit einzumengen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihm zu ſagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit ſo vielem Anſtande er ihn auch gethan, — ſo unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieſer Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.

Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marinelli. Freilich nicht den ganzen Tanz, aber doch für jetzt den Tact.

Der Prinz. Hm! Verſteh' ich Sie?

Marinelli. Alſo, kurz und einfältig. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf dieſen Umſtand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz (ſich vor die Stirne ſchlagend). Verwünſcht!

Marinelli. Wenn er es nun ſelbſt verrieth, was er im Schilde führe?

Der Prinz. Verdammter Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht ſelbſt verrathen hätte? — Traun! Ich möchte doch wiſſen, aus welcher meiner Anſtalten Mutter oder Tochter den geringſten Argwohn gegen ihn ſchöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marinelli. Daran thu' ich freilich ſehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr. —

Zweiter Auftritt.

Battiſta. Der Prinz. Marinelli.

Battiſta (eilfertig). Eben kommt die Gräfin an.

Der Prinz. Die Gräfin? Was für eine Gräfin?

Battiſta. Orſina.

Der Prinz. Orſina? — Marinelli! — Orſina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erſtaune darüber nicht weniger als Sie ſelbſt.

Der Prinz. Geh, lauf, Battiſta: ſie ſoll nicht ausſteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für Sie nicht hier. Sie ſoll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — (Battiſta geht ab.) Was will die Närrin? Was unterſteht ſie ſich? Wie weiß ſie, daß wir hier ſind? Sollte ſie wohl auf Kundſchaft kommen? Sollte ſie wohl ſchon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, ſo antworten Sie doch! — Iſt er beleidigt der Mann, der mein Freund ſeyn will? Und durch einen elenden Wortwechſel beleidigt? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

Marinelli. Ah, mein Prinz, ſobald Sie wieder Sie ſind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orſina iſt mir ein Räthſel, wie Ihnen. Doch abweiſen wird ſie ſchwerlich ſich laſſen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht ſprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wohl! und nur geſchwind. Ich will ſie empfangen —

Der Prinz. Aber bloß, um ſie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr ſich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Dieſe andern Dinge

sind gethan. Fassen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kommt sicherlich von selbst. — Aber hör' ich sie nicht schon? — Eilen Sie, Prinz! — Da (auf ein Cabinet zeigend, in welches sich der Prinz begiebt), wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, sie ist nicht zu ihrer besten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfin Orsina. Marinelli.

Orsina (ohne den Marinelli anfangs zu erblicken). Was ist das? — Niemand kommt mir entgegen, außer ein Unverschämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Dosalo? Zu dem Dosalo, wo mir sonst ein ganzes Heer geschäftiger Augendiener entgegenstürzte? wo mich sonst Lieb' und Entzücken erwarteten? — Der Ort ist es: aber, aber! — Sieh da, Marinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszumachen. — Wo ist er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige Gräfin!

Orsina. Wer sonst?

Marinelli. Sie vermuthen ihn also hier? wissen ihn hier? — Er wenigstens ist die Gräfin Orsina hier nicht vermuthend.

Orsina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

Marinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orſina. Nun? habe ich ihn nicht in dieſem Briefe auf heute um eine Zuſammenkunft hier auf Doſalo gebeten? — Es iſt wahr, es hat ihm nicht beliebt, mir ſchriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Doſalo abgefahren. Ich glaubte, das ſey Antworts genug, und ich komme.

Marinelli. Ein ſonderbarer Zufall!

Orſina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite der Brief: von ſeiner die That. — Wie er da ſteht, der Herr Marcheſe! Was er für Augen macht! Wundert ſich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marinelli. Sie ſchienen geſtern ſo weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orſina. Beßrer Rath kommt über Nacht. — Wo iſt er? wo iſt er? — Was gilt's, er iſt in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Gekreiſche hörte? — Ich wollte herein, und der Schurke vom Bedienten trat vor.

Marinelli. Meine liebſte, beſte Gräfin —

Orſina. Es war ein weibliches Gekreiſche. Was gilt's, Marinelli? — O ſagen Sie mir doch, ſagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebſte, beſte Gräfin bin — Verdammt, über das Hofgeſchmeiß! So viel Worte, ſo viel Lügen! — Nun was liegt daran, ob Sie mir es vorausſagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl ſehen. (Will gehen.)

Marinelli (der ſie zurückhält). Wohin?

Orſina. Wo ich längſt ſeyn ſollte. — Denken Sie, daß es ſchicklich iſt, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickſchnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Marinelli. Sie irren ſich, gnädige Gräfin. Der Prinz

erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht sprechen, — will Sie nicht sprechen.

Orsina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orsina. Den er ja erhalten, sagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht gelesen.

Orsina (heftig). Nicht gelesen? — (Minder heftig.) Nicht gelesen? — (Wehmüthig und eine Thräne aus dem Auge wischend.) Nicht einmal gelesen?

Marinelli. Aus Zerstreuung, weiß ich. — Nicht aus Verachtung.

Orsina (stolz). Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu sagen? — Sie sind ein unverschämter Tröster, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — (Gelinder, bis zum Tone der Schwermuth.) Freilich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas anders. Das ist natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu seyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orsina (höhnisch). Allerdings? — O des weisen Mannes, den man sagen lassen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgültig für ein Ding,

das kein Ding iſt, — das iſt ſo viel, als gar nicht gleichgültig. — Iſt dir das zu hoch, Menſch?

Marinelli (vor ſich). O weh! wie wahr iſt es, was ich fürchtete,

Orſina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem iſt es nicht bekannt, gnädige Gräfin, daß Sie eine Philoſophin ſind?

Orſina. Nicht wahr? — Ja, ja, ich bin eine. — Aber habe ich mir es jetzt merken laſſen, daß ich eine bin? — O pfui, wenn ich mir es habe merken laſſen, und wenn ich mir es öfters habe merken laſſen! Iſt es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Trotze auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denkt, iſt eben ſo eckel als ein Mann, der ſich ſchminkt. Lachen ſoll es, nichts als lachen, um immerdar den geſtrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Ueber den Zufall! daß ich dem Prinzen ſchreibe, er ſoll nach Doſalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieſt, und daß er doch nach Doſalo kommt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein ſonderbarer Zufall! Sehr luſtig, ſehr närriſch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der geſtrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geſchöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (Ernſthaft und befehlend.) So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfin, gleich!

Orſina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbei. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. — Denn ſehen Sie, Marinelli (nachdenkend bis zur Rührung), was mich ſo herzlich zu lachen macht, das hat auch ſeine ernſthafte — ſehr ernſthafte Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall? Ein Zufall wär' es, daß

der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu ſprechen, und mich doch hier ſprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall iſt Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne iſt Zufall; — am wenigſten das, wovon die Abſicht ſo klar in die Augen leuchtet. — Allmächtige, allgütige Vorſicht, vergieb mir, daß ich mit dieſem albernen Sünder einen Zufall genannt habe, was ſo offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk iſt! — (Haſtig gegen Marinelli.) Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu ſo einem Frevel!

Marinelli (vor ſich). Das geht weit! — Aber, gnädige Gräfin —

Orſina. Still mit dem Aber! Die Aber koſten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! (Sich mit der Hand die Stirne haltend.) — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald ſpreche, den Prinzen; ſonſt bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie ſehen, wir ſollen uns ſprechen; wir müſſen uns ſprechen —

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orſina. Marinelli.

Der Prinz (indem er aus dem Cabinete tritt, vor ſich). Ich muß ihm zu Hülfe kommen. —

Orſina (die ihn erblickt; aber unſchlüſſig, ob ſie auf ihn zu gehen ſoll). Ha! da iſt er.

Der Prinz (geht quer über den Saal, bei ihr vorbei, nach den andern Zimmern, ohne ſich im Reden aufzuhalten). Sieh da! unſere ſchöne Gräfin. — Wie ſehr bedauere ich, Madame, daß ich

mir die Ehre Ihres Besuchs für heute so wenig zu Nutze machen kann! Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfin! Ein andermal. — Jetzt halten Sie länger sich nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie. —

Fünfter Auftritt.

Orsina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräfin, nun von ihm selbst gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orsina (wie betäubt). Hab' ich? hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orsina (mit Rührung). „Ich bin beschäftigt. Ich bin nicht allein." Ist das die Entschuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weist man damit nicht ab? Jeden Ueberlästigen; jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr für mich? — Beschäftigt? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bei ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eins auf eigene Rechnung vor. Was kostet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer ist bei ihm? — Sagen Sie mir; sagen Sie mir, was Ihnen zuerst in den Mund kommt, und ich gehe.

Marinelli (vor sich). Mit dieser Bedingung kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit sagen.

Orsina. Nun? Geschwind, Marinelli; und ich gehe. — Er sagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe

Gräfin!“ Sagte er nicht so? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geschwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfin, ist wahrlich nicht allein. Es sind Personen bei ihm, von denen er sich keinen Augenblick abmüßigen kann; Personen, die eben einer großen Gefahr entgangen sind. Der Graf Appiani —

Orsina. Wäre bei ihm? — Schade, daß ich über diese Lüge Sie ertappen muß. Geschwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden. Der Wagen mit seinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder ist er nicht? Hätte es mir bloß geträumt?

Marinelli. Leider, nicht bloß geträumt! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben sich glücklich hieher nach dem Schlosse gerettet: seine Braut nämlich und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu seiner feierlichen Verbindung fahren wollte.

Orsina. Also die? Die sind bei dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Ist die Braut schön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orsina. Ich will hoffen, auch wenn sie häßlich wäre. Denn ihr Schicksal ist schrecklich. — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden sollte, wird er dir auf immer entrissen! — Wer ist sie denn, diese Braut? Kenn' ich sie gar? — Ich bin so lange aus der Stadt, daß ich von nichts weiß.

Marinelli. Es ist Emilia Galotti.

Orsina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich diese Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie so?

Orsina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie schwerlich kennen werden —

Orsina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernst, Marinelli? Emilia Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet?

Marinelli (vor sich). Sollte ich ihr schon zu viel gesagt haben?

Orsina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieser Braut? der eben erschossene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orsina. Bravo! o bravo! bravo! (In die Hände schlagend.)

Marinelli. Wie das?

Orsina. Küssen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orsina. Ja, küssen, küssen möcht' ich ihn — Und wenn Sie selbst dieser Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfin!

Orsina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! steif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orsina. Wissen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orsina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Woran?

Orsina. Schwören Sie! — Nein, schwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; schwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt ist! — Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Sie erschrecken mich, Gräfin.

Orſina. Gewiß? — Nun, Marinelli, argwohnt Ihr gutes Herz auch nichts!

Marinelli. Was? worüber?

Orſina. Wohl, — ſo will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge ſträuben ſoll. — Aber hier, ſo nahe an der Thüre, möchte uns Jemand hören. Kommen Sie hieher. — Und! (Indem ſie den Finger auf den Mund legt.) Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund ſeinem Ohre nähert, als ob ſie ihm zuflüſtern wollte, was ſie aber ſehr laut ihm zuſchreit.) Der Prinz iſt ein Mörder!

Marinelli. Gräfin, — Gräfin — ſind Sie ganz von Sinnen?

Orſina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (Aus vollem Halſe lachend.) Ich bin ſelten oder nie mit meinem Verſtande ſo wohl zufrieden geweſen, als eben jetzt. — Zuverläſſig, Marinelli; — aber es bleibt unter uns — (leiſe) der Prinz iſt ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen ſo eine Abſcheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orſina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieſer Emilia Galotti, — die hier bei ihm iſt, — deren Bräutigam ſo über Hals über Kopf ſich aus der Welt trollen müſſen, — mit dieſer Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen in der Halle bei den Dominikanern ein Langes und Breites geſprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundſchafter geſehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr geſprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch ſo ziemlich zuſammen, was zuſammen gehört.

— Oder trifft auch das nur ſo von ungefähr zu? Iſt Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, ſo verſtehen Sie auf die Bosheit der Menſchen ſich eben ſo ſchlecht, als auf die Vorſicht.

Marinelli. Gräfin, Sie würden ſich um den Hals reden —

Orſina. Wenn ich das mehrern ſagte? — Deſto beſſer, deſto beſſer! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerſpricht — wer mir widerſpricht, der war des Mörders Spießgeſelle. — Leben Sie wohl. (Indem ſie fortgehen will, begegnet ſie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligſt hereintritt.)

Sechster Auftritt.

Odoards Galotti. Die Gräfin. Marinelli.

Odoards Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orſina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An dieſen Herrn wenden Sie ſich. (Ihn nach dem Marinelli weiſend.)

Marinelli (indem er ihn erblickt, vor ſich). Nun vollends! der Alte! —

Odoards. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußerſten Beſtürzung iſt, — daß er ſo unangemeldet hereintritt.

Orſina. Vater? (Kehrt wieder um.) Der Emilia, ohne Zweifel. — Ha, willkommen!

Odoards. Ein Bedienter kam mir entgegen geſprengt, mit der Nachricht, daß hier herum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu und höre, daß der Graf Appiani

verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehrt; daß meine Frau und Tochter ſich in das Schloß gerettet. — Wo ſind ſie, mein Herr? wo ſind ſie?

Marinelli. Seyn Sie ruhig, Herr Oberſter. Ihrer Gemahlin und Ihrer Tochter iſt nichts Uebles widerfahren; den Schreck ausgenommen. Sie befinden ſich beide wohl. Der Prinz iſt bei ihnen. Ich gehe ſogleich, Sie zu melden.

Odoards. Warum melden? erſt melden?

Marinelli. Aus Urſachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wiſſen, Herr Oberſter, wie Sie mit dem Prinzen ſtehen. Nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuße. So gnädig er ſich gegen Ihre Gemahlin und Tochter bezeigt: — es ſind Damen — wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen ſeyn?

Odoards. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfin, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

Orſina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli (ſie bei der Hand nicht unſanft ergreifend). Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orſina. Nur gemach! — Ich erlaſſe Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihresgleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebenſache betreiben zu dürfen! — Dieſen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das iſt Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergeſſen Sie, was Ihnen der Prinz ſelbſt befohlen?

Orſina. Er komme und befehle es mir noch einmal. Ich erwarte ihn.

Marinelli (leiſe zu dem Oberſten, den er bei Seite zieht). Mein

Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame laſſen, die — der — mit deren Verſtande — Sie verſtehen mich. Ich ſage Ihnen dieſes, damit Sie wiſſen, was Sie auf ihre Reden zu geben haben, — deren ſie oft ſehr ſeltſame führt. Am beſten, Sie laſſen ſich mit ihr nicht ins Wort.

Odoardo. Recht wohl. — Eilen Sie nur, mein Herr.

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin Orſina. Odoardo Galotti.

Orſina (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem ſie den Oberſten mit Mitleid betrachtet; ſo wie er ſie, mit einer flüchtigen Neugierde). Was er Ihnen auch da geſagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo (halb vor ſich, halb gegen ſie). Unglücklicher?

Orſina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigſten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht ſchon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur; reden Sie nur.

Orſina. Sie wiſſen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orſina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wenn Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! die Unglücklichen ketten ſich ſo gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergeſſe — Reden Sie nur.

Orsina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig oder nicht. Das unglückliche Kind ist immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bei Gott, so spricht keine Wahnwitzige!

Orsina. Wahnwitzige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von seinen gröbsten Lügen seyn. — Ich fühle so was! — Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. —

Odoardo. Was soll ich denken?

Orsina. Daß Sie mich also ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verstand, guter Alter; auch Sie. — Ich seh es an dieser entschlossenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verstand, und es kostet mich ein Wort, — so haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe schon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieses Wort sagen, wenn Sie mir es nicht bald sagen. — Sagen Sie es! sagen Sie es! Oder es ist nicht wahr, — es ist nicht wahr, daß Sie von jener guten, unsers Mitleids, unsrer Hochachtung so würdigen Gattung der Wahnwitzigen sind — Sie sind eine gemeine Thörin. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orsina. So merken Sie auf! — Was wissen Sie, der Sie schon genug wissen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani ist todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau, das ist wider die Abrede. Sie wollten mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

Orsina. Das beiher! — Nur weiter. — Der Bräutigam

ist todt: und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? schlimmer als todt? — Aber doch zugleich auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orsina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, sie lebt. Sie wird nun erst recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! das schönste, lustigste Schlaraffenleben, — so lang es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verstand bringen soll! Heraus damit! — Schütten Sie nicht ihren Tropfen Gift in einen Eimer! — Das einzige Wort! geschwind.

Orsina. Nun da, buchstabiren Sie es zusammen! — Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse.

Odoardo. Sprach sie in der Messe? Der Prinz meine Tochter?

Orsina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Inbrunst! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freiwillig sich hierher gerettet! Sehen Sie: so ist es doch keine gewaltsame Entführung; sondern bloß ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Ist es Meuchelmord: so ist es auch Entführung. — (Blickt wild um sich, und stampft und schäumt.) Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt! O des gnädigen Prinzen! O der ganz besondern Ehre!

Orsina. Wirkt es, Alter? wirkt es?

Odoardo. Da steh ich nun vor der Höhle des Räubers

— (indem er den Rock von beiden Seiten auseinander ſchlägt und ſich ohne Gewehr ſieht.) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelaſſen! — (an alle Schubſäcke fühlend, als etwas ſuchend.) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orſina. Ha, ich verſtehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. (Einen Dolch hervorziehend.) Da nehmen Sie! nehmen Sie geſchwind, eh uns jemand ſieht! — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift iſt nur für uns Weiber, nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (Ihm den Dolch aufdringend.) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder ſagt, daß du eine Närrin biſt, der hat es mit mir zu thun.

Orſina. Stecken Sie bei Seite! geſchwind bei Seite! — Mir wird die Gelegenheit verſagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird ſie nicht fehlen, dieſe Gelegenheit; und Sie werden ſie ergreifen, die erſte, die beſte, — wenn Sie ein Mann ſind. — Ich, ich bin nur ein Weib: aber ſo kam ich her! Feſt entſchloſſen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir ſind beide beleidigt; von dem nämlichen Verführer beleidigt. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überſchwenglich, wie unausſprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidigt worden, und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergeſſen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orſina; die betrogene, verlaſſene Orſina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlaſſen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch ſie verlaſſen ſeyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welch eine himmliſche Phantaſie! Wenn wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlaſſenen, wir alle, in Bacchantinnen, in

Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerriſſen, zerfleiſchten, ſeine Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden verſprach und keiner gab! Ha! das ſollte ein Tanz werden! das ſollte!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia (die im Hereintreten ſich umſieht, und ſobald ſie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zufliegt). Errathen! — Ah, unſer Beſchützer, unſer Retter! Biſt du da, Odoardo? Biſt du da? — Aus ihren Wiſpern, aus ihren Mienen ſchloß ich es. — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du noch nichts weißt? — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du ſchon alles weißt? — Aber wir ſind unſchuldig. Ich bin unſchuldig. Deine Tochter iſt unſchuldig. Unſchuldig, in allem unſchuldig!

Odoardo (der ſich bei Erblickung ſeiner Gemahlin zu faſſen geſucht.) Gut, gut. Sey nur ruhig, nur ruhig, — und antworte mir. (Gegen die Orſina.) Nicht Madame, als ob ich noch zweifelte — Iſt der Graf todt?

Claudia. Todt.

Odoardo. Iſt es wahr, daß der Prinz heute Morgen Emilien in der Meſſe geſprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßteſt, welchen Schreck es ihr verurſacht; in welcher Beſtürzung ſie nach Hauſe kam —

Orſina. Nun? hab ich gelogen?

Odoardo (mit einem bittern Lachen). Ich wollt' auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orsina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo (wild hin und her gehend). O — noch bin ich es auch nicht. —

Claudia. Du geboteſt mir, ruhig zu ſeyn; und ich bin ruhig. — Beſter Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willſt du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger ſeyn, als ich bin? (Sich zwingend.) Weiß es Emilia, daß Appiani todt iſt?

Claudia. Wiſſen kann ſie es nicht. Aber ich fürchte, daß ſie es argwohnet, weil er nicht erſcheint. —

Odoardo. Und ſie jammert und winſelt. —

Claudia. Nicht mehr. — Das iſt vorbei, nach ihrer Art, die du kennſt. Sie iſt die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringſten Ueberlegung in alles ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orsina. Nicht anders.

Odoardo. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, meine Frau mit ſich zu nehmen?

Orsina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — (ihr die Gräfin bekannt machend) die Gräfin Orſina; eine Dame von großem Verſtande, meine Freundin, meine Wohlthäterin. — Du mußt mit ihr herein; um uns ſogleich den Wagen heraus zu ſchicken. Emilia darf nicht wieder nach Guaſtalla. Sie ſoll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch vorlaſſen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau. (Leiſe zu ihr.) Sie werden von mir hören. — Komm, Claudia. (Er führt ſie ab.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene bleibt.

Erſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus dieſem Fenſter können Sie ihn ſehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein; er kommt. — Nein, er kehrt wieder um — Ganz einig iſt er mit ſich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger iſt er, — oder ſcheint er. Für uns gleichviel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf geſetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battiſta gehört, ſoll ihm ſeine Frau den Wagen ſogleich herausſenden. Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie acht, wenn er nun vor Ihnen erſcheint, wird er ganz unterthänigſt Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz danken, den ſeine Familie bei dieſem

so traurigen Zufalle hier gefunden; wird sich mit sammt seiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen; wird sie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefster Unterwerfung erwarten, welchen weitern Antheil Euer Durchlaucht an seinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber so zahm nicht ist? Und schwerlich, schwerlich wird er es seyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchstens seinen Argwohn erstickt, seine Wuth verbeißt, aber Emilien, anstatt sie nach der Stadt zu führen, mit sich nimmt? bei sich behält? oder wohl gar in ein Kloster außer meinem Gebiete verschließt? Wie dann?

Marinelli. Die fürchtende Liebe sieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf sein Leben darüber verloren?

Marinelli. Wozu dieser traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Neidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Wollen soll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Gesichte verlieren! — (Tritt wieder ans Fenster.) Bald hätt' er uns überrascht! Er kommt. — Lassen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erst, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müssen.

Der Prinz (drohend). Nur, Marinelli!

Marinelli. Das unschuldigste von der Welt!

Zweiter Auftritt.

Odoards Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich soll noch kälter werden. Es ist mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir so oft gesagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eifersüchtigen; von einer vor Eifersucht Wahnwitzigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnt' ich nie; — und will es nun nicht erst lernen — Deine Sache wird ein ganz anderer zu seiner machen. Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht genießt. — Dieß martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Eckel von Lüsten zu Lüsten treiben, so vergälle die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüßt zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt, so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache!

Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoards Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr? wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht sie: aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfin begleitet.

Marinelli. Nun?

Odoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlin?

Odoardo. Ist mit der Gräfin, — um uns den Wagen sogleich heraus zu senden. Der Prinz vergönne nur, daß ich mich so lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marinelli. Wozu diese Umstände? Würde sich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie beide, Mutter und Tochter, selbst nach der Stadt zu bringen?

Odoardo. Die Tochter wenigstens würde diese Ehre haben verbitten müssen.

Marinelli. Wie so?

Odoardo. Sie soll nicht mehr nach Guastalla.

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf ist todt.

Marinelli. Um so viel mehr —

Odoardo. Sie soll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir. Ich sage Ihnen ja, der Graf ist todt. — Wenn Sie es noch nicht wissen — Was hat sie nun weiter in Guastalla zu thun? — Sie soll mit mir.

Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhangen. Nur fürs erste —

Odoardo. Was fürs erste?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müssen, Herr Oberster, daß sie nach Guastalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Guastalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Odoardo (hitzig). Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen iſt. — Sie ſoll, ſie muß mit mir.

Marinelli. O, mein Herr, — was brauchen wir uns hierüber zu ereifern? Es kann ſeyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig iſt, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am beſten zu beurtheilen wiſſen. Der Prinz entſcheide. — Ich geh' und hole ihn.

Vierter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir vorſchreiben, wo ſie hin ſoll? — Mir ſie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut, ſo ſoll er ſehen, wie viel auch ich darf, ob ich es ſchon nicht dürfte! Kurzſichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Geſetz achtet, iſt eben ſo mächtig als wer kein Geſetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — — Aber ſieh da! Schon wieder; ſchon wieder rennt der Zorn mit dem Verſtande davon. — Was will ich? Erſt müßt' es doch geſchehen ſeyn, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hofſchranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern laſſen! Hätte ich ſeinen Vorwand, warum ſie wieder nach Guaſtalla ſoll, doch nur angehört! — So könnte ich mich jetzt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte ſie mir aber fehlen; ſollte ſie — Man kommt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoards Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtschaffener Galotti, — so etwas muß auch geschehen, wenn ich Sie bei mir sehen soll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoards. Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanständig, sich zu seinem Fürsten zu drängen. Wen er kennt, den wird er fordern lassen, wenn er seiner bedarf. Selbst jetzt bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich diese stolze Bescheidenheit wünschen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig seyn, Ihre Tochter zu sehen. Sie ist in neuer Unruhe wegen der plötzlichen Entfernung einer so zärtlichen Mutter. — Wozu auch diese Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie sich völlig erholt hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir diesen Triumph um die Hälfte verkümmert, aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen lassen.

Odoards. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erspare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guastalla für sie bereit halten.

Der Prinz. Um die süßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grausamkeit seyn, sie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude sie nicht erreichen sollen, dafür, lieber Galotti, lassen Sie mich sorgen.

Odoards. Prinz, die väterliche Liebe theilt ihre Sorge

nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren jetzigen Umständen einzig ziemt. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloster, — sobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloster?

Odoardo. Bis dahin weine sie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit soll in einem Kloster verblühen? — Darf eine einzige fehlgeschlagene Hoffnung uns gegen die Welt so unversöhnlich machen? — Doch allerdings: dem Vater hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen.

Odoardo (gegen Marinelli). Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich sogar auffordern! —

Odoardo. O mit nichten, mit nichten.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts. — Wir erwägen bloß, welcher von uns sich in Ihnen geirrt hat.

Der Prinz. Wie so? — Reden Sie, Marinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürsten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundschaft gebietet, vor allem in ihm den Richter aufzufordern —

Der Prinz. Welche Freundschaft? —

Marinelli. Sie wissen, gnädiger Herr, wie sehr ich den Grafen Appiani liebte; wie sehr unser beider Seelen in einander verwebt schienen —

Odoardo. Das wissen Sie, Prinz? So wissen Sie es wahrlich allein.

Marinelli. Von ihm selbst zu seinem Rächer bestellt —

Odoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlin. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen:

und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieser schreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß seine Mörder entdeckt und bestraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigste Mitwirkung.

Odoardo. Und meine heißesten Wünsche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber gewesen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo (höhnisch). Nicht? wirklich nicht?

Marinelli. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen lassen.

Odoardo (bitter). Ei! Ein Nebenbuhler?

Marinelli. Nicht anders.

Odoardo. Nun dann, — Gott verdamm' ihn, den meuchelmörderischen Buben!

Marinelli. Ein Nebenbuhler, und ein begünstigter Nebenbuhler —

Odoardo. Was? ein begünstigter? — Was sagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerücht verbreitet.

Odoardo. Ein begünstigter? von meiner Tochter begünstigt?

Marinelli. Das ist gewiß nicht. Das kann nicht seyn. Dem widersprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bei dem allen, gnädiger Herr, — denn das gegründetste Vorurtheil wiegt auf der Wage der Gerechtigkeit so viel als nichts: — bei dem allen wird man doch nicht umhin können, die schöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wohl; allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geschehen, als in Guastalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli; da haben Sie Recht. — Ja so: das verändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie sehen selbst —

Odoardo. O ja, ich sehe — Ich sehe, was ich sehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was ist Ihnen? was haben Sie mit sich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgesehen, was ich da sehe. Das ärgert mich, weiter nichts. — Nun ja; sie soll wieder nach Guastalla. Ich will sie wieder zu ihrer Mutter bringen; und bis die strengste Untersuchung sie freigesprochen, will ich selbst aus Guastalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bittern Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In solchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich sogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht verstatten können, daß Mutter und Tochter sich sprechen.

Odoardo. Sich nicht sprechen?

Marinelli. Man werde genöthigt seyn, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Marinelli. Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfordert diese Vorsichtigkeit schlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen sehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigstens Emilien in eine besondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo. Besondere Verwahrung? — Prinz! Prinz!

— Doch ja; freilich, freilich! Ganz recht: in eine besondere Verwahrung! Nicht, Prinz? nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit ist! Vortrefflich! (Fährt schnell nach dem Schubsacke, in welchem er den Dolch hat.)

Der Prinz (schmeichelnd auf ihn zutretend). Fassen Sie sich, lieber Galotti —

Odoardo (bei Seite, indem er die Hand leer wieder herauszieht). Das sprach sein Engel!

Der Prinz. Sie sind irrig; Sie verstehen ihn nicht. Sie denken bei dem Worte Verwahrung wohl gar an Gefängniß und Kerker.

Odoardo. Lassen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier ist die Strenge der Gesetze mit der Achtung gegen unbescholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in besondere Verwahrung gebracht werden muß: so weiß ich schon — die allvoranständigste. Das Haus meines Kanzlers. — Keinen Widerspruch, Marinelli! — Da will ich sie selbst hinbringen. Da will ich sie der Aufsicht einer der würdigsten Damen übergeben. Die soll mir für sie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi und seine Gemahlin?

Odoardo. Was sollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieses edeln Paares kenn' ich. Wer kennt sie nicht? — (Zu Marinelli.) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß, so müsse sie in dem tiefsten Kerker verwahrt werden. Dringen Sie darauf, ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wohl hat sie Recht, die gute Sibylle: Wer über

gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verſtehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Laſſen Sie es dabei: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! Da ſoll ſie hin; da bring ich ſie ſelbſt hin; und wenn ihr da nicht mit der äußerſten Achtung begegnet wird, ſo hat mein Wort nichts gegolten. Aber ſorgen Sie nicht. — Dabei bleibt es! Dabei bleibt es! — Sie ſelbſt, Galotti, mit ſich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Guaſtalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren, wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuſchreiben. — Und nun, auf Wiederſehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird ſpät.

Odoardo (der in tiefen Gedanken geſtanden). Wie? ſo ſoll ich ſie gar nicht ſprechen meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich laſſe mir ja alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers iſt natürlicher Weiſe eine Freiſtatt der Tugend. O, gnädiger Herr, bringen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber ſprechen wollt' ich ſie doch gern vorher. Der Tod des Grafen iſt ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man ſie von ihren Eltern trennt. Ihr jenen auf gute Art beizubringen; ſie dieſer Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich ſie ſprechen, gnädiger Herr, muß ich ſie ſprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir ſie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein

Freund, mein Führer, mein Vater ſeyn wollten! (Der Prinz und Marinelli gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti ihm nachſehend, nach einer Pauſe.

Warum nicht? — Herzlich gern. — Ha! ha! ha! — (Blickt wild umher.) Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es ſelbſt. — Schon recht! Luſtig, luſtig! Das Spiel geht zu Ende. So, oder ſo! — Aber — (Pauſe) wenn ſie mit ihm ſich verſtünde? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will? — (Pauſe.) Für ſie thun will? Was will ich denn für ſie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu ſagen? — Da denk' ich ſo was! So was, was ſich nur denken läßt. — Gräßlich! Fort, fort! Ich will ſie nicht erwarten. Nein! — (Gegen den Himmel.) Wer ſie unſchuldig in dieſen Abgrund geſtürzt hat, der ziehe ſie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (Er will gehen und ſieht Emilien kommen.) Zu ſpät! Ah! er will meine Hand, er will ſie!

Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du ſo ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist nichts verloren, oder alles. Ruhig seyn können und ruhig seyn müssen; kommt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig seyn müssen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärst ruhig, weil du ruhig seyn mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann, und der Vater sich wohl vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennst du, alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! Ha, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist, wenn er darum todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoardo. Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter, ohne mich.

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehen, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du bist ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig seyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du so denkst! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone, sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an Euch, als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist, so habe ich meine in ihr wieder gefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, — o des höllischen Gaukelspiels! — reißt er dich aus unsern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so wüthend, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? Dahin wär' es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Besinne dich. — Auch du hast nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Unschuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kennteſt diesen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund, ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (Im Begriffe sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare eine zu suchen und bekommt die Rose zu fassen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! du gehöreſt nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten

Sie ſonſt? — (In einem bittern Tone, während daß ſie die Roſe zerpflückt.) Ehedem wohl gab es einen Vater, der ſeine Tochter von der Schande zu retten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle ſolche Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (Indem er ſie durchſticht.) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will ſinken und er faßt ſie in ſeine Arme.)

Emilia. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — Laſſen Sie mich ſie küſſen, dieſe väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten). Was iſt das? — Iſt Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl, ſehr wohl!

Der Prinz (indem er näher kommt). Was ſeh' ich? — Entſetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grauſamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoardo. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — War es nicht ſo, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich ſelbſt — ich ſelbſt —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (Sie ſtirbt und er legt ſie ſanft auf den Boden.)

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt Sie Ihnen noch? Reizt ſie noch Ihre Lüſte? Noch, in dieſem Blute, das wider Sie um Rache ſchreiet? (Nach einer Pauſe.) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus ſoll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale Tragödie zu beſchließen? — Sie irren ſich. Hier! (Indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich ſelbſt in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller!

Der Prinz (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem er den Körper mit Entſetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli). Hier! heb' ihn auf. — Nun? du bedenkſt dich? — Elender! — (Indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es zum Unglücke ſo mancher nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind; müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von G. J. Göſchen.
1841.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Nathan der Weiſe.

Ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen.

Introite, nam et heic Dii sunt!
APVD GELLIVM.

1779.

Personen.

Sultan Saladin.
Sittah, dessen Schwester.
Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem.
Recha, dessen angenommene Tochter.
Daja, eine Christin, aber in dem Hause des Juden, als Gesellschafterin der Recha.
Ein junger Tempelherr.
Ein Derwisch.
Der Patriarch von Jerusalem.
Ein Klosterbruder.
Ein Emir nebst verschiedenen Mameluken des Saladin.

Die Scene ist in Jerusalem.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: Flur in Nathans Hauſe.

Nathan von der Reiſe kommend. Daja ihm entgegen.

Daja.

Er iſt es! Nathan! — Gott ſey ewig Dank
Daß Ihr doch endlich einmal wiederkommt.

Nathan.

Ja, Daja; Gott ſey Dank! Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wieder kommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Iſt von Jeruſalem, wie ich den Weg,
Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genöthigt worden, gut zwei hundert Meilen;
Und Schulden einkaſſiren, iſt gewiß
Auch kein Geſchäft, das merklich fördert, das
So von der Hand ſich ſchlagen läßt.

Daja.

O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .

Nathan.

Das brannte.

So hab ich ſchon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles ſchon vernommen habe!

Daja.

Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan.

Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut, und ein bequemeres.

Daja.

Schon wahr! —
Doch Recha wär' bei einem Haare mit
Verbrannt.

Nathan.

Verbrannt? Wer? meine Recha? ſie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun denn! So hätte
Ich keines Hauſes mehr bedurft. — Verbrannt
Bei einem Haare! — Ha! ſie iſt es wohl!
Iſt wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, ſie iſt verbrannt.

Daja.

Wenn ſie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?

Nathan.

Warum erſchreckeſt du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!

Daja.

Eure? Eure Recha?

Nathan.

Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!

Daja.

Nennt Ihr alles,
Was Ihr beſitzt, mit eben ſo viel Rechte
Das Eure?

Nathan.

Nichts mit größerm! Alles, was
Ich ſonſt beſitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.

Daja.

O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in ſolcher Abſicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!

Nathan.

In ſolcher Abſicht?
In welcher?

Daja.

Mein Gewiſſen . . .

Nathan.

Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen . . .

Daja.

Mein
Gewiſſen, ſag' ich . . .

Nathan.

Was in Babylon
Für einen ſchönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geſchmack ſo reich! Ich bringe
Für Recha ſelbſt kaum einen ſchönern mit.

Daja.

Was hilft's? Denn mein Gewiſſen, muß ich Euch
Nur ſagen, läßt ſich länger nicht betäuben.

Nathan.

Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damaskus ich dir ausgeſucht:
Verlanget mich zu ſehn.

Daja.

So ſeyd Ihr nun!
Wenn Ihr nur ſchenken könnt! nur ſchenken könnt!

Nathan.

Nimm du ſo gern, als ich dir geb': — und ſchweig!

Daja.

Und ſchweig! Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth ſelber ſeyd?
Und doch . . .

Nathan.

Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt
Das willſt du ſagen?

Daja.

Was ich ſagen will,
Das wißt Ihr beſſer.

Nathan.

Nun ſo ſchweig!

Daja.

Ich ſchweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbei geſchieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!

Nathan.

Komm über mich! —
Wo aber ist sie denn? wo bleibt sie? — Daja,
Wenn du mich hintergehst! — Weiß sie es denn,
Daß ich gekommen bin?

Daja.

Das frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch malet Feuer ihre Phantasie
Zu allem, was sie malt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen schläft ihr Geist: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan.

Armes Kind!
Was sind wir Menschen!

Daja.

Diesen Morgen lag
Sie lange mit verschlossnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr sie auf, und rief: „Horch! horch!
„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! seine sanfte Stimme selbst!“ — Indem
Brach sich ihr Auge wieder: und ihr Haupt,
Dem seines Armes Stütze sich entzog,
Stürzt' auf das Kissen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und sieh: da kommt Ihr wahrlich! kommt Ihr wahrlich!
Was Wunder! ihre ganze Seele wär
Die Zeit her nur bei Euch — und ihm. —

Nathan.

Bei ihm?
Bei welchem Ihm?

Daja.

Bei ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.

Nathan.

Wer war das? wer? — Wo ist er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja.

Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage
Zuvor, man hier gefangen eingebracht
Und Saladin begnadigt hatte.

Nathan.

Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? Durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!

Daja.

Ohn' ihn,
Der seinen unvermutheten Gewinnst
Frisch wieder wagte, war es aus mit ihr.

Nathan.

Wo ist er, Daja, dieser edle Mann? —
Wo ist er? Führe mich zu seinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch fürs erste, was an Schätzen
Ich euch gelassen hatte? gabt ihm alles?
Verspracht ihm mehr? weit mehr?

Daja.

Wie konnten wir?

Nathan.

Nicht? nicht?

Daja.

Er kam, und niemand weiß woher.

Er ging, und niemand weiß wohin. — Ohn' alle
Des Hauses Kundschaft, nur von seinem Ohr
Geleitet, drang, mit vorgespreiztem Mantel,
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns stand, im starken Arm
Empor sie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unsers Danks, setzt seine Beute
Er nieder, drängt sich unters Volk und ist —
Verschwunden!

Nathan.

Nicht auf immer, will ich hoffen.

Daja.

Nachher die ersten Tage sahen wir
Ihn unter'n Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferstandnen Grab umschatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beschwor, — nur einmal noch
Die fromme Kreatur zu sehen, die
Nicht ruhen könne, bis sie ihren Dank
Zu seinen Füßen ausgeweinet.

Nathan.

Nun?

Daja.

Umsonst! Er war zu unsrer Bitte taub;
Und goß so bittern Spott auf mich besonders . . .

Nathan.

Bis dadurch abgeschreckt . . .

Daja.

Nichts weniger!

Ich trat ihn jeden Tag von neuem an;
Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — aber lange schon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu besuchen,
Die unsers Auferstandnen Grab umschatten;
Und niemand weiß, wo er geblieben ist. —
Ihr staunt? Ihr sinnt?

Nathan.

Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geist, wie Recha's, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich so verschmäht
Von dem zu finden, den man hochzuschätzen
Sich so gezwungen fühlt; so weggestoßen,
Und doch so angezogen werden! — Traun,
Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken,
Ob Menschenhaß. ob Schwermuth siegen soll.
Oft siegt auch keines; und die Phantasie,
Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß spielen. — Schlimmer Tausch! —
Das Letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Ist Recha's Fall: sie schwärmt.

Daja.

Allein so fromm,
So liebenswürdig!

Nathan.

Ist doch auch geschwärmt!

Daja.

Vornämlich eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Ist ihr sehr werth. Es sey ihr Tempelherr

Kein irdischer und keines irdischen;
Der Engel einer, deren Schutze sich
Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, so gern
Vertrauet glaubte, sey aus seiner Wolke,
In die er sonst verhüllt, auch noch im Feuer,
Um sie geschwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß?
Laßt lächelnd wenigstens ihr einen Wahn,
In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
Vereinigen, — so einen süßen Wahn!

Nathan.

Auch mir so süß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was sie macht; ob ich sie sprechen kann. —
Sodann such' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,
Hienieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, so ungesittet Ritterschaft
Zu treiben: find' ich ihn gewiß, und bring'
Ihn her.

Daja.

Ihr unternehmet viel.

Nathan.

Macht dann
Der süße Wahn der süßern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir, dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel —
So wirst du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelschwärmerin geheilt zu sehn?

Daja.

Ihr seyd so gut, und seyd zugleich so schlimm!
Ich geh'! — Doch hört! doch seht! — Da kommt sie selbst.

Zweiter Auftritt.

Recha und die Vorigen.

Recha.

So seyd Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur
Vorausgeschickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüsten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Fast, fast verbrannte! Fast nur. Schaudert nicht!
Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen. O!

Nathan.

Mein Kind! mein liebes Kind!

Recha.

Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tigris, Jordan; über — wer
Weiß was für Wasser all? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn seit das Feuer mir
So nahe kam, dünkt mich im Wasser sterben
Erquickung, Labsal, Rettung. — Doch Ihr seyd
Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freun, und Gott,
Gott loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er sichtbar
Auf seinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan.

(Weißem Fittiche!
Ja, ja! der weiße vorgespreizte Mantel
Des Tempelherrn.)

Recha.

Er sichtbar, sichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von seinem Fittiche
Verweht. — Ich also, ich hab' einen Engel
Von Angesicht zu Angesicht gesehn;
Und meinen Engel.

Nathan.

Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts Schönres sehn, als er
An ihr.

Recha (lächelnd).

Wem schmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?

Nathan.

Doch hätt' auch nur
Ein Mensch — ein Mensch, wie die Natur sie täglich
Gewährt, dir diesen Dienst erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel seyn. Er müßt' und würde.

Recha.

Nicht so ein Engel, nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.

Nathan.

Und er liebt dich; und thut

Für dich und deines Gleichen stündlich Wunder;
Ja, hat sie schon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.

Recha.

Das hör' ich gern.

Nathan.

Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger
Ein Wunder seyn? — Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,
Das Neuste nur verfolgen.

Daja (zu Nathan).

Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem schon überspanntes Hirn
Durch solcherlei Subtilitäten ganz
Zersprengen?

Nathan.

Laß mich! — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß sie ein Mensch
Gerettet, welchen selbst kein kleines Wunder
Erst retten müssen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat schon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verschont? daß je
Ein Tempelherr von ihm verschont zu werden

Verlangt? gehofft? ihm je für seine Freiheit
Mehr als den ledern Gurt geboten, der
Sein Eisen schleppt, und höchstens seinen Dolch?

Recha.

Das schließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr, er schien es nur. —
Kommt kein gefangner Tempelherr je anders
Als zum gewissen Tode nach Jerusalem;
Geht keiner in Jerusalem so frei
Umher: wie hätte mich des Nachts freiwillig
Denn einer retten können?

Nathan.

Sieh, wie sinnreich!
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von dir, daß er gefangen hergeschickt
Ist worden. Ohne Zweifel weißt du mehr.

Daja.

Nun ja. — So sagt man freilich; — doch man sagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er seiner Brüder einem,
Den er besonders lieb gehabt, so ähnlich sehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieser Bruder nicht mehr lebt, — er hieß,
Ich weiß nicht wie, er blieb, — ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja so gar — so gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl nichts ist.

Nathan.

Ei, Daja! Warum wäre denn das so
Unglaublich? Doch wohl nicht — wie's wohl geschieht —
Um lieber etwas noch Unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,

Der sein Geschwister insgesammt so liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz besonders lieben können? — Pflegen
Sich zwei Gesichter nicht zu ähneln? — Ist
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nämliche nicht mehr das Nämliche? —
Seit wann? — Wo steckt hier das Unglaubliche? —
Ei freilich, weise Daja, wär's für dich
Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur
Bedürf . . . verdienen, will ich sagen, Glauben.

Daja.

Ihr spottet.

Nathan.

Weil du meiner spottest. — Doch
Auch so noch, Recha, bleibet deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die strengsten
Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe
Der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott —
Gern an den schwächsten Fäden lenkt.

Recha.

Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr
Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,

Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkommſt dem Feu'r, in Aſien!
Das wär' kein Wunder, wunderſücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Daja.

Was ſchadet's — Nathan, wenn ich ſprechen darf —
Bei alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menſchen ſich gerettet denken?
Fühlt man der erſten unbegreiflichen
Urſache ſeiner Rettung nicht ſich ſo
Viel näher?

Nathan.

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben ſeyn, um ſelbſt
Ein Topf von Silber ſich zu dünken. — Pah! —
Und was es ſchadet, fragſt du? was es ſchadet?
Was hilft es? dürft' ich nur hinwieder fragen. —
Denn dein „Sich Gott um ſo viel näher fühlen"
Iſt Unſinn oder Gotteslästerung. —
Allein es ſchadet; ja, es ſchadet allerdings. —
Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Weſen, das
Dich rettete, — es ſey ein Engel oder
Ein Menſch, — dem möchtet ihr, und du beſonders,
Gern wieder viele große Dienſte thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienſte,
Für große Dienſte könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm ſeufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerſchmelzen;
Könnt an dem Tage ſeiner Feier faſten,
Almoſen ſpenden. — Alles nichts. — Denn mich

Deucht immer, daß ihr ſelbſt und euer Nächſter
Hierbei weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch euer Faſten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eu'r Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eu'r Vertraun. Nicht wahr? Allein ein Menſch

Daja.

Ei freilich hätt' ein Menſch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verſchafft.
Und Gott weiß, wie bereit wir dazu waren!
Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in ſich, mit ſich ſo
Vergnügſam, als nur Engel ſind, nur Engel
Seyn können.

Recha.

Endlich, als er gar verſchwand . . .

Nathan.

Verſchwand? — Wie denn verſchwand? — Sich unter'n Palmen
Nicht ferner ſehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich ſchon ihn weiter aufgeſucht?

Daja.

Das nun wohl nicht.

Nathan.

Nicht, Daja? nicht? Da ſieh
Nun was es ſchad't! — Grauſame Schwärmerinnen!
Wenn dieſer Engel nun — nun krank geworden! . . .

Recha.

Krank!

Daja.

Krank! Er wird doch nicht!

Recha.

Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, sonst
So warm, fühl'! ist auf einmal Eis.

Nathan.

Er ist
Ein Franke, dieses Klimas ungewohnt;
Ist jung; der harten Arbeit seines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

Recha.

Krank! krank!

Daja.

Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan.

Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld,
Sich Freunde zu besolden.

Recha.

Ah, mein Vater!

Nathan.

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuspruch,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha.

Wo? wo?

Nathan.

Er, der für Eine, die er nie
Gekannt, gesehn — genug, es war ein Mensch —
Ins Feu'r sich stürzte . .

Daja.

Nathan, schonet ihrer!

Nathan.

Der, was er rettete, nicht näher kennen.

Nicht weiter ſehen mocht', um ihm den Dank
Zu ſparen . . .

Daja.

Schonet ihrer, Nathan!

Nathan.

Weiter
Auch nicht zu ſehn verlangt', es wäre denn,
Daß er zum zweitenmal es retten ſollte —
Denn g'nug, es iſt ein Menſch . . .

Daja.

Hört auf, und ſeht!

Nathan.

Der, der hat ſterbend ſich zu laben, nichts —
Als das Bewußtſeyn dieſer That!

Daja.

Hört auf!
Ihr tödtet ſie!

Nathan.

Und du haſt ihn getödtet! —
Hätt'ſt ſo ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es iſt Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.
Er lebt! — komm zu dir! — iſt auch wohl nicht krank;
Nicht einmal krank!

Recha.

Gewiß? — nicht todt? nicht krank?

Nathan.

Gewiß, nicht todt! Denn Gott lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Geh! — Begreifſt du aber,
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlaffſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, — iſt er zu Zeiten

Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha.

Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreist nur seyn? —

Nathan.

Seht! — Allerdings. —
Ich seh', dort mustert mit neugier'gem Blick
Ein Muselmann mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

Daja.

Ha! Euer Derwisch.

Nathan.

Wer?

Daja.

Euer Derwisch; Euer Schachgesell!

Nathan.

Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja.

Jetzt des Sultans
Schatzmeister.

Nathan.

Wie? Al-Hafi? Träumst du wieder? —
Er ist's! — wahrhaftig ist's! — kommt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geschwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwiſch.

Derwiſch.

Reißt nur die Augen auf, ſo weit Ihr könnt!

Nathan.

Biſt du's? biſt du es nicht? — In dieſer Pracht,
Ein Derwiſch! . . .

Derwiſch.

Nun? warum denn nicht? Läßt ſich
Aus einem Derwiſch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan.

Ei wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwiſch — ſo der rechte Derwiſch — woll'
Aus ſich nichts machen laſſen.

Derwiſch.

Beim Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr ſeyn.
Zwar wenn man muß —

Nathan.

Muß! Derwiſch! — Derwiſch muß?
Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwiſch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwiſch.

Nathan.

Bei unſerm Gott! da ſagſt du wahr. — Laß dich
Umarmen, Menſch. — Du biſt doch noch mein Freund?

Derwisch.

Und fragt nicht erst, was ich geworden bin?

Nathan.

Trotz dem, was du geworden!

Derwisch.

Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden seyn, deß Freundschaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan.

Wenn dein Herz
Noch Derwisch ist, so wag' ich's drauf. Der Kerl
Im Staat ist nur dein Kleid.

Derwisch.

Das auch geehrt
Will seyn. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan.

Derwisch, weiter nichts.
Doch nebenher, wahrscheinlich — Koch.

Derwisch.

Nun ja!
Mein Handwerk bei Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Gesteht, daß Saladin
Mich besser kennt. — Schatzmeister bin ich bei
Ihm worden.

Nathan.

Du? — bei ihm?

Derwisch.

Versteht:
Des kleinern Schatzes; denn des größern waltet
Sein Vater noch — des Schatzes für sein Haus.

Nathan.

Sein Haus ist groß.

Derwisch.

Und größer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler ist von seinem Hause.

Nathan.

Doch ist den Bettlern Saladin so feind —

Derwisch.

Daß er mit Stumpf und Stiel sie zu vertilgen
Sich vorgesetzt, — und sollt' er selbst darüber
Zum Bettler werden.

Nathan.

Brav! So mein' ich's eben.

Derwisch.

Er ist's auch schon, trotz einem! — Denn sein Schatz
Ist jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, so hoch
Sie Morgens eintritt, ist des Mittags längst
Verlaufen —

Nathan.

Weil Kanäle sie zum Theil
Verschlingen, die zu füllen oder zu
Verstopfen, gleich unmöglich ist.

Derwisch.

Getroffen!

Nathan.

Ich kenne das!

Derwisch.

Es taugt nun freilich nichts,
Wenn Fürsten Geier unter Aesern sind.

Doch sind sie Aeser unter Geiern, taugt's
Noch zehnmal weniger.

Nathan.

O nicht doch, Derwisch!
Nicht doch!

Derwisch.

Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? so tret' ich meine Stell'
Euch ab.

Nathan.

Was bringt dir deine Stelle?

Derwisch.

Mir?
Nicht viel. Doch Euch, Euch kann sie trefflich wuchern.
Denn ist es Ebb' im Schatz, — wie öfters ist, —
So zieht Ihr Eure Schleusen auf: schießt vor,
Und nehmt an Zinsen, was Euch nur gefällt.

Nathan.

Aus Zins vom Zins der Zinsen?

Derwisch.

Freilich!

Nathan.

Bis
Mein Kapital zu lauter Zinsen wird.

Derwisch.

Das lockt Euch nicht? So schreibet unsrer Freundschaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich sehr auf Euch gerechnet.

Nathan.

Wahrlich? Wie
Denn so? wie so denn?

Derwiſch.

Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Kaſſe bei Euch hätte. —
Ihr ſchüttelt?

Nathan.

Nun, verſtehn wir uns nur recht!
Hier giebt's zu unterſcheiden. — Du? warum
Nicht du? Al-Hafi Derwiſch iſt zu allem,
Was ich vermag, mir ſtets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —

Derwiſch.

Errieth ich's nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, ſo klug als weiſe ſeyd!
Geduld! Was Ihr am Hafi unterſcheidet,
Soll bald geſchieden wieder ſeyn. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh es verſchoſſen iſt, eh es zu Lumpen
Geworden, wie ſie einen Derwiſch kleiden,
Hängt's in Jeruſalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan.

Dir ähnlich g'nug!

Derwiſch.

Und Schach mit ihnen ſpiele.

Nathan.

Dein höchſtes Gut!

Derwiſch.

Denkt nur, was mich verführte! —

Damit ich ſelbſt nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern ſpielen könnte?
Vermögend wär' im Hui den reichſten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?

Nathan.

Das nun wohl nicht.

Derwiſch.

Weit etwas Abgeſchmackters!
Ich fühlte mich zum erſtenmal geſchmeichelt;
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geſchmeichelt. --

Nathan.

Der war?

Derwiſch.

„Ein Bettler wiſſe nur, wie Bettlern
„Zu Muthe ſey; ein Bettler habe nur
„Gelernt, mit guter Weiſe Bettlern geben.
„Dein Vorfahr, ſprach er, war mir viel zu kalt,
„Zu rauh. Er gab ſo unhold, wenn er gab;
„Erkundigte ſo ungeſtüm ſich erſt
„Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
„Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
„Des Mangels Urſach wiſſen, um die Gabe
„Nach dieſer Urſach filzig abzuwägen.
„Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
„Wird Saladin im Haſi nicht erſcheinen!
„Al-Hafi gleicht verſtopften Röhren nicht,
„Die ihre klar und ſtill empfangnen Waſſer
„So unrein und ſo ſprudelnd wieder geben.
„Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!" —
So lieblich klang des Voglers Pfeife, bis

Der Simpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!

Nathan.

Gemach, mein Derwisch,
Gemach!

Derwisch.

Ei was! — Es wär' nicht Seckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an Einzeln scheinen wollen!
Es wär' nicht Seckerei des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Seckerei.

Nathan.

Genug! hör' auf!

Derwisch.

Laßt meiner Seckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Seckerei, an solchen Seckereien
Die gute Seite dennoch auszuspüren,
Um Antheil, dieser guten Seite wegen,
An dieser Seckerei zu nehmen? He?
Das nicht?

Nathan.

Al-Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüste wieder kommst. Ich fürchte,
Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
Zu seyn verlernen.

Dermisch.

Recht, das fürcht' ich auch.

Lebt wohl!

Nathan.

So hastig? — Warte doch, Al-Hafi.
Entläuft dir denn die Wüste? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Hafi! hier! —
Weg ist er; und ich hätt' ihn noch so gern
Nach unserm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbei. Nathan.

Daja.

O Nathan, Nathan!

Nathan.

Nun?

Was giebt's?

Daja.

Er läßt sich wieder sehn! Er läßt
Sich wieder sehn!

Nathan.

Wer, Daja? wer?

Daja.

Er! er!

Nathan.

Er? Er? — Wann läßt ſich der nicht ſehn! — Ja ſo,
Nur euer Er heißt er. — Das ſollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Daja.

Er wandelt unter'n Palmen wieder auf
Und ab, und bricht von Zeit zu Zeit ſich Datteln.

Nathan.

Sie eſſend? — und als Tempelherr?

Daja.

Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' errieth ihn hinter
Den dicht verſchränkten Palmen ſchon, und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch
Beſchwören, ungeſäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenſter winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich ſchlägt. O eilt!

Nathan.

So wie ich vom Kameele
Geſtiegen? — Schickt ſich das? — Geh, eile du
Ihm zu, und meld' ihm meine Wiederkunft.
Gieb Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Abſeyn nicht betreten wollen;
Und kommt nicht ungern, wenn der Vater ſelbſt
Ihn laden läßt. Geh, ſag', ich laſſ' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten . . .

Daja.

All umſonſt! Er kommt
Euch nicht. — Denn kurz; er kommt zu keinem Juden.

Nathan.

So geh, geh wenigſtens ihn anzuhalten,
Ihn wenigſtens mit deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich dir nach.

(Nathan eilt hinein, und Daja heraus.)

Fünfter Auftritt.

Scene: ein Platz mit Palmen,

unter welchen der Tempelherr auf und nieder geht. Ein Kloſterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr.

Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh,
Wie ſchielt er nach den Händen! — Guter Bruder, . . .
Ich kann Euch auch wohl Vater nennen, nicht?

Kloſterbruder.

Nur Bruder. — Laienbruder nur, zu dienen.

Tempelherr.

Ja, guter Bruder, wer nur ſelbſt was hätte!
Bei Gott! bei Gott! ich habe nichts —

Kloſterbruder.

Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tauſendfach,
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille,
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch

Ward ich dem Herrn Almoſens wegen gar
Nicht nachgeſchickt.

Tempelherr.

Doch aber nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

Ja, aus dem Kloſter.

Tempelherr.

Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte?

Kloſterbruder.

Die Tiſche waren ſchon beſetzt: komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr.

Wozu?
Ich habe Fleiſch wohl lange nicht gegeſſen:
Allein was thut's? Die Datteln ſind ja reif.

Kloſterbruder.

Nehm' ſich der Herr in Acht mit dieſer Frucht.
Zu viel genoſſen taugt ſie nicht: verſtopft
Die Milz, macht melancholiſches Geblüt.

Tempelherr.

Wenn ich nun melancholiſch gern mich fühlte? —
Doch dieſer Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

O nein! — Ich ſoll
Mich nur nach Euch erkunden, auf den Zahn
Euch fühlen.

Tempelherr.

Und das ſagt Ihr mir ſo ſelbſt?

Klosterbruder.

Warum nicht?

Tempelherr.

(Ein verschmitzter Bruder!) — Hat
Das Kloster Eures Gleichen mehr?

Klosterbruder.

Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.

Tempelherr.

Und da
Gehorcht Ihr denn auch, ohne viel zu klügeln?

Klosterbruder.

Wär's sonst gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr.

(Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält!) — Ihr dürft
Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihr's selbst
Nicht seyd, will ich wohl schwören.

Klosterbruder.

Ziemte mir's?
Und frommte mir's?

Tempelherr.

Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er so neubegierig ist? Wem denn?

Klosterbruder.

Dem Patriarchen, muß ich glauben. — Denn
Der sandte mich Euch nach.

Tempelherr.

Der Patriarch?
Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht besser?

Kloſterbruder.

Kenn' ja ich's!

Tempelherr.

Nun, Bruder? nun: —
Ich bin ein Tempelherr, und ein gefangner. —
Setz' ich hinzu: gefangen bei Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillſtands letzter Stunde
Wir gern erſtiegen hätten, um ſodann
Auf Sidon los zu gehn; — ſetz' ich hinzu:
Selbzwanzigſter gefangen und allein
Vom Saladin begnadiget: ſo weiß
Der Patriarch, was er zu wiſſen braucht. —
Mehr, als er braucht.

Kloſterbruder.

Wohl aber ſchwerlich mehr,
Als er ſchon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden,
Er ganz allein.

Tempelherr.

Weiß ich das ſelber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich ſchärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher ſpringt, und winkt.
Man hebt mich auf; ich bin entfeſſelt; will
Ihm danken; ſeh' ſein Aug' in Thränen: ſtumm
Iſt er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zuſammenhängt, enträthſele
Der Patriarch ſich ſelbſt.

Kloſterbruder.

Er ſchließt daraus,

Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müſſ' aufbehalten haben.

Tempelherr.

Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feu'r zu retten;
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten, und dergleichen mehr.

Kloſterbruder.

Wird ſchon
Noch kommen! — Iſt inzwiſchen auch nicht übel.
Vielleicht hat ſelbſt der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geſchäfte für den Herrn.

Tempelherr.

So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch ſchon
Was merken laſſen?

Kloſterbruder.

Ei, ja wohl! — Ich ſoll
Den Herrn nur erſt ergründen, ob er ſo
Der Mann wohl iſt.

Tempelherr.

Nun ja, ergründet nur!
(Ich will doch ſehn, wie der ergründet!) — Nun?

Kloſterbruder.

Das Kürzſte wird wohl ſeyn, daß ich dem Herrn
Ganz gradezu des Patriarchen Wunſch
Eröffne.

Tempelherr.

Wohl!

Kloſterbruder.

Er hatte durch den Herrn
Ein Briefchen gern beſtellt.

Tempelherr.

Durch mich? Ich bin
Kein Bote. — Das, das wäre das Geſchäft,
Das weit glorreicher ſey, als Judenmädchen
Dem Feu'r entreißen?

Kloſterbruder.

Muß doch wohl! Denn — ſagt
Der Patriarch — an dieſem Briefchen ſey
Der ganzen Chriſtenheit ſehr viel gelegen.
Dieß Briefchen wohl beſtellt zu haben, — ſagt
Der Patriarch, — werd' einſt im Himmel Gott
Mit einer ganz beſondern Krone lohnen.
Und dieſer Krone, — ſagt der Patriarch, —
Sey niemand würd'ger, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Denn dieſe Krone zu verdienen, — ſagt
Der Patriarch, — ſey ſchwerlich jemand auch
Geſchickter, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Er ſey
Hier frei; könn' überall ſich hier beſehn;
Verſteh', wie eine Stadt zu ſtürmen und
Zu ſchirmen; könne, -- ſagt der Patriarch, -
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweiten Mauer
Am beſten ſchätzen, ſie am deutlichſten

Den Streitern Gottes, ſagt der Patriarch,
Beſchreiben.

Tempelherr.

Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Kloſterbruder.

Ja den, — den weiß ich nun wohl nicht ſo recht.
Das Briefchen aber iſt an König Philipp. —
Der Patriarch . . . Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der ſonſt ſo ganz
Im Himmel lebt, zugleich ſo unterrichtet
Von Dingen dieſer Welt zu ſeyn herab
Sich laſſen kann. Es muß ihm ſauer werden.

Tempelherr.

Nun denn? der Patriarch? —

Kloſterbruder. —

Weiß ganz genau,
Ganz zuverläſſig, wie und wo, wie ſtark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder los geht, ſeinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr.

Das weiß er?

Kloſterbruder.

Ja, und möcht'
Es gern den König Philipp wiſſen laſſen:
Damit der ungefähr ermeſſen könne,
Ob die Gefahr denn gar ſo ſchrecklich, um
Mit Saladin den Waffenſtillſtand,
Den Euer Orden ſchon ſo brav gebrochen,

Es koſte was es wolle, wieder her
Zu ſtellen.

Tempelherr.

Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapf're Mann will mich zu keinem
Gemeinen Boten; will mich — zum Spion. —
Sagt Euerm Patriarchen, guter Bruder,
So viel Ihr mich ergründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müſſe mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sey, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, nicht
Kundſchafterei zu treiben.

Kloſterbruder.

Dacht' ich's doch! —
Will's auch dem Herrn nicht eben ſehr verübeln. —
Zwar kommt das Beſte noch. — Der Patriarch
Hiernächſt hat ausgegattert, wie die Veſte
Sich nennt, und wo auf Libanon ſie liegt,
In der die ungeheuren Summen ſtecken,
Mit welchen Saladins vorſicht'ger Vater
Das Heer beſoldet, und die Zurüſtungen
Des Kriegs beſtreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen
Nach dieſer Veſte ſich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?

Tempelherr.

Nimmermehr!

Kloſterbruder.

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladin ſich zu

Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr schaudert? — O es haben schon ein Paar
Gott's fürcht'ge Maroniten sich erboten,
Wenn nur ein wackrer Mann sie führen wolle,
Das Stück zu wagen.

Tempelherr.

Und der Patriarch
Hätt' auch zu diesem wackern Manne mich
Ersehn?

Klosterbruder.

Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am besten bieten könne.

Tempelherr.

Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erst gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?

Klosterbruder.

Wohl hab' ich's gehört.

Tempelherr.

Und doch?

Klosterbruder.

Ja, — meint der Patriarch, — das wär' schon gut:
Gott aber und der Orden . . .

Tempelherr.

Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenstück!

Klosterbruder.

Gewiß nicht!
Nur, — meint der Patriarch, — sey Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott.

Tempelherr.

Ich wär' dem Saladin mein Leben schuldig:
Und raubt' ihm seines?

Klosterbruder.

Pfui! — Doch bliebe, — mein!
Der Patriarch, — noch immer Saladin
Ein Feind der Christenheit, der Euer Freund
Zu seyn, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr.

Freund?
An dem ich bloß nicht will zum Schurken werden,
Zum undankbaren Schurken?

Klosterbruder.

Allerdings! —
Zwar, — meint der Patriarch, — des Dankes sey
Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns
Der Dienst um unsertwillen nicht geschehen.
Und da verlauten wolle, — meint der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Euerm Wesen,
So was von seinem Bruder eingeleuchtet . . .

Tempelherr.

Auch dieses weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entspräche nichts in meiner Seele?
Was dem entspräche, könnt' ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, so lügst du nicht! So widerspricht

Sich Gott in ſeinen Werken nicht! — Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Kloſterbruder.

Ich geh', und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Kloſterleute
Sind ſchuldig, unſern Obern zu gehorchen.

Sechster Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn ſchon eine Zeit lang von weitem beobachtet hatte, und ſich nun ihm nähert.

Daja.

Der Kloſterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der beſten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Paket nur wagen.

Tempelherr.

Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib
Und Mönch des Teufels beide Krallen ſind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja.

Was ſeh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tauſend Dank! — Wo habt Ihr denn
Die ganze Zeit geſteckt? — Ihr ſeyd doch wohl
Nicht krank geweſen?

Tempelherr.

Nein.

Daja.

Geſund doch?

Tempelherr.

Ja.

Daja.

Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr.

So?

Daja.

Ihr war't gewiß verreist?

Tempelherr.

Errathen!

Daja.

Und kamt heut erſt wieder?

Tempelherr.

Geſtern.

Daja.

Auch Rechas Vater iſt heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?

Tempelherr.

Was?

Daja.

Warum ſie Euch ſo öfters bitten laſſen.
Ihr Vater ladet Euch nun ſelber bald
Aufs dringlichſte. Er kommt von Babylon
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen
Und allem, was an edeln Specereien,
An Steinen und an Stoffen Indien
Und Perſien und Syrien, gar Sina,
Koſtbares nur gewähren.

Tempelherr.

Kaufe nichts.

Daja.

Sein Volk verehret ihn als einen Fürsten.
Doch daß es ihn den weisen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den reichen, hat mich oft
Gewundert.

Tempelherr.

Seinem Volk ist reich und weise
Vielleicht das Nämliche.

Daja.

Vor allem aber
Hätt's ihn den Guten nennen müssen. Denn
Ihr stellt Euch gar nicht vor, wie gut er ist.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha schuldig:
Was hätt', in diesem Augenblicke, nicht
Er alles Euch gethan, gegeben!

Tempelherr.

Ei!

Daja.

Versucht's, und kommt und seht!

Tempelherr.

Was denn? wie schnell
Ein Augenblick vorüber ist?

Daja.

Hätt' ich,
Wenn er so gut nicht wär', es mir so lange
Bei ihm gefallen lassen? Meint Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Christin nicht?
Auch mir ward's vor der Wiege nicht gesungen
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl

Nach Paläſtina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiſer Friedrichs Heere —

Tempelherr.

Von Geburt
Ein Schweizer, dem die Ehr' und Gnade ward,
Mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät
In einem Fluſſe zu erſaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das ſchon erzählt?
Hört Ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen?

Daja.

Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr.

Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter ſehn!
Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert ſeyn, bei der
Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthſel von mir ſelbſt mir wird. Zwar möcht'
Ich ſie nicht gern bereuen. Aber ſeht,
Ereignet ſo ein Fall ſich wieder: Ihr
Seyd Schuld, wenn ich ſo raſch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen laſſe,
Was brennt.

Daja.

Bewahre Gott!

Tempelherr.

Von heut' an thut
Mir den Gefallen wenigſtens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt

Den Vater mir vom Halſe. Jud' iſt Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Iſt längſt aus meiner Seele, wenn es je
Da war.

Daja.

Doch Eures iſt aus ihrer nicht.

Tempelherr.

Was ſoll's nun aber da? was ſoll's?

Daja.

Wer weiß!
Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.

Tempelherr.

Doch ſelten etwas Beſſers.

(Er geht.)

Daja.

Wartet doch!
Was eilt Ihr?

Tempelherr.

Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich ſo gern ſonſt wandle.

Daja.

So geh, du deutſcher Bär! ſo geh! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.

(Sie geht ihm von weitem nach.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Scene: des Sultans Pallast.

Saladin und Sittah spielen Schach.

Sittah.

Wo bist du, Saladin? Wie spielst du heut?

Saladin.

Nicht gut? Ich dächte doch.

Sittah.

Für mich; und kaum.
Nimm diesen Zug zurück.

Saladin.

Warum?

Sittah.

Der Springer
Wird unbedeckt.

Saladin.

Ist wahr. Nun so!

Sittah.

So zieh' Ich in die Gabel.

Saladin.

Wieder wahr. — Schach denn!

Sittah.

Was hilft dir das? Ich ſetze vor: und du
Biſt, wie du warſt.

Saladin.

Aus dieſer Klemme, ſeh'
Ich wohl, iſt ohne Buße nicht zu kommen.
Mag's! nimm den Springer nur.

Sittah.

Ich will ihn nicht.
Ich geh' vorbei.

Saladin.

Du ſchenkſt mir nichts. Dir liegt
An dieſem Platze mehr, als an dem Springer.

Sittah.

Kann ſeyn.

Saladin.

Mach' deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn ſieh! Was gilt's, das wirſt du nicht
Vermuthen?

Sittah.

Freilich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß du deiner Königin
So müde wärſt?

Saladin.

Ich meiner Königin?

Sittah.

Ich ſeh' nun ſchon: ich ſoll heut meine tauſend
Dinar', kein Naſerinchen mehr gewinnen.

Saladin.

Wie ſo?

Sittah.

Frag' noch! -- Weil du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willſt. — Doch dabei ſind'
Ich meine Rechnung nicht. Denn außer, daß
Ein ſolches Spiel das unterhaltendſte
Nicht iſt: gewann ich immer nicht am meiſten
Mit dir, wenn ich verlor? Wann haſt du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu tröſten, doppelt nicht hernach geſchenkt?

Saladin.

Ei ſieh! ſo hätteſt du ja wohl, wenn du
Verlorſt, mit Fleiß verloren, Schweſterchen?

Sittah.

Zum wenigſten kann gar wohl ſeyn, daß deine
Freigebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld iſt, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Saladin.

Wir kommen ab vom Spiele. Mach' ein Ende!

Sittah.

So bleibt es? Nun denn: Schach! und doppelt Schach!

Saladin.

Nun freilich, dieſes Abſchach hab' ich nicht
Geſehn, das meine Königin zugleich
Mit niederwirft.

Sittah.

War dem noch abzuhelfen?
Laßt ſehn.

Saladin.

Nein, nein; nimm nur die Königin.
Ich war mit dieſem Steine nie recht glücklich.

Sittah.

Bloß mit dem Steine?

Saladin.

Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn so ist alles wiederum
Geschützt.

Sittah.

Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müsse, hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. (Sie läßt sie stehen.)

Saladin.

Nimm, oder nimm sie nicht!
Ich habe keine mehr.

Sittah.

Wozu sie nehmen?
Schach! — Schach!

Saladin.

Nur weiter.

Sittah.

Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin.

Und matt!

Sittah.

Nicht ganz; du ziehst den Springer noch
Dazwischen, oder was du machen willst.
Gleichviel!

Saladin.

Ganz recht! — Du hast gewonnen, und
Al-Hafi zahlt. Man laß' ihn rufen! gleich! —
Du hattest, Sittah, nicht so unrecht: ich
War nicht so ganz beim Spiele, war zerstreut.

Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iman denn
Geſpielt? — Doch was? Verluſt will Vorwand. Nicht
Die ungeformten Steine, Sittah, ſind's,
Die mich verlieren machten: deine Kunſt,
Dein ruhiger und ſchneller Blick . .

Sittah.

Auch ſo
Willſt du den Stachel des Verluſts nur ſtumpfen.
Genug, du warſt zerſtreut, und mehr als ich.

Saladin.

Als du? Was hätte dich zerſtreuet?

Sittah.

Deine
Zerſtreuung freilich nicht! — O Saladin,
Wann werden wir ſo fleißig wieder ſpielen!

Saladin.

So ſpielen wir um ſo viel gieriger! —
Ah! weil es wieder los geht, meinſt du? — Mag's! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerſt gezogen;
Ich hätte gern den Stilleſtand aufs neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verſchafft.
Und das muß Richards Bruder ſeyn: er iſt
Ja Richards Bruder.

Sittah.

Wenn du deinen Richard
Nur loben kannſt!

Saladin.

Wenn unſerm Bruder Melek

Dann Richards Schweſter wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zuſammen! Ha, der erſten,
Der beſten Häuſer in der Welt das beſte! —
Du hörſt, ich bin mich ſelbſt zu loben auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menſchen geben ſollen! das!

Sittah.

Hab' ich des ſchönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſeyn; nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
Weil's Chriſtus lehrt; weil's Chriſtus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein ſo guter Menſch
Noch war! Wohl ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu' und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, ſein Name
Soll überall verbreitet werden, ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen. Um den Namen, um den Namen
Iſt ihnen nur zu thun.

Saladin.

Du meinſt: warum
Sie ſonſt verlangen würden, daß auch ihr,
Auch du und Melek, Chriſten hießet, eh
Als Ehgemahl ihr Chriſten lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Chriſten nur, als Chriſten,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgeſtattet!

Saladin.

Die Christen glauben mehr Armseligkeiten,
Als daß sie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwohl irrst du dich. -- Die Tempelherren,
Die Christen nicht, sind Schuld; sind nicht, als Christen,
Als Tempelherren, Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,
Das Richards Schwester unserm Bruder Melek
Zum Brautschatz bringen müßte, schlechterdings
Nicht fahren lassen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, spielen sie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge, haben sie
Des Waffenstillestandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Lustig! Nur so weiter!
Ihr Herren, nur so weiter! — Mir schon recht! —
Wär' alles sonst nur, wie es müßte.

Sittah.

Nun?
Was irrte dich denn sonst? Was könnte sonst
Dich aus der Fassung bringen?

Saladin.

Was von je
Mich immer aus der Fassung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bei unserm Vater.
Er unterliegt den Sorgen noch . .

Sittah.

O weh!

Saladin.

Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah.

Was klemmt? was fehlt?

Saladin.

Was ſonſt, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ich's habe, mir ſo überflüſſig,
Und hab' ich's nicht, ſo unentbehrlich ſcheint. —
Wo bleibt Al-Hafi denn? Iſt niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünſchte Geld!
Gut, Hafi, daß du kommſt.

Zweiter Auftritt.

Der Derwiſch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi.

Die Gelder aus
Aegypten ſind vermuthlich angelangt.
Wenn's nur fein viel iſt.

Saladin.

Haſt du Nachricht?

Al-Hafi.

Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier ſie in
Empfang ſoll nehmen.

Saladin.

Zahl' an Sittah tauſend
Dinare! (In Gedanken hin und her gehend.)

Al-Hafi.

Zahl'! anſtatt, empfang'! O ſchön!
Das iſt für Was noch weniger als Nichts. —

An Sittah? — wiederum an Sittah? Und
Verloren? — wiederum im Schach verloren? —
Da ſteht es noch, das Spiel!

Sittah.

Du gönnſt mir doch
Mein Glück?

Al-Hafi (das Spiel betrachtend).

Was gönnen? Wenn — Ihr wißt ja wohl.

Sittah (ihm winkend).

Bſt! Hafi! bſt!

Al-Hafi (noch auf das Spiel gerichtet).

Gönnt's Euch nur ſelber erſt!

Sittah.

Al-Hafi, bſt!

Al-Hafi (zu Sittah)

Die Weißen waren Euer?
Ihr bietet Schach?

Sittah.

Gut, daß er nichts gehört.

Al-Hafi.

Nun iſt der Zug an ihm?

Sittah (ihm näher tretend).

So ſage doch,
Daß ich mein Geld bekommen kann.

Al-Hafi (noch auf das Spiel gebeſtet).

Nun ja,
Ihr ſollt's bekommen, wie Ihr's ſtets bekommen.

Sittah.

Wie? biſt du toll?

Al-Hafi.

Das Spiel iſt ja nicht aus
Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.

Saladin (kaum hinhörend).

Doch! doch! Bezahl'! bezahl'!

Al-Hafi.

Bezahl'! bezahl'!
Da ſteht ja Eure Königin.

Saladin (noch ſo).

Gilt nicht;
Gehört nicht mehr ins Spiel.

Sittah.

So mach', und ſag',
Daß ich das Geld mir nur kann holen laſſen.

Al-Hafi (noch immer in das Spiel vertieft).

Verſteht ſich, ſo wie immer. — Wenn auch ſchon;
Wenn auch die Königin nichts gilt: Ihr ſeyd
Doch darum noch nicht matt.

Saladin (tritt hinzu und wirft das Spiel um).

Ich bin es, will
Es ſeyn.

Al-Hafi.

Ja ſo! — Spiel wie Gewinnſt! So wie
Gewonnen, ſo bezahlt.

Saladin (zu Sittah).

Was ſagt er? was?

Sittah (von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend).

Du kennſt ihn ja. Er ſträubt ſich gern; läßt gern
Sich bitten; iſt wohl gar ein wenig neidiſch. —

Saladin.

Auf dich doch nicht? Auf meine Schweſter nicht? —
Was hör' ich, Hafi? Neidiſch? du?

Al-Hafi.

Kann ſeyn!
Kann ſeyn! — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber ſelbſt;
Wär' lieber ſelbſt ſo gut, als ſie.

Sittah.

Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt.
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Hafi, geh! Ich will das Geld
Schon holen laſſen.

Al-Hafi.

Nein, ich ſpiele länger
Die Mummerei nicht mit. Er muß es doch
Einmal erfahren.

Saladin.

Wer? und was?

Sittah.

Al-Hafi!
Iſt dieſes dein Verſprechen? Hältſt du ſo
Mir Wort?

Al-Hafi.

Wie konnt' ich glauben, daß es ſo
Weit gehen würde.

Saladin.

Nun? erfahr' ich nichts?

Sittah.

Ich bitte dich, Al-Hafi, ſey beſcheiden.

Saladin.

Das ist doch sonderbar! Was könnte Sittah
So feierlich, so warm bei einem Fremden,
Bei einem Derwisch lieber, als bei mir,
Bei ihrem Bruder, sich verbitten wollen.
Al-Hafi, nun befehl' ich. — Rede, Derwisch!

Sittah.

Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als sie würdig ist.
Du weißt, ich habe zu verschiednen Malen
Dieselbe Summ' im Schach von dir gewonnen.
Und weil ich jetzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil jetzt in Hafi's Kasse doch das Geld
Nicht eben allzuhäufig ist: so sind
Die Posten stehn geblieben. Aber sorgt
Nur nicht! Ich will sie weder dir, mein Bruder,
Noch Hafi, noch der Kasse schenken.

Al-Hafi.

Ja,
Wenn's das nur wäre! das!

Sittah.

Und mehr dergleichen. —
Auch das ist in der Kasse stehn geblieben,
Was du mir einmal ausgeworfen; ist
Seit wenig Monden stehn geblieben.

Al-Hafi.

Noch
Nicht alles.

Saladin.

Noch nicht? — Wirst du reden?

Al-Hafi.

Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten,
Hat ſie . . .

Sittah (zu Saladin).

Wozu ihn hören?

Al-Hafi.

Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Saladin.

Gutes Mädchen! — Auch beiher
Mit vorgeſchoſſen. Nicht?

Al-Hafi.

Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Beſtritten.

Saladin.

Ha! das, das iſt meine Schweſter! (Sie umarmend.)

Sittah.

Wer hatte, dieß zu können, mich ſo reich
Gemacht, als du, mein Bruder?

Al-Hafi.

Wird ſchon auch
So bettelarm ſie wieder machen, als
Er ſelber iſt.

Saladin.

Ich arm? der Bruder arm?
Wann hab' ich mehr? wann weniger gehabt? —
Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd, — und einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wann kann's an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, könnt' ich mit dir ſchelten.

Sittah.

Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unſerm Vater
Auch ſeine Sorgen ſo erleichtern könnte!

Saladin.

Ah! Ah! Nun ſchlägſt du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt nichts, und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns allen. — Sagt,
Was ſoll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es iſt doch da noch alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, ſparen, will ich gern,
Mir gern gefallen laſſen; wenn es mich,
Bloß mich betrifft; bloß ich, und niemand ſonſt
Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert, muß ich doch haben.
Und meinem Gott iſt auch nichts abzudingen.
Ihm g'nügt ſchon ſo mit wenigem genug;
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberſchuß
Von deiner Kaſſe, Hafi, hatt' ich ſehr
Gerechnet.

Al-Hafi.

Ueberſchuß? — Sagt ſelber, ob
Ihr mich nicht hättet ſpießen, wenigſtens
Mich droſſeln laſſen, wenn auf Ueberſchuß
Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterſchleif! das war zu wagen.

Saladin.

Nun,
Was machen wir denn aber? — Konnteſt du

Vorerſt bei niemand anderm borgen, als
Bei Sittah?

Sittah.

Würd' ich dieſes Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen laſſen? Mir von ihm?
Auch noch beſteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin.

Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach' Anſtalt, Hafi!
Nimm auf, bei wem du kannſt! und wie du kannſt!
Geh, borg', verſprich. — Nur, Hafi, borge nicht
Bei denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von dieſen, möchte wiederfodern heißen.
Geh zu den Geizigſten; die werden mir
Am liebſten leihen. Denn ſie wiſſen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Hafi.

Ich kenne deren keine.

Sittah.

Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Hafi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

Al-Hafi (betroffen).

Freund? mein Freund?
Wer wär' denn das?

Sittah.

Dein hochgeprieſ'ner Jude.

Al-Hafi.

Geprieſ'ner Jude? hoch von mir?

Sittah.

Dem Gott, —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, deß einſt
Du ſelber dich von ihm bedienteſt, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieſer Welt
Das Kleinſt' und Größte ſo in vollem Maaß
Ertheilet habe. —

Al-Hafi.

Sagt' ich ſo? — Was meint'
Ich denn damit?

Sittah.

Das Kleinſte: Reichthum. Und
Das Größte: Weisheit.

Al-Hafi.

Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das geſagt?

Sittah.

Das hätteſt du von deinem Nathan nicht
Geſagt?

Al-Hafi.

Ja ſo! von dem! vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bei. — Wahrhaftig? Der
Iſt endlich wieder heim gekommen? Ei!
So mag's doch gar ſo ſchlecht mit ihm nicht ſtehn. —
Ganz recht: den nannt' einmal das Volk den Weiſen!
Den Reichen auch.

Sittah.

Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr als je. Die ganze Stadt erſchallt,
Was er für Koſtbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht.

Al-Hafi.

Nun, ist's der Reiche wieder:
So wird's auch wohl der Weise wieder seyn.

Sittah.

Was meinst du, Hafi, wenn du diesen angingst?

Al-Hafi.

Und was bei ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Ist eben, daß er niemand borgt.

Sittah.

Du hast
Mir sonst doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

Al-Hafi.

Zur Noth wird er Euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr. — Es ist
Ein Jude freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verstand; er weiß
Zu leben; spielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten sich nicht minder, als im Guten,
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen giebt
Er zwar, und giebt vielleicht trotz Saladin.
Wenn schon nicht ganz so viel, doch ganz so gern;
Doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ
Und Muselmann und Parsi, alles ist
Ihm eins.

Sittah.

Und so ein Mann . . .

Saladin.

Wie kommt es denn,
Daß ich von diesem Manne nie gehört? . . .

Sittah.

Der sollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für Andre braucht,
Nicht sich?

Al-Hafi.

Da seht nun gleich den Juden wieder;
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mir's doch! —
Er ist auf's Geben Euch so eifersüchtig,
So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt gesagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er Keinem,
Damit er stets zu geben habe. Weil
Die Müd' ihm im Gesetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten, macht
Die Müd' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt. Zwar bin ich seit
Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm gespannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er ist zu allem gut, bloß dazu nicht;
Bloß dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen . . . Da
Besinn' ich mich so eben eines Mohren,
Der reich und geizig ist. — Ich geh', ich geh'.

Sittah.

Was eilst du, Hafi?

Saladin.

Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah.

Eilt

Er doch, als ob er mir nur gern entkäme!
Was heißt das? — Hat er wirklich ſich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betrügen?

Saladin.

Wie? das fragſt du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre
Von eurem Juden, eurem Nathan, heut'
Zum erſtenmal.

Sittah.

Iſt's möglich? daß ein Mann
Dir ſo verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforſcht, und wiſſe deren Siegel durch
Ein mächtiges geheimes Wort zu löſen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin.

Hat ſeinen Reichthum dieſer Mann aus Gräbern,
So waren's ſicherlich nicht Salomons,
Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben!

Sittah.

Oder Böſewichter! — Auch
Iſt ſeines Reichthums Quelle weit ergiebiger,

Weit unerſchöpflicher, als ſo ein Grab
Voll Mammon.

Saladin.

Denn er handelt, wie ich hörte.

Sittah.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüſten; ſeine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh'
Al-Hafi ſelbſt geſagt, und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieſer
Sein Freund anwende, was ſo klug und emſig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geiſt, ſein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingeſtimmt mit jeder Schönheit ſey.

Saladin.

Und jetzt ſprach Hafi doch ſo ungewiß,
So kalt von ihm.

Sittah.

Kalt nun wohl nicht; verlegen.
Als halt' er's für gefährlich, ihn zu loben,
Und woll' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —
Wie? oder wär' es wirklich ſo, daß ſelbſt
Der Beſte ſeines Volkes ſeinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich ſich
Al-Hafi ſeines Freunds von dieſer Seite
Zu ſchämen hätte? — Sey dem, wie ihm wolle! —
Der Jude ſey mehr oder weniger
Als Jud', iſt er nur reich: genug für uns!

Saladin.

Du willſt ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schweſter?

Sittah.

Ja, was heißt
Bei dir Gewalt? Feu'r und Schwert? Nein, nein!
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm für jetzt nur mit
In meinen Harem, eine Sängerin
Zu hören, die ich geſtern erſt gekauft.
Es reift indeß bei mir vielleicht ein Anſchlag,
Den ich auf dieſen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

Scene: vor dem Hauſe des Nathan, wo es an die Palmen ſtößt

Recha und Nathan kommen heraus. Zu ihnen Daja.

Recha.

Ihr habt Euch ſehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen ſeyn.

Nathan.

Nun, nun;
Wenn hier, hier unter'n Palmen ſchon nicht mehr:
Doch anderwärts. — Sey jetzt nur ruhig. — Sieh!
Kommt dort nicht Daja auf uns zu?

Recha.

Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.

Nathan.

Auch

Wohl nicht.

Recha.

Sie würde ſonſt geſchwinder kommen.

Nathan.

Sie hat uns wohl noch nicht geſehn . . .

Recha.

Nun ſieht

Sie uns.

Nathan.

Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sey doch nur ruhig! ruhig!

Recha.

Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert ließe, weſſen Wohlthat
Ihr Leben ſey? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil ſie es Euch zuerſt verdanket.

Nathan.

Ich möchte dich nicht anders, als du biſt:
Auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele
Ganz etwas anders noch ſich rege.

Recha.

Was,
Mein Vater?

Nathan.

Fragſt du mich? ſo ſchüchtern mich?
Was auch in deinem Innern vorgeht, iſt
Natur und Unſchuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur

Verſprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher
Sich einſt erklärt, mir ſeiner Wünſche keinen
Zu bergen.

Recha.

Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! Das ein- für allemal
Iſt abgethan. — Da iſt ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier unter'n Palmen, und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kommt er!

Recha.

Ah! und ſcheinet unentſchloſſen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

Daja.

Nein, nein; er macht den Weg ums Kloſter
Gewiß noch öfter, und dann muß er hier
Vorbei. — Was gilt's?

Recha.

Recht! recht! — Haſt du ihn ſchon
Geſprochen? Und wie iſt er heut?

Daja.

Wie immer.

Nathan.

So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.

Recha.

Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn stiehlt!

Daja.

Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz Recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch sieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.

Recha.

Ah! die Hecke!

Nathan.

Und kommt er plötzlich dort aus ihr hervor,
So kann er anders nicht, er muß euch sehen.
Drum geht doch nur!

Daja.

Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenster,
Aus dem wir sie bemerken können.

Recha.

Ja?

(Beide hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan.

Fast schen' ich mich des Sonderlings. Fast macht
Mich seine rauhe Tugend stutzen. Daß
Ein Mensch doch einen Menschen so verlegen
Soll machen können! — Ha! er kommt. — Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl,

Den guten, trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schaale kann nur bitter seyn: der Kern
Ist's sicher nicht. — Wo sah ich doch dergleichen? —
Verzeihet, edler Franke . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt . . .

Tempelherr.

Was, Jude? was?

Nathan.

Daß ich mich unterfteh',
Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ich's wehren? Doch
Nur kurz.

Nathan.

Verzeiht, und eilet nicht so stolz,
Nicht so verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, fast errath' ich's. Nicht? Ihr seyd . . .

Nathan.

Ich heiße Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme . . .

Tempelherr.

Wenn zu danken: — spart's! Ich hab'
Um diese Kleinigkeit des Dankes schon
Zu viel erdulden müssen. — Vollends Ihr,
Ihr seyd mir gar nichts schuldig. Wußt' ich denn,

Daß dieſes Mädchen Eure Tochter war?
Es iſt der Tempelherren Pflicht, dem Erſten
Dem Beſten beizuſpringen, deſſen Noth
Sie ſehen. Mein Leben war mir ohnedem
In dieſem Augenblicke läſtig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu ſchlagen: für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abſcheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die beſcheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abſcheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn
Sie ſo das Opfer der Bewunderung
Verſchmäht: was für ein Opfer denn verſchmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreiſt nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.

Ihr? Mit nichts.

Nathan.

Ich bin
Ein reicher Mann.

Tempelherr.

Der reich're Jude war
Mir nie der beſſ're Jude.

Nathan.

Dürft Ihr denn

Darum nicht nützen, was dem ungeachtet
Er Beſſ'res hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?

Tempelherr.

Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden,
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen, weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bei Euch zu einem neuen
Tuch oder Geld. — Seht nicht mit eins ſo finſter!
Noch ſeyd Ihr ſicher; noch iſt's nicht ſo weit
Mit ihm. Ihr ſeht, er iſt ſo ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garſt'gen Fleck: er iſt verſengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug.

Nathan (der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet).

Es iſt doch ſonderbar,
Daß ſo ein böſer Fleck, daß ſo ein Brandmahl
Dem Mann ein beſſ'res Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht' ihn küſſen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr.

Thut nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieſer Jud' an zu verwirren.)

Nathan.

Wär't

Ihr wohl so gut, und schicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.

Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee selber zu umfassen,
Wünscht sie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte . . .

Nathan.

Stellt und verstellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr war't zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu seyn. — Das Mädchen, ganz
Gefühl; der weibliche Gesandte, ganz
Dienstfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu siegen.
Auch dafür dank' ich Euch —

Tempelherr.

Ich muß gestehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.

Nathan.

Nur Tempelherren? sollten bloß? und bloß,
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterſchied doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Geſtalt verſchieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.

Nathan.

Mit dieſem Unterſchied iſt's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah' gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Find't ſich hingegen überall in Menge.
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

Tempelherr.

Sehr wohl geſagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk
Das dieſe Menſchenmäkelei zuerſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerſt das auserwählte Volk ſich nannte
Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſey der rechte Gott! — Ihr ſtutzt,
Daß ich, ein Chriſt, ein Tempelherr, ſo rede?
Wann hat, und wo die fromme Raſerei,
Den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern
Der ganzen Welt als beſten aufzudringen,

In ihrer ſchwarzeſten Geſtalt ſich mehr
Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen ... Doch
Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich geſagt,
Und laßt mich! (Will gehen.)

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel feſter
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müſſen, müſſen Freunde ſeyn! — Verachtet
Mein Volk ſo ſehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Menſch
Zu heißen!

Tempelherr.

Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin ſtolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man ſelten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergißt man ſchwerlich. — Nathan, ja,
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es ſchon. — Wie wird ſich meine Recha freuen! —

Und ah! welch eine heitre Ferne schließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt sie nur erst!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen. — Wer stürzt dort
Aus Eurem Hause? Ist's nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängstlich?

Tempelherr.

Unsrer Recha ist
Doch nichts begegnet?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja.

Nathan! Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.

Nathan.

Nun, was ist's?

Tempelherr.

Was ist's?

Daja.

Der Sultan hat geschickt. Der Sultan will
Euch sprechen. Gott, der Sultan!

Nathan.

Mich? der Sultan?
Er wird begierig seyn, zu sehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es sey
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja.

Nein, nein; er will nichts sehen, will Euch sprechen,
Euch in Person, und bald, so bald Ihr könnt.

Nathan.

Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja.

Nehmt ja nicht übel auf, gestrenger Ritter —
Gott, wir sind so bekümmert, was der Sultan
Doch will.

Nathan.

Das wird sich zeigen. Geh nur, geh!

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr.

So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meine, von
Person.

Nathan.

Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht gesucht zu kennen.
Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,

Als sehn. Doch nun, — wenn anders dem so ist, —
Hat er durch Sparung Eures Lebens . . .

Tempelherr.

Ja;
Dem allerdings ist so. Das Leben, das
Ich leb', ist sein Geschenk.

Nathan.

Durch das er mir
Ein doppelt, dreifach Leben schenkte. Dieß
Hat alles zwischen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich seinem Dienst' auf ewig fesselt. Kaum,
Und kaum kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerst befehlen wird. Ich bin
Bereit zu allem; bin bereit ihm zu
Gestehn, daß ich es Euertwegen bin.

Tempelherr.

Noch hab' ich selber ihm nicht danken können,
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So schnell, als schnell er wiederum verschwunden.
Wer weiß, ob er sich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmal wenigstens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schicksal
Ganz zu entscheiden. Nicht genug, daß ich
Auf sein Geheiß noch bin, mit seinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach wessen Willen ich zu leben habe.

Nathan.

Nicht anders; um so mehr will ich nicht säumen. —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch

Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile. — Wann, wann aber ſehn wir Euch
Bei uns?

Tempelherr.

Sobald ich darf.

Nathan.

Sobald Ihr wollt.

Tempelherr.

Noch heut.

Nathan.

Und Euer Name? — muß ich bitten.

Tempelherr.

Mein Name war — iſt Curd von Stauffen. — Curd!

Nathan.

Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?

Tempelherr.

Warum fällt
Euch das ſo auf?

Nathan.

Von Stauffen? — Des Geſchlechts
Sind wohl ſchon mehrere . . .

Tempelherr.

O ja! hier waren,
Hier faulen des Geſchlechts ſchon mehrere.
Mein Oheim ſelbſt, — mein Vater will ich ſagen, —
Doch warum ſchärft ſich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?

Nathan.

O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu ſehn ermüden?

Tempelherr.

Drum verlaſſ'
Ich Euch zuerſt. Der Blick des Forſchers fand
Nicht ſelten mehr, als er zu finden wünſchte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmählig,
Und nicht die Neugier, unſre Kundſchaft machen.

(Er geht.

Nathan (der ihm mit Erſtaunen nachſieht).

„Der Forſcher fand nicht ſelten mehr, als er
„Zu finden wünſchte." — Iſt es doch, als ob
In meiner Seel' er leſe! — Wahrlich ja,
Das könnt' auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch ſeine Stimme. So,
Vollkommen ſo, warf Wolf ſogar den Kopf;
Trug Wolf ſogar das Schwert im Arm; ſtrich Wolf
Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichſam das Feuer ſeines Blicks zu bergen. —
Wie ſolche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns ſchlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut ſie weckt! — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht; Filneck und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wiſſen, bald.
Nur erſt zum Saladin. — Doch wie? lauſcht dort
Nicht Daja? — Nun, ſo komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan.

Was gilt's? nun drückt's euch beiden schon das Herz,
Noch ganz was anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.

Daja.

Verdenkt Ihr's ihr?
Ihr fingt so eben an, vertraulicher
Mit ihm zu sprechen, als des Sultans Botschaft
Uns von dem Fenster scheuchte.

Nathan.

Nun so sag'
Ihr nur, daß sie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.

Daja.

Gewiß? gewiß?

Nathan.

Ich kann
Mich doch auf dich verlassen, Daja? Sey
Auf deiner Hut, ich bitte dich. Es soll
Dich nicht gereuen. Dein Gewissen selbst
Soll seine Rechnung dabei finden. Nur
Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzahl' und frage mit Bescheidenheit,
Mit Rückhalt . . .

Daja.

Daß Ihr doch noch erst so was
Erinnern könnt! — Ich geh'; geht Ihr nur auch.

Denn ſeht! ich glaube gar, da kommt vom Sultan
Ein zweiter Bot', Al-Hafi, Euer Derwiſch. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ha! ha! zu Euch wollt' ich nun eben wieder.

Nathan.

Iſt's denn ſo eilig? Was verlangt er denn
Von mir?

Al-Hafi.

Wer?

Nathan.

Saladin. — Ich komm', ich komme.

Al-Hafi.

Zu wem? Zum Saladin?

Nathan.

Schickt Saladin
Dich nicht?

Al-Hafi.

Mich? nein. Hat er denn ſchon geſchickt?

Nathan.

Ja freilich hat er.

Al-Hafi.

Nun, ſo iſt es richtig.

Nathan.

Was? was iſt richtig?

Al-Hafi.

Daß . . . ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab' ich nicht
Von Euch gesagt, gelogen, um es abzuwenden!

Nathan.

Was abzuwenden? Was ist richtig?

Al-Hafi.

Daß
Nun Ihr sein Defterdar geworden. Ich
Bedaur' Euch. Doch mit ansehn will ich's nicht.
Ich geh' von Stund' an, geh'. Ihr habt es schon
Gehört, wohin, und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu bestellen, sagt: ich bin
Zu Diensten. Freilich muß es mehr nicht seyn,
Als was ein Nackter mit sich schleppen kann.
Ich geh', sagt bald.

Nathan.

Besinn' dich doch, Al-Hafi.
Besinn' dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderst du denn da?

Al-Hafi.

Ihr bringt sie doch
Gleich mit, die Beutel?

Nathan.

Beutel?

Al-Hafi.

Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorschießen sollt.

Nathan.

Und weiter ist es nichts?

Al-Hafi.

Ich ſollt' es wohl
Mit anſehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit anſehn, daß Verſchwendung aus
Der weiſen Milde ſonſt nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drin
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig ſey, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja,
Er Rathe folgen! Wann hat Saladin
Sich rathen laſſen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben jetzt mit ihm begegnet.

Nathan.

Nun?

Al-Hafi.

Da komm' ich zu ihm, eben daß er Schach
Geſpielt mit ſeiner Schweſter. Sittah ſpielt
Nicht übel; und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, ſchon gegeben hatte,
Das ſtand noch ganz ſo da. Ich ſeh' Euch hin,
Und ſehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan.

Ei! das war für dich ein Fund!

Al-Hafi.

Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ich's Euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan.

O ich traue dir!

Al-Hafi.

Denn so bekam der Roche Feld: und sie
War hin. — Das alles will ich ihm nun weisen
Und ruf' ihn. — Denkt! . . . .

Nathan.

Er ist nicht deiner Meinung?

Al-Hafi.

Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.

Nathan.

Ist das möglich?

Al-Hafi.

Und sagt: er wolle matt nun einmal seyn;
Er wolle! Heißt das spielen?

Nathan.

Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele spielen.

Al-Hafi.

Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.

Nathan.

Geld hin, Geld her!
Das ist das Wenigste. Allein dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von solcher Wichtigkeit dich nicht einmal
Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das schreit um Rache; nicht?

Al-Hafi.

Ach was? Ich sag' Euch das nur so, damit

Ihr ſehen könnt, was für ein Kopf er iſt.
Kurz, ich, ich halt's mit ihm nicht länger aus.
Da lauf' ich nun bei allen ſchmutz'gen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für Andre borgen. Borgen iſt
Viel beſſer nicht als betteln: ſo wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel beſſer iſt,
Als ſtehlen. Unter meinen Gebern, an
Dem Ganges, brauch' ich beides nicht, und brauche
Das Werkzeug beider nicht zu ſeyn. Am Ganges,
Am Ganges nur giebt's Menſchen. Hier ſeyd Ihr
Der Einzige, der noch ſo würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär' die Plackerei
Auf einmal aus. Ich ſchaff' Euch einen Delk.
Kommt! kommt!

Nathan.

Ich dächte zwar, das blieb' uns ja
Noch immer übrig. Doch, Al-Hafi, will
Ich's überlegen. Warte . . .

Al-Hafi.

Ueberlegen?
Nein, ſo was überlegt ſich nicht.

Nathan.

Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme; bis
Ich Abſchied erſt . .

Al-Hafi.

Wer überlegt, der ſucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchließen kann, der lebet Andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wie's Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort, und Eurer da.

Nathan.

Al-Hafi! Du wirſt ſelbſt doch erſt das Deine
Berichtigen!

Al-Hafi.

Ach Poſſen! Der Beſtand
Von meiner Kaſſ' iſt nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl! (ab.)

Nathan (ihm nachſehend).

Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!

(Von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: in Nathans Hauſe.

Recha und Daja.

Recha.

Wie, Daja, drückte ſich mein Vater aus?
„Ich dürf ihn jeden Augenblick erwarten?“
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch ſo bald
Erſcheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber ſchon vorbei! — Ah nun; wer denkt
An die verfloſſenen? — Ich will allein
In jedem nächſten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja.

O der verwünſchten Botſchaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte ſicher ohne ſie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha.

Und wenn er nun
Gekommen dieſer Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünſche wärmſter, innigſter
Erfüllet iſt: was dann? — was dann?

Daja.

Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünſche wärmſter
Soll in Erfüllung gehen.

Recha.

Was wird dann
In meiner Bruſt an deſſen Stelle treten,
Die ſchon verlernt, ohn' einen herrſchenden
Wunſch aller Wünſche ſich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erſchrecke! . . .

Daja.

Mein, mein Wunſch wird dann
An des erfüllten Stelle treten, meiner.
Mein Wunſch, dich in Europa, dich in Händen
Zu wiſſen, welche deiner würdig ſind.

Recha.

Du irrſt. — Was dieſen Wunſch zu deinem macht,
Das Nämliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland:
Und meines, meines ſollte mich nicht halten?
Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht erloſchen, ſollte mehr vermögen,
Als die ich ſehn, und greifen kann, und hören,
Die Meinen?

Daja.

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!

Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!“
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdkloß man geboren,
Wenn man's für den nicht iſt, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen,
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüßem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.
Nur ſchlägt er mir nicht zu; und ſchon dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrin
Gemacht? — Noch ſchäm' ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe!

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte!

Recha.

Darfſt du nicht?
Wann war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung, und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freilich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden: warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er . . .
Horch, Daja! — Kommt es nicht an unſre Thüre
Wenn er es wäre! Horch!

Zweiter Auftritt.

Recha. Daja und der Tempelherr, dem Jemand von außen die Thüre öffnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha

(fährt zuſammen, faßt ſich, und will ihm zu Füßen fallen).

Er iſt's! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden
Erſchien ich blos ſo ſpät: und doch —

Recha.

Ich will
Ja zu den Füßen dieſes ſtolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken, nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank, will ihn ſo wenig
Als ihn der Waſſereimer will, der bei
Dem Löſchen ſo geſchäftig ſich erwieſen.
Der ließ ſich füllen, ließ ſich leeren, mir
Nichts, dir nichts: alſo auch der Mann. Auch der
Ward nun ſo in die Gluth hineingeſtoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, ſo wie ein Funken
Auf ſeinem Mantel, ihm in ſeinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beide
Herauswarf aus der Gluth. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müſſen einmal nun ſo handeln; müſſen
Wie etwas beſſer zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Waſſer holen.

Tempelherr
(der ſie mit Erſtaunen und Unruhe die ganze Zeit über betrachtet).

O Daja, Daja! Wenn, in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ: warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß ſich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn du nur von nun an beſſer mich
Bei ihr vertreten willſt.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß dieſe kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da ſehr
Geſchadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und wart mit Eurem Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck
(Pauſe, unter der er in Anſchauung ihrer ſich wie verliert.)

Recha.

Ich aber find' Euch noch den Nämlichen. —
(Deßgleichen, bis ſie fortfährt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen:)

Nun, Ritter, sagt uns doch, wo Ihr so lange
Gewesen? — Fast dürft' ich auch fragen: wo
Ihr jetzo seyd?

Tempelherr.

Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht sollte seyn. —

Recha.

Wo Ihr gewesen? — Auch
Wo Ihr vielleicht nicht solltet seyn gewesen?
Das ist nicht gut.

Tempelherr.

Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — Ah schön!
Nun kann ich zuverlässig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Ob's wahr,
Daß noch daselbst der Ort zu sehn, wo Moses
Vor Gott gestanden, als . . .

Recha.

Nun das wohl nicht.
Denn wo er stand, stand er vor Gott. Und davon
Ist mir zur G'nüge schon bekannt. Ob's wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bei weitem nicht so mühsam sey,
Auf diesen Berg hinaufzusteigen, als
Herab? — Denn seht, so viel ich Berge noch
Gestiegen bin, war's just das Gegentheil. —

Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht sehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken lassen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch so gar nichts Wichtigers
Von diesem heil'gen Berge aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen sehn. —
Was? Nun schlagt Ihr sie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erst in Mienen,
In zweifelhaften Mienen lesen will,
Was ich so deutlich hör', Ihr so vernehmlich
Mir sagt — verschweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er so wahr gesagt: „Kennt sie nur erst!"

Recha.

Wer hat? — von wem? — Euch das gesagt?

Tempelherr.

„Kennt sie
Nur erst!" hat Euer Vater mir gesagt,
Von Euch gesagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempelherr.

Allein wo ist er denn?

Wo ist denn Euer Vater? Ist er noch
Beim Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da? —
O mich Vergeßlichen! Nein, nein; da ist
Er schwerlich mehr. — Er wird dort unten bei
Dem Kloster meiner warten, ganz gewiß.
So red'ten, mein' ich, wir es ab. Erlaubt!
Ich geh', ich hol' ihn . . .

Daja.

Das ist meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring' ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht so, nicht so! Er sieht mir selbst entgegen,
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht . . . wer weiß? . . .
Er könnte bei dem Sultan leicht, . . . Ihr kennt
Den Sultan nicht! . . . leicht in Verlegenheit
Gekommen seyn. — Glaubt mir, es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh'.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn, wenn ich
Nicht schleunig, schleunig geh'. (ab.)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha.

Was iſt das, Daja? —
So ſchnell? — Was kommt ihn an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?

Daja.

Laßt nur, laßt. Ich denk', es iſt
Kein ſchlimmes Zeichen.

Recha.

Zeichen? und wovon?

Daja.

Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und ſoll nicht überkochen. Laßt ihn nur.
Nun iſt's an Euch.

Recha.

Was iſt an mir? Du wirſt,
Wie er, mir unbegreiflich.

Daja.

Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh' all' vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seyd nun aber auch
Nicht allzu ſtreng, nicht allzu rachbegierig.

Recha.

Wovon du ſprichſt, das magſt du ſelber wiſſen.

Daja.

Und ſeyd denn Ihr bereits ſo ruhig wieder?

Recha.

Das bin ich, ja das bin ich . . .

Daja.

Wenigstens
Gesteht, daß Ihr Euch seiner Unruh' freut,
Und seiner Unruh' danket, was Ihr jetzt
Von Ruh' genießt.

Recha.

Mir völlig unbewußt!
Denn was ich höchstens dir gestehen könnte,
Wär', daß es mich — mich selbst befremdet, wie
Auf einen solchen Sturm in meinem Herzen
So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, sein Gespräch, sein Thun
Hat mich . . .

Daja.

Gesättigt schon?

Recha.

Gesättigt, will
Ich nun nicht sagen; nein — bei weitem nicht —

Daja.

Den heißen Hunger nur gestillt.

Recha.

Nun ja,
Wenn du so willst.

Daja.

Ich eben nicht.

Recha.

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben: wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt;
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,

Geſchwinder, ſtärker ſchlägt. — Was ſchwatz' ich? Komm,
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenſter,
Das auf die Palmen ſieht.

Daja.

So iſt er doch
Wohl noch nicht ganz geſtillt, der heiße Hunger.

Recha.

Nun werd' ich auch die Palmen wieder ſehn:
Nicht ihn bloß unter'n Palmen.

Daja.

Dieſe Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.

Recha.

Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich ſehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe ſehe.

Vierter Auftritt.

Scene: Ein Audienzſaal in dem Palaſte des Saladin.

Saladin und Sittah.

Saladin (im Hereintreten, gegen die Thüre).

Hier bringt den Juden her, ſobald er kommt.
Er ſcheint ſich eben nicht zu übereilen.

Sittah.

Er war auch wohl nicht bei der Hand, nicht gleich
Zu finden.

Saladin.

Schweſter! Schweſter!

Sittah.

Thuſt du doch,
Als ſtünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich ſoll mich ſtellen; ſoll beſorgen laſſen;
Soll Fallen legen; ſoll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt ich das
Gelernt? — Und ſoll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fiſchen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzuhangen? Geld!
Zu ſolchen kleinen Liſten wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinſte mir
Zu ſchaffen?

Sittah.

Jede Kleinigkeit, zu ſehr
Verſchmäht, die rächt ſich, Bruder.

Saladin.

Leider wahr.
Und wenn nun dieſer Jude gar der gute,
Vernünft'ge Mann iſt, wie der Derwiſch dir
Ihn ehedem beſchrieben?

Sittah.

O nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, beſorglichen,
Furchtſamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weiſen Manne. Dieſer iſt ja ſo
Schon unſer, ohne Schlinge. Das Vergnügen,
Zu hören, wie ein ſolcher Mann ſich ausred't;

Mit welcher dreiſten Stärk' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet, oder auch
Mit welcher ſchlauen Vorſicht er die Netze
Vorbei ſich windet: dieß Vergnügen haſt
Du obendrein.

Saladin.

Nun, das iſt wahr. Gewiß,
Ich freue mich darauf.

Sittah.

So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Iſt's einer aus der Menge bloß; iſt's bloß
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirſt du dich doch nicht ſchämen, ſo zu ſcheinen,
Wie er die Menſchen all' ſich denkt? Vielmehr,
Wer ſich ihm beſſer zeigt, der zeigt ſich ihm
Als Geck, als Narr.

Saladin.

So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?

Sittah.

Traun! wenn du ſchlecht handeln nennſt,
Ein jedes Ding nach ſeiner Art zu brauchen.

Saladin.

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!

Sittah.

Zu beſchönen!

Saladin.

Das feine, ſpitze Ding, beſorg' ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was

Will ausgeführt seyn, wie's erfunden ist:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mag's doch nur, mag's! Ich tanze, wie ich kann;
Und könnt' es freilich, lieber — schlechter noch
Als besser.

Sittah.

Trau' dir auch nur nicht zu wenig!
Ich stehe dir für dich! Wenn du nur willst. —
Daß uns die Männer deines Gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht.
Der Löwe schämt sich freilich, wenn er mit
Dem Fuchse jagt: des Fuchses, nicht der List.

Saladin.

Und daß die Weiber doch so gern den Mann
Zu sich herunter hätten! — Geh nur, geh! —
Ich glaube meine Lektion zu können.

Sittah.

Was? ich soll gehn?

Saladin.

Du wolltest doch nicht bleiben?

Sittah.

Wenn auch nicht bleiben . . . im Gesicht euch bleiben.
Doch hier im Nebenzimmer —

Saladin.

Da zu horchen?
Auch das nicht, Schwester, wenn ich soll bestehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauscht; er kommt! — doch daß
Du ja nicht da verweilst! Ich sehe nach.

(Indem sie sich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan durch die andern herein und Saladin hat sich gesetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennst dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weisen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl! nennst du dich nicht, nennt dich das Volk.

Nathan.

Kann seyn, das Volk!

Saladin.

Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?

Saladin.

Auf ſeinen wahren Vortheil, meinſt du doch?

Nathan.

Dann freilich wär' der Eigennützigſte
Der Klügſte. Dann wär' freilich klug und weiſe
Nur eins.

Saladin.

Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du.
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.

Nathan.

Der ſich Jeder dünkt
Zu ſeyn.

Saladin.

Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt. (Er ſpringt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du ſollſt das Beſte haben
Von Allem; ſollſt es um den billigſten
Preis haben.

Saladin.

Wovon ſprichſt du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schweſter. (Das der Horcherin!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirſt du ohne Zweifel wiſſen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings ſich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverholen ...

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Geſteuert. Davon weiß ich ſchon, ſo viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

Gebiete, Sultan.

Saladin.

Ich heiſche deinen Unterricht in ganz
Was anderm, ganz was anderm. — Da du nun
So weiſe biſt: ſo ſage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Geſetz
Hat dir am meiſten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſeyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburt

Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! ſo theile deine Einſicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?
Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſeyn, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geſchwind denk' nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan (allein).

Hm! Hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? Ich bin
Auf Geld gefaßt und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —

Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Bret
Nur zählen darf, das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was iſt für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er ſtürzte mit
Der Thüre ſo ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erſt, wenn man als Freund ſich naht. — Ich muß
Behutſam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude ſeyn zu wollen, — geht ſchon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muſelmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder bloß ſpeist man
Mit Mährchen ab. — Er kommt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt

Saladin und Nathan.

Saladin.

(So iſt das Feld hier rein!) — Ich komm dir doch
Nicht zu geſchwind zurück? Du biſt zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun ſo rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie Alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig iſt und nützt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das iſt nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So ſtolz beſcheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.

Saladin.

Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger

Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Giebt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage? . . .

Nathan.

Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine

Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

Nathan.

Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Bethen'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſeyn; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ': eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſey, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.

Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,

Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O ſo ſeyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen

Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich; und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn . . .

Saladin (der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was iſt dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könntest.

Saladin (ihm scharf in die Augen sehend).

Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi schon
Bei dir gewesen; — will nicht untersuchen,
Ob dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses
Erbieten freierdings zu thun . . .

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihn werth. — Vergeih' mir! — denn was hilft's?
Ich muß dir nur gestehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht, das Nämliche
An mich zu suchen?

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beiden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennst
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Post
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterstützen wollen?

Nathan.

Ich spreche von dem einen nur, dem du
Das Leben spartest . . .

Saladin.

Ah! woran erinnerst
Du mich! — Hab' ich doch diesen Jüngling ganz
Vergessen! — Kennst du ihn? — Wo ist er?

Nathan.

Wie?

So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! danach sah er aus.
Das hätte, traun! mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! — Ist er denn noch hier?
So bring' ihn her! — Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihrem Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! —
Geh, hol' ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hol' ihn!

Nathan (indem er Saladins Hand fahren läßt).

Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

Saladin.

Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?

(Ab von der andern Seite.)

Achter Auftritt.

Die Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Kloſters, wo der Tempelherr Nathans wartet.

Tempelherr

(geht, mit ſich ſelbſt kämpfend, auf und ab; bis er losbricht).

— Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wiſſen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umſonſt
Geflohn; umſonſt. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn! — Nun komm, was kommen ſoll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu ſchnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang' und viel mich weigerte. — Sie ſehn,
Die ich zu ſehn ſo wenig lüſtern war, —
Sie ſehn, und der Entſchluß, ſie wieder aus
Den Augen nie zu laſſen. — Was Entſchluß?
Entſchluß iſt Vorſatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte bloß. — Sie ſehn, und das Gefühl,
An ſie verſtrickt, in ſie verwebt zu ſeyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, iſt mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch ſind, auch da mein Tod. — Iſt das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Chriſt das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thut's? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar!
Der Vorurtheile mehr ſchon abgelegt. —

Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir schenkte, wär'
Mein alter? — Ist ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band; — und ist ein bessrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das spür' ich ja. Denn erst mit ihm beginn'
Ich so zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als jetzt geschienen, da ich nur Gefahr
Zu straucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern stehn. — Sein Beispiel bürget mir
Für seinen Beifall. Und an wessen Beifall
Liegt mir denn sonst? — An Nathans? — O an dessen
Ermuntrung mehr, als Beifall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der so ganz nur Jude scheinen will!
Da kommt er; kommt mit Hast; glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan.

Wie? seyd Ihr's?

Tempelherr.

Ihr habt
Sehr lang' Euch bei dem Sultan aufgehalten.

Nathan.

So lange nun wohl nicht. Ich ward im Hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Eurd; der Mann
Steht seinen Ruhm. Sein Ruhm ist bloß sein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geschwind
Nur sagen . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Er will Euch sprechen; will,
Daß ungesäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hause, wo ich noch für ihn
Erst etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, so gehn wir.

Tempelherr.

Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan.

So seyd
Ihr doch indeß schon da gewesen? habt
Indeß sie doch gesprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.

Ueber allen Ausdruck!
Allein, — sie wiedersehn — das werd' ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Versprechen: — daß ich sie auf immer, immer —
Soll können sehn.

Nathan.

Wie wollt Ihr, daß ich das
Versteh'?

Tempelherr

(nach einer kurzen Pause ihm plötzlich um den Hals fallend).

Mein Vater!

Nathan.

— Junger Mann!

Tempelherr (ihn eben so plötzlich wieder lassend).

Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.

Lieber junger Mann!

Tempelherr.

Nicht Sohn? — Ich bitt' Euch, Nathan! — Ich beschwör'
Euch bei den ersten Banden der Natur! —
Zieht ihnen spätre Fesseln doch nicht vor!
Begnügt Euch doch ein Mensch zu seyn! — Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan.

Lieber, lieber Freund! . . .

Tempelherr.

Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter

Vorfahren Lügen ſtrafſt, um meinen nicht
Zu widerſprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Chriſten. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verſtummen.)

Nathan.

Laß auf unſre Ring'
Uns wieder kommen. Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich; und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſeyn; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laſſ': eh' müſſ' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſey, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wiſſen; ſich ſchon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter ſagen läſſeſt. Sprich!

Nathan.

Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,

Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O ſo ſeyd ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater:
So glaube jeder ſicher ſeinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In ſeinem Hauſe dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünſtigen. — Wohlan!
Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen

Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich; und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühleſt, dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn . . .

Saladin (der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was iſt dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen?

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könnteſt.

Saladin (ihm feſt in die Augen ſehend).

Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bei dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbieten freierdings zu thun . . .

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihn werth. — Vergeih' mir! — denn was hilft's?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht, das Nämliche
An mich zu ſuchen?

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beiden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Poſt
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?

Nathan.

Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .

Saladin.

Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?

Nathan.

Wie?

So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! danach sah er aus.
Das hätte, traun! mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! — Ist er denn noch hier?
So bring' ihn her! — Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihrem Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! —
Geh, hol' ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hol' ihn!

Nathan (indem er Saladins Hand fahren läßt).

Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

Saladin.

Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?

(Ab von der andern Seite.)

Achter Auftritt.

Die Scene: unter den Palmen, in der Nähe des Klosters, wo der Tempelherr Nathans wartet.

Tempelherr

(geht, mit sich selbst kämpfend, auf und ab; bis er losbricht).

— Hier hält das Opferthier ermüdet still. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wissen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umsonst
Geflohn; umsonst. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn! — Nun komm, was kommen soll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu schnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang' und viel mich weigerte. — Sie sehn,
Die ich zu sehn so wenig lüstern war, —
Sie sehn, und der Entschluß, sie wieder aus
Den Augen nie zu lassen. — Was Entschluß?
Entschluß ist Vorsatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte bloß. — Sie sehn, und das Gefühl,
An sie verstrickt, in sie verwebt zu seyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, ist mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch sind, auch da mein Tod. — Ist das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freilich, — liebt
Der Christ das Judenmädchen freilich. — Hm!
Was thut's? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar!
Der Vorurtheile mehr schon abgelegt. —

Was will mein Orden euch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir ſchenkte, wär'
Mein alter? — Iſt ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band; — und iſt ein beſſrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das ſpür' ich ja. Denn erſt mit ihm beginn'
Ich ſo zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen. — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als jetzt geſchienen, da ich nur Gefahr
Zu ſtraucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern ſtehn. — Sein Beiſpiel bürget mir
Für ſeinen Beifall. Und an weſſen Beifall
Liegt mir denn ſonſt? — An Nathans? — O an deſſen
Ermuntrung mehr, als Beifall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der ſo ganz nur Jude ſcheinen will!
Da kommt er; kommt mit Haſt; glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? He!
He, Nathan!

Neunter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan.

Wie? seyd Ihr's?

Tempelherr.

Ihr habt
Sehr lang' Euch bei dem Sultan aufgehalten.

Nathan.

So lange nun wohl nicht. Ich ward im Hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Euch; der Mann
Steht seinen Ruhm. Sein Ruhm ist bloß sein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geschwind
Nur sagen . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Er will Euch sprechen; will,
Daß ungesäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich nur nach Hause, wo ich noch für ihn
Erst etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, so gehn wir.

Tempelherr.

Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan.

So seyd
Ihr doch indeß schon da gewesen? habt
Indeß sie doch gesprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.

Ueber allen Ausdruck!
Allein, — ſie wiederſehn — das werd' ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Verſprechen: — daß ich ſie auf immer, immer —
Soll können ſehn.

Nathan.

Wie wollt Ihr, daß ich das
Verſteh'?

Tempelherr

(nach einer kurzen Pauſe ihm plötzlich um den Hals fallend).

Mein Vater!

Nathan.

— Junger Mann!

Tempelherr (ihn eben ſo plötzlich wieder laſſend).

Nicht Sohn? —
Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.

Lieber junger Mann!

Tempelherr.

Nicht Sohn? — Ich bitt' Euch, Nathan! — Ich beſchwör'
Euch bei den erſten Banden der Natur! —
Zieht ihnen ſpätre Feſſeln doch nicht vor!
Begnügt Euch doch ein Menſch zu ſeyn! — Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan.

Lieber, lieber Freund! . . .

Tempelherr.

Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmal, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter

Der Liebe schon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmal, wenn in eins zu schmelzen
Auf Euern Wink nur beide warteten? —
Ihr schweigt?

Nathan.

Ihr überrascht mich, junger Ritter.

Tempelherr.

Ich überrasch' Euch? — überrasch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt sie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überrasch' Euch?

Nathan.

Eh ich einmal weiß,
Was für ein Stauffen Euer Vater denn
Gewesen ist!

Tempelherr.

Was sagt Ihr, Nathan? was? —
In diesem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?

Nathan.

Denn seht! Ich habe selbst
Wohl einen Stauffen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr.

Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben so geheißen hätte?

Nathan.

Wahrlich?

Tempelherr.

Ich heiße selber ja nach meinem Vater: Curd
Ist Conrad.

Nathan.

Nun — so war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was Ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr.

O darum!

Nathan.

Wie?

Tempelherr.

O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl gewesen seyn.

Nathan.

Ihr scherzt.

Tempelherr.

Und Ihr nehmt's wahrlich zu genau! — Was wär's
Denn nun? So was von Bastard oder Bankert!
Der Schlag ist auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.
Ich will Euch Eurer wiederum entlassen.
Nicht zwar, als ob ich den geringsten Zweifel
In Euern Stammbaum setzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da so weiter,
Weiß ich ihn selbst; will ich ihn selbst beschwören.

Nathan.

Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ich's? — Schlug
Ich denn Euch schon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bei dem Worte nicht den Augenblick
So fassen. — Weiter nichts.

Tempelherr.

Gewiß? — Nichts weiter?
O ſo vergebt! . . .

Nathan.

Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr.

Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht! —
Da brennt's! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —
Soll ich ſie wiederſehn: ſo ſeh' ich ſie
Noch oft genug. Wo nicht: ſo ſah ich ſie
Schon viel zu viel . . .

Nathan.

Ich will mich möglichſt eilen.

Zehnter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr.

Schon mehr als g'nug! — Des Menſchen Hirn faßt ſo
Unendlich viel; und iſt doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es ſey
Auch voll, wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedrungnen Stoff
Bald in einander, ſchafft ſich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erſtenmale? — Oder war, was ich

Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Iſt Liebe
Nur was ich jetzt empfinde? . . .

Daja (die ſich von der Seite herbeigeſchlichen).

Ritter! Ritter!

Tempelherr.

Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja.

Ich habe mich
Bei ihm vorbeigeſchlichen. Aber noch
Könnt' er uns ſehn, wo Ihr da ſteht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter dieſen Baum.

Tempelherr.

Was giebt's denn? — So geheimnißvoll? — Was iſt's?

Daja.

Ja wohl betrifft es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär es', wenn wir tauſchten?
Vertraut mir Euers: ſo vertrau' ich Euch
Das meine.

Tempelherr.

Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erſt weiß, was Ihr für meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja.

Ei denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erſt Ihr; ich folge. — Denn verſichert, mein
Geheimniß kann Euch gar nichts nützen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe. — Nur
Geſchwind! — Denn frag' ich's Euch erſt ab: ſo habt

Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure seyd
Ihr los. — Doch, armer Ritter! — Daß ihr Männer
Ein solch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr.

Das wir zu haben
Oft selbst nicht wissen.

Daja.

Kann wohl seyn. Drum muß
Ich freilich erst, Euch selbst damit bekannt
Zu machen, schon die Freundschaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr so Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So sitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn so wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, so viel? —
So viel! so viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Gestattre mich
Doch kennen! — Kurz: gesteht es mir nur gleich,
Daß Ihr sie liebt, liebt bis zum Unsinn; und
Ich sag' Euch was . . .

Tempelherr.

Zum Unsinn? Wahrlich; Ihr
Versteht Euch trefflich drauf.

Daja.

Nun gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unsinn will ich Euch
Erlassen.

Tempelherr.

Weil er sich von selbst versteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .

Daja.

Scheint freilich wenig Sinn zu haben. — Doch
Zuweilen iſt des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heiland
Auf Wegen zu ſich zöge, die der Kluge
Von ſelbſt nicht leicht betreten würde.

Tempelherr.

Das
So feierlich? — (Und ſetz' ich ſtatt des Heilands
Die Vorſicht: hat ſie denn nicht Recht?) Ihr macht
Mich neubegieriger, als ich wohl ſonſt
Zu ſeyn gewohnt bin.

Daja.

O! das iſt das Land
Der Wunder!

Tempelherr.

(Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders ſeyn? Die ganze Welt
Drängt ſich ja hier zuſammen.) — Liebe Daja,
Nehmt für geſtanden an, was Ihr verlangt:
Daß ich ſie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne ſie ich leben werde; daß . . .

Daja.

Gewiß? gewiß? — So ſchwört mir, Ritter, ſie
Zur Eurigen zu machen; ſie zu retten;
Sie zeitlich hier, ſie ewig dort zu retten.

Tempelherr.

Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich ſchwören, was
In meiner Macht nicht ſteht?

Daja.

In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.

Tempelherr.

Daß selbst der Vater nichts
Dawider hätte?

Daja.

Ei, was Vater! Vater!
Der Vater soll schon müssen.

Tempelherr.

Müssen, Daja? —
Noch ist er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müssen.

Daja.

Nun, so muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.

Tempelherr.

Muß? und gern! —
Doch, Daja, wenn ich Euch nun sage, daß
Ich selber diese Sait' ihm anzuschlagen
Bereits versucht?

Daja.

Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr.

Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.

Daja.

Was sagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunsches nur nach Recha
Ihm blicken lassen: und er wär' vor Freuden

Nicht aufgesprungen? hätte frostig sich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?

Tempelherr.

So ungefähr.

Daja.

So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken. —

(Pause.)

Tempelherr.

Und Ihr bedenkt Euch doch?

Daja.

Der Mann ist sonst
So gut! — Ich selber bin so viel ihm schuldig! —
Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn so zu zwingen.

Tempelherr.

Ich bitt' Euch, Daja, setzt mich kurz und gut:
Aus dieser Ungewißheit. Seyd Ihr aber
Noch selber ungewiß; ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder böse, schändlich oder löblich
Zu nennen: — schweigt! Ich will vergessen, daß
Ihr etwas zu verschweigen habt.

Daja.

Das spornt,
Anstatt zu halten. Nun; so wißt denn: Recha
Ist keine Jüdin; ist — ist eine Christin.

Tempelherr (kalt).

So? Wünsch' Euch Glück! Hat's schwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen schrecken! Fahret ja

Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!

Daja.

Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht diesen Spott?
Daß Recha eine Christin ist: das freuet
Euch, einen Christen, einen Tempelherrn,
Der Ihr sie liebt, nicht mehr?

Tempelherr.

Besonders, da
Sie eine Christin ist von Eurer Rache.

Daja.

Ah! so versteht Ihr's? So mag's gelten! — Nein!
Den will ich sehn, der die bekehren soll!
Ihr Glück ist, längst zu seyn, was sie zu werden
Verdorben ist.

Tempelherr.

Erklärt Euch, oder — geht!

Daja.

Sie ist ein Christenkind; von Christeneltern
Geboren; ist getauft . . .

Tempelherr (bastig).

Und Nathan?

Daja.

Nicht
Ihr Vater!

Tempelherr.

Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr sagt?

Daja.

Die Wahrheit, die so oft

Mich blut'ge Thränen weinen machen. — Nein,
Er ist ihr Vater nicht . . .

Tempelherr.

Und hätte sie
Als seine Tochter nur erzogen? hätte
Das Christenkind als eine Jüdin sich
Erzogen?

Daja.

Ganz gewiß.

Tempelherr.

Sie wüßte nicht,
Was sie geboren sey? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß sie eine Christin
Geboren sey, und keine Jüdin?

Daja.

Nie!

Tempelherr.

Er hätt' in diesem Wahne nicht das Kind
Bloß auferzogen? ließ das Mädchen noch
In diesem Wahne?

Daja.

Leider!

Tempelherr.

Nathan — Wie? —
Der weise gute Nathan hätte sich
Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? — Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —

Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit. — Drum geht!
Er kommt hier wiederum vorbei. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!

Daja.

Ich wär' des Todes!

Tempelherr.

Ich bin ihn jetzt zu sprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, sagt
Ihm nur, daß wir einander bei dem Sultan
Schon finden würden.

Daja.

Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn. — Das soll nur so
Den letzten Druck dem Dinge geben; soll
Euch, Rechas wegen, alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann sie nach
Europa führt: so laßt Ihr doch mich nicht
Zurück?

Tempelherr.

Das wird sich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Scene: in den Kreuzgängen des Klosters.

Der Klosterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Klosterbruder.

Ja, ja! er hat schon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein seyn; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles stecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geschieden, ich
Für mich; um mich für Andre mit der Welt
Noch erst recht zu verwickeln?

Tempelherr (mit Hast auf ihn zukommend).

Guter Bruder!
Da seyd Ihr ja. Ich hab' Euch lange schon
Gesucht.

Klosterbruder.

Mich, Herr?

Tempelherr.

Ihr kennt mich ſchon nicht mehr?

Kloſterbruder.

Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu ſehn
Bekommen würde. Denn ich hofft' es zu
Dem lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß,
Wie ſauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünſcht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden; weiß, wie ſehr ich mich gefreut,
Im Innerſten gefreut, daß Ihr ſo rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wieſt, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch! nun hat's doch nachgewirkt!

Tempelherr.

Ihr wißt es ſchon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es ſelbſt.

Kloſterbruder.

Ihr habt's nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch ſeinen Anſchlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind iſt, wenn er unſer Engel
Auch ſiebenmal geweſen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleiſch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr.

Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deßwegen komm' ich nicht; deßwegen will
Ich nicht den Patriarchen ſprechen. Noch,

Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um alles in der Welt
Die gute Meinung nicht verlieren, deren
Mich ein so grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme bloß,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen . . .

Klosterbruder.

Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen? (Sich schüchtern umsehend.)

Tempelherr.

Ja; — die Sach'
Ist ziemlich pfäffisch.

Klosterbruder.

Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache sey auch noch
So ritterlich.

Tempelherr.

Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergehen: das unser einer ihm
Nicht sehr beneidet. — Freilich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freilich, wenn
Ich Rechenschaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Euers Patriarchen? Aber
Gewisse Dinge will ich lieber schlecht,
Nach andrer Willen, machen; als allein
Nach meinem, gut. — Zudem, ich seh' nun wohl,
Religion ist auch Partei; und wer
Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner

Die Stange. Weil das einmal nun so ist:
Wird's so wohl recht seyn.

Klosterbruder.

Dazu schweig' ich lieber.
Denn ich versteh' den Herrn nicht recht.

Tempelherr.

Und doch! —
(Laßt sehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtspruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seyd Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Christen mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Christen fragen. —
Die Sach' ist die . . .

Klosterbruder.

Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu sorgen; und ich habe ja
Mich einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! seht! Dort kommt, zu meinem Glück, er selbst.
Bleibt hier nur stehn. Er hat Euch schon erblickt.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geiſtlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkommt, und die Vorigen.

Tempelherr.

Ich wich' ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Kloſterbruder.

Ihr ſolltet ihn erſt ſehn,
Nach Hofe ſich erheben. Jetzo kommt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr.

Wie ſich da
Nicht Saladin wird ſchämen müſſen!

Patriarch (indem er näher kommt, winkt dem Bruder).

Hier! —
Das iſt ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?

Kloſterbruder.

Weiß nicht.

Patriarch

(auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten).

Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven jungen Mann zu ſehn! — Ei, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr.

Mehr, ehrwürd'ger Herr,

Wohl schwerlich, als schon ist. Und eher noch
Was weniger.

Patriarch.

Ich wünsche wenigstens,
Daß so ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Christenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr' und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär sonst
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr.

Mit dem Nämlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch.

Recht gern! — Nur ist der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr.

Doch blindlings nicht?

Patriarch.

Wer sagt denn das? — Ei freilich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin
Gehört. Gehört sie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beispiel: wenn uns Gott
Durch einen seiner Engel, — ist zu sagen,
Durch einen Diener seines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz besondre Weise
Zu fördern, zu befestigen: wer darf
Sich da noch unterstehn, die Willkür deß,

Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen? und das ewige
Geſetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. Was iſt
Es denn, worüber unſern Rath für jetzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr.

Geſetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es ſey
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als ſeine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmſten Liebe liebe.
Und nun würd' unſer einem hinterbracht,
Dieß Mädchen ſey des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgeleſen,
Gekauft, geſtohlen, — was Ihr wollt; man wiſſe,
Das Mädchen ſey ein Chriſtenkind, und ſey
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdin
Erzogen; laſſ' es nur als Jüdin und
Als ſeine Tochter ſo verharren: — ſagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbei wohl
Zu thun?

Patriarch.

Mich ſchaudert! — Doch zu allererſt
Erkläre ſich der Herr, ob ſo ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypotheſ'.
Das iſt zu ſagen: ob der Herr ſich das
Nur bloß ſo dichtet, oder ob's geſchehn,
Und fortfährt zu geſchehn.

Tempelherr.

Ich glaubte, das
Sey eins, um Euer Hochehrwürden Meinung
Bloß zu vernehmen.

Patriarch.

Eins? — Da ſeh' der Herr
Wie ſich die ſtolze menſchliche Vernunft
Im Geiſtlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn iſt der vorgetragne Fall nur ſo
Ein Spiel des Witzes: ſo verlohnt es ſich
Der Mühe nicht, im Ernſt ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwieſen haben, wo dergleichen pro
Et contra ſich mit vielem Beifall könnte
Behandeln laſſen. — Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'ſchen Schnurre
Zum beſten; iſt der Fall ein Faktum; hätt'
Er ſich wohl gar in unſrer Diöceſ',
In unſrer lieben Stadt Jeruſalem,
Ereignet: — ja alsdann —

Tempelherr.

Und was alsdann?

Patriarch.

Dann wäre an dem Juden förderſamſt
Die Strafe zu vollziehn, die päpſtliches
Und kaiſerliches Recht ſo einem Frevel,
So einer Laſterthat beſtimmen.

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und zwar beſtimmen obgeſagte Rechte

Dem Juden, welcher einen Chriſten zur
Apoſtaſie verführt, — den Scheiterhaufen, —
Den Holzſtoß —

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Chriſtenkind
Dem Bunde ſeiner Tauf' entreißt! Denn iſt
Nicht alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu ſagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn beſſer,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu ſeinem ewigen Verderben
Es ſo gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wen er retten will, ſchon ohn' ihn retten.

Tempelherr.

Auch trotz ihm, ſollt' ich meinen, — ſelig machen.

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Tempelherr.

Das geht
Mir nah'! Beſonders, da man ſagt, er habe
Des Mädchen nicht ſowohl in ſeinem, als

Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und sie von Gott nicht mehr, nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch.

Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt . . . Ja, wär' allein
Schon dieserwegen werth, dreimal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht,
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das ist zu arg! Mich wundert sehr, Herr Ritter,
Euch selbst . . .

Tempelherr.

Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte. (Will gehn.)

Patriarch.

Was? mir nun
Nicht einmal Rede stehn? — Den Bösewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle schaffen? — O da weiß ich Rath!
Ich geh' sogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen;
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen,
Die wir zu unsrer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande

Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit solchem Frevel! . . .

Tempelherr.

Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit bessrer Muße
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

Patriarch.

Ja? — Nun so — Nun freilich — Daún —

Tempelherr.

Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Euer Hochehrwürden so gefällt.

Patriarch.

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im Besten bei ihm eingedenk zu seyn. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin Erwähnte von
Dem Juden, war nur ein Problema? — ist
Zu sagen —

Tempelherr.

Ein Problema. (Geht ab.)

Patriarch.

(Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen suchen muß.
Das wär' so wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier mein Sohn!

(Er spricht im Abgehn mit dem Klosterbruder.)

Dritter Auftritt.

Scene: ein Zimmer im Palaſte des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen, und auf dem Boden neben einander geſtellt werden.

Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin (der dazu kommt).

Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Iſt
Des Dings noch viel zurück?

Ein Sklave.

Wohl noch die Hälfte.

Saladin.

So tragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier ſoll ſogleich
Al-Hafi zu ſich nehmen. — Oder ob
Ich's nicht vielmehr dem Vater ſchicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Soll's Künſte koſten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigſtens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth ſehn,
Wie's fertig wird! — Die Spenden bei dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Chriſtenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —

Sittah.

Was ſoll nun das? Was ſoll das Geld
Bei mir?

Saladin.

Mach' dich davon bezahlt; und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah.

Iſt Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin.

Er ſucht
Ihn aller Orten.

Sittah.

Sieh doch, was ich hier,
Indem mir ſo mein alt Geſchmeide durch
Die Hände geht, gefunden.

(Ihm ein kleines Gemälde zeigend.)

Saladin.

Ha! mein Bruder!
Das iſt er, iſt er! — War er! war er! ah! —
Ah wackrer lieber Junge, daß ich dich
So früh verlor! Was hätt' ich erſt mit dir,
An deiner Seit' erſt unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ich's ſchon: er gab
Es deiner ältern Schweſter, ſeiner Lilla,
Die eines Morgens ihn ſo ganz und gar
Nicht aus den Armen laſſen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla ſtarb
Vor Gram, und hat mir's nie vergeben, daß
Ich ſo allein ihn reiten laſſen. — Er
Blieb weg!

Sittah.

Der arme Bruder!

Saladin.

Laß nur gut
Seyn! — Einmal bleiben wir doch alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der Tod ist's nicht allein,
Der einem Jüngling seiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkste gleich dem Schwächsten. — Nun,
Sey wie ihm sey! — Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch sehn, wie viel mich meine Phantasie
Getäuscht.

Sittah.

Nur darum bring' ich's. Aber gieb
Doch, gieb! Ich will dir das wohl sagen; das
Versteht ein weiblich Aug' am besten.

Saladin (zu einem Thürsteher, der hereintritt.)

Wer
Ist da? — der Tempelherr? — Er komm'!

Sittah.

Euch nicht
Zu stören: ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —

(Sie setzt sich seitwärts auf einen Sopha und läßt den Schleier fallen.)

Saladin.

Gut so! gut! — (Und nun sein Ton!
Wie der wohl seyn wird! — Assads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Saladin.

Tempelherr.

Ich, dein Gefangner, Sultan . . .

Saladin.

Mein Gefangner?
Wem ich das Leben schenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freiheit schenken?

Tempelherr.

Was dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erst zu vernehmen, nicht
Vorauszusetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Besondern Dank dir für mein Leben zu
Betheuern, stimmt mit meinem Stand' und meinem
Charakter nicht. — Es steht in allen Fällen
Zu deinen Diensten wieder.

Saladin.

Brauch' es nur
Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm so ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir schwer. — Ich habe mich mit dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du bist
Mit Seel' und Leib mein Assad. Sieh! ich könnte
Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit
Gesteckt? in welcher Höhle du geschlafen?
In welchem Sinnistan, von welcher guten
Dir diese Blume fort und fort so frisch

Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich
Erinnern wollen, was wir dort und dort
Zusammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß du ein Geheimniß doch
Vor mir gehabt! ein Abenteuer mir
Doch unterschlagen: — Ja, das könnt' ich; wenn
Ich dich nur säh', und nicht auch mich. — Nun mag's!
Von dieser süßen Träumerei ist immer
Doch so viel wahr, daß mir in meinem Herbst
Ein Assad wieder blühen soll. — Du bist
Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr.

Alles, was
Von dir mir kommt, — sey was es will — das lag
Als Wunsch in meiner Seele.

Saladin.

Laß uns das
Sogleich versuchen. — Bliebst du wohl bei mir?
Um mich? — Als Christ, als Muselmann: gleichviel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen eine Rinde wachse.

Tempelherr.

Sonst wärst du wohl auch schwerlich, der du bist:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin.

Nun denn; wenn du nicht schlechter von mir denkst:
So wären wir ja halb schon richtig?

Tempelherr.

Ganz!

Saladin (ihm die Hand bietend).

Ein Wort?

Tempelherr (einschlagend).

Ein Mann! — Hiermit empfange mehr
Als du mir nehmen konntest. Ganz der Deine!

Saladin.

Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr.

Wer?

Saladin.

Nathan.

Tempelherr (frostig).

Nein. Ich kam
Allein.

Saladin.

Welch eine That von dir! Und welch
Ein weises Glück, daß eine solche That
Zum Besten eines solchen Mannes ausschlug.

Tempelherr.

Ja, ja!

Saladin.

So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott
Was Gutes durch uns thut, muß man so kalt
Nicht seyn! — selbst aus Bescheidenheit so kalt
Nicht scheinen wollen!

Tempelherr.

Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding so manche Seiten hat! —

Von denen oft ſich gar nicht denken läßt,
Wie ſie zuſammenpaſſen!

Saladin.

Halte dich
Nur immer an die beſt', und preiſe Gott!
Der weiß, wie ſie zuſammenpaſſen. — Aber,
Wenn du ſo ſchwierig ſeyn willſt, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut
Mich mit dir halten müſſen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht ſo recht zu paſſen ſcheinen mögen.

Tempelherr.

Das ſchmerzt! — Denn Argwohn iſt ſo wenig ſonſt
Mein Fehler —

Saladin.

Nun, ſo ſage doch, mit wem
Du's haſt? Es ſchien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär' dich! ſprich!
Komm, gieb mir deines Zutrauns erſte Probe.

Tempelherr.

Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin.

Und über was?

Tempelherr.

Daß mir
Geträumt, ein Jude könnt' auch wohl ein Jude
Zu ſeyn verlernen; daß mir wachend ſo
Geträumt.

Saladin.

Heraus mit dieſem wachen Traume!

Tempelherr.

Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für sie that, das that ich, — weil ich's that.
Zu stolz, Dank einzuernten, wo ich ihn
Nicht säete, verschmäht' ich Tag für Tag,
Das Mädchen noch einmal zu sehn. Der Vater
War fern; er kommt; er hört; er sucht mich auf;
Er dankt; er wünscht, daß seine Tochter mir
Gefallen möge; spricht von Aussicht, spricht
Von heitern Fernen. — Nun, ich lasse mich
Beschwatzen, komme, sehe, finde wirklich
Ein Mädchen . . . Ah, ich muß mich schämen, Sultan! —

Saladin.

Dich schämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte: doch wohl nimmermehr?

Tempelherr.

Daß diesem Eindruck, auf das liebliche
Geschwätz des Vaters hin, mein rasches Herz
So wenig Widerstand entgegensetzte! —
Ich Tropf! ich sprang zum zweiten Mal ins Feuer. —
Denn nun ward ich, und nun ward ich verschmäht.

Saladin.

Verschmäht?

Tempelherr.

Der weise Vater schlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weise Vater
Muß aber doch sich erst erkunden, erst
Besinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, besann ich denn
Mich erst nicht auch, als sie im Feuer schrie? —

Fürwahr! bei Gott! Es ist doch gar was Schönes,
So weise, so bedächtig seyn!

Saladin.

Nun, nun!
So sieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können seine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß du erst Jude werden sollst?

Tempelherr.

Wer weiß!

Saladin.

Wer weiß? — der diesen Nathan besser kennt.

Tempelherr.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Saladin.

Sehr reif bemerkt! Doch Nathan, wahrlich Nathan . . .

Tempelherr.

Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichern zu halten . . .

Saladin.

Mag
Wohl seyn! Doch Nathan . . .

Tempelherr.

Dem allein
Die blöde Menschheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewähne; dem
Allein . . .

Saladin.

Gut! Aber Nathan! — Nathans Lods
Ist diese Schwachheit nicht.

Tempelherr.

So dacht' ich auch! . . .
Wenn gleichwohl dieser Ausbund aller Menschen
So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Christenkinder zu bekommen suchte,
Um sie als Juden aufzuziehn: — wie dann?

Saladin.

Wer sagt ihm so was nach?

Tempelherr.

Das Mädchen selbst,
Mit welcher er mich kürnt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen schiene, was
Ich nicht umsonst für sie gethan soll haben: —
Dieß Mädchen selbst, ist seine Tochter — nicht;
Ist ein verzettelt Christenkind.

Saladin.

Das er
Dem ungeachtet dir nicht geben wollte?

Tempelherr (heftig).

Woll' oder wolle nicht! Er ist entdeckt.
Der tolerante Schwätzer ist entdeckt!
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafspelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen!

Saladin (ernst).

Sey ruhig, Christ!

Tempelherr.

Was? ruhig, Christ? — Wenn Jud'

Und Muſelmann auf Jud', auf Muſelmann
Beſtehen: ſoll allein der Chriſt den Chriſten
Nicht machen dürfen?

Saladin (noch ernſter).

Ruhig, Chriſt!

Tempelherr (gelaſſen).

Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Laſt, — die Saladin
In dieſe Sylbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Aſſad, — Aſſad ſich an meiner Stelle
Hierbei benommen hätte!

Saladin.

Nicht viel beſſer! —
Vermuthlich, ganz ſo brauſend! — Doch, wer hat
Denn dich auch ſchon gelehrt, mich ſo wie er
Mit einem Worte zu beſtechen? Freilich
Wenn Alles ſich verhält, wie du mir ſagſt:
Kann ich mich ſelber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er iſt mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weiſen! Geh behutſam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern deines Pöbels preis!
Verſchweig', was deine Geiſtlichkeit, an ihm
Zu rächen, mir ſo nahe legen würde!
Sey keinem Juden, keinem Muſelmanne
Zum Trotz ein Chriſt!

Tempelherr.

Bald wär's damit zu ſpät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin.

Wie?

Du kamſt zum Patriarchen eher, als
Zu mir?

Tempelherr.

Im Sturm der Leidenſchaft, im Wirbel
Der Unentſchloſſenheit! — Verzeih'! — Du wirſt
Von deinem Aſſad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin.

Wär'
Es dieſe Furcht nicht ſelbſt! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unſre Tugend keimt.
Pfleg' dieſe ferner nur, und jene ſollen
Bei mir dir wenig ſchaden. — Aber geh!
Such' du nun Nathan, wie er dich geſucht;
Und bring' ihn her. Ich muß euch doch zuſammen
Verſtändigen. — Wär' um das Mädchen dir
Im Ernſt zu thun: ſey ruhig. Sie iſt dein!
Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sopha.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah.

Ganz sonderbar!

Saladin.

Gelt, Sittah? Muß mein Assad nicht ein braver,
Ein schöner junger Mann gewesen seyn?

Sittah.

Wenn er so war, und nicht zu diesem Bilde
Der Tempelherr vielmehr gesessen! — Aber
Wie hast du doch vergessen können dich
Nach seinen Eltern zu erkundigen?

Saladin.

Und insbesondre wohl nach seiner Mutter?
Ob seine Mutter hier zu Lande nie
Gewesen sey? — Nicht wahr?

Sittah.

Das machst du gut!

Saladin.

O, möglicher wär' nichts! Denn Assad war
Bei hübschen Christendamen so willkommen,
Auf hübsche Christendamen so erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man spricht nicht gern davon. — Genug; ich hab'
Ihn wieder! — will mit allen seinen Fehlern,
Mit allen Launen seines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — Oh! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meinst du nicht?

Sittah.

Ihm geben?
Ihm laſſen!

Saladin.

Allerdings! Was hätte Nathan,
Sobald er nicht ihr Vater iſt, für Recht
Auf ſie? Wer ihr das Leben ſo erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.

Sittah.

Wie alſo, Saladin? wenn du
Nur gleich das Mädchen zu dir nähmſt? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Beſitzer gleich
Entzögeſt?

Saladin.

Thäte das wohl Noth?

Sittah.

Noth nun
Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, dir dieſen Rath zu geben.
Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſobald wie möglich, wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Saladin.

Nun,
So ſchick' und laß ſie holen.

Sittah.

Darf ich, Bruder?

Saladin.

Nur ſchone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.

Sittah.

Sorge nicht.

Saladin.

Und ich,
Ich muß schon selbst sehn, wo Al-Hafi bleibt.

Sechster Auftritt.

Scene: die offne Flur in Nathans Hause, gegen die Palmen zu; wie im ersten Auftritte des ersten Aufzuges.

Ein Theil der Waaren und Kostbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daselbst gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja.

O, alles herrlich! alles auserlesen!
O, alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberstoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was kostet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königin verlangt
Es besser.

Nathan.

Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja.

Je nun! Ihr dachtet daran freilich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein andrer muß es seyn! Er ist
Zum Brautkleid wie bestellt. Der weiße Grund:
Ein Bild der Unschuld; und die goldnen Ströme,
Die aller Orten diesen Grund durchschlängeln:
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebst!

Nathan.

Was witzelst du mir da? Von wessen Brautkleid
Sinnbilderst du mir so gelehrt? — Bist du
Denn Braut?

Daja.

Ich?

Nathan.

Nun wer denn?

Daja.

Ich? — lieber Gott!

Nathan.

Wer denn? Von wessen Brautkleid sprichst du denn? —
Das alles ist ja dein, und keiner andern.

Daja.

Ist mein? Soll mein seyn? — Ist für Recha nicht?

Nathan.

Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach'! nimm weg!
Trag' deine Siebensachen fort!

Daja.

Versucher!
Nein, wären es die Kostbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr' an! wenn Ihr mir
Vorher nicht schwört, von dieser einzigen
Gelegenheit, dergleichen Euch der Himmel
Nicht zweimal schicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan.

Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja.

O stellt Euch nicht so fremd! — Mit kurzen Worten:
Der Tempelherr liebt Recha; gebt sie ihm!

So hat doch einmal Eure Sünde, die
Ich länger nicht verschweigen kann, ein Ende.
So kommt das Mädchen wieder unter Christen;
Wird wieder, was sie ist; ist wieder, was
Sie war: und Ihr, Ihr habt mit all' dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Gesammelt.

Nathan.

Doch die alte Leier wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder stimmt noch hält.

Daja.

Wie so?

Nathan.

Mir wär' der Tempelherr schon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr als einem in der Welt.
Allein . . . Nun, habe nur Geduld.

Daja.

Geduld?

Geduld, ist Eure alte Leier nun
Wohl nicht?

Nathan.

Nur wenig Tage noch Geduld! . . .
Sieh doch! — Wer kommt denn dort? Ein Klosterbruder?
Geh, frag' ihn, was er will.

Daja.

Was wird er wollen?

(Sie geht auf ihn zu und fragt.)

Nathan.

So gieb! — und eh' er bittet. — (Wüßt' ich nur

Dem Tempelherrn erſt beizukommen, ohne
Die Urſach meiner Neugier ihm zu ſagen!
Denn wenn ich ſie ihm ſag', und der Verdacht
Iſt ohne Grund: ſo hab' ich ganz umſonſt
Den Vater auf das Spiel geſetzt.) — Was iſt's?

Daja.

Er will Euch ſprechen.

Nathan.

Nun, ſo laß ihn kommen;
Und geh indeß.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(Ich bliebe Rechas Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ich's denn nicht bleiben
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr ſelbſt werd' ich's doch immer auch noch heißen,
Wenn ſie erkennt, wie gern ich's wäre.) Geh! —
Was iſt zu Euern Dienſten, frommer Bruder?

Kloſterbruder.

Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu ſehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Kloſterbruder.

Je nun; wer kennt Euch nicht? Ihr habt ſo manchem
Ja Euern Namen in die Hand gedrückt.
Er ſteht in meiner auch, ſeit vielen Jahren.

Nathan (nach ſeinem Beutel langend).

Kommt, Bruder, kommt; ich friſch' ihn auf.

Kloſterbruder.

Habt Dank!

Ich würd' es Aermern ſtehlen; nehme nichts. —
Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch meinen Namen aufzufriſchen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in Eure Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.

Verzeiht! — Ich ſchäme mich —
Sagt, was? — und nehmt zur Buße ſiebenfach
Den Werth deſſelben von mir an.

Kloſterbruder.

Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich ſelber nur
Erſt heut' an dieß mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.

Nathan.

Mir vertrautes Pfand

Kloſterbruder.

Vor kurzem ſaß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabiſch Raubgeſindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab, und meine Zelle,
Und ſchleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch, und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,
Allwo ich meinem Gott in Einſamkeit
Bis an mein ſelig Ende dienen könne.

Nathan.

Ich steh' auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Klosterbruder.

Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Versprach mir eine Siedelei auf Tabor,
Sobald als eine leer; und dieß inzwischen
Im Kloster mich als Laienbruder bleiben.
Da bin ich jetzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Tabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerlei,
Wovor ich großen Ekel habe. Zum
Exempel:

Nathan.

Macht, ich bitt' Euch!

Klosterbruder.

Nun, es kommt! —
Da hat ihm jemand heut' in's Ohr gesetzt:
Es lebe hierherum ein Jude, der
Ein Christenkind als seine Tochter sich
Erzöge.

Nathan (betroffen).

Wie?

Klosterbruder.

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, diesem Juden stracks,
Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geist bedünkt; — das ist, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt;

Nur daß wir, Gott sey dank, so recht nicht wissen,
Worin sie eigentlich besteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewissen auf; und mir
Fällt bei, ich könnte selber wohl vor Zeiten
Zu dieser unverzeihlich großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.

Wie das? — Nun freilich — allerdings —

Klosterbruder.

Ei, seht
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich!

Nathan.

Seyd Ihr?

Klosterbruder.

Der Herr, von welchem ich's Euch brachte,
War — ist mir recht — ein Herr von Filnek. — Wolf
Von Filnek!

Nathan.

Richtig!

Klosterbruder.

Weil die Mutter kurz
Vorher gestorben war; und sich der Vater
Nach — mein' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So sandt' er's Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.

Ganz recht!

Klosterbruder.

Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn so viel gehabt; und diesem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bei Askalon; und war
Wohl sonst ein lieber Herr.

Nathan.

Ja wohl! ja wohl!
Dem ich so viel, so viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entrissen!

Klosterbruder.

O schön! So werd't Ihr seines Töchterchens
Euch um so lieber angenommen haben.

Nathan.

Das könnt Ihr denken.

Klosterbruder.

Nun, wo ist es denn?
Es ist doch wohl nicht etwa gar gestorben? —
Laßt's lieber nicht gestorben seyn! — Wenn sonst
Nur niemand um die Sache weiß: so hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Klosterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn seht, ich denke so! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu' ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverläßig kennen, aber

Bei weitem nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Chriſtenmädchen
Recht gut von Euch erzogen werden ſollte:
Daß Ihr's als Euer eigen Töchterchen
Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet ſo
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Chriſtin durch die zweite Hand
Als Chriſtin auferziehen laſſen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In ſolchen Jahren mehr, als Chriſtenthum.
Zum Chriſtenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen ſonſt geſund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachſen iſt,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war.
Und iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum
Auf's Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekoſtet,
Wenn Chriſten gar ſo ſehr vergeſſen konnten,
Daß unſer Herr ja ſelbſt ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürſprach ſeyn,
Wenn Haß und Gleißnerei ſich gegen mich
Erheben ſollten, — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr ſollt
Sie wiſſen! — Nehmt ſie aber mit ins Grab!
Noch hat mich nie die Eitelkeit verſucht,
Sie jemand anderm zu erzählen. Euch

Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergeb'ne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder.

Ihr seyd
Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser?

Nathan.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

Klosterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beider mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

Klosterbruder.

Ach! Ich glaub's Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.

Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh' auf!" — Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch: hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur: ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte! Gott! auf Sieben
Doch nun schon eines wieder!

Klosterbruder.

Nathan! Nathan!
Ihr seyd ein Christ! — Bei Gott, Ihr seyd ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier braucht's That!
Und ob mich siebenfache Liebe schon
Bald an dieß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß
Ich meine sieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!

Klosterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich

So viel, Euch anzurathen! Und so hat's
Euch Euer guter Geist schon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erste beste mir sie nicht
Entreißen wollen!

Klosterbruder.

Nein, gewiß nicht!

Nathan.

Wer
Auf sie nicht größre Rechte hat, als ich;
Muß frühere zum mind'sten haben —

Klosterbruder.

Freilich!

Nathan.

Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Klosterbruder.

So
Mein' ich es auch!

Nathan.

Drum nennt mir nur geschwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder sonst als Sipp verwandt:
Ihm will ich sie nicht vorenthalten — sie,
Die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde
Zu seyn erschaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von diesem Euern Herrn
Und dem Geschlechte dessen mehr als ich.

Klosterbruder.

Das, guter Nathan, wohl nun schwerlich! — Denn
Ihr habt ja schon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bei ihm gewesen.

Nathan.

Wißt
Ihr denn nicht wenigſtens, was für Geſchlechts
Die Mutter war? — war ſie nicht eine Staufin?

Kloſterbruder.

Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan.

Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Staufen? — und war Tempelherr?

Kloſterbruder.

Wenn mich's nicht trügt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom ſel'gen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zog's ihm aus dem Buſen, als
Wir ihn bei Askalon verſcharrten.

Nathan.

Nun?

Kloſterbruder.

Es ſind Gebete drin. Wir nennen's ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Chriſtenmenſch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freilich nicht —
Ich kann nicht leſen —

Nathan.

Thut nichts! — Nur zur Sache.

Kloſterbruder.

In dieſem Büchelchen ſtehn vorn und hinten,
Wie ich mir ſagen laſſen, mit des Herrn
Selbſteigner Hand, die Angehörigen
Von ihm und ihr geſchrieben.

Nathan.

O erwünſcht!
Geht! lauft! holt mir das Büchelchen. Geſchwind!

Ich bin bereit, mit Gold es aufzuwiegen;
Und tauſend Dank dazu! Eilt! lauft!

Kloſterbruder.

Recht gern!
Es iſt Arabiſch aber, was der Herr
Hineingeſchrieben. (ab.)

Nathan.

Einerlei! Nur her!
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen ſolchen Eidam mir damit
Erkaufen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun, fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Geweſen ſeyn, der bei dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergeſſen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja (eilig und verlegen).
Denkt doch, Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Das arme Kind erſchrack wohl recht darüber!
Da ſchickt . . .

Nathan.

Der Patriarch?

Daja.

Des Sultans Schweſter,
Prinzeſſin Sittah . . .

Nathan.

Nicht der Patriarch?

Daja.

Nein, Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzeſſin Sittah —
Schickt her, und läßt ſie zu ſich holen.

Nathan.

Wen?
Läßt Recha holen? — Sittah läßt ſie holen? —
Nun, wenn ſie Sittah holen läßt, und nicht
Der Patriarch . . .

Daja.

Wie kommt Ihr denn auf den?

Nathan.

So haſt du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts geſteckt?

Daja.

Ich? ihm?

Nathan.

Wo ſind die Boten?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will ſie doch
Aus Vorſicht ſelber ſprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter iſt. (ab.)

Daja.

Und ich — ich fürchte ganz was anders noch.
Was gilt's? die einzige vermeinte Tochter

So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muſelmann nicht übel? — Hui,
Der Tempelherr iſt drum. Iſt drum: wenn ich
Den zweiten Schritt nicht auch noch wage; nicht
Auch ihr noch ſelbſt entdecke, wer ſie iſt! —
Getroſt! Laß mich den erſten Augenblick,
Den ich allein ſie habe, dazu brauchen!
Und der wird ſeyn — vielleicht nun eben, wenn
Ich ſie begleite. So ein erſter Wink
Kann unterwegens wenigſtens nicht ſchaden.
Ja, ja! Nur zu! Jetzt oder nie! Nur zu!

(ihm nach.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Scene: das Zimmer in Saladins Palaſte, in welches die Beute! mit Geld getragen worden, die noch zu ſehen.

Saladin und bald darauf verſchiedene Mameluken.

Saladin (im Hereintreten).

Da ſteht das Geld nun noch! Und niemand weiß
Den Derwiſch aufzufinden, der vermuthlich
Aus Schachbrett irgendwo gerathen iſt,
Das ihn wohl ſeiner ſelbſt vergeſſen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebt's?

Ein Mameluk.

Erwünſchte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!
Die Karavane von Kahira kommt;

Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkomm'ner Bote! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk (wartend).

(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Boten
Kein Botenbrod? — So wär' ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen,
Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — der Erſte
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk.

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwei. — Im Ernſt? er geht?

Thut mir's an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kommt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein Andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweiter Mameluk.

Nun, Sultan! . . .

Saladin.

Wenn du mir zu melden kommſt . . .

Zweiter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweiter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwei.

Zweiter Mameluk.

Macht drei!

Saladin.

Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.

Zweiter Mameluk.

Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.

Saladin.

Wie das?

Zweiter Mameluk.

Je nun!
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drei der Ankunft des Transports
Versichert waren, sprengte jeder frisch
Davon. Der Vorderste, der stürzt; und so
Komm' ich nun vor, und bleib auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gassen besser kennt.

Saladin.

O der Gestürzte!
Freund, der Gestürzte! — Reit ihm doch entgegen.

Zweiter Mameluk.

Das werd ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt,
So ist die Hälfte dieser Beutel seyn. (Geht ab.)

Saladin.

Sieh, welch ein guter edler Kerl auch das! —
Wer kann sich solcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß sie mein Beispiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, sie zu guter Letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! . . .

Ein dritter Mameluk.

Sultan, . .

Saladin.

Bist du's, der stürzte?

Dritter Mameluk.

Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Mansor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde steigt . . .

Saladin.

Bring' ihn! geschwind! —

Da ist er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Mansor und Saladin.

Saladin.

Willkommen, Emir! Nun,
Wie ist's gegangen? — Mansor, Mansor, hast
Uns lange warten lassen!

Mansor.

Dieser Brief
Berichtet, was dein Abulkassem erst
Für Unruh' in Thebais dämpfen müssen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beschleuniget,
So viel wie möglich war.

Saladin.

Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Mansor, nimm sogleich . . .
Du thust es aber doch auch gern? . . . nimm frische
Bedeckung nur sogleich. Du mußt sogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.

Mansor.

Gern!

Sehr gern!

Saladin.

Und nimm dir die Bedeckung ja
Nur nicht zu schwach. Es ist um Libanon
Nicht alles mehr so sicher. Hast du nicht
Gehört? Die Tempelherrn sind wieder rege.
Sey wohl auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn sehn; und alles selbst
Betreiben. — Ihr! ich bin sodann bei Sittah.

Dritter Auftritt.

Scene: die Palmen vor Nathans Hause.

Der Tempelherr geht auf und nieder.

Ins Haus nun will ich einmal nicht. — Er wird
Sich endlich doch wohl sehen lassen! — Man
Bemerkte mich ja sonst so bald, so gern! —
Will's noch erleben, daß er sich's verbittet,
Vor seinem Hause mich so fleißig finden
Zu lassen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun so
Erbittert gegen ihn? — Er sagte ja:
Noch schlüg' er mir nichts ab. Und Saladin
Hat's über sich genommen, ihn zu stimmen. —
Wie? sollte wirklich wohl in mir der Christ
Noch tiefer nisten, als in ihm der Jude? —
Wer kennt sich recht! Wie könnt' ich ihm denn sonst
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er sich's zu solcher Angelegenheit

Gemacht, den Christen abzujagen? — Freilich!
Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ah! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbst ihr Lächeln, wär' es nichts
Als sanfte schöne Zuckung ihrer Muskeln;
Wär', was sie lächeln macht, des Reizes unwerth,
In den es sich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein; selbst ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wohl schöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerei, an Schmeichler und an Buhler,
Verschwenden sehn! — Hat's da mich auch bezaubert?
Hat's da mir auch den Wunsch entlockt, mein Leben
In seinem Sonnenscheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launisch,
Der diesen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon schlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da scheinen mußte! wie
Verächtlich! — Und das alles um ein Mädchen? —

Curd! Curd! das geht so nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was schwerlich zu erweisen stünde? — Sieh,
Da tritt er endlich im Gespräch vertieft,
Aus seinem Hause! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Klosterbruder? — Hal so weiß
Er sicherlich schon Alles! ist wohl gar
Dem Patriarchen schon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun gestiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieser Leidenschaft
Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann! —
Geschwind entschließ' dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier seitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Klosterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan (ihm näher kommend).

Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Klosterbruder.

Und Ihr deßgleichen!

Nathan.

Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigensinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur
Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher seyn, als ich.

Klosterbruder.

Das Buch
Gehört ja ohnedieß nicht mir; gehört
Ja ohnedieß der Tochter; ist ja so
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nun, sie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, so viel
Für sie gethan zu haben!

Nathan.

Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbesorgt!

Klosterbruder.

Nun, nun!
Die Patriarchen und die Tempelherren . . .

Nathan.

Vermögen mir des Bösen nie so viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Beschweige, das! — Und seyd Ihr denn so ganz
Versichert, daß ein Tempelherr es ist,
Der Euern Patriarchen hetzt?

Klosterbruder.

Es kann
Beinah kein andrer seyn. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang danach.

Nathan.

Es ist doch aber nur
Ein einziger jetzt in Jerusalem.
Und diesen kenn' ich. Dieser ist mein Freund
Ein junger, edler, offner Mann!

Klosterbruder.

Ganz recht;
Der nämliche! — Doch was man ist, und was
Man seyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

Nathan.

Leider nicht. — So thue, wer's
Auch immer ist, sein Schlimmstes oder Bestes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz ich allem:
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Klosterbruder.

Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlassen.

Nathan.

Und habt sie nicht einmal gesehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut'
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Klosterbruder.

Ich nicht.
Lebt wohl! (Geht ab.)

Nathan.

Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel
Auf meine Kniee sinken kann! Wie sich
Der Knoten, der so oft mir bange machte,
Nun von sich selber löset! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menschen nicht

Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten seine Thaten sind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zukommt.

Tempelherr.

He! warter, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan.

Wer ruft?
Seyd Ihr es, Ritter? Wo gewesen, daß
Ihr bei dem Sultan Euch nicht treffen lassen?

Tempelherr.

Wir sind einander fehl gegangen. Nehmt's
Nicht übel!

Nathan.

Ich nicht; aber Saladin . . .

Tempelherr.

Ihr war't nur eben fort . . .

Nathan.

Und spracht ihn doch?
Nun, so ist's gut.

Tempelherr.

Er will uns aber beide
Zusammen sprechen.

Nathan.

Desto besser. Kommt
Nur mit. Mein Gang stand ohnehin zu ihm. —

Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkomm'ner Bote! —
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk (wartend).

(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Boten
Kein Botenbrod? — So wär' ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen,
Doch endlich lernte! — Auch ein Ruhm! — der Erſte
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk.

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwei. — Im Ernſt? er geht?

Thut mir's an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kommt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein Andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweiter Mameluk.

Nun, Sultan! . . .

Saladin.

Wenn du mir zu melden kommſt . . .

Zweiter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweiter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwei.

Zweiter Mameluk.

Macht drei!

Saladin.

Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.

Zweiter Mameluk.

Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.

Saladin.

Wie das?

Zweiter Mameluk.

Je nun!
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drei der Ankunft des Transports
Versichert waren, sprengte jeder frisch
Davon. Der Vorderste, der stürzt; und so
Komm' ich nun vor, und bleib auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gassen besser kennt.

Saladin.

O der Gestürzte!
Freund, der Gestürzte! — Reit ihm doch entgegen.

Zweiter Mameluk.

Das werd ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt,
So ist die Hälfte dieser Beutel seyn. (Geht ab.)

Saladin.

Sieh, welch ein guter edler Kerl auch das! —
Wer kann sich solcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß sie mein Beispiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, sie zu guter Letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! . . .

Ein dritter Mameluk.

Sultan, . .

Saladin.

Bist du's, der stürzte?

Dritter Mameluk.

Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Mansor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde steigt . . .

Saladin.

Bring' ihn! geschwind! —
Da ist er ja! —

Zweiter Auftritt.

Emir Mansor und Saladin.

Saladin.

Willkommen, Emir! Nun,
Wie ist's gegangen? — Mansor, Mansor, hast
Uns lange warten lassen!

Mansor.

Dieser Brief
Berichtet, was dein Abulkassem erst
Für Unruh' in Thebais dämpfen müssen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beschleuniget,
So viel wie möglich war.

Saladin.

Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Mansor, nimm sogleich . . .
Du thust es aber doch auch gern? . . . nimm frische
Bedeckung nur sogleich. Du mußt sogleich
Noch weiter; mußt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.

Mansor.

Gern!
Sehr gern!

Curd! Curd! das geht so nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was schwerlich zu erweisen stünde? — Sieh,
Da tritt er endlich im Gespräch vertieft,
Aus seinem Hause! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Klosterbruder? — Ha! so weiß
Er sicherlich schon Alles! ist wohl gar
Dem Patriarchen schon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun gestiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieser Leidenschaft
Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann! —
Geschwind entschließ' dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier seitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Klosterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan (ihm näher kommend).
Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Klosterbruder.
Und Ihr desgleichen!

Nathan.
Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigensinn, Euch aufzudringen,
Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Eurer nur
Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher seyn, als ich.

Klosterbruder.

Das Buch
Gehört ja ohnedieß nicht mir; gehört
Ja ohnedieß der Tochter; ist ja so
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nun, sie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, so viel
Für sie gethan zu haben!

Nathan.

Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbesorgt!

Klosterbruder.

Nun, nun!
Die Patriarchen und die Tempelherren . . .

Nathan.

Vermögen mir des Bösen nie so viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Beschweige, das! — Und seyd Ihr denn so ganz
Versichert, daß ein Tempelherr es ist,
Der Euern Patriarchen hetzt?

Klosterbruder.

Es kann
Beinah kein andrer seyn. Ein Tempelherr
Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang danach.

Nathan.

Es ist doch aber nur
Ein einziger jetzt in Jerusalem.
Den diesen kenn' ich. Dieser ist mein Freund
Ein junger, edler, offner Mann!

Klosterbruder.

Ganz recht;
Der nämliche! — Doch was man ist, und was
Man seyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

Nathan.

Leider nicht. — So thue, wer's
Auch immer ist, sein Schlimmres oder Bestes!
Mit Euerm Bache, Bruder, trotz ich allem:
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Klosterbruder.

Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlassen.

Nathan.

Und habt sie nicht einmal gesehn! — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut'
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Klosterbruder.

Ich nicht.
Lebt wohl! (Geht ab.)

Nathan.

Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freiem Himmel
Auf meine Kniee sinken kann! Wie sich
Der Knoten, der so oft mir bange machte,
Nun von sich selber löset! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menschen nun so frei kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menschen nicht

Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten seine Thaten sind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zukommt.

Tempelherr.

He! warter, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan.

Wer ruft? —
Seyd Ihr es, Ritter? Wo gewesen, daß
Ihr bei dem Sultan Euch nicht treffen lassen?

Tempelherr.

Wir sind einander fehl gegangen. Nehmt's
Nicht übel!

Nathan.

Ich nicht; aber Saladin . . .

Tempelherr.

Ihr war't nur eben fort . . .

Nathan.

Und spracht ihn doch?
Nun, so ist's gut.

Tempelherr.

Er will uns aber beide
Zusammen sprechen.

Nathan.

Desto besser. Kommt
Nur mit. Mein Gang stand ohnehin zu ihm. —

Tempelherr.

Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?

Nathan.

Ihr kennt ihn doch wohl nicht?

Tempelherr.

War's nicht die gute Haut, der Laienbruder,
Deß sich der Patriarch so gern zum Stöber
Bedient?

Nathan.

Kann seyn! Beim Patriarchen ist
Er allerdings.

Tempelherr.

Der Pfiff ist gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerei voraus
Zu schicken.

Nathan.

Ja, die dumme; — nicht die fromme.

Tempelherr.

An fromme glaubt kein Patriarch.

Nathan.

Für den
Nun steh' ich. Der wird seinem Patriarchen
Nichts Ungebührliches vollziehen helfen.

Tempelherr.

So stellt er wenigstens sich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts gesagt?

Nathan.

Von Euch?
Von Euch nun namentlich wohl nichts. — Er weiß
Ja wohl auch schwerlich Euern Namen?

Tempelherr.

Schwerlich.

Nathan.

Von einem Tempelherren freilich hat
Er mir gesagt . . .

Tempelherr.

Und was?

Nathan.

Womit er Euch
Doch ein- für allemal nicht meinen kann!

Tempelherr.

Wer weiß? Laßt doch nur hören.

Nathan.

Daß mich Einer
Bei seinem Patriarchen angeklagt . . .

Tempelherr.

Euch angeklagt? — Das ist, mit seiner Gunst —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Mensch, der irgend etwas abzuläugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der alles, was
Er that, als wohlgethan vertheid'gen möchte.
Was sollt' ich eines Fehls mich schämen? Hab'
Ich nicht den festen Vorsatz ihn zu bessern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menschen bringen können? — Hört mich, Nathan! —
Ich bin des Laienbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt soll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmisch machte! was
Mein Blut in allen Adern sieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, so ganz mit Leib und Seel'

Euch in die Arme mich zu werfen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — denn lau
Iſt ſchlimmer noch als kalt; wie abgemeſſen
Mir auszubeugen Ihr befliſſen war't;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben ſcheinen wolltet:
Das darf ich kaum mir jetzt noch denken, wenn
Ich ſoll gelaſſen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieſer Gährung ſchlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufſchluß Eures räthſelhaften
Betragens zu enthalten ſchien.

Nathan.

Wie das?

Tempelherr.

Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein:
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Chriſten
So abgejagt, an einen Chriſten wieder
Nicht gern verlieren. Und ſo fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Meſſer an die Kehle
Zu ſetzen.

Nathan.

Kurz und gut? und gut? — Wo ſteckt
Das Gute?

Tempelherr.

Hört mich, Nathan! — Allerdings:
Ich that nicht recht! — Ihr ſeyd wohl gar nicht ſchuldig. —
Die Närrin Daja weiß nicht, was ſie ſpricht —
Iſt Euch gehäſſig — ſucht Euch nur damit
In einen böſen Handel zu verwickeln —
Kann ſeyn! kann ſeyn! — Ich bin ein junger Laffe,

Der immer nur an beiden Enden schwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann seyn! Verzeiht mir, Nathan.

Nathan.

Wenn
Ihr so mich freilich fasset —

Tempelherr.

Kurz, ich ging
Zum Patriarchen! — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das ist erlogen, wie gesagt!
Ich hab' ihm bloß den Fall ganz allgemein
Erzählt, um seine Meinung zu vernehmen. —
Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen schon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht selber
Nur gleich zur Rede stellen? — Mußt' ich der
Gefahr, so einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thut's?
Die Schurkerei des Patriarchen, die
So ähnlich immer sich erhält, hat mich
Des nächsten Weges wieder zu mir selbst
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Gesetzt; er wüßt' auch Euern Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn sie Niemands ist, als Euer.
Er kann sie doch aus Eurem Hause nur
Ins Kloster schleppen. — Also — gebt sie mir!
Gebt sie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er soll's wohl bleiben lassen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt sie mir; geschwind! — Sie sey
Nun Eure Tochter, oder sey es nicht!

Sey Chriſtin, oder Jüdin, oder keines!
Gleichviel! gleichviel! Ich werd' Euch weder jetzt
Noch jemals ſonſt in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ihr wähnt
Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

Tempelherr.

Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ich hab' es ja
Euch — oder wem es ſonſt zu wiſſen ziemt —
Noch nicht geläugnet, daß ſie eine Chriſtin,
Und nichts als meine Pflegetochter iſt. —
Warum ich's aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bei ihr mich zu
Entſchuldigen.

Tempelherr.

Das ſollt Ihr auch bei ihr
Nicht brauchen. — Gönnt's ihr doch, daß ſie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu ſchalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' Euch, Nathan; gebt ſie mir!
Ich bin's allein, der ſie zum zweitenmale
Euch retten kann — und will.

Nathan.

Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es iſt damit zu ſpät.

Tempelherr.

Wie so? zu spät?

Nathan.

Dank sey dem Patriarchen . . .

Tempelherr.

Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bei uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?

Nathan.

Daß wir nun wissen, wem
Sie anverwandt: nun wissen, wessen Händen
Sie sicher ausgeliefert werden kann.

Tempelherr.

Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!

Nathan.

Aus diesen müßt Ihr sie nun auch erhalten,
Und nicht aus meinen.

Tempelherr.

Arme Recha! Was
Dir alles zustößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waisen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo sind sie, diese
Verwandte?

Nathan.

Wo sie sind?

Tempelherr.

Und wer sie sind?

Nathan.

Besonders hat ein Bruder sich gefunden,
Bei dem Ihr um sie werben müßt.

Tempelherr.

Ein Bruder?

Was ist er, dieser Bruder? Ein Soldat?
Ein Geistlicher? — Laßt hören, was ich mir
Versprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keins
Von beiden — oder beides ist. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und sonst?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bei dem sich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Christ! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken soll: —
Nehmt mir's nicht ungut, Nathan. — Wird sie nicht
Die Christin spielen müssen, unter Christen?
Und wird sie, was sie lange g'nug gespielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr gesä't, das Unkraut endlich nicht
Ersticken? — Und das kümmert Euch so wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr sagen — Ihr? —
Daß sie bei ihrem Bruder sich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bei ihm was mangeln sollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer?

Tempelherr.

Oh!

Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Essen und mit Kleidung,
Mit Naschwerk und mit Putz das Schwesterchen
Nicht reichlich g'nug versorgen? Und was braucht
Ein Schwesterchen denn mehr? — Ei freilich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu seiner Zeit
Schon schaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Christlichste der Beste! — Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun Andre so verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird sich unsrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe sagt das nicht!
Denn die läßt nichts sich unterschlagen; nichts.
Es sey auch noch so klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt sie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich schon nicht wüßte,
Woher?

Tempelherr.

Auch eben viel; Sie soll — sie muß
In beiden Fällen, was ihr Schicksal droht,
Von mir zuerst erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu sehn, zu sprechen,
Als bis ich sie die meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

Nathan.

Bleibt! wohin?

Tempelherr.

Zu ihr!

Zu sehn, ob diese Mädchenseele Manns genug
Wohl ist, den einzigen Entschluß zu fassen,
Der ihrer würdig wäre!

Nathan.

Welchen?

Tempelherr.

Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

Nathan.

Und?

Tempelherr.

Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muselmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan.

Bleibt! Ihr trefft sie nicht;
Sie ist bei Sittah, bei des Sultans Schwester.

Tempelherr.

Seit wann? warum?

Nathan.

Und wollt Ihr da bei ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

Tempelherr.

Den Bruder? welchen? Sittahs oder Rechas.

Nathan.

Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!

(Er flieht ihm fort.)

Sechster Auftritt.

Scene: in Sittahs Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu' ich mich nicht deiner, süßes Mädchen! —
Sey so beklemmt nur nicht! so angst! so schüchtern! —
Sey munter! sey gesprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzessin, . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzessin! Nenn'
Mich Sittah, — deine Freundin, — deine Schwester.
Nenn' mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja schier auch seyn. — So jung! so klug! so fromm!
Was du nicht alles weißt! nicht alles mußt
Gelesen haben!

Recha.

Ich gelesen? — Sittah,
Du spottest deiner kleinen albern Schwester.
Ich kann kaum lesen.

Sittah.

Kannst kaum, Lügnerin!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,
Du sprächst von Büchern.

Sittah.

Allerdings! von Büchern.

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen! —

Sittah.

Im Ernst?

Recha.

In ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was sagst du! — Hat indeß
Wohl nicht sehr Unrecht! — Und so manches, was
Du weißt . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Recha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts gelesen!

Sittah.

Wie so? — Ich bin nicht stolz auf's Gegentheil. —
Allein wie so? Dein Grund! Sprich dreist. Dein Grund?

Recha.

Sie ist so schlecht und recht; so unverkünstelt;
So ganz sich selbst nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Recha.

Das sollen

Die Bücher uns nur selten lassen: sagt
Mein Vater.

Sittah.

O was ist dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Sittah.

Wie nah er immer doch
Zum Ziele trifft!

Recha.

Nicht wahr? — Und diesen Vater —

Sittah.

Was ist dir, Liebe?

Recha.

Diesen Vater —

Sittah.

Gott!
Du meinst?

Recha.

Und diesen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(Wirft sich, von Thränen überwältigt, zu ihren Füßen.)

Sittah.

Kind, was
Geschieht dir? Recha?

Recha.

Diesen Vater soll —
Soll ich verlieren!

Sittah.

Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha.

Du ſollſt vergebens dich zu meiner Freundin,
Zu meiner Schweſter nicht erboten haben.

Sittah.

Ich bin's ja! bin's! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonſt Hülfe rufen.

Recha (die ſich ermannt und aufſteht).

Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergeſſen machen, wer
Du biſt. Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Sittah.

Nun denn?

Recha.

Nein; meine Freundin, meine Schweſter
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute, böſe Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennſt
Wohl dieſe gute böſe Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir ſo viel Gutes, — ſo viel Böſes
Erwieſen!

Sittah.

Böſes dir? — ſo muß ſie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer iſt ſie?

Recha.

Eine Chriſtin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich ſo
Gepflegt! — Du glaubſt nicht! — Die mich eine Mutter
So wenig miſſen laſſen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch ſo geängſtet!
Mich ſo gequält!

Sittah.

Und über was? warum?
Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich ſag' dir's ja —
Iſt eine Chriſtin; — muß aus Liebe quälen; —
Iſt eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wiſſen wähnen!

Sittah.

Nun verſteh' ich!

Recha.

Und ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können ſie auch anders. Denn iſt's wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:

Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, — der ins
Verderben stürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich seyn, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. —
Auch ist's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem schmeichelt's doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer,
Von wem's auch sey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müss' einmal auf ewig uns entbehren!

Jittah.

Sehr wahr!

Recha.

Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegensetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Jittah.

Was? wem?

Recha.

Was sie mir eben jetzt entdeckt will haben.

Jittah.

Entdeckt? und eben jetzt?

Recha.

Nur eben jetzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem
Verfallnen Christentempel. Plötzlich stand
Sie still; schien mit sich selbst zu kämpfen; blickte

Mit nassen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, sprach sie endlich, laß uns hier
Durch diesen Tempel in die Nichte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge schweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun steht sie wieder; und ich sehe mich
An den versunknen Stufen eines morschen
Altars mit ihr. Wie ward mir, als sie da
Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füßen stürzte! . . .

Sittah.

Gutes Kind!

Recha.

Und bei der Göttlichen, die da wohl sonst
So manch Gebet erhört, so manches Wunder
Verrichtet habe, mich beschwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beschwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigstens, ihr zu
Vergeben, wenn sie mir entdecken müsse,
Was ihre Kirch' auf mich für Anspruch habe.

Sittah.

(Unglückliche! — Es ahnte mir!)

Recha.

Ich sey
Aus christlichem Geblüte; sey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich auf's neu' zu deinen Füßen . . .

Sittah.

Recha!
Nicht doch! steh auf! — Mein Bruder kommt! steh auf!

Was ist er, dieser Bruder? Ein Soldat?
Ein Geistlicher? — Laßt hören, was ich mir
Versprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keins
Von beiden — oder beides ist. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und sonst?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bei dem sich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Christ! — Ich weiß zu Zeiten
Auch gar nicht, was ich von Euch denken soll: —
Nehmt mir's nicht ungut, Nathan. — Wird sie nicht
Die Christin spielen müssen, unter Christen?
Und wird sie, was sie lange g'nug gespielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr gesä't, das Unkraut endlich nicht
Ersticken? — Und das kümmert Euch so wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr sagen — Ihr? —
Daß sie bei ihrem Bruder sich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bei ihm was mangeln sollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer?

Tempelherr.

Oh!

Was wird bei ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Essen und mit Kleidung,
Mit Naschwerk und mit Putz das Schwesterchen
Nicht reichlich g'nug versorgen? Und was braucht
Ein Schwesterchen denn mehr? — Ei freilich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu seiner Zeit
Schon schaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Christlichste der Beste! — Nathan, Nathan!
Welch einen Engel hattet Ihr gebildet,
Den Euch nun Andre so verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird sich unsrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe sagt das nicht!
Denn die läßt nichts sich unterschlagen; nichts.
Es sey auch noch so klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt sie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich schon nicht wüßte,
Woher?

Tempelherr.

Auch eben viel; Sie soll — sie muß
In beiden Fällen, was ihr Schicksal droht,
Von mir zuerst erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu sehn, zu sprechen,
Als bis ich sie die meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

Nathan.

Bleibt! wohin?

Tempelherr.

Zu ihr!

Zu sehn, ob diese Mädchenseele Manns genug
Wohl ist, den einzigen Entschluß zu fassen,
Der ihrer würdig wäre!

Nathan.

Welchen?

Tempelherr.

Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

Nathan.

Und?

Tempelherr.

Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muselmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan.

Bleibt! Ihr trefft sie nicht;
Sie ist bei Sittah, bei des Sultans Schwester.

Tempelherr.

Seit wann? warum?

Nathan.

Und wollt Ihr da bei ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

Tempelherr.

Den Bruder? welchen? Sittahs oder Rechas.

Nathan.

Leicht beide. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!

(Er führt ihn fort.)

Sechster Auftritt.

Scene: in Sittahs Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu' ich mich nicht deiner, süßes Mädchen! —
Sey so beklemmt nur nicht! so angst! so schüchtern! —
Sey munter! sey gesprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzessin, . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzessin! Nenn'
Mich Sittah, — deine Freundin, — deine Schwester.
Nenn' mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja schier auch seyn. — So jung! so klug! so fromm!
Was du nicht alles weißt! nicht alles mußt
Gelesen haben!

Recha.

Ich gelesen? — Sittah,
Du spottest deiner kleinen albern Schwester.
Ich kann kaum lesen.

Sittah.

Kannst kaum, Lügnerin!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meinte,
Du sprächst von Büchern.

Sittah.

Allerdings! von Büchern.

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen! —

Sittah.

Im Ernſt?

Necha.

In ganzem Ernſt. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was ſagſt du! — Hat indeß
Wohl nicht ſehr Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weißt . . ?

Necha.

Weiß ich allein aus ſeinem Munde.
Und könnte bei dem Meiſten dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles beſſer an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Necha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts geleſen!

Sittah.

Wie ſo? — Ich bin nicht ſtolz auf's Gegentheil. —
Allein wie ſo? Dein Grund! Sprich dreiſt. Dein Grund?

Necha.

Sie iſt ſo ſchlecht und recht; ſo unverdünſtet;
So ganz ſich ſelbſt nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Necha.

Das ſollen

Die Bücher uns nur selten lassen: sagt
Mein Vater.

Zittah.

O was ist dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Zittah.

Wie nah er immer doch
Zum Ziele trifft!

Recha.

Nicht wahr? — Und diesen Vater —

Zittah.

Was ist dir, Liebe?

Recha.

Diesen Vater —

Zittah.

Gott!
Du weinst?

Recha.

Und diesen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(Wirft sich, von Thränen überwältigt, zu ihren Füßen.)

Zittah.

Kind, was
Geschieht dir? Recha?

Recha.

Diesen Vater soll —
Soll ich verlieren!

Zittah.

Du? verlieren? ihn?
Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha.

Du ſollſt vergebens dich zu meiner Freundin,
Zu meiner Schweſter nicht erboten haben.

Sittah.

Ich bin's ja! bin's! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonſt Hülfe rufen.

Recha (die ſich ermannt und aufſteht).

Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergeſſen machen, wer
Du biſt. Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Sittah.

Nun denn?

Recha.

Nein; meine Freundin, meine Schweſter
Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute, böſe Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennſt
Wohl dieſe gute böſe Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir ſo viel Gutes, — ſo viel Böſes
Erwieſen!

Sittah.

Böses dir? — so muß sie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer ist sie?

Recha.

Eine Christin, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich so
Gepflegt! — Du glaubst nicht! — Die mich eine Mutter
So wenig missen lassen! — Gott vergelt'
Es ihr! — Die aber mich auch so geängstet!
Mich so gequält!

Sittah.

Und über was? warum?
Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich sag' dir's ja —
Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen; —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!

Sittah.

Nun versteh' ich!

Recha.

Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:

Wie ſollen ſie gelaſſen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln ſehn, — der ins
Verderben ſtürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich ſeyn, denſelben Menſchen
Zur ſelben Zeit zu lieben und zu haſſen. —
Auch iſt's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über ſie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem ſchmeichelt's doch
Im Grunde nicht, ſich gar ſo werth und theuer,
Von wem's auch ſey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müſſ' einmal auf ewig uns entbehren!

Sittah.

Sehr wahr!

Recha.

Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegenſetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah.

Was? wem?

Recha.

Was ſie mir eben jetzt entdeckt will haben.

Sittah.

Entdeckt? und eben jetzt?

Recha.

Nur eben jetzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem
Verfallnen Chriſtentempel. Plötzlich ſtand
Sie ſtill; ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen; blickte

Mit naſſen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, ſprach ſie endlich, laß uns hier
Durch dieſen Tempel in die Nichte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge ſchweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun ſteht ſie wieder; und ich ſehe mich
An den verſunknen Stufen eines morſchen
Altars mit ihr. Wie ward mir, als ſie da
Mit heißen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füßen ſtürzte! . . .

Sittah.

Gutes Kind!

Recha.

Und bei der Göttlichen, die da wohl ſonſt
So manch Gebet erhört, ſo manches Wunder
Verrichtet habe, mich beſchwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beſchwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigſtens, ihr zu
Vergeben, wenn ſie mir entdecken müſſe,
Was ihre Kirch' auf mich für Anſpruch habe.

Sittah.

(Unglückliche! — Es ahnte mir!)

Recha.

Ich ſey
Aus chriſtlichem Geblüte; ſey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich auf's neu' zu deinen Füßen . . .

Sittah.

Recha!
Nicht doch! ſteh auf! — Mein Bruder kommt! ſteh auf!

Siebenter Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.

Was giebt's hier, Sittah?

Sittah.

Sie ist von sich! Gott!

Saladin.

Wer ist's?

Sittah.

Du weißt ja . . .

Saladin.

Unsers Nathans Tochter?

Was fehlt ihr?

Sittah.

Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan . . .

Recha

(die sich auf den Knieen zu Saladins Füßen schleppt, den Kopf zur Erde gesenkt).

Ich steh' nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in seinen Augen, nicht
Auf seiner Stirn bewundern . . .

Saladin.

Steh . . . steh auf!

Recha.

Eh' er mir nicht verspricht . . .

Saladin.

Komm! ich verspreche . . .

Sey was es will!

Recha.

Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu laſſen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer ſonſt mein Vater
Zu ſeyn verlangt, — verlangen kann. Will's auch
Nicht wiſſen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin (der ſie aufhebt).

Ich merke wohl! —
Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.

Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin.

Deiner Amme!

Recha.

Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.

Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl; das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwei
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beide; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.

O thu's! o thu's!

Saladin.

Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater seyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Bessers bei. — Was brauchst du denn
Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben?
Bei Zeiten sich nach einem umgesehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennst du noch keinen? . . .

Sittah.

Mach' sie nicht erröthen!

Saladin.

Das hab' ich allerdings mir vorgesetzt.
Erröthen macht die Häßlichen so schön:
Und sollte Schöne nicht noch schöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan, und
Noch einen — einen noch hierher bestellt.
Erräthst du ihn? — Hierher! Du wirst mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.

Bruder!

Saladin.

Daß du ja
Vor ihm recht sehr erröthest, liebes Mädchen!

Recha.

Vor wem? erröthen? . . .

Saladin.

Kleine Heuchlerin!
Nun so erblasse lieber! — Wie du willst

Und kannſt! —

(Eine Sklavin tritt herein, und nahet ſich Sittah.)

Sie ſind doch etwa nicht ſchon da?

Sittah.

Gut! laß ſie nur herein. — Sie ſind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.

Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, ſobald du willſt,
Dein Geld kannſt wieder holen laſſen! . .

Nathan.

Sultan! . . .

Saladin.

Nun ſteh' ich auch zu deinen Dienſten . . .

Nathan.

Sultan! . . .

Saladin.

Die Karavan' iſt da. Ich bin ſo reich
Nun wieder, als ich lange nicht geweſen. —
Komm, ſag' mir, was du brauchſt, ſo recht was Großes
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute! könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!

Nathan.

Und warum zuerst
Von dieser Kleinigkeit! — Ich sehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner ist (sieht auf Recha zu). Du hast geweint?
Was fehlt dir? — bist doch meine Tochter noch?

Recha.

Mein Vater! . . .

Nathan.

Wir verstehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn sonst dein Herz
Nur dein noch ist! Wenn deinem Herzen sonst
Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!

Recha.

Keiner, keiner sonst!

Tempelherr.

Sonst keiner? — Nun! so hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu besitzen nie geglaubt, und nie
Gewünscht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: jetzt bemüh' dich nur nicht weiter!

Saladin.

Wie jach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?

Tempelherr.

Nun du hörst ja! siehst ja, Sultan!

Saladin.

Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewiſſer warſt!

Tempelherr.

So bin ich's nun.

Saladin.

Wer ſo auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt ſie zurück. Was du gerettet, iſt
Deßwegen nicht dein Eigenthum. Sonſt wär'
Der Räuber, den ſein Geiz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!

(Auf Recha zugehend, um ſie dem Tempelherrn zuzuführen.)

Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimm's mit ihm nicht ſo genau. Denn wär'
Er anders; wär' er minder warm und ſtolz:
Er hätt' es bleiben laſſen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins für's andre rechnen. — Komm!
Beſchäm' ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verſchmäht; dir's je vergißt,
Wie ungleich mehr in dieſem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich . . . Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig ſich
Beräuchern laſſen? iſt was rechts! — ſo hat
Er meines Bruders, meines Aſſad, nichts!
So trägt er ſeine Larve, nicht ſein Herz.
Komm, Liebe . . .

Sittah.

Geh! geh, Liebe, geh! Es iſt
Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.

Nathan.

Halt Saladin! halt Sittah!

Saladin.

Auch du?

Nathan.

Hier hat noch einer mit zu sprechen . . .

Saladin.

Wer läugnet das? — Unstreitig, Nathan, kommt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erste, wenn du willst. — Du hörst,
Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan.

Nicht so ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es ist ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin.

Wer?

Nathan.

Ihr Bruder!

Saladin.

Rechas Bruder?

Nathan.

Ja!

Recha.

Mein Bruder?
So hab' ich einen Bruder?

Tempelherr

(aus seiner wilden, stummen Zerstreuung auffahrend).

Wo? wo ist
Er, dieser Bruder? Noch nicht hier? Ich sollt'
Ihn hier ja treffen.

Nathan.

Nur Geduld!

Tempelherr (äußerst bitter).

Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für sie finden?

Saladin.

Das
Hat noch gefehlt! Christ! ein so niedriger
Verdacht wär' über Assads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr' nur so fort!

Nathan.

Verzeih'
Ihm! — Ich verzeih' ihm gern. — Wer weiß, was wir
An seiner Stell', in seinem Alter dächten!
(Freundschaftlich auf ihn zugehend.)
Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtrauen! —
Wenn Ihr mich Euers wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr seyd kein Staufen!

Tempelherr.

Wer bin ich denn?

Nathan.

Heißt Curd von Staufen nicht!

Tempelherr.

Wie heiß ich denn?

Nathan.

Heißt Leu von Filneck.

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr stutzt?

Tempelherr.

Mit Recht! Wer sagt das?

Nathan.

Ich; der mehr,
Noch mehr Euch sagen kann. Ich straf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.

Nicht?

Nathan.

Kann doch wohl seyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr.

Das sollt' ich meinen! — (Das hieß Gott ihn sprechen!)

Nathan.

Denn Eure Mutter — die war eine Staufin.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Eltern Euch in Deutschland ließen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — der
Hieß Curd von Staufen; mag an Kindesstatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange schon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr.

Was soll
Ich sagen? — Nathan! — Allerdings! So ist's!
Er selbst ist todt. Ich kam erst mit der letzten

Verſtärkung unſeres Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit dieſem allen Rechas Bruder
Zu ſchaffen?

Nathan.

Euer Vater . . .

Tempelherr.

Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?

Nathan.

Er war mein Freund.

Tempelherr.

War Euer Freund? Iſt's möglich, Nathan! . . .

Nathan.

Nannte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutſcher . . .

Tempelherr.

Ihr wißt auch das?

Nathan.

War einer Deutſchen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutſchland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .

Tempelherr.

Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Rechas Bruder? Rechas Bruder . . .

Nathan.

Seyd Ihr!

Tempelherr.

Ich? ich ihr Bruder?

Recha.

Er mein Bruder?

Siebenter Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.

Was giebt's hier, Sittah?

Sittah.

Sie ist von sich! Gott!

Saladin.

Wer ist's?

Sittah.

Du weißt ja . . .

Saladin.

Unsers Nathans Tochter?

Was fehlt ihr?

Sittah.

Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan...

Recha

(die sich auf den Knieen zu Saladins Füßen schleppt, den Kopf zur Erde gesenkt).

Ich steh' nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in seinen Augen, nicht
Auf seiner Stirn bewundern . . .

Saladin.

Steh . . . steh auf!

Recha.

Eh' er mir nicht verspricht . . .

Saladin.

Komm! ich verspreche . . .

Sey was es will!

Recha.

Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu laſſen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer ſonſt mein Vater
Zu ſeyn verlangt, — verlangen kann. Will's auch
Nicht wiſſen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin (der ſie anſieht).

Ich merke wohl! —
Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.

Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amm'
Es haben.

Saladin.

Deiner Amme!

Recha.

Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.

Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wär's
Auch wahr! — Ja wohl; das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwei
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beide; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.

O thu's! o thu's!

Saladin.

Ich will ein guter Vater,
Recht guter Vater seyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Bessers bei. — Was brauchst du denn
Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben?
Bei Zeiten sich nach einem umgesehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennst du noch keinen? . . .

Sittah.

Mach' sie nicht erröthen!

Saladin.

Das hab' ich allerdings mir vorgesetzt.
Erröthen macht die Häßlichen so schön:
Und sollte Schöne nicht noch schöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan, und
Noch einen — einen noch hierher bestellt.
Erräthst du ihn? — Hierher! Du wirst mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.

Bruder!

Saladin.

Daß du ja
Vor ihm recht sehr erröthest, liebes Mädchen!

Recha.

Vor wem? erröthen? . . .

Saladin.

Kleine Heuchlerin!
Nun so erblasse lieber! — Wie du willst

Und kannſt! —

(Eine Sklavin tritt herein, und nahet ſich Sittah.)

Sie ſind doch etwa nicht ſchon da?

Sittah.

Gut! laß ſie nur herein. — Sie ſind es, Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.

Ah, meine guten, lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, ſobald du willſt,
Dein Geld kannſt wieder holen laſſen! . .

Nathan.

Sultan! . . .

Saladin.

Nun ſteh' ich auch zu deinen Dienſten . . .

Nathan.

Sultan! . . .

Saladin.

Die Karavan' iſt da. Ich bin ſo reich
Nun wieder, als ich lange nicht geweſen. —
Komm, ſag' mir, was du brauchſt, ſo recht was Großes
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute! könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!

Nathan.

Und warum zuerst
Von dieser Kleinigkeit! — Ich sehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner ist (geht auf Recha zu). Du hast geweint?
Was fehlt dir? — bist doch meine Tochter noch?

Recha.

Mein Vater! . . .

Nathan.

Wir verstehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn sonst dein Herz
Nur dein noch ist! Wenn deinem Herzen sonst
Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!

Recha.

Keiner, keiner sonst!

Tempelherr.

Sonst keiner? — Nun! so hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu besitzen nie geglaubt, und nie
Gewünscht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: jetzt bemüh' dich nur nicht weiter!

Saladin.

Wie sach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?

Tempelherr.

Nun du hörst ja! siehst ja, Sultan!

Saladin.

Ei wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewiſſer warſt!

Tempelherr.

So bin ich's nun.

Saladin.

Wer ſo auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt ſie zurück. Was du gerettet, iſt
Deßwegen nicht dein Eigenthum. Sonſt wär'
Der Räuber, den ſein Geiz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!

(Auf Recha zugehend, um ſie dem Tempelherrn zuzuführen.)

Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimm's mit ihm nicht ſo genau. Denn wär'
Er anders; wär' er minder warm und ſtolz:
Er hätt' es bleiben laſſen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins für's andre rechnen. — Komm!
Beſchäm' ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verſchmäht; dir's je vergißt,
Wie ungleich mehr in dieſem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich . . . Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig ſich
Beräuchern laſſen? iſt was rechts! — ſo hat
Er meines Bruders, meines Aſſad, nichts!
So trägt er ſeine Larve, nicht ſein Herz.
Komm, Liebe . . .

Sittah.

Geh! geh, Liebe, geh! Es iſt
Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.

Nathan.

Halt Saladin! halt Sittah!

Saladin.

Auch du?

Nathan.

Hier hat noch einer mit zu sprechen . . .

Saladin.

Wer läugnet das? — Unstreitig, Nathan, kommt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erste, wenn du willst. — Du hörst,
Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan.

Nicht so ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es ist ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin.

Wer?

Nathan.

Ihr Bruder!

Saladin.

Rechas Bruder?

Nathan.

Ja!

Recha.

Mein Bruder?
So hab' ich einen Bruder?

Tempelherr

(aus seiner wilden, stummen Zerstreuung auffahrend).

Wo? wo ist
Er, dieser Bruder? Noch nicht hier? Ich sollt'
Ihn hier ja treffen.

Nathan.

Nur Geduld!

Tempelherr (äußerst bitter).

Er hat
Ihr einen Vater aufgebunden: — wird
Er keinen Bruder für sie finden?

Saladin.

Das
Hat noch gefehlt! Christ! ein so niedriger
Verdacht wär' über Assads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr' nur so fort!

Nathan.

Verzeih'
Ihm! — Ich verzeih' ihm gern. — Wer weiß, was wir
An seiner Stell', in seinem Alter dächten!
(Freundschaftlich auf ihn zugehend.)
Natürlich, Bruder! — Argwohn folgt auf Mißtraun! —
Wenn Ihr mich Euers wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr seyd kein Staufen!

Tempelherr.

Wer bin ich denn?

Nathan.

Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr.

Wie heiß ich denn?

Nathan.

Heißt Leu von Filneck.

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr stutzt?

Tempelherr.

Mit Recht! Wer sagt das?

Nathan.

Ich; der mehr,
Noch mehr Euch sagen kann. Ich straf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.

Nicht?

Nathan.

Kann doch wohl seyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr.

Das sollt' ich meinen! — (Das hieß Gott ihn sprechen!)

Nathan.

Denn Eure Mutter — die war eine Staufin.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Eltern Euch in Deutschland ließen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,
Sie wieder hier zu Lande kamen: — der
Hieß Curd von Staufen; mag an Kindesstatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange schon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr.

Was soll
Ich sagen? — Nathan! — Allerdings! So ist's!
Er selbst ist todt. Ich kam erst mit der letzten

Verſtärkung unſeres Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit dieſem allen Rechas Bruder
Zu ſchaffen?

Nathan.

Euer Vater . . .

Tempelherr.

Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?

Nathan.

Er war mein Freund.

Tempelherr.

War Euer Freund? Iſt's möglich, Nathan! . . .

Nathan.

Nannte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutſcher . . .

Tempelherr.

Ihr wißt auch das?

Nathan.

War einer Deutſchen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutſchland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .

Tempelherr.

Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Rechas Bruder? Rechas Bruder . . .

Nathan.

Seyd Ihr!

Tempelherr.

Ich? ich ihr Bruder?

Recha.

Er mein Bruder?

Sittah.

Geschwister!

Saladin.

Sie Geschwister!

Recha (will auf ihn zu).

Ah! mein Bruder!

Tempelherr (tritt zurück).

Ihr Bruder!

Recha (hält an, und wendet sich zu Nathan).

Kann nicht seyn! nicht seyn! Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir sind Betrüger! Gott!

Saladin (zum Tempelherrn).

Betrüger? wie? Das denkst du? kannst du denken?
Betrüger selbst! Denn alles ist erlogen
An dir: Gesicht und Stimm' und Gang! Nichts dein!
So eine Schwester nicht erkennen wollen! Geh!

Tempelherr (sich demüthig ihm nahend).

Mißdeut' auch du nicht mein Erstaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick, in dem
Du schwerlich deinen Assad je gesehen,
Nicht ihn und mich!

(Auf Nathan zueilend.)

Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen beides! — Nein, Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!

(Recha um den Hals fallend.)

Ah meine Schwester! meine Schwester!

Nathan.

Blanda

Von Filneck!

Tempelherr.

Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verstoßt
Sie! gebt ihr ihren Christennamen wieder!
Verstoßt sie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es sie entgelten lassen? sie!

Nathan.

Und was? — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär mein Kind
Nicht auch, — sobald er will?

(Indem er sich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erstaunen zu seiner Schwester.)

Saladin.

Was sagst du, Schwester?

Sittah.

Ich bin gerührt . . .

Saladin.

Und ich, — ich schaudre
Vor einer größern Rührung fast zurück!
Bereite dich nur drauf, so gut du kannst.

Sittah.

Wie?

Saladin.

Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —

(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geschwister, ihm ihre Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin sprechen leiser.)

Hör'! hör' doch, Nathan! Sagtest du vorhin
Nicht —?

Nathan.

Was?

Saladin.

Aus Deutſchland ſey ihr Vater nicht
Geweſen; ein geborner Deutſcher nicht.
Was war er denn? wo war er ſonſt denn her?

Nathan.

Das hat er ſelbſt mir nie vertrauen wollen.
Aus ſeinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin.

Und war auch ſonſt kein Frank'? kein Abendländer?

Nathan.

O! daß er der nicht ſey, geſtand er wohl. —
Er ſprach am liebſten Perſiſch . . .

Saladin.

Perſiſch? Perſiſch?
Was will ich mehr? — Er iſt's! Er war es!

Nathan.

Wer?

Saladin.

Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Aſſad! ganz
Gewiß!

Nathan.

Nun, wenn du ſelbſt darauf verfällſt: —
Nimm die Verſichrung hier in dieſem Buche!
(Ihm das Brevier überreichend.)

Saladin (es begierig aufſchlagend).

Ah! ſeine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!

Nathan.

Noch wiſſen ſie von nichts! Noch ſteht's bei dir
Allein, was ſie davon erfahren ſollen!

Saladin (indeß er darin geblättert).

Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?

Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl lassen?
(Wieder laut.)
Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind's! Sie sind's!
Sind beide meines . . . deines Bruders Kinder!
(Er rennt in ihre Umarmungen.)
Sittah (ihm folgend).
Was hör' ich! — Konnt's auch anders, anders seyn! —
Saladin (zum Tempelherrn).
Nun mußt du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben!
(Zu Recha.)
Nun bin ich doch, wozu ich mich erbot?
Magst wollen, oder nicht!
Sittah.
Ich auch! ich auch!
Saladin (zum Tempelherrn zurück).
Mein Sohn! mein Assad! meines Assads Sohn!
Tempelherr.
Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume!
(Ihm zu Füßen fallend.)
Saladin (ihn aufhebend).
Seht den Böswicht!
Er wußte was davon, und konnte mich
Zu seinem Mörder machen wollen! Wart!
(Unter stummer Wiederholung allseitiger Umarmungen fällt der Vorhang.)

G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Vierter Band.

Leipzig.
Verlag von G. J. Göſchen.
1841.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt

Seite

Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften. 1753 1
Ein Vade Mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Paſtor in Laublingen. 1754 129
Rettungen des Horaz 181
Abhandlungen über die Fabel. 1759 230
Vorrede zum erſten und zweiten Theile der Schriften. 1753 315
Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften. 1754 321
Vorrede zu den vermiſchten Schriften des Herrn Chriſtlob Mylius . . 327
Vorbericht zu den preußiſchen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier. 1758 349
Vorrede zu Friedrichs von Logau Sinngedichten 354
Vorreden zu Diderot's Theater 360

Briefe

aus dem

zweiten Theile der Schriften.

1753.

Aperto pectore officiâ pura miscemus. Nihil in conscientiâ latet quod scriptorum cuniculis occultatur.

SYMMACHUS.

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handſchrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück ſchicken können, weil ich ſie gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Denn, nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig, der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andere war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftigt ſcheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß Ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurück, und hier iſt es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als wenn Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſeyn, das aufs höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu Ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchätze, wenn es

Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie Ihren Leſern auf! Hier ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß und ſieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebt; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewunderern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr Muſen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel vom Weibe verheirathet. Die moraliſchen Züge, welche Sie mit unterſtreuen, ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flöſſen, und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſo zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſeyn, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andere haben ihre übeln Eigenſchaften unglücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dichter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren anzuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzueifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit geſunden

Augen, und nicht in einer ungewiſſen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre, in Vergleichung anderer noch ſehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und ſie, die Armuth, iſt ſie denn etwa nur das Schickſal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben ſo viel will ich Ihnen arme Weltweiſe, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus dieſem Geſichtspuncte alſo, mein Herr, betrachten Sie, wenn ich Ihnen rathen ſoll, Ihre Materie etwas aufmerkſamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewiſſen Stern zu erdichten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Muſen zu tyranniſiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald ſatt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelaſſen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darin verdient, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweiter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, ich bewundere Sie! Ein Beiwort, an deſſen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernſte zur Laſt? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da ſehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal ſo zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderiſchen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen

heißen. Aber ſagen Sie mir doch, geben Sie ihm dieſe Benennungen, weil Sie ſeine Aufführung unterſucht haben, oder weil ſie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß alſo den armen Lemnius doppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß ſein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erſtaunen; Lutherus und verfolgen, ſcheinen Ihnen zwei Begriffe zu ſeyn, die ſich widerſprechen. Geduld! Wenn Sie wollen, ſo will ich Ihnen alles erzählen, und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig iſt bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt geſehen hat, zu halten. Lutherus ſteht bei mir in einer ſolchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb iſt, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr ſonſt nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menſchheit, die ich an ihm finde, ſind mir ſo koſtbar, als die blendendſte ſeiner Vollkommenheiten. Sie ſind ſogar für mich lehrreicher, als alle dieſe zuſammen genommen, und ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, ſie Ihnen zu zeigen.[1] — — Zur Sache alſo! Lemnius, oder wie er auf Deutſch heißt, Lemichen, lag den Wiſſenſchaften in Wittenberg ob, eben als das

[1] So muß der ſprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieſer letztern Quelle ſind leider ein großer Theil der uneingeſchränkten Lobſprüche gefloſſen, die Luthern von unſern Theologen beigelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen loſern Geiz und Ehrgeize man es nur allzuwohl anmerkt, daß ſie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden ſind? die ihn heimlich verwünſchen, daß er ſich auf Unkoſten ſeiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände geſpielt, und den geiſtlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieſer ſo manche Jahrhunderte jenes Sklave geweſen?

Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas seltenes war. Sein munterer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahr 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken, und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anstößiges darin, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darin? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? Oder fand er gar seine eigene Person darin beleidigt? Nein, alles das, weßwegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht,

weil es nicht darin anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Mainz Albertus einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen in Wittenberg vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.[1] Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deßwegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem sechsten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheint. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in

[1] Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behaglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Secte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papstthum.

der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst und prophezeiten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht;[1] er ward verdammt; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sah; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

[1] Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Κὐηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (*τη πατριδι*) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (*τη μητριδι*). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landsleute zum Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Athenienſern den peloponnesischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38

Dritter Brief.

An ebendenſelben.

Ehe ich fortfahre, ſoll ich Ihnen auf verſchiedene Puncte antworten. Wohl! Der erſte iſt dieſer: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige geweſen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; ſondern verſchiedene bittere Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beigetragen. Sie berufen ſich dieſerwegen auf des Matthesius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie ſchwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie dieſe Anzüglichkeiten in den erſten zwei Büchern, von welchen allein jetzt die Rede iſt, werden erhärten ſollen! Wenn Lemnius ſpottet, ſo ſpottet er über die allergemeinſten Laſter und Thorheiten; er braucht niemals andere als poetiſche Namen; und das Beißende iſt ſein Fehler ſo wenig, daß ich ihm gar wohl einen ſtärkern Vorrath davon gewünſcht hätte; geſetzt auch, daß das Bischen Ehre dieſes oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte alſo kühnlich, daß Lemnius ſo wenig ein Verleumder iſt, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatiſten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausſtreuet, ohne ſich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier ſind ſie ja, rufen Sie, die gottloſen Sinnſchriften, welche eine ſolche Ahndung gar wohl verdienten. Hat ſie nicht Schellhorn angeführt? Und ſollten Sie ſie nicht geleſen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe ſie geleſen; und dieſe eben ſind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwiderſprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu ſeinen Sinnſchriften: absit à jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres.

nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß ſie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor dieſem Geſchmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweiſen braucht man kaltes Blut. Laſſen Sie uns alſo ganz gelaſſen anfangen; und zwar bei dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Sinngedicht, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieſes: „Midas," ſpricht er, „wenn ſchon dein „Haus auf Marmorſäulen ruhte; wenn du in deinen Kaſten „gleich venetianiſche Schätze verſchloſſen hätteſt, ſo biſt du „doch ungelehrt, und nichts beſſer als ein Bauer. Denn „was du biſt, kann der geringſte aus dem Pöbel ſeyn." Wen muß er wohl mit dieſer Sinnſchrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, deſſen ganzer Verſtand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen ſchon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit ſeinem Hofbauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? was Graf? Hier iſt ein ganz anderer gemeint. Der Dichter iſt ein Majeſtätsſchänder, und er meint niemand geringern als den Churfürſten von Sachſen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie iſt das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es iſt klar; leſen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros.
Tondeat et teneros rustica villa greges:

Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dient denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter seyn? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thrasso, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen; und das soll der Commandant in Wittenberg seyn. Er malt einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsch er verlacht; und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehen:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klarer, als daß dieses ein Frauenzimmer seyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterschied zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe, und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren

keine, so seyn Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwa einwenden, Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich, dieses zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Gränzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte, sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38. Jar thet sich herfür ein „Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing an, viel guter „Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, „und die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei „zu preisen, auch unsern Doctor in seiner Krankheit zu ver„höhnen, dazu ihm groser Leut Verwandten halffen, daß „solche Schmehschriften gedruckt und heimlich ausgestreut wur„den, wie auch dieser Lemnius hernach eine Alsianische und „greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem „heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel er„baren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc.“ Als Prediger bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als

bis er es an ihm erholte. Das Sinngedicht, auf welches Mattheſius hier zielt, ſteht in dem dritten Buche, in welchem freilich ſehr viel nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den bei den erſten Büchern beifügte. Es iſt zwar ſo ſchmutzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen ſcheue; wenn es aber auch noch ſchmutziger, noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Mattheſius ſehr übel zu nehmen ſeyn, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nimmt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute Leute nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh vorweg genommen ſeyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als einmal geſagt habe, in den ganzen beiden erſten Büchern keine Spur davon anzutreffen iſt. Es bleibt alſo auch in dieſem Zeugniſſe dem Lemnius weiter nichts zur Laſt, als daß er, wie Mattheſius ſagt, „die großen „Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterei“ geprieſen hat. Aber auch das iſt nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürſten Albrecht zwar lobt, aber ſtets bloß als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und als einen Beſchützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern

Lehre. Kaum daß er ganz von weitem, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten; allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlener Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sey höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Inhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug, eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Churfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellt hatte: „Was er „dabei versehen habe, sey ohne Vorsatz geschehen; Lemnius „habe ihm für seine erwiesenen Wohlthaten schlecht gedankt „und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen. „Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, „als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darin gefunden, habe er dem „Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen und sey „Willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf „gar verschiedenes angetroffen, was dem Churfürsten und

„Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen „in Verhaft nehmen laſſen. Lemnius aber ſey ihm mit der „Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen, „und ihn endlich, weil er nicht erſchienen, mit Schimpf von der „hohen Schule verbannt. Er bitte alſo den Churfürſten, es „ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademi„ſchen Geſchäfte die Sinnſchriften des Lemnius nicht gleich „durchgeleſen, und das was der Ehre des Churfürſten darin „nachtheilig ſey, nicht gleich gefunden habe. Man ſolle es „ihm nicht zurechnen, daß ſein Schwiegerſohn, wie man vor„gebe, dem Drucker die Sinnſchriften zu drucken angerathen „und noch die Lügen hinzufügt habe, daß ſie von ihm, dem „Melanchthon, gebilligt wären." — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieſes nicht vollkommen wie das Gewäſch eines Mannes, der ſich gedrungen entſchuldigt, und eigentlich nicht weiß, was er ſagen ſoll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang ſchildern; Sie kennen ihn ſo gut als ich. — — Ein ſanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit ſich anfangen ließ, was man wollte, und den beſonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünſchte. Sein Feuer verhielt ſich zu Luthers Feuer wie Luthers Gelehrſamkeit zu ſeiner Gelehrſamkeit. Nach ſeiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnſchriften des Lemnius nichts anſtößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darin finden ſollte. Er hatte von der Einſicht ſeines Freundes ſo hohe Begriffe, daß, ſo oft ſein Verſtand mit Luthers Verſtand in Colliſion gerieth, er den ſeinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als ſeine eigenen. Sie ſehen es hier. Er ließ ſich nicht allein Schmähungen wider ſeinen Landesherrn in den unſchuldigen Sinnſchriften von ihm

weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschont habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereien ausströmt. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben seyn. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen seyn könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Eben so unschuldig als sie dem Sabinus geschienen, eben so unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Churfürsten bittet, daß er das Anstößige darin nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem und nicht dem Lemnius ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachlässigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß

ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er, vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchenthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten: „der flüchtige Bube," wie er den Lemnius nennt, „würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten „billig den Kopf verloren haben." Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären:

er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederholen, als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Mainz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüth geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilt. Sie sind werth, gelesen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darin bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stand angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademischen Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen, und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird

nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenenmalen, sondern gleich auf das erstemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich contumacirt und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den dritten Juli, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigener Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages von sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprüchworte: Per quod quis peccat etc. zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweite Auflage sey in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennt finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheil der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luthern und andere

wittenbergiſche Profeſſoren finden. Luthers iſt mit keinem Worte darin gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei erſten ſchreiben und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beſchreibt in dem vierten Theile des angezogenen Werks beide Ausgaben ſehr ſorgfältig, und ich verweiſe Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schellhorn genugſam bekannt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſeyn wird, weil Hr. Freitag und andere Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſey — — Spitzen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes Confect noch acht Tage warten laſſen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — — Will mir denn geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht ins Vergeſſen gerathen; er iſt allzuartig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie wir vor einem Jahre über die Herren ** und ** lachten, wenn ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero werth

waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Eid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schließen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem sogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß, als das wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit, und versprach die Gräuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darin aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beigewohnt, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätz akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschaften waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maaße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen

ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wenn er ſich nicht zu rächen geſucht, ſondern, in ſeine eigene Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen iſt es gegeben ſo großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter dieſe wenigen? Selbſt Horaz, der ſonſt gelaſſene Horaz, ſagt: Dem ſey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochſe mit den Hörnern, und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſetz und Urtheln und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, wenn das Lycambiſche Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herren Thoren, ich wollte alsdann den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte alſo auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide eben ſo gedacht hätten? Laſſen Sie uns auf keine Tugend ſtolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Menſch iſt ein Menſch, und ein beleidigter Poet iſt es doppelt. Die Rache iſt ſüß und Sie ſollen es gleich an einem kleinen Exempel ſehen. Ich will hier meinen Brief ſchließen und Sie

noch acht Tage auf meine Anekdoten warten laſſen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiſelle Schweſter ſchon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Beſuch warten laſſen. Aber, werden Sie ſagen, was geht mich meine Schweſter an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An denſelben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger ſind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten; Sie aber beſtrafen meine Neckerei durch die boshafteſte Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich laſſe Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schweſter auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Compliment! ſetzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bei ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deßwegen ausſetzen, ſo ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen und Ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu ſichern. Wenn das iſt, ſo mag es ſeyn. Es wird mir ohnedem zur Laſt, eine beſondere Nachricht länger allein zu wiſſen und Sie würden ſie nunmehr leſen müſſen, wenn ſie auch keine Luſt dazu hätten. — — Unſer Hurenkrieg alſo iſt eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen, und hat folgende Aufſchrift: Lutii Piſæi Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann ſie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den

Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie Mattheſius ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den Hurenkrieg nennt, anſtatt daß er ſie den Mönchshurenkrieg hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift ſollte ich meinen, und der Zuſatz des Mattheſius, daß es eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſey, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden ſchließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet iſt, könnte ſchwerlich giftiger ſeyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniæ Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er ſich anmaßlicher Weiſe gemiſcht habe, dieſen, ſage ich, hat Lemnius in ſeiner Apologie nach ſeiner Art bewieſen, durch ein paar ſchändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen ſcheinen. In einer davon will er uns unter anderm bereden, daß Lutherus durch eine gewiſſe ſträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: „Hier „liegt der Hund begraben," Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich ſagen, daß ſie eine Art einer Komödie iſt; ich ſage eine Art, und noch dazu eine der allerſchlechteſten Arten; oder ſollte ich ſie nicht vielmehr einen Miſchmaſch unzüchtiger Geſpräche nennen, die ungefähr

den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darin aufgeführt werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andere Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine andere zu heirathen, kommt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so fest zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht allein stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle drei finden ihre Männer hernach ziemlich unmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei weitem nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen, damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wenn sie Ihnen ihrer eigenen Schönheit wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus

einer, mit dem Herrn Janoßky zu reden, ganz entſetzlich raren Schrift genommen iſt, vielleicht gefällt ſie Ihnen alsdann beſſer. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas ſeyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicæ perfide Præses aquæ,
Qui regis indoctum fallax sine jure popelium,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui totiea captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossæ,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguæ,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non læto precor hæc mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostræ solatia Musæ,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wenn er keine wahrhafte

ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An denselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er, vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchenthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten: „der flüchtige Bube," wie er den Lemnius nennt, „würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten „billig den Kopf verloren haben." Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären:

er, der auf gekrönte Häupter nicht ſtichelte, ſondern ſchimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatiſten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will ſeine Niederträchtigkeiten eben ſo wenig wiederholen, als des Lemnius ſeine. So viel aber muß ich ſagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das iſt Luther hier gegen den Churfürſten von Mainz. — — — Gott, was für eine ſchreckliche Lection für unſern Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichſten, den heiligſten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüth geſchickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Laſſen Sie uns alſo jene weiſe Vorſicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Dieſe gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeſchlagen und zog ſeine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach ſich. Der Herr Prof. Kappe hat ſie uns in dem dritten Theil ſeiner Nachleſe aus einer Handſchrift mitgetheilt. Sie ſind werth, geleſen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich ſogleich darüber machen will, werden Ihnen Luſt dazu erwecken. Die erſte iſt dieſe: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darin beſtehen, daß er in ſeinen giftigen Verſen viel ehrliche Leute von allerlei Stand angegriffen habe. Es iſt bekannt, daß damals Melanchthon alle akademiſchen Anſchläge beſorgte, und auch in dieſem iſt ſeine bekannte Behutſamkeit deutlich zu ſpüren. Er gedenkt der Lobſprüche des Churfürſten Albrechts, derentwegen Luther das meiſte Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger ſagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetaſtet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen, und dieſes ſtand nicht zu erweiſen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei dieſem Proceſſe tumultuariſch verfahren. Lemnius wird

nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenenmalen, sondern gleich auf das erstemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich contumacirt und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den dritten Juli, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigener Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprüchworte: Per quod quis peccat etc. zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweite Auflage sey in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennt finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheil der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luthern und andere

wittenbergische Professoren finden. Luthers ist mit keinem Worte darin gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibt in dem vierten Theile des angezogenen Werks beide Ausgaben sehr sorgfältig, und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Mattheſius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu seyn wird, weil Hr. Freitag und andere Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sey —— Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen und hier abbrechen —— Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? —— Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzuartig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herren ** und ** lachten, wenn sie mitten in ihrem oratorischen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero werth

waren, den Donat vergeſſen zu haben ſchienen. Eine Maulſchelle, die der gute Priſcian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulſchelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir alſo, wenn ich dieſer Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen ſollte, daß ich den einen den — — ſchen und den andern den — — ſchen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu ſchließen, wenn ich meinen gehorſamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenſelben.

Es iſt mir lieb, daß Sie ſich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem ſogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es iſt unwiderſprechlich, daß ſeine Seltenheit außerordentlich iſt, und daß man nichts davon weiß, als das wenige, was Mattheſius davon ſagt. Lemnius drohte am Ende ſeiner Apologie im Voraus damit, und verſprach die Gräuel des wollüſtigen Wittenbergs auf das ſchrecklichſte darin aufzudecken. Er verſicherte, daß er ſehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit ſeines Aufenthalts in Wittenberg viel Geſellſchaften beigewohnt, in welchen er von dem und jenem dieſes und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit dieſem Bekenntniſſe hat er ſich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geſchwätz akademiſcher Wüſtlinge, welches ohne Zweifel ſeine Geſellſchafter waren, eine ſchlechte Quelle der Wahrheit iſt. Doch was bekümmerte er ſich um die Wahrheit? Er ſuchte bloß ſeine Widerſacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maaße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumeſſen. Ich räume es Ihnen

ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wenn er ſich nicht zu rächen geſucht, ſondern, in ſeine eigene Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen iſt es gegeben ſo großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter dieſe wenigen? Selbſt Horaz, der ſonſt gelaſſene Horaz, ſagt: Dem ſey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochſe mit den Hörnern, und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſetz und Urtheln und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, wenn das Lycambiſche Geheimniß nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herren Thoren, ich wollte alsdann den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte alſo auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide eben ſo gedacht hätten? Laſſen Sie uns auf keine Tugend ſtolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Menſch iſt ein Menſch, und ein beleidigter Poet iſt es doppelt. Die Rache iſt ſüß und Sie ſollen es gleich an einem kleinen Exempel ſehen. Ich will hier meinen Brief ſchließen und Sie

noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoiselle Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögerung mit der andern vergelten; Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Compliment! setzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bei sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deßwegen aussetzen, so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es seyn. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondere Nachricht länger allein zu wissen und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn sie auch keine Lust dazu hätten. — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen, und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisæi Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den

Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie Mattheſius ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den Hurenkrieg nennt, anſtatt daß er ſie den Mönchshurenkrieg hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift ſollte ich meinen, und der Zuſatz des Mattheſius, daß es eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſey, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden ſchließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet iſt, könnte ſchwerlich giftiger ſeyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniæ Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er ſich anmaßlicher Weiſe gemiſcht habe, dieſen, ſage ich, hat Lemnius in ſeiner Apologie nach ſeiner Art bewieſen, durch ein paar ſchändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen ſcheinen. In einer davon will er uns unter anderm bereden, daß Lutherus durch eine gewiſſe ſträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: „Hier „liegt der Hund begraben,“ Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich ſagen, daß ſie eine Art einer Komödie iſt; ich ſage eine Art, und noch dazu eine der allerſchlechteſten Arten; oder ſollte ich ſie nicht vielmehr einen Miſchmaſch unzüchtiger Geſpräche nennen, die ungefähr

ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jetzt verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedrückt und mit eigenen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat.

Das Auge, wenn sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wenn es dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deßwegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wenn du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beides siehst du recht, wenn eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist,
Und ohne Talisman zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beide klarer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komme ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,

Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienst, dieß nützlich kleine Wissen,
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tückschem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babilon wagt es, auf steilen Thürmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu seyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste,
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;
Dem ersten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der gereim'gten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd ich ihn nicht falsch, und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Luſt vergehen, ein Ganzes ſehen zu wollen, das aus ſo ſchlechten Theilen beſteht? Doch Sie ſollen es nunmehr, zu Ihrer Beſtrafung ſollen Sie es nunmehr ſehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen ſelbſt vorleſen. Wagen Sie es nur und kommen Sie noch der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernſt aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorleſen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigſtens dieſe Thorheit eines Poeten weniger beſitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin geſtern in dem Nicoliniſchen Schauplatze geweſen. Es hat mir ſo wohl darin gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein ſinnreicher Mann iſt Nicolini, uns ſeine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn, und er iſt es werth, daß er ſeine Abſicht erreicht hat, da er ſich auf eine ſo anlockende Art die Neugierigkeit und den läppiſchen Geſchmack unſrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor ſeiner Bühne antraf, die ich ſonſt nicht anders als mit Ehrerbietung genannt habe. Und als ich Geſichter durch ein unanſtändiges Lachen ſich verzerren ſah, von welchen ich geſchworen hätte, daß ſie Areopagiten zugehören müßten, wahrhaftig, ſo ſchämte ich mich, weil ſie ſich nicht ſchämen wollten.

Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir ſtand und ſagte mehr als einmal:

Der kleine Narr ſpielt; die großen ſehen zu.

Allein ich ſagte es ganz ſachte, müſſen Sie wiſſen, denn außer dem Officier hatte ich noch einen hartigen Huſaren zum Nachbar. Und ſo gar eifrig bin ich für den guten Geſchmack nicht, daß ich mir ſeinetwegen den Hals wollte brechen laſſen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Huſar ſind, wiſſen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wenn Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchleſen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andere Pantomimen waren. Bemerken Sie ſonderlich die Stellen, welche ich angeſtrichen habe. Ueber dieſe wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei ihren ſtummen Geſellſchaftern ſeyn wollen. „Stumm?“ werden Sie ſagen. „Wenigſtens iſt es die kleine „Nicolini nicht.“ Sie haben recht, denn dieſe hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L*** 1747.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterſchiede, den die Menſchen unter ſich feſtgeſetzt haben. Sie theilt die Eigenſchaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es ſcheint ſogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten ſtärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig ſchadlos hältſt du ſie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abſpeiſeſt! Ein fühlbar Herz — — wie

unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wenn es unser Unglück zu machen scheint — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsere Freundschaft versündigen würde, wenn ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also, meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter seyn, als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erklärt hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jakob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter, denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu seyn! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschossenen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sah er sich in der Schuld einer unermes-

lichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte zu Fortsetzung seines kleinen Handels vorzuschießen versagte. Das andere, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wenn er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr seyd alle Schelme, sagte er, wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nu da! sagte er, indem er aus allen Näthen seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — „Ihr sollt

Brod haben, meine Kinder, sagte er; ihr sollt haben. Zwar wird es eurem Vater theuer zu stehen kommen.“ — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?“ — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdest eben das thun.“ — Mit diesen Gedanken bewaffnet legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es sey ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sah sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbei gekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von S**, welchem

sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit minderer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie

ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der klingende wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen Sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überfliegenen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts, als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein, sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Läugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten,

und dieſe offendit limæ labor et mora. Ihre Werke ſind Ausbrüche des ſie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andere, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Democrite unſerer Zeit Helicone excludunt. Sie wiſſen ſich nicht in den Grad der Begeiſterung zu ſetzen, welcher jenen eigen iſt; ſie wiſſen ſich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem ſie einmal ſind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit erſetzen ſie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche den Vorzug verdienen. Sie ſind beide groß, und beide unterſcheiden ſich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeſchafften Reime eine Gelegenheit deſto feuriger zu bleiben ſind. — — Was meinen Sie, ſollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb ſeyn, wenn Sie ja! ſagen, und ich werde es nicht ungerne ſehen, wenn Sie nein! ſprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer ſeyn, als verſchiedene Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Fünfzehnter Brief.

An ebendenſelben.

So mein Herr? Fragten Sie mich nur deßwegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit deſto größerer Dreiſtigkeit fragen zu können, was ich von dem Meſſias des Herrn Klopſtock halte? Ueberhaupt ſcheinen Sie mir es ſchon zu wiſſen, daß ich mit unter ſeine Bewunderer gehöre, weil Sie ſonſt ſchwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen, als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als andere? Das kann seyn. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste seyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weßwegen Sie mich jetzt fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß Sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzt thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen und alsdann gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht: der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von

dem feinſten Geſchmacke ſeyn, ſowohl, als deren unter ſeinen Bewunderern ſind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geiſt, in der Bildung verdorben, das erhabene Schöne zu empfinden, ſo unumgänglich als dieſe von ihren eigenen Fähigkeiten ein ſicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir dieſe Frage zuverläſſig entſcheiden wollte, ſo könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopſtockianer wenigſtens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopſtockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom erſten Range die Ehre, die nur zu oft ein ſehr mittelmäßiger Weltweiſer erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Meſſias aus einander geſetzt; ſie haben die Gründe ihrer Bewunderung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführt; der Verfaſſer der Aeſthetik, der geſchickteſte von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweiſen, daß man ſie empfinden ſolle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geſchimpft. Man ſollte ſchwören, die ſchweizerſchen Kunſtrichter wären von dieſer Partei. Man irrt ſich; denn dieſesmal ſind ſie bei ſich überzeugt, daß ſie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Profeſſoren G** und T** von ihnen gelernt, und wie man geſehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meiſten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meiſten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß dieſe wackre Männer nicht deßwegen auf den Meſſias geläſtert, weil ſie geſehen, daß er vortrefflich ſey, ſondern weil ſie ſich der Mühe überheben wollten, zu beweiſen, daß er es nicht ſey. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vorderſätzen, die ſie ſo überzeugend dachten, daß ſie meinten, ein jeder müſſe ſie bei ſich empfinden; die ſie alſo verſchwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstock'schen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzuklitzliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eigenen Poesie seyn können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile; diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters seyn könnte, wird unerträglich, so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke steht, ob er gleich noch um ein großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darin glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Chœrilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlt, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und Loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich seyn. Man thue nur beides mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urtheil fing sich mit einer stillen Bewundrung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sey. Ihr Aber war schmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. Kaum könnte er größer seyn, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge, welche schon gedruckt sind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang seyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sah es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedicht fertig seyn müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann.

Alles, was ſich bis jetzt beurtheilen läßt, ſind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft, daß ſie ein ſchönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beſchreibungen, von den Vergleichungen, von den eingeſtreuten Geſinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beiſpielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange ſeines Gedichts die ganze Einrichtung deſſelben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, sævæ memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altæ mœnia Romæ.

ſo glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojæ qui primus ab oris Italiam venit; ſeinen Charakter inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas; die vornehmſten Maſchinen, Fatum, vis superum, Junonis ira; ſondern auch die beiden Theile der ganzen Aeneide darin gefunden zu haben, den erſten multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten multa quoque et bello passus. Es gefiel mir alſo, den Eingang des Meſſias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geſchichte zu heilig ſey, als daß der Dichter den geringſten weſentlichen Umſtand ändern dürfte; ich ſchmeichelte mir alſo, deſto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbeſondere, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil

sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

„Singe unsterbliche Seele der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung!
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, von dem ich im Stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Müsse sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalt und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf und vollbrachte die große Versöhnung; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: „ich singe die Waffen und den Held;“ Klopstock sagt: „singe unsterbliche Seele.“ Nichts thut man lieber und gewisser als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Hr. Professor Meier hat sagen können: „Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterblichen Seele zu „singen.“ Nicht zu gedenken, daß der Hr. Professor den Inhalt

und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine gräuliche Thorheit würde gewesen seyn, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen; will ich nur sagen, daß alles neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur besteht, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: „Ich unsterbliche „Seele [1] singe der sündigen Menschen Erlösung.“

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Hrn. Prof. Meier betrifft. Ich komme auf eine andre“ — —

Nun wahrhaftig, das heiß ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Hrn. Meier's, und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzu setzen. Gesetzt dieser Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt Hr. Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft, so würde auch alsdann in

[1] „Ich unsterblicher Klopstock“ in dem ersten Drucke von 1751 und in der Ausgabe von 1755.

dieſer Wendung nichts neues ſeyn. Hat nicht ſchon Dante ſein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr iſt: hat nicht einer der größten franzöſiſchen Kunſtrichter, Rapin, ihn deßwegen getadelt? Wollen Sie aber ſagen: ja hier iſt mehr denn Rapin! hier iſt Meier! ſo zucke ich die Achſeln und gehe weiter.

Erſte Fortſetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Beſcheidenheit angeht, die nach der Vorſchrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrſchen ſoll. Ich muß die Stelle des römiſchen Kunſtrichters nothwendig herſetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Ueberſetzung des Hrn. Prof. Gottſcheds nicht bei der Hand, ſonſt wollte ich zeigen, wie ſich Horaz im Deutſchen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottſched geweſen wäre. —— Doch, man wird es hoffentlich ohne Ueberſetzung ſehen, daß Horaz hier dem epiſchen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großſprecher anzufangen, nicht als

jener kyklische Poet: „Ich will das Glück des Priamus und „den edlen Krieg besingen;“ sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: „Sage mir, „Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen „worden, viele Städte und vieler Menschen Sitten gesehen „hat.“ Ich bin so kühn zu glauben, daß diese Stelle noch nie recht erklärt worden ist. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß das tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius sagt, die Worte darin wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bei.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drei viersylbigen Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wenn Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das sechssylbige *Πηληϊάδεω*, das viersylbige *Ἀχιλῆος*, das eben so lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer als

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier ist kein sechssylbiges Wort, nicht einmal ein viersylbiges, hier ist kein singe mir Muse! Horaz müßte also was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt

haben, wenn er nicht an dem Verſe des kykliſchen Dichters ganz etwas anders ausſetzte. Und was iſt das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie geſagt, beſtehe aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man laſſe uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterſchied antreffen, welcher ſo deutlich iſt, daß ich mich wundere, wie ihn noch Niemand[1] angemerkt hat. Die griechiſchen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römiſchen trennen ſie. Den Anfang der Iliade und der Odyſſee habe ich ſchon angeführt. Dort heißt es: „Beſinge mir, Göttin, den Zorn des „Achilles ꝛc.“ Hier: „Sage mir, Muſe, den Mann ꝛc.“ Beidemal iſt die Gottheit bei dem Dichter das erſte. Er erkennt ſeine Schwäche. Er ſagt nicht: ich will den und jenen Helden beſingen; er unterſteht ſich nichts, als der Muſe nachzuſingen. Durch dieſen einzigen Zug ſchildert er ſich als einen

[1] Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem erſten Buche ſeiner Davideis folgendes ſchreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two;* in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally the abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the vanst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian;* both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.

bescheidenen Mann, als einen Mann, der sich der Gnade der Götter überläßt; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken, und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle sind dem Homer hierin gefolgt. Aratus fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἔσπετέ μοι u. s. w.

singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. s. w.
Besinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit des Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages,
Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt: „das Glück des Priamus und den edlen Krieg will „ich singen;“ hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homers sagen sollen: „Singe, Muse, das Glück des Pria„mus und den edlen Krieg;“ und alsdann würde er dem

Tadel des Römers entgangen seyn. Es ist auch in der That besonders mit einem stolzen Ich anzufangen, und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homers gefolgt wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen seyn, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre; als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu seyn, sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demüthigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben, und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homer's gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil moritur inepte verdient hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. — —"

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Ich fühle mich heute zum Briefſchreiben ſo wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, dieſesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glück beſänne, daß ich ja nur abſchreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts iſt, ſo wollen wir wohl ſehen. — —

Zweite Fortſetzung.

Singe unſterblicht Seele, der ſündigen Menſchen Erlöſung.

„Ueber die Anrede habe ich mich ſchon erklärt. Man betrachte ſie als eine bloße Anzeige deſſen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an ſich ſelbſt, ſo muß ich beidemal fragen, warum er hier ſeine Seele auf der Seite eines unſterblichen Weſens betrachtet? Ich weiß es, die Erlöſung iſt nichtig, wenn unſere Seelen nicht unſterblich ſind; der Stoff, den er ſich gewählt, iſt ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus dieſen Gründen würde man das unſterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man ſage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gewährern, zu einer weit zärtlichern Vorſtellung aus den Händen gelaſſen? Würde es nicht noch ſchöner geweſen ſeyn, wenn er ſeine Seele als diejenige angeredet hätte, welche ſelbſt an der Erlöſung der ſündigen Menſchen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu ſingen entſtanden ſeyn, die ſeinem Eingang eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieſer Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meiſterhand fähig iſt. Allein wäre er der einzige geweſen, der von dieſer Art in dem ewigen Gedichte glänzt? Wie viel der feinſten An-

spielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darin? Man betrachte die Zeile, wie sie ist, und überlege, wie sie seyn könnte. Sich selbst oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet.

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiedenen Ausdrücken dreimal darin wiederholt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wenn anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn oder etwas gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das folgende nothwendig seyn. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch

Achtzehnter Brief.

An ebendenſelben.

Sie wundern ſich über die Veränderung meines Aufenthalts und beklagen ſich über mein Stillſchweigen. Der Grund von dieſem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein ſind, als daß ich Sie mit Erzählung derſelben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unſere Freundſchaft nichts darunter leiden ſoll; und wie könnte ſie auch? Freunden, welche einmal getrennt ſeyn müſſen, kann es gleich viel ſeyn, welche Räume ſie trennen, wenn dieſe nur in Anſehung der Größe ungefähr eben dieſelben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpuncte, ſo werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Anſehung Ihrer ſo etwas kleines iſt, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillſchweigen wird ſich auch vergeſſen laſſen, wenn unſer Briefwechſel nur erſt wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um ſo viel mehr Hoffnung, weil ich hier eben ſo viel zu thun habe, als Sie; das iſt, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie ſteht es mit der Kritik über den Meſſias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortſetzung? — — Dieſe, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere ſind in eine ſolche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geſchrieben, ſchon ganze Tage vergebens geſucht habe. Laſſen Sie aber ſehen, ob ich mir nicht die vornehmſten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anmuthung gekommen. Ich fand ſehr außerordentliche Schönheiten darin, und ſo viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anſtößig.

Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschaut. Erstlich schien mir das Beiwort forschend sehr unwürdig und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommenem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens, war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welche doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondere und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm seyn, wenn der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht und überall seine sinnlichen Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter tiefsinnig und einsam aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu

behaupten, daß wenn der Verfaſſer des Meſſias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unſerer Religion ſeyn würde, und dieſes weit mehr als alle Schriftſteller ſogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweiſe. Oft beweiſen dieſe Herren durch ihre Beweiſe nichts, als daß ſie das Beweiſen hätten ſollen bleiben laſſen. In einer Zeit, da man das Chriſtenthum nur durch Spöttereien beſtreitet, werden ernſthafte Schlüſſe übel verſchwendet. Den bündigſten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abſchneiden. Man ſetze Witz dem Witze, Scharfſinnigkeit der Scharfſinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, ſo ſuche man auf der andern Seite, ſie in alle dem Glanze vorzuſtellen, in welchem ſie unſere Ehrfurcht verdient. Dieſes hat der Dichter gethan. Das erhabenſte Geheimniß weiß er auf einer Seite zu ſchildern, wo man gerne ſeine Unbegreiflichkeit vergißt und ſich in der Bewunderung verliert. Er weiß in ſeinen Leſern den Wunſch zu erwecken, daß das Chriſtenthum wahr ſeyn möchte, geſetzt auch, wir wären ſo unglücklich, daß es nicht wahr ſey. Unſer Urtheil ſchlägt ſich allzeit auf die Seite unſers Wunſches. Wenn dieſer die Einbildungskraft beſchäftigt, ſo läßt er ihr keine Zeit, auf ſpitzige Zweifel zu fallen, und alsdann wird den meiſten ein unbeſtrittner Beweis eben das ſeyn, was einem Weltweiſen ein unzubeſtreitender iſt. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wenn die Arznei heilſam iſt, ſo iſt es gleichviel, wie man ſie dem Kinde beibringt. — — Dieſe einzige Betrachtung ſollte den Meſſias ſchätzbar machen und diejenigen behutſamer, welche von der Natur verwahrloſt ſind, oder ſich ſelbſt verwahrloſt haben, daß ſie die poetiſchen Schönheiten deſſelben nicht empfinden. Beſonders wenn es zum Unglücke

Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beide zugleich darauf gekommen seyn, weil wir unsere Kräfte zur Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sey nicht zu verstehn und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher seyn sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären und mußte hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen, da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher seyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sey, diesen unsern gelehrten Landsleuten zum Besten, das ganze Gedicht in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht, versucht, und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht, gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen und wenn Sie wollen, so können Sie ehestens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen,

welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein anderer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehn. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voll Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ in ein spöttisches Gelächter. — — —

Jetzo gleich will ich vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe: wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste

und letzte seyn wird, weil wir dieser unserer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden sind. Nicht sowohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvor gekommen sey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena nouauit
Crimine depressis, cane mens æterna salutem;
Infelicis Adæ generi dum fœderis icti
Sanguine reclusit fontem cœlestis amoris.
Hoc fatum æterni. Frustra se opponere tentat
Diuinæ proli Satanas: Judæaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jouæ
Quæ iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quæ vestigia carpat
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouæ,
Armet, scrutator Flamen, sapientia viuax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit saluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterua

Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos læta sonantes
Opprimet vsque animis revolutus terminus ævi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quæ se caligine fœdans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusa manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obuia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus cœlo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! æthere missa,
Integra præsentis Jouæ documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Hæc inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
Auroram versus, sanctam supereminet vrbem
Mons qui culminibus diuinum sæpe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum!
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes

Visurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quæ placabat adhuc, vsti sub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Messiæ famulans aulæ cœlestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans voluit secum ipse salutem
Instauratam orbi cœlique tropæa, redemptor
Obuius vt patri tacito pede præterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
Num, diuine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic diuine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, volucntes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis.
Haud vocis, quæ dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandæ illius, quæ nil nisi spirat amorem

Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amœna crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quæ Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
Tandem, summe parens, lux fœderis atque salutis
Aduenit: æternum sacra lux maioribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus æui
Resplendens auidis oculis prærepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere cœli,
Tunc tribus vnus erat, quod nosti, feruor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine fœdam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum est fœdus penetrabile nulli,
Et typum ad æternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine sator, testantur sidera cœli.
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, numen miseris involuere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu sacra terra Cameæ,
In cliuo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quæ pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W** 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit:

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilligt haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Herr ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortrefflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** 1751.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verläumdungen sein Bett umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wenn ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal, ohne euer Verschulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen seyn. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach beleidigt haben; genug er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen seyn! Möchte es doch wahr seyn, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sey es, oder sey es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darin finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweet

hätten. Schon iſt mein ganzer Geiſt dazu vorbereitet, und ſchon geſtern hab ich ihm, oder wenn Sie lieber wollen, meiner Muſe, lange und ſchwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unſchuld'ger Scherze raubte,
Und ſchwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Roſen heut, o Muſe, von dem Haupte,
Das geſtern noch im Schooß der frohen Jugend ſchlief;
Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngſt in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundſchaftspfande gab;
Reiß ſchnell, der Weſte Spiel, das flatternde Gewand,
In ſchmutzig unachtſame Falten!
Und trenn mit ungeſtümer Hand
Die Perlenſchnur, beſtimmt das güldne Haar zu halten.

Nun nimm ſie hin, die mir getreuen Saiten,
Und ſtimme ſie zum Trauerton herab,
Zum Ton geſchickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu ſchallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muſe hielte? Verzeihen Sie meiner Zerſtreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholiſche Wochen, welche mir die ſüßeſten von der Welt ſeyn ſollen, Abſchied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zweiundzwanzigſter Brief.

An den Herrn D.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen ſolchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl,

daß man in der Geſellſchaft, in welcher ich Sie das erſtemal zu ſprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wenn es anders Ihr Ernſt iſt, die Epoche unſerer Freundſchaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, ſage ich, damals das Geſpräch auf die neuſte Geſchichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derſelben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete ſogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabenen Trauerſpiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, bei Sie mir nach einigem Wortwechſel beifielen. Wie viel größer aber iſt das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuſchrift gemacht haben! Ich finde den deutlichſten Beweis darin, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, ſondern aus Ueberzeugung beigefallen ſind, und daß Sie meine Geſinnungen nicht ſowohl gebilligt, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geiſt, der ſich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, überſenden Sie mir einen Plan, wie unſer Held wohl am füglichſten auf die Bühne zu bringen ſey. Er macht ihrer Kritik und ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung deſſelben einlaſſen wollte, ſo würde ich überall nichts zu ſagen finden als: das iſt ſchön, das iſt regelmäßig, ob ich gleich dieſes ſo, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur geſtehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu ſprechen. Ich habe ſogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den erſten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum

nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläufig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi (kommt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um).

Wer folgt mir? — Liebster Freund, bist du's? — Wen suchst du? — — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's dich?
hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nun jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.

Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geiſt?
Ich floh ihm nach, und ſeh —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdrießt.
Ach! bin ich nicht mehr werth ſein Unglück mit zu tragen?
Iſt er nicht Freund's genug mir's ungefragt zu ſagen?
Hab' ich's an ihm verdient, daß er ſo grauſam iſt,
Und mir den ſüßen Weg zu gleichem Gram verſchließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotiſch, die Haſſenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unſer Vaterland
Den zu beſcheidnen Mund kühn, doch umſonſt, entband.
Bern ſeufzet noch wie vor. Die Helden ſind vertrieben;
Doch iſt ihr beſter Theil in dir zurück geblieben.
Bern ſieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir
Freiheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß ſie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigſt du noch? — — Du ſiehſt mich traurig an?
O daß mein ſchwacher Geiſt dich nicht errathen kann!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhehlſt dir unbewußt entrücken!
O ſtünde mir dein Geiſt ſo frei wie dein Geſicht,
Und ſchlöß ich dann daraus, was jede Miene ſpricht!
Ich gäbe, könnt' es ſeyn, dein Mißtraun zu beſtrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verſchaffen.
Zu meiner Rache dann erführſt du nimmermehr,
Wer dir den Dienſt gethan, daß ich, dein Freund, es mir

Ja Henzi, könnteſt du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es ſchmerzte dich, wie mich dein Stilleſchweigen.
Erwäge, geſtern ſchon wichſt du mir liſtig aus,
Und flohſt, mich nicht zu ſehn — — o Gott! — — in Dü-
crets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien?
So hatteſt du mich mehr, als dieſes Haus zu ſcheuen?
Des Schenfals unſres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich ſeyn?
Doch — — du kehrſt dich von mir? Du willſt mich — —
auch nicht ſehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umſonſt? — — Henzi!
Vergebnes Flehen!
Sprich! Sage was dich quält? Warum beſchwer' ich dich?
Was ſuchſt du hier ſo früh? Wie? Du verläſſeſt mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — ſoll ich dich knieend bitten?

Henzi.

) Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
) Freund, dein edler Geiſt iſt gröſſres Glücke werth,
lls, daß zu ſeiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
lichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend ſcheine.
rei, fröhlich, ungequält hab' ich dir ſonſt gedeucht;
enn ſich verſtellen iſt bei kleinen Uebeln leicht.
Darum haſt du in mich jetzt tiefer blicken müſſen,
nd mir der Freudigkeit erborgte Larv' entriſſen?
wär' es ſelbſt vor mir, wornach du fragſt, verſteckt!
ebt' ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
u weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirſt wiſſen,
ann wir, ſteht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
Bern! o Vaterland! — — — doch ſchon zu viel geſagt!

Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gesagt!
Noch warte bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Werniez.

Wär' ich für Gram vergangen
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen,
Und sein verlaßnes Wohl freiwillig auf sich nehmen.
Doch sey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil' deine Last mit mir. Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch, eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O sage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geschick, wenn's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will; ich spräch als jener Held:
Glückselig Vaterland! du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belobt,
Und wenn den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt.
Wenn, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wenn Freundschaft statt Verdienst, wenn Blut für Würde gilt
Wenn der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wenn man des Staates Fleh'n, der sie aus Gunst erlösen
Der nur aus Nachsicht sieht, empfängt mit tauben Ohren;
Wenn wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,

Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut;
Freiheit! wenn uns von dir, du aller Tugend Same,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn' ihr den süßen Stoß, wenn du vor Blut dich grausst.
Glaub' mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wenn du — — wenn Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wüthrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freiheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der erste seyn, der das Geschrei vermehret.
O hört' ich's heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär' heut' noch frei und frei gehorcht es dir!
Warum kenn ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zu'n Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
„Daß ich auch mein Geschlecht als Freie könnte küssen.
„Seyd stark und laßt dieß Glück auch euer Kind genießen."

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn' ſie dann in mir!

Wernier.

O reb'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn' ſie in mir!

Wernier.

In dir?
Und haſt mir nichts geſagt? Mußt' ich in deinen Augen
Der Freiheit ſonſt zu nichts, als ſie zu wünſchen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß' es ſchon,
Du haſt mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn.)
Doch eile, lehre mich, wer? wo ſind deine Glieder?
Sind ſie des Hauptes werth? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit iſt's? Iſt ihr Zweck mehr als Bern zu befrein?
Doch, du regierſt das Werk, wie kann's zu tadeln ſeyn?
Vergieb' dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Beſorge nichts, auch uns iſt nicht die Ehre feil.
Auch unſer Endzweck iſt nichts ſchlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unſern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott ſtraf' uns und unſer Kind,
Wenn ſein allſehend Aug' uns eigennützig find't;
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unſre Brüder ſie in uns vertauſchen ſollen;
Wenn nach vollbrachter That — — doch ſo weit komm' es nie,

Sind wir so rasend frech, dann mehr zu seyn als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizer Samen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang, als sie neu ist entzückt,
Die sind's und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

Werner.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero,
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglückselgen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar.

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewährt zum nahen Streite
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar seyn.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wenn uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieses äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm' uns heute noch!
Denn heute noch ist's Zeit und linderte sein Joch,

Und gönnte ſich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menſchen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich ſeyn, daß die ſich glücklich ſchätzen,
Die unverſchämt ſich ſelbſt an Gottes Stelle ſetzen?
Daß der vor Scham nicht ſtirbt, der überzeugt kann ſeyn,
Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er ſich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er ſchätzt ſich g'nug verehret,
Wenn ſich ein ſcheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Luſt, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß ſie uns einen Held zum Rächer rüſten möchte.
Hier ſteht er denn in dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, ſo beſchämſt du mich!

Wernier.

Nun wohl, komm', eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo ſind ſie? — Komm! — Du bleibſt? — Du ſchweigſt? —
Was ſagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den ſie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau' dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will ſie ſehen.

Henzi.

Du wirſt, wenn du ſie ſiehſt, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die ſollten's, ſprachſt du, ſeyn.
Sind ſie es nicht?

Henzi.

Sie ſind's, doch ſind ſie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r ſich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeiſt, verflucht von tauſend Zungen.
Und nach Verdienſt verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grauſamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geſchick, wir doch erhalten müſſen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich ſcheu' den tollen Geiſt,
Der uns vielleicht mit ſich in ſein Verderben reißt.

Wernier.

Wer iſt's?

Henzi.

Er, der wohin er kam, die Ruhe ſtörte,
Der jüngſt mit frecher Stirn dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Düeret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenloſe Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unſre Freiheit an?
O ſpeit ihn aus von euch! daß er die beſte Sache,
Die beſten Bürger nicht durch ſich verdächtig mache.

O ſpeit ihn aus von euch! Nehmt mich an ſeine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird ſich lieber nicht zur Sclaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit ſoll von Dücret's Händen nehmen?
O heute ſtoßt ihn noch — —

Henzi.

Und ſo verlangſt du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen ſoll?
Sonſt wär' es längſt geſchehn — —

Wernier.

O dem iſt vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geſchwind ein ewig Stilleſchweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir ſelbſt uneins ſind — —
Doch, hör' ich recht? Er kommt. Verlaß mich! Geh! Geſchwind!
Ich hab' ihn her beſtellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Anderer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch geſehn.

Dücret.

Ha! alles ſteht uns bei.
Hat Henzi Muth genug, ſo ſind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geiſt wie du hat ſtets die Vorſicht ausgeſchlagen.
Was wüßteſt du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's dir.

Bücret.

O an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Bücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist.
Was hilft's ein Berner seyn, wenn man ein Sclave ist?
Ich kenn' ihn mehr als du. Er ist dem Rath gewogen,
Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzusehr den Lauf.
Scheu' mich in ihm! Er ist mein Freund.

Bücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würd'st du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Bücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist g'nug überlegt. Wag', was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm' mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,

Und zeige dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken.
Erſchrecke, morde, brenn', vertilge Kind und Haus,
Und löſch' mit Feu'r und Schwert Berns Schimpf und Knechtſchaft aus.
Du ſchütterſt? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grauſamkeiten.
Geh', Unthier, deine Wuth ſoll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht ſelbſt an unſre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Waſſerbäche lenkt,
Daß ſich der harte Rath auf unſer Flehn erweichet,
Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen ſie den Tod, ſo hat Gott ſeinen Blitz.

Büeret.

Auf ſo was kleines ſieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frei, Tyrannen zu beſtrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Fauſt erſchaffen.

Henzi.

Schweig' Läſtrer! Ich erweis an dir ſonſt mit der That,
Warum er, was du nennſt, allein erſchaffen hat.
Biſt du nicht haſſenswerth?

Büeret.

Nun wohl, man mag mich haſſen.
Darf ſich mein freier Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos genug. Sey du die Luſt der Welt,
Und dien', gerechter Mann, ſo lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein höhniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Büeret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befrein,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu seyn.
Er bleibe, was er ist, wenn er uns nicht mehr drücket,
Wenn Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wenn er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu' sich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf;
Und bald wird's Tugend seyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln schonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen seyn,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Sätigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht hat.

Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken.
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi (liest).

Steiger? Wie? Der soll der erste seyn!
Der redlichste des Raths? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrißen.
Er kann Berns Vater seyn. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu seyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blatt).

Da nimm die unglückſel'ge Rot
Und sage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Rasender! (geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit schien ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger sind't an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt er Henzi's Brust mit ihm zugleich durchbohren — —

Die Rache sey vollfährt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzu süß. (Geht ab.)

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben, daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug seyn sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdann nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andere habe ich deßwegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat, und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich, die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten. Ich will

Ihnen ſagen, was meine Abſicht damit war. Sie war dieſe: den Aufrührer im Gegenſatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegenſatze mit dem wahren Oberhaupte zu ſchildern. Henzi iſt der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieſer oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz eben ſo vortrefflich als der Geiſt war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Luſt zu Veränderungen, keine Rache beſeelt ihn; er ſucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Gränzen wieder zu erweitern, und ſucht es durch die allergelindeſten Mittel, und wenn dieſe nicht anſchlagen ſollten, durch die allervorſichtigſte Gewalt. Dücret iſt das vollkommene Gegentheil. Haß und Blutdurſt ſind ſeine Tugenden, und Tollkühnheit ſein ganzes Verdienſt.

Sie werden leicht ſehen können, daß in dieſen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet iſt. Henzi und ſeine Freunde kennen den Dücret, verabſcheuen ihn und ſuchen ſich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieſer aber will ſelbſt Oberhaupt ſeyn, und ſucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er ſich des Umſtandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieſes nicht gelingt und daß man ihn völlig vor den Kopf ſtößt, ſo iſt nach ſeiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er ſelbſt ſeine Mitverſchwornen verräth und ſich aus der Schlinge zu ziehen ſucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich ſo zugegangen, und ob Wernier erſt an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimniſſe Theil genommen; genug daß beides ſeyn konnte, und die Hauptſache darunter nichts leidet. Dieſe Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor ſich gehen laſſen, ſo daß ſich die Charaktere der Gegenpartei erſt in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern ſich Henzis

eben so eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen, und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu seyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen seyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Dreiundzwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten, und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis?
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominæ nomen deduxit iniquæ:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können.

Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wenn Sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen gröſsern Antheil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Büeret. Futter. Richard. Wyß.

Büeret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag ist endlich da. Und — — wär er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freiheit wieder bringen?
(Futter sieht ihn zornig an.)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Futter.

Schweig! diesen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr ist's; wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats groſsmüth'ge Rächer seyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für sich befreyn;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu strafen
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,

Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Brutus.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Tullia.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift't.

Brutus.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst, als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn,
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schließen,
So tugendhaft ihr seyd, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich, zum mind'sten, waffenlos.
Ihr Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen
Das dem entfliehet muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Sprecht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit;
Der Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Doch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?

Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum seht ihr mich mit neid'schem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich, und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hinderniß;
Die Strafe wär' zu hart, wenn Dücret euch verließ.
Er kennet seinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle seine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er statt des Danks: man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geist,
Von großen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie erstickt,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist;
Die opf'r ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und spart euch auf die Nacht
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was sollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
G'nug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Myß.

Wahr ist's; wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man bloß ungeduldig.

Wagt ſich die feige Fauſt ſelbſt an den Feſſel nicht,
Der, wenn er brechen ſoll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beiſpiel ſchimpfet uns — —

Dücret.

Zwar iſt der Schimpf ſehr klein,
Doch, möcht' er euch ein Sporn, mich ſo zu ſchimpfen ſeyn!

Richard.

Schweig' Dücret! G'nug, wir ſind aus unſerm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wuth entbrennt. Du haſt ſie angefachet.
Dein Ruhm iſt Neides werth; und dieſer g'nüge dir.
Des Werkes ſchwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will ſich Bern befreien laſſen.
Steh' ab! Es möchte dich ſtatt alles Dankes haſſen.
Wir ſind uns ſelbſt genug. Es zeige dieſe Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob ſie das Rachſchwert nie in fromme Hände faſſet,
Ob ſie des Wüthrichs Flucht und ſeinen Tod doch haſſet.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererſt dem Staat.
Sein Wink, ſein Wohl ſey uns die heiligſte der Pflichten,
Und ſoll man Fauſt und Stahl auf einen Vater richten.
Umſonſt hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich rhue das an ihm, was er am Staate thut!
Er unterdrückt ſein Recht; ich will ſein Blut verſpritzen.
Flieht von entheiligten, ſonſt frommen Richterſitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, laſſet nur den Rath noch heute ſicher wüthen,
Des künft'gen Morgens Glück ſoll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch geſiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe Liſt auch ſeine Wuth in euch?
Ihr ſeyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel ſchenket,
Das nur auf Freiheit ſinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß ſchimpfte mich.
Geht! raſet, mordet nur, und ſtürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit ſammt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es ſeyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewiß're Gränzen ſteckt.
Der Staat verſprach in euch ſich edle freie Bürger,
Und findet im Voraus leichtſinn'ge Brüder Würger?
Welch Bubenſtück, hebt ihr die Freiheit alſo an,
Iſt ſchrecklich g'nug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtſchaft Schand und Bürde,
Der ſeine Freiheit nur zu Laſtern brauchen würde.
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar' auf ein andermal
Sein unſchmackhaftes Lob. Vielleicht wird's bald geſchehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn ſah, könnt ſehen.
Geſchieht es nicht zu ſpät, ſo dankt es einzig mir.
Du drohſt uns mit Verrath, doch — — zittre ſelbſt dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir ſind wohl ſchon
verrathen.

Hutter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Miſſethaten.
Seh nur! ſteck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte ſo was? — — Doch, vielleicht haſt du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Iſt das mein Dank, wenn ich euch hinterbringe,
Daß Steiger ſelbſt vielleicht in eu'r Geheimniß dringe?
Daß ein treuloſes Glied den ſchweren Schwur verlacht,
Und Mitgenoſſen ſich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den großen Vorſatz theilet,
Der ſchon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath
Mit euch ſelbſt feſtgeſetzt, mit euch beſchworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer iſt's? Du mußt ihn nennen.
Es ſoll nur eines ſeyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er ſoll dem Himmel eh als unſrer Straf entfliehn.
Wer iſt es?

Hutter.

Wer?

Wyß.

Wer iſt's?

Dücret.

Hier kommt er! ſtrafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.
Der große Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend sey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beides nicht. Und wünschet frei zu seyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freiheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg' um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu seyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn
Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn:
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärm're Bürger bitten;
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten;
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht, statt Lohns Genuß,
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß;
Nur schmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.

Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend miſſen kann,
Die ihr ſo kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Iſt denn der Blutdurſt auch zu einer Tugend worden?
Und iſt es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorſatz gleicher Art ſteht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, ſucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß ſich ſtellen,
Von dieſen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard (ſpöttiſch).

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Iſt denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laſter ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was ſagſt du? — — Solchen Spott verſtehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzuwohl, daß Dücret aus euch ſpricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laſter euch zu ſtürzen?
Müßt ihr, auf ſeinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für ſich nichts und alles für den Staat
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder iſt bei euch, wer ſich ein Miſſethäter
Zu werden ſcheut — — iſt der ſogleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er ſtünd' euch allen an.
Die unglückſel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh ſie Wurzel ſchlägt,
Noch weil der ſeichte Geiſt der Menſchheit Spuren hegt.
Jedoch auch die ſind hin. Sonſt würdet ihr erblaſſen,
Und nicht den, der euch ſtraft, das, was er ſtrafet, haſſen.
Wenn eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger ſucht,

So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht.
Eh Steiger sterben soll — —

Sutter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit, je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herzen lieget — —

Sutter.

Wie? zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trüget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürst't nach Bürgerblut?
Wir deine —?

Henzi.

Gütiger Gott! So schöpf ich wieder Muth?
So sind ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urthel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend ist,
Erkennt es, und verzeiht — —

Sutter.

Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betrügen? — —

Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard.

Nicht der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier sich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unsern Zweck — —

Sutter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Sutter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,

Der nur die Tugend mehr als seine Freiheit liebet,
Sonst alles für sie wagt und für euch wagen wird — —

Luetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär' dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ei! du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen,
Wenn du verrathen willst und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!“ O träfe der Verrath
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär' dieß mehr Gnad als Pein
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe seyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch ich seh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß (zugleich voller Erstaunen).
Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund.
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! er ist mein Freund, wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl' uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut ꝛc.

Vierundzwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit uns den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herrn Pastor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochenen Uebersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in

welches ſie mich geſetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterſchieden iſt dieß Erſtaunen von dem, welches ich mir verſprach! Ein gehofftes Erſtaunen über unüberſchwengliche Schönheiten hat ſich in ein Erſtaunen über unüberſchwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erſte Blick, den ich hinein that, war entſetzlich, und beinahe hätte ich meinen eigenen Augen nicht getraut! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buches und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durſtig getrunken.

Eine gewiſſe Ahndung ließ mich ſchnell in den Text ſehen und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethæos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

ſo ſagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus ſchlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleert haben, die ihm „das innerſte der Bruſt ſo ſtark mit Vergeßlichkeit" der erſten Anfangsgründe „erfüllt haben!" Ich zeigte dieſe Stelle ſogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu leſen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Ueberſetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menſchlichkeit zu ſchreiben ſey. Wir thaten es und ſiehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Reſultat dieſer Zeichen war dieſes, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieſer Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches ſey, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verſtehen. Es legt mir und

meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnem Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwei Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Lange leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der ersten Sylbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?
Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horaz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegensetzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horaz ſagt vina liques. Herr Lange überſetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlaſſen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verſtehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnſchr. 3.

Incensura nives Dominæ Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiæ,

heißen unſerm Ueberſetzer der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigſtens ſollen ſagen: der ſchädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere lustrum.

Heißt in der Ueberſetzung: mein Alter iſt ſchon mit Zittern zu Vierzig geſtiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im vierzigſten Jahre ſchwerlich ſchon zittert. Es heißt nichts als eilen, ſo wie es Herr Lange ſelbſt an einem andern Orte (3. B. Ode 27. Z. 17.) überſetzt hat.[1]

[1] In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er überſetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta
Erhitzte denn da, ſelbſt mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die ſchöne Geraubte?

Die Conſtruktion und die Geſchichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede ſey, welcher dem Achill die Briſeis raube. Und iſt es wohl der Sinn des Lateiniſchen:

Regium certe genus et penates
Mœret iniquus

wenn Herr Lange überſetzt:

Gewiß ſie beklagt das Unglück fürſtlicher Kinder
Und zürnende Götter? (Dieſen Zuſatz hat die Ausgabe von 1783.)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. (*valet*)

Sie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, ſagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch, Horaz will das gar nicht ſagen, was ihn ſein Ueberſetzer ſagen läßt, er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und ſpricht: ſie kann noch nicht mit der Stärke des Ochſen, welcher neben ihr geſpannt iſt, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange ſagt: indem ſie den Hals den heißen Küſſen entziehet. Allein das iſt gleich das Gegentheil von dem, was Horaz ſagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz ſagt von einem verbuhlten Mädchen in dieſer Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was iſt deutlicher, als daß er durch luminibus remotis ſagen will, wenn man die Lichter bei Seite geſchafft hat. Der beſſere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es ſich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato überſetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

überſetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er dieſe Arbeit aufgetragen: Du weiſt's nicht, und biſt des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichſte Strophe in dieſer Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So ſieht, ſagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der ſäugenden Bruſt ſeiner gelben Mutter verſtoßenen Löwen, deſſen junger Zahn es zerfleiſchen ſoll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man ſehe nun, was der Ueberſetzer für ein elendes Gewäſch daraus gemacht hat:

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beſchäftigt, den Löwen,
Von Milch und Bruſt der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und alſo heißt Dente novo von jungen Ziegen.

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier überſetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar iſt, daß der Dichter ſolche verſteht, welchen er nicht gewachſen iſt; der 16. und 17. Vers dieſer Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie ſich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit ſolchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieſes wenige iſt ſchon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu ſchütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als

eine wörtliche und treue Ueberſetzung habe liefern wollen. Ob ſie ſtark, ob ſie poetiſch, ob ſie rein ſey, ob ſie ſonſt eine andere Vollkommenheit beſitze, das mögen andere entſcheiden. Ich wenigſtens wüßte nicht, wo ich ſie finden ſollte. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Fünfundzwanzigſter Brief.

An den Herrn Fa**

Ei, mein Herr! wie kommen Sie dazu, mir einen ſolchen Strafbrief zu ſchreiben, und mir ſo bittere Wahrheiten zu ſagen? Es iſt wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcherſchen Gelehrtenlexicons unter Händen habe; es iſt wahr, daß ſchon wirklich einige Bogen davon gedruckt ſind. Allein was für Grund haben Sie an meiner Beſcheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß der Herr D. Jöcher ſelbſt, in Anſehung des Vortrags, mit mir zufrieden iſt, und daß er die falſchen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wenn ich Ihnen nun ſagte, daß ich durchaus nicht Willens ſey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zuſammenſchreiber ohne Prüfung abzugeben? Wenn ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren ſuche, ſondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darin vermindern wolle? Was würden Sie alsdann ſagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieſes beweiſe, ſo werden Sie ſich ſchämen, einen ſo übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie ſoll ich es Ihnen beſſer beweiſen, als daß ich eine kleine Lage beilege, und Sie mit eigenen Augen ſehen laſſe? Wenn Sie alsdann anfangen

werden, von mir beſſer zu urtheilen, ſo will ich noch dieſes hinzuſetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlaſſen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausſpruch des Apollo wird ganz verfälſcht angeführet.* Iſt es Plutarch der das Wunderbare, welches man von dieſem ſcythiſchen Weiſen erzählt, für Fabeln gehalten? †

* „Abaris, erzählt der Herr D. J., wurde von ſeinen „Landsleuten, welche die Peſt hart beſchwerte, nach Athen „abgeſchickt, weil Apollo den Ausſpruch gethan, daß „ſie nicht eher aufhören würde, bis die Athe„nienſer ihm deßwegen für die Hyperboreer ein „Gelübde gethan hätten.“ Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen iſt; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen ſollen, welcher von den Alten der einzige iſt, der dieſen Umſtand erzählt. Δημων δε φασι, heißt es gleich im Anfange ſeines Wörterbuchs, κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ἑλλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε παλιν ἐκειθεν προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν. Die Peſt alſo, welche über die ganze bewohnte Welt ſoll gegangen ſeyn, ſchränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreiſche Gegend ein, und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienſern für alle Völker, ſowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde dieſe Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich

übersetzt haben, welche gern so viel glauben als nur immer möglich seyn will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen seyn.

† Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedicht halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle gelesen: On en débitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln seyn, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Läugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexikon.* Doch gesetzt, so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein arabischer Philosoph.† Den Lucian hat man schlecht angeführt und noch schlechter verstanden††.

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darin? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besonderer Fehler, man sehe die Note†. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen

wird, ihm gleich zu kommen. Wenn aber das Gelehrtenlexikon zugleich ein Exempelschatz seyn soll, warum findet man nicht eben sowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darin? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, sind Namen, und keiner von ihnen, wahrscheinlicher Weise, hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen seyn, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Αβαυχος und nicht Αβαννες nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beispiele aus seinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber seyn kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beinahe so viel

machen, als Scythen ſelbſt geweſen ſind, wenigſtens nach dem Zeugniſſe des Lucians; wenn anders ein Satyrenſchreiber bei hiſtoriſchen Wahrheiten ein Zeuge ſeyn kann. Seine Abſicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundſchaft gehen müſſe, und was ſie für ein weißer Rabe, nach den vollkommenen Begriffen, die man ſich davon zu machen habe, ſey. Dieſe konnte er eben ſowohl durch erdichtete, als durch wahre Beiſpiele erreichen. So lange man mir es alſo nicht durch das Zeugniß eines Geſchichtſchreibers beweiſen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt geweſen ſey, ſo lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menſchlichen Geſchlechte dieſe Zierde abſpreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn ſie zeigen wollen, nicht wie die Freunde ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſollten. Wenigſtens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian laſſe ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert ſchwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man ſage mir, kann man nachläſſiger citiren als: Lucianus dialog? Man erwiedere nicht: der Gegenſtand ſelbſt zeige es leicht, daß man kein ander Geſpräch des Lucians als ſein Geſpräch von der Freundſchaft Toxaris meinen könne. Derjenige, welcher es ſchon weiß, daß Lucian ein dergleichen Geſpräch geſchrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt ſeyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verſtand nichts gelitten hätte. „Er wollte, ſagt das Gelehrtenlexicon, lieber ſeinen Freund „aus dem Feuer erretten, als ſeine Frau und ſeine zwei „Kinder, von denen das eine nur ſieben Jahr alt, das andere „aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling)

„kam mit ſeiner Mutter davon; das erſte aber muſte in „den Flammen ſein Leben einbüßen.“ Man vergleiche dieſes mit den Worten des Lucians: ἀνεγερομενος ὁ Αβαυχος, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὐτην παρακελευσαμενος, ἁραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευουσα και την κορην· ἡ δε ἐκπεφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεκηθησε τὴν φλογα, και ἡ παις συν αὐτῃ παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη ἀποθανειν. Die Frau, ſagt Lucian, ſey mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe ſie das Kind fallen laſſen, und ſich kaum aus der Flamme retten können, und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müſſen. Hier iſt das Mägdchen oder das Kind von ſieben Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber iſt mir bange, denn der iſt der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieſer ſcheint nicht umgekommen zu ſeyn, wenn ich anders die folgenden Worte des Abauchas recht verſtehe: ἀλλα καθαπερ, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥᾳδιον, και ἀδηλον ει ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης (ſo hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) ἐγι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος. In den Worten ἀδηλον ει ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι, ſcheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man ſehe übrigens, wie entkräftet auch dieſe Stelle in der Ueberſetzung des Gl. klingt: „Ich könnte wohl andere Kin„der bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich „niemalen wieder gefunden haben.“

George Abbot.

„Dieſer Abbot, ſagt Herr D. Jöcher, verurſachte ſonder„lich durch ſeine Schärfe gegen die Nonconformiſten, daß ſich „viele über ihn beſchwerten.“ Gleich das erſtemal, da mir dieſe Stelle ins Geſicht fiel, ſchien mir es ein wenig ſeltſam, daß man einem Erzbiſchof die Strenge gegen die Feinde ſeines Anſehens und ſeiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen laſſen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worin dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, ſo ſehr habe verfälſchen können. Hier ſind ſie: La sévérité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, étoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, iſt auch Leuten bekannt, welche kein Franzöſiſch verſtehen. Alles was man zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen kann, iſt die Nachbarſchaft des Worts sévérité. Aber wer wird mit halben Augen leſen? Ich würde menſchlich genug ſeyn und glauben, ſeine eilende Feder habe für Schärfe Nachſicht ſchreiben wollen, wenn er nicht gleich darauf fortführe: „Bei dem König „Jacob. I. machte er ſich verhaßt, weil er die Heirath des „Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht „billigen, ſondern die Geſetze wider die Nonconformiſten nach „der Strenge exerciren wollte.“ Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung ſtehen dieſe Heirath und die Nonconformiſten? Hätte Abbot gegen dieſe nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilligt hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken. In der Note* zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

*Unter ſeinen Schriften, heißt es, ſind die vornehmſten: — — *Quaestiones theologicae.* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn ſo angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man ſoll. Weil das Werk ſelbſt rar iſt, ſo will ich ihn ganz herſetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de præsentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem prælectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatæ anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniæ 1598. in 4. Ferner ein Tractat von der ſichtbaren Kirche. Die wahre Aufſchrift heißt: von der beſtändigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher iſt ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben ſollte, daß dieſer Titel etwas ganz anders denken laſſe, als der ſeinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es ſelbſt, daß die rabbiniſchen Artikel ſehr ſchlecht gerathen ſind, und verſpricht in den Supplementen auf die Verbeſſerung derſelben Fleiß zu wenden. Es war alſo billig, daß ich mir es gleich von Anfang vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfaſſer ſeiner eigenen Feile vorzubehalten für gut befunden hat. Nur bei dieſem einzigen Artikel, weil er in die ſpaniſche Literatur mit einſchlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen ſind folgende. 1) Es iſt wahr, daß wir dieſem Abraham den Druck der ſpaniſchen ferrariſchen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einſchränkung nicht vergeſſen ſollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verſtehen ſey, welche dem Gebrauche der Chriſten beſtimmt war. Die Ausgabe

zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andernmale 1630 in Holland sey gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber ist 5371 (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten * gedenken will. 3) Bei den Worten: „Man hat angemerkt, daß die An. „1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht „in einem Worte von dieser unterschieden sey," habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad uerbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schließen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sey, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua espaňola traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt

habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreit, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt, und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch () abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wenn das GL. sagt: „sie ist von Wort zu Wort „nach dem hebräischen Text gegeben, welches denn sehr schwer „und dunkel zu verstehen, zumal, da es in einer unge„bräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in „den Synagogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theolog nur dieser Bibel zu gefallen spanisch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darin übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt, als diese. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwähnt, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „ein spanischer Rabbi in der „andern Hälfte des siebzehnten Seculi hat die Bibel ins „spanische übersetzt zu Amsterdam 1661 in 8. edirt.“ Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt bloß seiner zwei hebräischen Auflagen der Bibel und auch dabei wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenk der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazu

geſetzt hätte: für die an ſie gerichtete Dedication der ſpaniſchen Bibel. Seine Ausgaben der deutſchen, engliſchen und der gedachten ſpaniſchen Bibel hätten eben ſo wenig ſollen übergangen werden, als die Art ſeines Todes. Sonſt darf man ſich in den ſpaniſchen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es iſt ihre Gewohnheit, den vierbuchſtäbigen Namen des Höchſten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von dieſem Manne weiß das GL. weiter nichts, als: „hat „1654 eine geiſtliche Seelenarznei und von der Krankheit „der Seelen zu Hanau edirt.“ Wenn man nur wenigſtens noch geſagt hätte, ob er ein Franzoſe oder ein Ruſſe, ein Spanier oder ein Wende geweſen wäre. Doch wenn er ſein Buch deutſch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, ſo wird er wohl ein Deutſcher ſeyn. Gefehlt! Er iſt ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch iſt nichts als eine Ueberſetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen iſt.

Laurentius Abſtemius.

Es iſt verdrießlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken ſoll, was man bei dem Bayle ſchon angemerkt findet. „Er hat,“ ſagt der Herr D. Jöcher, „dem Herzoge Guido „Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeſchrie„ben.“ Es ſind nicht einige Bücher, ſondern ein einziges und noch dazu ein ſehr kleines, wie es Abſtemius ſelbſt in der Zueignungsſchrift zu ſeinem Hecatompythion ſagt. Sonſt hat er auch annotationes in obscura loca veterum

geſchrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico ſteht. Dieſe ſind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei, und hätten alſo unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholt werden. Der Auszug daraus ſteht in dem erſten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande dieſe Anmerkung des Gruterus findet ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecæ Guidi Ubaldi Urbini ducis præerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von ſeinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Geſner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat ſich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erſte Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufſchrift: Fabulæ per latinissimum virum LAVRENTIVM ABSTEMIVM nuper compositæ gedruckt iſt. Dieſen ſind 30 Fabeln des Aeſopus, aus dem Griechiſchen durch den Laurentius Valla überſetzt, beigefügt. Ich nenne dieſe letzteren deßwegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu beſtärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla dieſen Abſtemius ſehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abſtemius, welcher damals noch lebte, oder würden es ſeine Freunde, die dieſe Ausgabe beſorgt, zugegeben haben, daß man ſeinen Fabeln einige kahle Ueberſetzungen ſeines Feindes mit ſo vielen Lobſprüchen, als ſie daſelbſt bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum iſt zu Oxford 1675 nicht in 12., ſondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement ſagt zwar auch in 12.; doch beide berufen ſich auf den Herrn von Seelen,

ohne dieſe erſte Ausgabe vielleicht jemals geſehen zu haben. Herr Clement ſetzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er ſich alſo noch dazu verrechnet, denn wenn es vier Bogen ſtark und dennoch in 12. ſeyn ſollte, ſo müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie geſagt, es iſt in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man ſich, die Geſchichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuſcripte hinterlaſſen hat, und worunter ſonderlich die arabiſche Grammatik gehört, welche in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (LAMBECIVS Tom. I. Comment. S. 176.), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Profeſſor der orientaliſchen Sprache geweſen ſey, iſt ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte alſo das ſoll und nach einiger Meinung erſparen können. Abraham Scultetus in ſeiner Lebensbeſchreibung gedenkt ſeiner; deßgleichen auch Erye. Puteanus in dem 59ſten Briefe des erſten Hunderts. Dieſe beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken, nach deſſen Vermuthung der damalige Biſchof Johann Fell die Ausgabe der Geſchichte der Jacobiten ſoll beſorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er iſt kein Plagiarius. * Er iſt es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italieniſche überſetzt hat. ** Dieſes Leben hat kein Palearius ſondern Matth. Palmerius geſchrieben. *** Die Lebensbeſchreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italieniſch überſetzt. Bei Gelegenheit dieſer Lebensbeſchreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von ſeinen Werken,

welches das geringſte nicht iſt, hätte man nicht vergeſſen ſollen. †† Ein Umſtand von ihm, welcher vielleicht der bekannteſte nicht iſt. †††

* Wann wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrteſten längſt abgewiſcht haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beſchuldigungen? Simon Simonius war der erſte, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen ſeinen Lehrer Schuld zu geben ſchien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte dieſe Beſchuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte ſie und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli ſelbſt geſteht, daß er die Vorleſungen ſeines Lehrers mit ſeiner Arbeit verbunden habe. Alles dieſes erzählt Bayle weitläufig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausſpruch thun, wenn man dennoch die ſchimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun Jemanden einkäme, aus dem G. die Exempel undankbarer Schüler zu ſammeln, wie es denn ſchon zu vielen ſolchen ſchönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beſchimpfung dieſes ehrlichen Italieners Schuld ſeyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebſtahl vorwerfen wollen, ſo würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, deſſen weder Bayle noch ſonſt ein Criticus gedenkt und weßwegen ihn noch Niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Beſſel in der Vorrede zu ſeinen animaduers. ad Eginhartam ſagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam suam

translulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum mouit Vossio; sed genuinus eius autor est DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzt nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quæ uel apud hunc minime, uel paulo aliter expressa inueniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiser Ritter gewesen sey. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sey, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eigenes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiæ Palmerii de uita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnæ Apuliæ Senescalli ab anno 1310 — 1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung

berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte italienische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten, und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. „Er hat," sagt er, „die „vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibals, „Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen „ingleichen — ins Italienische übersetzt." Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu gering scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibals und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsere jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des

Hannibals verfertigt hat. Dieſes Verzeichniß hat Höſchelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerſt ans Licht gebracht, und wie wohl ſagt er in ſeinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sint non nescis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus ſchließen will, daß alſo Acciajoli, geſetzt, daß er auch kein Plagiarius geweſen iſt, gleichwohl ein gelehrter Betrüger geweſen ſey, ſo kann man ſich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es ſelbſt zugeſtanden, daß er in dieſen beiden Lebensbeſchreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber überſetzt habe.

†† Ich meine nämlich ſeine italieniſche Ueberſetzung der florentiniſchen Geſchichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach ſeinem Tode in Venedig unter folgendem Titel iſt gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat ſowohl dieſe als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortſetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sanſovini angeführt, und rechnet beide unter die ſeltenen Werke.

††† Daß Acciajoli ſeiner Vaterſtadt wichtige Dienſte geleiſtet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber ſeine Dienſte ſehr ſchlecht ſind belohnt worden, und daß er einmal ſogar ſeine Vaterſtadt habe räumen müſſen, findet man daſelbſt nicht, ſo wichtig auch dieſer Umſtand iſt. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Geſpräche de præstantia virorum sui ævi zu danken. Hier iſt ſie: Fuit etiam in civitate ista præcipuæ auctoritatis vir, DONATUS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiæ,

magnitudinis animi, continentiæ singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei dieſem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieſes Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterſchieden hat, die niemals an das Licht gekommen ſind. Man ſehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieſes Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Kloſters in Florenz iſt auch mit einem Schnitzer angeführt worden, indem der Gl. dieſes Kloſter St. Mariæ anſtatt St. Marci genannt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, ſo vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus ſey verwechſelt worden. Von ſeinem Sterbejahre eine Anmerkung * welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambroſius Altamura ſagt, Zenobius ſey im Jahre 1520 geſtorben. Dem Herrn de la Monnoie iſt dieſes verdächtig vorgekommen. Er ſagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 geſtorben ſeyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt iſt, dieſe Stelle nicht eher als im gedachten 1537ſten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie dieſe Nachricht?

Bayle ſagt: Aléandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Iſt hieraus nicht zu ſchließen, daß er ſchon vor dem Jahre 1519 die Aufſicht über die vaticaniſche Bibliothek müſſe gehabt haben? — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hyſteronproteron begangen haben? Ich will alſo den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiderſprechlichere Art nichtig machen; durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 ſchon Cardinal geweſen, oder wenigſtens gleich das Jahr darauf geworden iſt. Iſt es alſo möglich, daß er dem Z. Acciajoli erſt zu dieſer Zeit könne gefolgt ſeyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieſer Irrthum des Herrn de la Monnoie entſtanden iſt. Daher nämlich, daß er eben ſo wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufſeher in der vaticaniſchen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal ſeyn kann, unterſchieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, ſtarb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecæ Vaticanæ. Nach ſeiner Gelangung zur Cardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geſchah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie ſich Bayle durch einen ſo leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen laſſen. Doch es ſcheint, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher iſt es vielleicht gekommen, daß er ſich verſchiedene Fehler von ihm hat aufheften laſſen.

Ich will es noch zum Ueberfluſſe durch ein Zeugniß beweiſen, daß Acciajoli ſchwerlich erſt 1537 könne geſtorben ſeyn. Leander Albertus ſagt in ſeiner Beſchreibung Italiens, welche ich nach der lateiniſchen Ueberſetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine prædicatorum, qui de græcis opera quædam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecæ Vaticanæ Magister excessit. Dieſe Stelle ſteht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfaſſer ſchon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erſt einige Jahre darauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus ſagen können, wenn er in eben dem Jahre geſtorben wäre? Was die Ueberſetzung des Juſtinus in dieſer Stelle des Albertus anbelangt, ſo iſt ſie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt ſeyn wird, welche wiſſen, daß wir nicht mehr als drei lateiniſche Ueberſetzungen des Juſtinus haben. Die erſte iſt von dem Joachimus Perionius; die zweite von dem Sigiſ. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Ein Vade Mecum

für den

Herrn Sam. Gotth. Lange,

Pastor in Laublingen.

In diesem Taschenformat ausgefertigt von Gotth. Ephr. Lessing.

1754.

Mein Herr Paſtor!

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich nach Maaßgebung Ihrer Politik einem dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutſchten Horaz in dem Hamburgiſchen Correſpondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wenn ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſeyn; ich will ſie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden und ſtehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben

könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritiſchen Kenntniß ſeiner Sprache einen unträglichen Geſchmack und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien, und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung unüberſchwenglicher Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten, oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber und zum Unglücke behielt ich von einem, dem ich ausdrücklich deßwegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir ſelbſt, hat niemand das Publicum vor dieſer Mißgeburt gewarnt; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt, wer weiß wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt, Sie bekommen ihn da zu leſen, Sie erzürnen ſich, Sie wollen darauf antworten, Sie ſetzen ſich und ſchreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoßen zu ſeyn.

Daß Sie dieſes ſind, will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweite Theil aber ſoll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwiſſenheit eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwei kleine abſondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſeyn muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſeyn, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eins Herr Paſtor! — — Nun laſſen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken iſt überſetzt worden. Es iſt mit Fleiß geſchehen, antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmacktes geſagt? Doch laſſen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit, Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne überſetzt. — Iſt denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verſchönert einigermaßen das Bild, Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anſtoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieſes mußte Stirne ſetzen, und wiſſen Sie warum? Ja, wenn es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo,

berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte italienische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten, und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. „Er hat," sagt er, „die „vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibals, „Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, „ingleichen — ins Italienische übersetzt." Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu gering scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsere jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des

Hannibals verfertigt hat. Dieſes Verzeichniß hat Höſchelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerſt ans Licht gebracht, und wie wohl ſagt er in ſeinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sint non nescis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus ſchließen will, daß alſo Acciajoli, geſetzt, daß er auch kein Plagiarius geweſen iſt, gleichwohl ein gelehrter Betrüger geweſen ſey, ſo kann man ſich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es ſelbſt zugeſtanden, daß er in dieſen beiden Lebensbeſchreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber überſetzt habe.

†† Ich meine nämlich ſeine italieniſche Ueberſetzung der florentiniſchen Geſchichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach ſeinem Tode in Venedig unter folgendem Titel iſt gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat ſowohl dieſe als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortſetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sanſovini angeführt, und rechnet beide unter die ſeltenen Werke.

††† Daß Acciajoli ſeiner Vaterſtadt wichtige Dienſte geleiſtet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber ſeine Dienſte ſehr ſchlecht ſind belohnt worden, und daß er einmal ſogar ſeine Vaterſtadt habe räumen müſſen, findet man daſelbſt nicht, ſo wichtig auch dieſer Umſtand iſt. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Geſpräche de præstantia virorum sui ævi zu danken. Hier iſt ſie: Fuit etiam in civitate ista præcipuæ auctoritatis vir, DONATUS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiæ,

magnitudinis animi, continentiæ singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei dieſem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieſes Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterſchieden hat, die niemals an das Licht gekommen ſind. Man ſehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieſes Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Kloſters in Florenz iſt auch mit einem Schnitzer angeführt worden, indem der Gl. dieſes Kloſter St. Mariæ anſtatt St. Marci genannt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, ſo vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus ſey verwechſelt worden. Von ſeinem Sterbejahre eine Anmerkung * welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambroſius Altamura ſagt, Zenobius ſey im Jahre 1520 geſtorben. Dem Herrn de la Monnoie iſt dieſes verdächtig vorgekommen. Er ſagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 geſtorben ſeyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt iſt, dieſe Stelle nicht eher als im gedachten 1537ſten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie dieſe Nachricht?

Bayle ſagt: Aléandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Iſt hieraus nicht zu ſchließen, daß er ſchon vor dem Jahre 1519 die Aufſicht über die vaticaniſche Bibliothek müſſe gehabt haben? — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hyſteronproteron begangen haben? Ich will alſo den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiderſprechlichere Art nichtig machen; durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 ſchon Cardinal geweſen, oder wenigſtens gleich das Jahr darauf geworden iſt. Iſt es alſo möglich, daß er dem Z. Acciajoli erſt zu dieſer Zeit könne gefolgt ſeyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieſer Irrthum des Herrn de la Monnoie entſtanden iſt. Daher nämlich, daß er eben ſo wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufſeher in der vaticaniſchen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal ſeyn kann, unterſchieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, ſtarb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecæ Vaticanæ. Nach ſeiner Gelangung zur Cardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geſchah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie ſich Bayle durch einen ſo leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen laſſen. Doch es ſcheint, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher iſt es vielleicht gekommen, daß er ſich verſchiedene Fehler von ihm hat aufheften laſſen.

Ich will es noch zum Ueberfluſſe durch ein Zeugniß beweiſen, daß Acciajoli ſchwerlich erſt 1537 könne geſtorben ſeyn. Leander Albertus ſagt in ſeiner Beſchreibung Italiens, welche ich nach der lateiniſchen Ueberſetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine prædicatorum, qui de græcis opera quædam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecæ Vaticanæ Magister excessit. Dieſe Stelle ſteht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfaſſer ſchon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erſt einige Jahre darauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus ſagen können, wenn er in eben dem Jahre geſtorben wäre? Was die Ueberſetzung des Juſtinus in dieſer Stelle des Albertus anbelangt, ſo iſt ſie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt ſeyn wird, welche wiſſen, daß wir nicht mehr als drei lateiniſche Ueberſetzungen des Juſtinus haben. Die erſte iſt von dem Joachimus Perionius; die zweite von dem Sigiſ. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Ein Vade Mecum

für den

Herrn Sam. Gotth. Lange,

Paſtor in Laublingen.

In dieſem Taſchenformat ausgefertigt von Gotth. Ephr. Leſſing.

1754.

Mein Herr Paſtor!

Ich weiß nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entſchuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umſchweif an Sie ſelbſt wende. Zwar ſollte ich nach Maaßgebung Ihrer Politik einem dritten damit beſchwerlich fallen; wenigſtens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutſchten Horaz in dem Hamburgiſchen Correſpondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal ſo; was ich den Leuten zu ſagen habe, ſage ich ihnen unter die Augen, und wenn ſie auch darüber berſten müßten. Dieſe Gewohnheit, hat man mich verſichert, ſoll ſo unrecht nicht ſeyn; ich will ſie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweiten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden und ſtehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben

könne. Man hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen kritiſchen Kenntniß ſeiner Sprache einen untrüglichen Geſchmack und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien, und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten, oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber und zum Unglücke behielt ich von einem, dem ich ausdrücklich deßwegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bei Herausgebung des zweiten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir ſelbſt, hat niemand das Publicum vor dieſer Mißgeburt gewarnt; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt, wer weiß wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt, Sie bekommen ihn da zu leſen, Sie erzürnen ſich, Sie wollen darauf antworten, Sie ſetzen ſich und ſchreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die ſo viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens ſchäme, auf einen ſo elenden Gegner geſtoßen zu ſeyn.

Daß Sie dieſes ſind, will ich Ihnen, mein Herr Paſtor, in dem erſten Theile meines Briefes erweiſen. Der zweite Theil aber ſoll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwiſſenheit eine ſehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder ſind. Den erſten Theil will ich wieder in zwei kleine abſondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß ſie nicht zu retten ſind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſeyn muß!

Ein Glas friſches Brunnenwaſſer, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuſchlagen, wird Ihnen ſehr dienlich ſeyn, ehe wir zur erſten Unterabtheilung ſchreiten. Noch eins Herr Paſtor! — — Nun laſſen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam ſidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken iſt überſetzt worden. Es iſt mit Fleiß geſchehen, antworten Sie. So? Und alſo haben Sie mit Fleiß etwas abgeſchmacktes geſagt? Doch laſſen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erſtlich entſchuldigen Sie ſich damit, Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne überſetzt. — Iſt denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verſchönert einigermaßen das Bild, Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernſt, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anſtoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieſes mußte Stirne ſetzen, und wiſſen Sie warum? Ja, wenn es nicht ſchiene, als ob Sie von dem Franzöſiſchen eben ſo wenig verſtünden, als von dem Lateiniſchen, ſo traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie alſo,

Herr Paſtor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann: daß die franzöſiſche Sprache kein eigenes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unſer Scheitel auszudrücken. Wenn ſie es ja ausdrücken will, ſo muß ſie ſagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieſes geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Ueberſetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie ſchon daraus ſehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Ueberſetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu ſetzen gewohnt iſt, das sommet de la tête hat brauchen können, ſondern bloß und allein ſagen muß, de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Iſt Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Laſſen Sie uns Ihre zweite Urſache anſehen. Ich habe, ſagen Sie, mehr nach dem Verſtande, als nach den Worten überſetzt, — — (in der Vorrede ſagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaz auf das genauſte nachfolgen wollen. Sie ſetzen ſehr witzig hinzu: ich ſollte mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen vorſtellen, welches im Glaſe ſchnell aufwärts fährt, oben anſtößt und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Paſtor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht ſagen will: „Dann werde ich vor ſtolzer Freude „auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne ſtoßen,“ was ſagt er denn? Wir ſprechen in gemeinem Leben: vor Freuden mit dem Kopfe wider die Decke ſpringen. Veredeln Sie dieſen Ausdruck, ſo werden Sie den Horaziſchen haben. Eine proverbialiſche Hyperbel haben alle Ausleger darin erkannt, und Dacier ſelbſt führt die Stelle des Theocritus:

Ἐς οὐρανον ἄμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat ſich dieſer nun auch den Horaz als

ein Glasmännchen vorgeſtellt? Doch Sie finden ganz etwas anderes in den ſtreitigen Worten, und ſehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel ſchwebt und herab ſchaut — O, daß er doch auf Sie herab ſchauen und ſich wegen ſeiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verſtändniß einlaſſen möchte! — — Ich ſoll mir ihn nicht als ein Carteſianiſches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Paſtor, .. Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigſtens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich ſage, mit Bedacht tragen, weil ich jetzt gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrſcheinlich iſt. Hui, daß Sie denken, *feriam* heiße: ich will tragen, weil Sie ſich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht iſt, ſo können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen ſeyn.

1. B. Od. 2.

galeaeque leves

Sie ſind ein poſſirlicher Mann, mein Herr Gegner! Und alſo glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erſte Sylbe lang iſt, allezeit glatt oder blank heißt? Und alſo meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl ſo heißen ſolle? Wahrhaftig, Sie ſind liſtig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch Scherz bei Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie levis nach der Meinung großer Styliſten eigentlich ſolle geſchrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang ſind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeiſter ſeyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verſtehen denkt. Erkundigen Sie ſich bei dieſem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben ſo unwiſſend ſeyn als Sie, ſo will ich kommen und

die Bauern aufhetzen, daß ſie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch ſchon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeiſter vorſchlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Paſtor, habe ich ſchon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinſchaftlich Ihre Ueberſetzung rechtſchaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie auf meine Gefahr die leichten Helme immer in blanke verwandeln; denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber ſpotten ſoll. — Horaz, ſagen Sie, kehrt ſich zuweilen nicht an das Sylbenmaaß, ſo wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man ſich etwas ſeltſameres träumen laſſen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Paſtor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch ſtille! es ſteht ein Beweis dabei. In der 19ten Ode des zweiten Buchs ſoll Horaz noch einmal die erſte Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kann ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für *levi* hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beifallen muß. Ich berufe mich deßwegen von Herr Langen dem Ueberſetzer auf Herr Langen den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht *non levis ruina*, ein nicht leichter Fall, für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beiwort *non lenis*, ein nicht ſanfter, ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften

entgegen Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt: *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u und umgekehrt nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zusah, so fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegen setzen müsse. Bei einem Manne wie Sie pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt læves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes; Landinus durch politæ und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum primâ syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieser Unterschied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz seyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O, zischt den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedrückt, und Sie, mein Herr Lange, für

ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Puncten, und bei allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen liquare heiße zerlaſſen und zerſchmelzen; beides aber ſey nicht einerlei. Beides aber, ſage ich, iſt einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe flüſſig machen liegt. Ein Fehler alſo! Der andere Fehler iſt eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Kritik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein ſchmelzen hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch ſchmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlaſſen? Die Hauptbedeutung iſt flüſſig und folglich auch klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten anführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — — Den andern nennen Sie, Herr Paſtor, Landin. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhundert einen Scholiaſten nennen kann. Es wär' eben ſo abgeſchmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Paſtor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch wenn Sie es auch bei jenem

gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſchied nach dem Wörterbuch überſetzen. Bei vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier, wo es, wenn Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut, Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heißen; obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutſcher bei dem Worte zerlaſſen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage, ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſey vorher gefroren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkommt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß gemacht worden ſeyn. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland gränzt, wo wohl gar der Branntwein gefriert. — — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüſſig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich Anfangs vorgeſtellt, und in der Eile wollte mir keine andere Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was ſagen Sie nun? Kann

ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit ihrem Dichter beten müſſen:

— — — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben ſeyn; beten Sie alſo nur lieber Ihr eigenes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garſtig weggekommen.

— — Bei Gelegenheit ſagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horaziſchen Oden ſtehen dieſe Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitias.

Was ſoll ich von Ihnen denken, Herr Paſtor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weiſe Sterbliche ſind, der hier unter *graves* etwas anderes als ſchädlich verſtehen will, was werden Sie alsdann ſagen? Laſſen Sie uns von den franzöſiſchen Ueberſetzern anfangen; ſie ſind ohnedem, wie ich nunmehr wohl ſehe, Ihr einziger Stecken und Stab geweſen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand, den Dacier und den Batteux. Jener ſagt: vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes; dieſer ſagt faſt mit eben dieſen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron ſetzt für graves, perniciosas aut infidas, Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus ſetzt zu dieſer Stelle: puta societatem Crassi Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et

pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzu viel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielt, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wenn Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordere ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen seyn, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen wichtig und das ist abgeschmackt. Bei schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen seyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae* welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit

ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieſes, daß es dem Dichter etwas ſehr gemeines ſey, mit dem Worte *gravis* den Begriff, ſchädlich, ſchrecklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie alſo, was er ſagt, und ſchämen Sie ſich auch hier Ihres Starrkopfs: il appelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme ils a déjà appelé le siècle de Pyrrha *grave*, par la même raison. An einem andern Orte ſagt eben dieſer Ausleger, daß gravis ſo viel als horribilis wäre, ein Beiwort, welches Horaz den Medern, ſo wie jenes den Perſern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweiſen, daß trepidare an mehr als einer Stelle zittern heiße, und verlangen von mir, ich ſoll Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen ſtehe. Sagen Sie mir, Herr Paſtor, führen Sie ſich hier nicht als einen tückiſchen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweiſen, als darin ſtehen kann, als einen tückiſchen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich geſagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach, wie habe ich geſchrieben? Trepidare, ſind meine Worte, kann hier nicht zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verſtehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier ſagen will? Ein Quintaner weiß es ja ſchon, wenn er dieſes Wörtchen lateiniſch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung

damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müſſen mit der Naſe darauf geſtoßen ſeyn. Nun wohl! Erſt will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft auch bei andern Schriftſtellern eilen heiße, und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie alſo bei dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach, wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäſar geleſen? haben Sie nicht darin gefunden, daß dieſer trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ſten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann alſo eilen heißen, und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, ſo viel ich deren bei der Hand habe, ſind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius ſetzt hinzu: verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts festinavit bedient. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht Dacier anſtatt aller ſeyn können. Sie ſcheinen ſeine Ueberſetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo ſie zweifelhaft iſt. Hätten Sie doch auch hier nachgeſehen, ſo würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est hâté d'accomplir le huitième lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwieſen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre ſeltſame Entſchuldigungen etwas antworten müßte. Ich

hatte gesagt, es müsse deßwegen hier eilen heißen, weil man in dem vierzigsten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im vierzigsten Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Sylbenmaaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wenn Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müße geschehen seyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller vierzig Jahr alt geworden, als es von Rechtswegen hätte seyn sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden, der wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner seyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbei; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führt. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich in den Tag hinein ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die

Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht seyn, und was ich lobe, muß falsch seyn. Ich hatte nämlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion.

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlecht weg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig, Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bei sich gehabt haben, oder Ihre Uebersetzung hat ein Anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergang gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich seyn würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Ode. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist

noch der Huld des Gatten nicht gewachſen, überſetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erſte antworten Sie: Horaz brauche ſelbſt edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, ſondern ehrbare Worte, und wenn Dacier ſich erklärt c'est un mot honnête, ſo kann nur einer welcher gar kein franzöſiſch kann, wie Sie hinzuſetzen: merk's ein edel Wort! Merk's ſelber: honnête heißt nicht edel, ſondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Thieren zu brauchen, wohl aber edle. Jene haben ſchon Chabotius und andere, in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieſer gleich hinzu ſetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werthe ſind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrücken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Ueberſetzung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz iſt dieſe:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr ſo ausdrücken: Noch taugt ſie

nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht die Dienste ihres Nebengespanns zu erwiedern und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu ertragen. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Sylbenmaaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stiers.

Hier nun habe ich getadelt, und table noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nundum munia comparis æquare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerlei zweimal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen seyn und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tautologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke, ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnöthigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwiedern können; so steigen bei mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mädchen heißen könne. Sie fangen schon bei

jugum an, die Einkleidungen wegzunehmen und kein ander *jugum* darunter zu verſtehen, als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wenn Sie ihnen, Herr Paſtor, dort gefolgt ſind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich geſagt: ſie kann noch nicht beſprungen werden? Es würde zu Ihrem: ſie iſt der Huld des Gatten noch nicht gewachſen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten, ich will bloß noch ein paar Zeugniſſe für mich anführen und Sie laufen laſſen. Erasmus ſagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius ſetzt hinzu: quæ nondum est jugalis, quæ non æquo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die ſtreitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex æquo præstare valet. Alle dieſe werden es auch gewußt haben, was man unter munia verſtehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; ſie haben aber geſehen, daß man es hier nicht verſtehen müſſe und dieſes, Herr Paſtor, hätten Sie auch ſehen ſollen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heißen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wenn Sie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili sævitia negat
Quæ poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heißen Küſſen entgegen; jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben läßt. — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beigelegt wiſſen. Auch mit dieſen könnte ich Sie überſchütten, wenn mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröſſe. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß Sie alle auf meiner Seite ſind nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mann, Acriſius? — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wenn mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andere Lesart gehabt und anſtatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieſer Stelle macht, iſt ſehr gründlich, und nur Ihnen ſcheint ſie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil ſie Ihnen widerſpricht? Oder haben Sie ſie nicht verſtanden?

Das kann seyn; ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik seyn wird. „Es läßt sich, sagt „er, nichts galanters und nichts besser ausgedrücktes als „diese vier Verse erdenken. Den ersten aber hat man nicht „wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle „sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas „entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn „dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen: detorquet ab „osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen „von Liebe gleich stark entflammt sey, Licinia möge nun mit „ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch auf „eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detor„quet cervicem ad oscula, sagt man von einem Mädchen, „das, indem es thut als ob es den Küssen ausweichen wolle, „seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem „Munde ihres Geliebten zusammen kommt. Man wird ge„stehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz „andere Wendung giebt.“ — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirn gekommen sey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. So gar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* et detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm ich auf einen Punct, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne,

und endlich die Frage beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe? Erſtlich alſo muß ich Ihnen zeigen, daß Sie Ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falſch überſetzt haben; und hernach muß ich ſelbſt meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerſt thun, weil ich alsdann etwas kürzer ſeyn kann. Welcher von den Catonen hat Priscus geheißen? Wider dieſe Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Paſtor, das Zeugniß des Dacier und des Mancinelli an, welche beide ſagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiſet? Keine beſſern wiſſen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrſamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wenn ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeſchrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden dieſe Ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden ſehen, ob ſie keine andere Fontes anführen. Allein ſie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Paſtor, ich will Sie in dieſe Verlegenheit nicht ſetzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringſten nicht wider mich iſt. Lernen Sie alſo von mir, was ich weder von dem Mancinelli, noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß dieſe Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Καλειτο δε*, heißt es auf meiner 336. Seite der Wechel'ſchen Ausgabe, *τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πριϛος, ὑϛερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουϛιν.* Wenn es Ihnen, mein lieber Herr Paſtor, mit dem Griechiſchen etwa ſo geht, wie mit den algebraiſchen Aufgaben, die zu verſtehen, nach der vierten Seite Ihres

Schreibens, es ſehr viel koſten ſoll, ſo ſchlagen Sie die Ueberſetzung des Herrn Kinds, die 520. Seite des 3. Theils auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfang hieß ſein dritter „Name Priſcus und nicht Cato, welchen man ihm wegen „ſeiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und „erfahrenen Mann Cato heißen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entſetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch ſelbſt in die Hand, womit Sie mich ermorden ſollen. Nicht? Ehe Sie aber zuſtoßen, bitte ich, ſo ſehen Sie die griechiſche Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darin? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfing Cato zu heißen; ſo bald er Cato hieß, verlor er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wenn ich alſo gefragt habe, welcher von den Catonen Priſcus genannt worden, ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheißen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiedenen Zeiten erſt Priſcus und hernach Cato geheißen, ſondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführt haben ſoll? Meine Frage ſcheint durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priſcus Cato geheißen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten,

und ſagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wenn Sie nach Ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch, ſo muß es heißen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen Cato verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwei Namen zuſammen zu bringen. Gut! und das iſt der zweite Punct, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun, will ich, um mir bei Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen und zugleich die Gründe unterſuchen, welche ſie etwa mögen bewogen haben, ſo wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P ſchreibt, welches doch nothwendig ſeyn müßte, wenn ihre Beſorger es für einen Zunamen angeſehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige, die in dieſem Punkte ſo etwas beſonderes hat. Ihr eigner Text, welchem es ſonſt an dem Beſondern, wenigſtens in Anſehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten; ſo daß ich ſchon entſchuldigt genug wäre, wenn ich ſagte, ich habe Sie beurtheilt, ſo wie ich Sie gefunden. Denn weßwegen läßt ein Ueberſetzer ſonſt ſein Original an die Seite drucken,

wenn er es nicht deßwegen thut, damit man ſehen ſoll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt ſey? Geſchieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen ſtärker werde? Umſonſt ſagen Sie, es ſey mit Fleiß geſchehen, und die Urſache gehöre nicht hierher. Sie gehört hierher, Herr Paſtor, und nicht ſie, ſondern ihr unzeitiges Siegsgeſchrei hätten Sie weglaſſen ſollen — — Laſſen Sie ſich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieſer Stelle ſich in zwei Claſſen abtheilen. Die einen verſtehen den ältern Cato den Sittenrichter darunter, die andern den jüngern, welchen ſein Tod berühmter als alles andere gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie ſie alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris, und laſſen ſich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, ſo wenig unbekannt geweſen iſt, als mir. Dieſe, welche ſich beſonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller außerordentlichſten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von ſeinem Enkel an mehr als einem Orte leſe, daß er ganze Nächte bei dem Weine geſeſſen und ganze Tage bei dem Bretſpiele zugebracht habe: dieſe, ſage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verſtehen unter *priscus* einen ſolchen, welcher ſeinen Sitten nach aus der alten Welt iſt, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, ſcheint ſogar eine andere Lesart gehabt und anſtatt prisci prisca, welches alsdann mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſetzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, wenn ſie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was ſuche

ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwei Wehrmänner, Mancinellus und Dacier, sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kommt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführt haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst beifügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wenn Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheißen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismus die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundere, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführt hat. Sie entscheiden alles. Die erste steht in dem 19. Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

ſagt in dem Leben des ältern Cato von ſich ſelbſt, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateiniſche Sprache erlernt zu haben vorgiebt, iſt bekannt: aus griechiſchen Büchern nämlich, welche von der römiſchen Hiſtorie geſchrieben. Grundes alſo genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, ſo oft er ſich in die römiſche Philologie wagt, die er wenigſtens aus keinem griechiſchen Geſchichtſchreiber hat lernen können.

II. Daß unſer Sittenrichter der erſte aus der Porcius'ſchen Familie geweſen ſey, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deßwegen glauben, weil man auch andere Zeugniſſe dafür hat. Eines zwar von den vornehmſten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius (B. 7. Cap. 27.), iſt ſehr zweideutig. Er ſagt Cato primus Porciæ gentis. Kann dieſes nicht eben ſowohl heißen: Cato welcher der erſte war, der den Namen Porcius führte, als es nach der gemeinen Auslegung heißen ſoll: derjenige aus dem Porcius'ſchen Geſchlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, ſo kann ich doch wenigſtens

III. Die Plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Dieſes iſt offenbar falſch, und er hätte anſtatt Κατωνα nothwendig Κατον ſchreiben ſollen, weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Ueberſetzer Hermannus Cruſerus ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deßwegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig ſeyn; das Adjectivum mag catus heißen, vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, wenn es die Römer

als einen Zunamen gebraucht haben. — — Allein auch dieſes vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beiſpiele des Aelius Sextus, welcher eben dieſen Zunamen bekam und gleichwohl nicht Cato ſondern Catus genannt ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem erſten Buche ſeiner Tusculaniſchen Streitunterredungen anführt und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzuſehen ſeyn, weil cordatus das Beiwort iſt und die lateiniſchen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß alſo ein Zuname ſeyn, und wenn es dieſer iſt, ſo ſage man mir, warum iſt er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus dieſe Veränderung erlitten? Wollte man ſagen, jenes ſey des Verſes wegen geſchehen, ſo würde man wenig ſagen; oder vielmehr man würde gar nichts ſagen, weil ich noch ein weit ſtärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nämlich des Plinius, welcher (7. B. Cap. 31.) mit ausdrücklichen Worten ſagt: præstitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum ſagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben dieſe Abſtammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen und es auch durch einen hiſtoriſchen Umſtand höchſt wahrſcheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht ſeines Verſtandes und ſeiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deßwegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erſt in ſeinem Alter den Zunamen

Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genannt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterschied, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bei dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sey in der Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genannt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiedenen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genannt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden: da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, so wie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genannt ward; da, sage ich, diese Verwechslung eines Beiworts in einen Zunamen

ungemein leicht iſt, ſo urtheile man einmal, ob ſie nicht ein Mann, welcher die lateiniſche Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein außerordentliches Gewicht mehr bekommen, wenn ich zeige, daß ein Römer ſelbſt und ſonſt einer von den genaueſten Geſchichtſchreibern einen gleichen Fehler begangen habe. Ich ſage alſo, daß ſogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterſcheidungswort iſt, bei dem erſten Tarquinius nämlich, welcher bloß deßwegen Priscus genannt ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechſeln. Feſtus bezeuget dieſes mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus ſagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man ſchließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angeſtoßen hätte, wo ein Römer ſelbſt anſtößt?

Hier, mein Herr Paſtor, können Sie wieder anfangen zu leſen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, ſo ſollte es mir leid thun, wenn durch dieſe Ausſchweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deßwegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle ſeiner nicht gedenkt. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieſes Wörterbuchs beſitze. Wo es nur nicht gar eine iſt, die ein prophetiſcher Geiſt mit den Schnitzern des Laublingſchen Paſtors vermehrt hat. — — Doch laſſen Sie uns weiter rücken.

3. B. Ode 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Paſtor, lehren Sie mich es doch nicht, daß dieſe Stelle eines doppelten Sinnes fähig iſt. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutſch zu mißhandeln anfingen, wußte

ich es ſchon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters biſt und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, ſo dürfte ich nur ſagen, daß Ihre Ueberſetzung von dieſem doppelten Sinne keinen, ſondern einen dritten ausdrücke.

Du weißt's nicht und biſt des großen Jupiters Gattin.

Kann dieſes nicht ohne viele Verdrehung heißen: Ob du ſchon des Jupiters Gattin biſt, ſo weißt du dennoch dieſes oder jenes nicht. Doch ich brauche dieſe Ausflucht nicht, und meinetwegen mögen Sie den erſten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch ſchulknabenmäßig überſetzt. Denn was thut ein Schulknabe bei ſolchen Gelegenheiten? Er nimmt den erſten den beſten Sinn, ohne ſich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen ſollte. Er iſt zufrieden, es ſey nun auf die eine oder auf die andere Weiſe, den Wortverſtand ausgedrückt zu haben. Dieſes nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umſonſt ſagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn ſey dem Zuſammenhange gemäßer. Ich ſage: nein, und Jedermann wird es mit mir ſagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewiſſer beſtimmen können, als durch das gleich darauf folgende

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was iſt deutlicher, als daß Horaz ſagen will: glaubſt du, der Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anſtehen: Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu ertragen, was du biſt! — — Ich will noch einen Beweis anführen,

den sich ein Herr Lange freilich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger schließend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weiß sie es bei diesem, daß nothwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen seyn müsse. Sie sagt:

Πῆ με φερεις, θεταυρε; — — —
— — — — — —
Ἦ ἆα τις ἐσσι θεος;
— — — — ἐλπομαι εἰσοραασθαι
Τονδε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αὐτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἶναι
Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Nothwendig, weil er sie erst alsdann klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöst hatte.

— — Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wenn ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wenn seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Paſtor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn geſetzt auch, es ſollte ſtatt Ziegen Zähne heißen, ſo würde Ihre Ueberſetzung gleichwohl noch fehlerhaft ſeyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege ſieht den Löwen und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es iſt hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Paſtor. Sie ſoll ſelbſt der Raub der jungen Zähne ſeyn. Außerdem iſt noch dieſes zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege überſetzen und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Ueberſetzer, wie Sie ſeyn wollen, muß man nichts ſchenken.

5. B. Ode 11.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich ſchon oben angemerkt habe. Sie ſcheinen dem Dacier nur da gefolgt zu ſeyn, wo ſeine Ueberſetzung zweifelhaft iſt. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterſcheiden fehlt! Wenn doch dieſer franzöſiſche Ueberſetzer ſo gut geweſen wäre und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar indigne heißt. Zwar Herr Paſtor, auch alsdann würden Sie nicht Recht haben, denn ich muß auch hier ihre Unwiſſenheit in der franzöſiſchen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieſes hätte in Ihrer Ueberſetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber iſt wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei iſt? Gewiß nicht! Sie ſind zum Exempel ein unwürdiger Ueberſetzer des Horaz; ſind Sie deßwegen ein nichtswür-

diger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est. — —

Ja wirklich genug und allzuviel, ob es schon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange sind, noch zu wenig seyn wird! Denn Niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter hochmüthiger Ignorant. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran Schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wenn Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehreren nicht Zeit habe und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verspreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich seyn soll. Alle werden sie mir freilich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen, nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudicirlich seyn soll; sie sollen Fehler nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut als wenn ich sie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjectivum davon. Hier mache also der Herr Schulmeister ein Kreuz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Sylbenmaaß seyn würde.

Am Ende dieſer Ode ſagen Sie, Herr Paſtor: Die Flöte beziehen. Eine ſchrecklich abgeſchmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retort,
Littore Etrusco violenter undis

überſetzen Sie:

So ſahn auch wir die rückgeſchmißnen Wellen
Des gelben Tibers am Etruſciſchen Ufer ꝛc.

Falſch! es muß heißen:

So ſahn auch wir die vom Etruſciſchen Ufer
Des gelben Tibers rückgeſchmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenſtern, ſondern das trübe Siebengeſtirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben ſollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu ſetzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei dieſem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wenn dieſes Wort auch recht gedruckt wäre, ſo würde es dennoch falſch ſeyn, weil Cythere zwar die Inſel, aber nicht die Venus, die nach dieſer Inſel genannt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieſes überſetzen Sie ſo:

Was für ein wohlgeſtalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Roſengebüſche
Von Balſam naß in angenehmer Grotte.

Wachſen etwa in Laublingen dicke Roſengebüſche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch auf dem Roſenbette geben ſollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein ſchlecht überſetzt: von Arbeit befreit und wenn die Liebe mich reizet. Erſtlich haben Sie den Gegenſatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entſtanden iſt, weil Sie zweitens die Kraft des Worts vacuus nicht eingeſehen haben; es heißt hier vacuus ab amore, nicht aber a labore.

7. Ode.

Es iſt Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der fünfzehnten Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt und es durch Ihr elendes nimmer ſtille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieſer Ode iſt der getadelte Oelzweig. Ich kann ſie aber deßwegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Ueberſetzung mit Verwunderung gelernt habe, daß ſchon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die ſogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geſchoſſen haben. Sie ſagen:

Den ehemals der Scheibenſchuß und Wurfſpieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne überſetzt haben. Sie müſſen eine vortreffliche Kenntniß der alten römiſchen

Maaße haben! Merken Sie ſich doch, daß Diota ſo viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphoræ iſt.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zuſammen, ihr Schulknaben, um ihn auszuziſchen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erſtlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, ſondern Atlas, antis. Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, ſondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn, Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieſer kleinen Ode iſt das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felſen ſchlecht überſetzt iſt.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieſes überſetzen Sie:

Sprich Clio, was iſt's für ein Mann,
Was für ein Held, den du jetzt mit der Leyer;
Was iſt's für ein Gott, den du
Mit ſcharfer Flöte feierlich willſt loben?

Beſtimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbeſtimmt laſſen! Sie ſtolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor ſich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem iſt, was Dacier und andere angemerkt haben. On remarque, ſagt jener, que la lire était pour les louanges des Dieux, et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicæ mero rixæ: Dieſes geben Sie ſo: wenn deine Schultern ein ſchrankenloſer Zank mit Weine befleckt. Ei! wo iſt denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier geweſen? Er würde Ihnen gewiß geſagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, ſondern zu immodicæ ziehen müſſe.

14. Ode.

Carinæ würden Sie in der ſiebenten Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wenn Sie die wahre Bedeutung dieſes Worts gewußt hätten. Carina iſt der untere Theil des Schiffs, und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii überſetzen Sie durch Gnoſſus ſcharfe Pfeile, zum ſichern Beweiſe, daß Sie weder wiſſen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnoſſiſch dazu geſetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberſchrift dieſer Ode iſt vollkommen falſch. Sie ſagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidigt hatte. Sie irren mit der Menge; nicht dieſe Freundin ſelbſt, ſondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode ſelbſt unwiderſprechlich erhellt.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglaſſen darf, weil man es alsdann für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner, wenn Sie ſagen: aus ſeiner Grotte, die er bewohnt, ſo haben Sie das lateiniſche incola ganz falſch a

adytis gezogen, anſtatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen ſollen.

17. Ode.

Die Verſtümmlung des Thyoneus im Thyon iſt unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem: Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinſtock. Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß ſagen will, daß er den Weinſtock eher vor andern Bäumen, der Zeit nach, ſondern auch vorzüglich, mit Hintenanſetzung anderer Bäume, pflanzen ſoll. So ein vortrefflicher Boden, iſt ſeine Meinung, muß mit nichts ſchlechterem beſetzt werden als mit Weinſtöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geſchlachtet. Nur derjenige hat mactare ſo grob überſetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieſer Ode ausſetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch ſo viel ſagt, nec quæ nihil attinent, in der Ueberſetzung ſchändlich ausgeblieben iſt.

20. Ode.

Hier kommen zwei entſetzliche geographiſche Schnitzer. Sie ſagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie ſagen der Berg bei Formian, und der Ort heißt gleichwohl Formiæ. Sie haben ſich beidemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen laſſen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anſtoß.

21. Ode.

Auch in dieſer Ode iſt ein eben ſo abſcheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden ſind. Natalem Delon Apollinis, überſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch Delos, die Geburtsſtadt des Apollo. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte επεκοινα ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wenn ich doch Ihres ſel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bei der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſter gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite malten, wenn ſie sequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, ſondern sequi viro zuſammen nehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des Priscus, und er kann kein Druckfehler ſeyn, weil er ſowohl über dem Texte als über der Ueberſetzung ſteht. An den Virgilius Varus. Was iſt das für ein Mann? Sie träumen, Herr

Paſtor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertigt worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmacktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſetzen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell, woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

Der ſchärfliche Falernus ſagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernt. Vinum iſt alſo generis masculini, und es iſt falſch, wenn man ſagt: vinum Falernum. Sie werden ſagen, es ſey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieſer Ode ſetzt es mehr wie einen Schnitzer. Erſtlich laſſen Sie ſich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen ſoll. Zweitens ſagen Sie Panthus, anſtatt daß Sie ſagen ſollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, ſo wird Ihnen Ihr Silbenmaaß widerſprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das ſpaniſche Meer, wie Sie es überſetzt haben, ſondern das italiäniſche. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Heſperiſche, wenn Sie es nicht ganz gewiß wiſſen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verſtehen ſey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und anderen ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Ueberſetzung bis zu dem Abgeſchmackten und Unſinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile ſagen Sie ein Dichter, und es muß der Dichter heißen. Der Fehler iſt größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft, zum Beweiſe, daß Sie es nicht wiſſen, wem der junge Wein oder die Erſtlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, Niemanden als dem Jupiter und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben ſollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falſch iſt. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergoſſen wird.

Sie ſagen die Calenſchen Hippe, und ſollten die Caleſiſche ſagen; ein Fehler, den ich ſchon vorher angemerkt habe und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, ſondern aus einer wahrhaften Unwiſſenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat überſetzen Sie hier durch befeſtigen und hätten es durch loßbinden geben ſollen. Sie ſagen alſo hier gleich das Gegentheil von dem, was Horaz ſagen will. Religare iſt hier nach Art des refigere der 28. Ode des erſten Buchs und des recludere in der 24. Ode eben deſſelben Buchs zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, ſondern durch ein jüngerer Buhler geben ſollen. Sie gehen eben ſo unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Dieſe ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, ſondern die gemeine: ſo hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben ſollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, ſondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlaſſen.

35. Ode.

Clavos trabales überſetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wiſſen alſo die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht großes beſchreiben wollen, ſo ſagen ſie: ſo groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu überſetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz ſetzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße friſch ſehr ſchlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieſes überſetzen Sie: gleich dem ſchnellen Jäger, der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets beſchneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn aus der Landſchaft Aemonien,

oder welches einerlei ist, Thessalien den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wenn Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten wie diese, so würden Sie noch zur Noth ein Schriftsteller seyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr leichtes seyn würde, zweihundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die funfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer seyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind seyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet und nimmermehr wieder. Wenn Sie sich auch zehnmal aufs neue vertheidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdann vergessen seyn, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen seyn, wenn mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die

Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Ueberſetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieſes würde eine ſehr kleine Schande für Sie ſeyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine ſehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder ſind. Dieſes iſt der zweite Theil meines Briefes, welcher der kürzeſte, aber auch der nachdrücklichſte werden wird.

Unſer Streit, mein Herr Paſtor, war grammatikaliſch, das iſt, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner ſeyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwiſſenheit in denſelben für eine Beſchimpfung halten könne; für eine Beſchimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, ſondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müſſe. Am allerwenigſten hätte ich mir dieſes von einem Prediger vermuthet, welcher beſſre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bei allen Streitigkeiten den moraliſchen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu laſſen, haben ſollte. Ich hatte Ihnen Schulſchnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir dieſe Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug ſeyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abſcheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beſchuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweiſen, ſondern auch nicht einmal wahrſcheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Kritik mit Geld abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Geld? — — Doch es würde mein Unglück seyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten, und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwidersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein anderer seyn als eben der Herr P. N., dessen Sie auf der 21. Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reiste, und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsere angefangene Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darin gefunden hätte; ich sey nicht übel Willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, sind seine Worte, wollte ich es niemanden „rathen, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — — —

„— — — — — — Indeſſen kenne ich ihn als einen Mann, „der folgt, wenn man ihm etwas ſagt, das ihm begreiflich „iſt. Dieſe Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. „Sollte es alſo nicht angehen, daß man ihn ſelbſt aufmunterte, „Verleger von den Bogen zu ſeyn, die Sie wider ihn geſchrie„ben haben. Nicht in der Abſicht, daß er dieſelben drucken „läßt; ſondern daß es in ſeiner Gewalt ſteht, die Verbeſſerun„gen derſelben bei einer neuen Auflage oder beſonders drucken „zu laſſen. Er muß ſich aber auch alsdann gegen den Herrn „Verfaſſer ſo bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den „Autor. Sie müſſen keinen Schaden haben, ſondern ein Ho„norarium für gütigen Unterricht — — — —“

Ich wiederhole es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſeyn, die Beſchuldigung umzukehren und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weiß ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe. Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bei mir nicht im Ueberfluſſe ſey, ſo weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu

erlangen gleichgültig seyn würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein; Verleumder sind über das schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichere, daß ich ohne die jetzt berührten Lügen, Ihrer Antwort wegen, gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius, mich einen jungen, frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sey aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöcher'sche Gelehrten-Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebene Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun,

als ihn in Duodez drucken zu laſſen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Beſſerung Ihres Verſtandes und Willens recht oft zu leſen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie ſind, ſich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABC-Bücher binden zu laſſen, und mit einer ſchriftlichen Empfehle zuzuſchicken. Ich wünſche guten Gebrauch!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —

HORAT. Lib. I. Sat. 6.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet seyn?

Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut seyn würde, wenn auch noch lebende Gelehrte immer im voraus ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon jetzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündigt, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht und tauſend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bei ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt, bei ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.[1] Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimmt man, theils aus ſeinen eigenen Schriften, theils aus den Zeugniſſen anderer.

Ich will bei den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe, die man wegen der wollüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als außer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nämlich auf einer alten Handſchrift der Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wenn ſie keine anderen Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen,

[1] Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil III. S. 603.

an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich weiß endlich, daß man, um in solchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmack und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bei. Dieses nun ist schon etwas mehr, obgleich auch nicht alles. Die paar Worte, die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwei verschiedenen Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser seyn.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereicht, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe dazu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tausendmal nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kitzelung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller, und Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht, und sey anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat seyn wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwei schöne Wörter, welchen schon mancher

ehrliche Mann den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen — —

Es würde ein wenig eckel klingen, wenn ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren — — In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief herum; allein beide halte ich für falſch. Die Elegien ſind gemein und der Brief iſt dunkel, welches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das iſt artig! Warum widerſpricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches ſchimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bei aller Feinheit des Geſchmacks ein unmäßiger Wollüſtling ſeyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber auf eben derſelben Seite, in eben derſelben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held ausgeſetzt worden, gleich unvorſichtig als behutſam ſeyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen und den Leſer bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten: ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt, ich finde ſie unrömiſch, ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz ſoll in den veneriſchen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmt ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen. — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darin, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eins iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reizung gekannt:

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellæ risus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmack?

oscula, quæ Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kitzelung verſchaft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bei dem Athenäus, es ſey noch neunmal ſüßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wolluſt durch alle Eingänge in ſich. — — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſeyn? Vergebens wird man ſich nach dieſer bei ihm umſehen. Nein, nein, in den ſüßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwärts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rührt, wird den der Schatten rühren? — — Ich verſtehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſetz, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf ſie machen könnte, als das Weſen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum geſagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paſſive Bedeutung geben, ſo wird es in dem erſten Fall gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für „in dem Spiegel beſehen,“ iſt das gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff „mit Spiegeln ausgeziert,“ durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse

disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewiſſen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaſſiſchen Schriftſteller scorta disponere ſagen könne, geſtehe ich ganz gern, nicht zu wiſſen. Die Worte ſind ſo dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann, welches aber den meiſten nicht ſauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wenn man ihn nun aber errathen hat, ſo verſuche man doch, ob er ſich wohl mit dem, was Sueton ſonſt von dem Horaz erzählt, vergleichen laſſe?

Nach dem Bericht dieſes Geſchichtſchreibers war Auguſt mit dem Dichter ſo vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verſchämte Herr Paſtor Lange giebt das erſte Beiwort durch einen artigen Bruder Lüderlich, oder vielmehr nach ſeiner Rechtſchreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Ueberſetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiker haben will, putissimus, der Allerreinſte, heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior iſt, unmöglich der Allerreinſte ſeyn kann. Eins von beiden muß alſo nur wahr ſeyn, entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Auguſts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht ſchwer fallen, ſondern jeder Unparteiiſche wird mir vielmehr zugeſtehen, daß Sueton ſchwerlich etwas ſo abgeſchmacktes, ſo unrömiſches und mit ſeinen anderweitigen Nachrichten ſo ſtreitendes, könne geſchrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt ſey, die angeführte Stelle für untergeſchoben zu halten.

Was das Unrömiſche darin zwar anbelangt, ſo könnte man vielleicht den Vorwand der verſtümmelten Lesart wider

mich brauchen, und alle Schuld auf die unwiſſenden Abſchreiber ſchieben. Es iſt wahr, und ich ſelbſt kann eine Verbeſſerung angeben, die ſo ungezwungen iſt, daß man ſie ohne Widerrede annehmen wird. Anſtatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu leſen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man ſieht, daß ich wenigſtens ſehr aufrichtig bin und mir kein Bedenken mache, meinen Grund ſelbſt zu entkräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen deſto mehr zutraute. Ich glaube aber, ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß das, was ich noch hinzuſetzen will, ſie faſt unwiderſprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über dieſe verdächtige Beſchuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bei dem Seneca geleſen zu haben. Dieſer ehrliche Philoſoph hat nicht gern eine Gelegenheit verſäumt, wo er mit guter Art ſeine ernſthaften Lehren mit einem Zuge aus der Geſchichte lebhafter machen konnte. In dem erſten Buche ſeiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beigebracht, was er als ein Phyſiker davon zu ſagen gewußt, ſo ſchließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich ſchmutzig iſt. Vielleicht ſollte ich mehr ſagen, als ziemlich; wenigſtens bin ich nicht der einzige, der es einem ſtoiſchen Weiſen verdenkt, ſie mit allen ſpitzigen Schönheiten ſeines laconiſchen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus ſetzt ſchon hinzu: honestius tacuisses Seneca, und es giebt Ueberſetzer, die lieber ihre Urſchrift hier verſtümmeln, als durch allzugroße Treue ihren Leſern die Röthe ins Geſicht treiben wollen. Ich würde eben ſo behutſam ſeyn, wenn nicht unglücklicher Weiſe beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unſchuld zum Nutzen kann man

schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit bescheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bei dieser Gelegenheit," sagt er zu seinem Lucil, „muß „ich dir doch ein Histörchen erzählen, woraus du erkennen „wirst, wie die Geilheit sogar kein Werkzeug zur Anreizung „der Wollust verachtet, und wie sinnreich sie ist, ihrem un„züchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser Hostius „übertraf an Unkeuschheit alles, was man jemals auf der „Bühne gesehen und verabscheut hat. Er war dabei ein reicher „Geizhals, ein Sklave von mehr als tausend Sesterzien. Als „ihn seine Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche „August ihn nicht für werth, seinen Tod zu rächen, ob er „ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte sich nicht allein „mit Einem Geschlechte, sondern er war auf das männliche „eben so rasend als auf das weibliche. Er ließ sich Spiegel „verfertigen, die, wie ich sie in dem vorhergehenden beschrie„ben habe, die Bilder um vieles vergrößerten, und den Fin„ger an Dicke und Größe einem Arme gleich machten. Diese „Spiegel stellte er so, daß wenn er sich selbst von einem seines „Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen seines „Schänders darin sehen, und sich an der falschen Größe des „Gliedes, gleichsam als einer wahren, vergnügen konnte. „Er suchte zwar schon in allen Badstuben die Muster nach „dem vergrößerten Maaßstabe aus, gleichwohl aber mußte er „seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun „sage man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der „Reinigkeit wegen erfunden sey?' —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein,

und giebt sich alle Mühe die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheut, daß er auch seinen Tod an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterschied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich, und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bei dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge die Horaz sonst, als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt

war. Wenigſtens hat er es an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die kritiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehen zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortatus ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur beinahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des Suetons, das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bei einem andern, als bei dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrifft, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Barter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg,

und fügt in einer Anmerkung hinzu: quæ hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσύγκατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was Barter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deßwegen lieb ſeyn, weil die zweite Art von Beweiſen, die man von der Unkenſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein großes verliert, wann ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſein Gemälde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der meiſten Abänderungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andere Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kann, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammeln könnte. Ich rede von dem menſchlichen Herzen, ſo wie es iſt, und nicht wie es ſeyn ſollte; ſo wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die ſtrengſten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerei züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmack aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrig, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigene Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie

gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bei sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, sich ihm gleich stellen. Weil sie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind, so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wenn er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weiß, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er dann alle Glaser geleert und alle Mädchen geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige: schnell soll der Mund von dem übergeflossen seyn, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebesgeſchichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwei wahrhafte Beauresprits, das iſt, wahrhafte ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigſtens ſeyn, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmackte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können; allein eben dieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohne gleichen müſſe geweſen ſeyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandalöſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag' ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnet. Dieſes iſt der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darin ſagt, ſind die Zeilen

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unschuldiger seyn, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu seyn, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darin liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor nostri vivas durch daigner toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen, „man weiß nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch viel weniger ob sie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze sage ich, weiß er beides. Galathee, sagt er, war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem sie vorher sah, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Mienen zu lesen. Ihr Mund war von den häufigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich vor seinen Liedern, vor den gewöhnlichen Werkzeugen seiner Rache, in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die

auch nicht den allermindeſten Grund haben? Doch ich will mich bei dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Roman zu verdunkeln, iſt ein Beweis der allerpöbelhafteſten Art zu denken, und des allerelendeſten Geſchmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer, dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheint, Widerſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie ſie alle heißen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar den Horaz zu einem Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man ſeine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele ſeines Witzes nicht zu Bekenntniſſen ſeines Herzens macht. Ich bringe hierauf beſonders deßwegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüſtlinge ſeiner Zeit loszuſprechen, und wenigſtens die weichlichen Knaben den Ligurin und Lyciſcus aus der Rolle ſeiner Buhlerinnen zu ſtreichen.

Um es wahrſcheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtere Vergnügen genoſſen habe, erinnere man ſich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch beſtraft. Man leſe ſeine ſechſte Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fœcunda culpæ ſecula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;

Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer dahergeflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich sogar es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deßwegen auf seine zweite Satyre des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligeren Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unseren Begierden gewisse Gränzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quærere plus prodest, et inane abscindere solde.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht; aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, was seinem Geschmacke sey ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr, er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est præsto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Hæc ubi supposuit dextro corpus mihi lævum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das hæc, und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Hæc nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen:

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgeht, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt ha'en. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilligt hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deßwegen nicht selbst dieses Laster ausgeübt haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deßwegen wider den Strom schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bei allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wahle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darin die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten und den lieblichsten Weihrauch bei festlichen

Tänzen zu ihr aufſteigen zu laſſen. Für ihn ſelbſt ſchicke es ſich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten und allzu leichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab und fügt durch eine ihm eigene Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas;
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt ſich zärtlicheres gedenken als dieſe Stelle? Wenn ſie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wenn es nichts als eine Nachbildung des anakreontiſchen Bathylls ſeyn ſollte? Ich will es entdecken, was mich auf dieſe Vermuthungen bringt. Horaz ſagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persæpe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir ſie jetzt haben, werden etwa drei an den Bathyll ſeyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter ſind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müſſen alſo verloren gegangen ſeyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich

aber, was man ſich für eine Vorſtellung von denſelben zu machen habe, ſo muß ich ſagen, daß ich mir ſie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von ſeinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche ſeine Liebe glücklicher daher geweint haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer ſie ſo glücklich daher geweint, wenn er das Muſter ſeines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor ſich gehabt hatte. Mit einem Worte alſo: Horaz, welcher allen griechiſchen Liederdichtern die ſchönſten Blumen abborgte und ſie mit glücklicher Hand auf den römiſchen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, ſage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons ſo gerührt, daß er ſie zu den ſeinigen zu machen beſchloß. Man kann zwar, wie geſagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufſtellen; allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterſcheiden vermögen, ob ſie nicht lauter anakreontiſche in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß, und dieſes um ſo viel deutlicher, da man ſchon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweiſen kann. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchen als Knaben herumjagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenten, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche, durch Thäler und Flüſſe vor ſich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wenn Horaz die beiden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat, ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtere Stillſchweigen zu einem verrätheriſchen Merkmale der

Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wenn nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nämlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, ſingt, ſo ſingt man es allezeit mit urſprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdann ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiedenen Bildern mühſam zuſammen geſucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſich ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeize, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher witzigen Köpfe abhangt: doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas Edleres nachbilden können, als die Symptome eines ſo häßlichen Laſters? Und verräth denn nicht ſchon die Nachbildung deſſelben einen Wohlgefallen daran? Das erſtere gebe ich zu, das andere aber läugne ich. Er würde etwas Edleres in der Liebe nachgebildet haben, wenn zu ſeiner Zeit etwas Edleres darin Mode geweſen wäre. Wäre dieſes aber geweſen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuſchereien der platoniſchen Liebe, ſo könnte man doch daraus eben ſo

wenig auf seine Keuschheit schließen, als man jetzt aus dem Gegentheil auf seine Unkeuschheit zu schließen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es sich dieser Kaiser seyn, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstere Gesetz, welches lex Julia genannt ward, bestrafte die Knabenschänderei weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia bestraft wissen wollte. Das zweite verbot eben dieses Laster, in so fern es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bei dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wie viel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letzteren Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er all sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaisers befördert zu haben. Seines Kaisers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas.
Laudantur simili prole puerperæ:
Culpam pœna premit comes.

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regierung unſeres Auguſtus! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anderes annimmt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Und dieſem Laſter folgte die Strafe auf dem Fuße nach; culpam pœna premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweiſen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdammniß werde ſetzen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngern Jahren verſchiedene ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effœminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiæ facillime refutavit, et præsentis et posteræ vitæ castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszählen konnten; ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer gränzenloſen Wolluſt. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer Auguſt eben dieſen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernt zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu

widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weiß, welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung, so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzu wohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurücksehe, was ich in dem Puncte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beigebracht habe, obschon ein wenig unordentlich, wie ich leider gewahr werde, — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu seyn, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eigenen Gedichten noch weniger als nichts, schließen darf. Es bleibt vielmehr bei dem Urtheile des Augustus: purissimus penis! Das letztere, weil er freilich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Gränzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweiten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpft, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande

ſelbſt zu geſtehen. Man weiß, daß Horaz, als er ſich in Athen, ſeine Studien fortzuſetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienſte nahm. Die hiſtoriſchen Umſtände davon ſind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bei Philippis für den Brutus ausfiel. Sie iſt es, an welche Horaz in der ſiebenten Ode des zweiten Buchs ſeinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die ſich des Schimpfs erinnern, der ſowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluſte des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch ſehen, ob ſie dieſe Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der ſein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne geweſen ſeyn, daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzu tapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, wenn man ſie ein für allemal ergreifen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſeyn, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtere auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Menſch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er gleich Anfangs zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in ihm muſſe entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen erſetzten? Was konnten

dieſes aber für Eigenſchaften ſeyn, wenn es nicht ein entſchiedener Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunſt waren? Und rühmt er nicht in eben dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippis, ſein Leben mehr als einmal in die Schanze geſchlagen habe?

> O sæpe mecum tempus in ultimum
> Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerei auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekannt zu machen ſcheine?

Doch wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bei der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bei kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchickt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſtus, die das Geſtändniß ſeiner Flucht, aufs höchſte zu einer feinen Schmeichelei machen, und dabei den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kommt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit, bei dem Dio Caſſius geleſen zu haben (B. 47.), daß die Sieger nach der verlorenen Schlacht bei Philippis die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten, daß ſie aber keinen einzigen weder tödteten, noch gefangen nahmen, ſondern ſie bloß ſo viel als möglich zerſtreuten, damit ſie ſich auf keine Art widerſetzen könnten — Was konnte mir alſo natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz,

wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursache müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen

> Sed me per hostes Mercurius celer
> Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub' ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts seltenes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wenn auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein bloßer Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus,

der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesem seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weiß, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachtheilig seyn können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben. — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennt, genugsam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt gewesen seyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz die ganze siebente Ode des zweiten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andere Gestalt giebt; daß sich der Tapfere als einen Feigen, und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frei zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bei Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinere und zugleich klügere

Art zu erwähnen, als durch das Gegentheil. Ich sage, auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts, sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deßwegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto Rühmlichers darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sey, ist die zweite Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs, und also in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben, und auch die Uebersetzer übersehn es alle. Dimittere ist ein militärisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligemal bei den klassischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kommt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beide wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit bessern

bewußt gewesen seyn, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedene Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „derjenige unter den lateinischen Poeten, „welcher dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat so wohl als er, „in seinen Gedichten bekannt, daß er sich mit Wegwerfung „seiner Waffen, als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, „mit der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem Archi„lochus begegnete vor dem Alcäus der gleiche Zufall, und „er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in diesem „Stücke nicht so aufrichtig gewesen seyn, wenn er nicht die „großen Beispiele vor Augen gehabt hätte.“ Diese großen Beispiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverläugner, welchem es nicht genug war, seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu seyn, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. So viel er dadurch bei Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, so viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihm vielleicht das Beispiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beispiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwei Dichter, die einerlei Schicksal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerlei Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter, als die Folgerung, welche

Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er, an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will.

Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt seyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schließen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen, es müßte denn seyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftigt, nöthigen ihn die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabenes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen, und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den

Rouſſeau einſtmals gefragt haben, wie es möglich ſey, daß er eben ſowohl die unzüchtigen Sinnſchriften, als die göttlichſten Pſalme machen könne? Rouſſeau ſoll geantwortet haben, er verfertige jene eben ſowohl ohne Ruchloſigkeit, als dieſe ohne Andacht. Seine Antwort iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird alſo nicht ſchon dieſe einzige Anmerkung hinlänglich ſeyn, alles was man von der Philoſophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn endlich davon? Dieſes, daß er in ſeinem Alter, als er ein ernſthaftes Geſchäft aus derſelben zu machen anfing, auf keines Weltweiſen Worte ſchwur, ſondern das Beſte nahm, wo er es fand, überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberührt ließ. So malt er ſich in dem erſten Briefe ſeines erſten Buchs, an einem Orte, wo er ſich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer dieſen Zügen hinzuſetzt, ſind die ungegründetſten Folgerungen, die man aus dieſer oder jener Ode ohne Geſchmack gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc., welches die vierunddreißigſte des erſten Buches iſt, ſehen. Es iſt unbeſchreiblich, was man für wundervare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube dieſe Materie nicht beſſer ſchließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlaſſen will, welche Gelehrſamkeit und Geſchmack verbinden. Hier iſt die Ode, und zugleich eine Ueberſetzung in einer ſo viel als möglich poetiſchen Proſe. Ich glaube dieſes wird beſſer ſeyn, als wenn die Poeſie ſo viel als möglich proſaiſch wäre.

34. Ode des erſten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiæ

Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Tænari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Ueberſetzung.

„In unſinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein „karger, ſaumſeliger Verehrer der Götter. Doch nun, um „ſpann ich, den verlaſſ'nen Lauf zu erneuern, gezwungen die „Segel zurück.

„Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blendenden „Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage, durch den „heitern Himmel, die donnernden Pferde und den beflügel„ten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen Klumpen, und „die ſchweifenden Ströme, auf ihm den Styx und die nie ge„ſehenen Wohnungen im ſchrecklichen Tänarus und die Wur„zeln des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte ins Höchſte zu verwandeln „vermag, der den Stolzen erniedrigt, und das, was im „Dunkeln iſt, hervorzieht. Hier riß mit ſcharfem Geräuſche

„das räuberiſche Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt „es ihr, ihn anzuſetzen.“

Es wird nöthig ſeyn, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Ueberſetzung, beizubringen. Gleich in dem erſten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlaſſen. Parcus iſt ihnen ſo viel als rarus, ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwenderiſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwei Beiwörter, die nur einerlei ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht: parcus cultor Deorum bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, ſagt dieſer Kunſtrichter, iſt ein ſehr merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche ſich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiſt dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrücklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Kritikern gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen oder nicht, wenn ſie nur ihre Beleſenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens überſetzen: „ich, der ich die Götter ganz „und gar nicht verehrte, und ihren Dienſt oft unterließ, bei „welchem ich gleichwohl wie der Soldat bei der Fahne hatte „verharren ſollen.“ Der geringſte Sylbenhenker würde kein ſo widerſinniges Climax gemacht haben. — Aber was hat

denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heißen, was es faſt immer heißt? Macht nicht „karge Verehrer der Götter," einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beiwort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben, ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beilege, iſt dieſer, daß es einen anzeigt, welcher ſich ſelten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Feſttäge und öffentlichen Opfer einfand. Wenn man die beiden Erklärungen annimmt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Urſachen kann unmöglich jemand anders, als er ſelbſt wiſſen, doch vielleicht auch er ſelbſt nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieſes erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben das Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der einzige Barter ſetzt es nach plerumque, und beruft ſich deßwegen auf den Scholiaſten. Barter hat Recht, und wenn er ſich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klarer Beiſpiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben ſowohl geſagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber kann er doch nicht zugleich geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wählen, welches den ungezwungenſten Verſtand giebt. Nun iſt es wohl keine Frage, ob es öfter bei heiterm Himmel

oder öfter alsdann donnert, wann der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts Ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstere Auslegung statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gern gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wenn sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bei plerumque, hisce vero diebus einschieben, und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wann hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heißen? Und seit wann ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darin haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebirge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie sie bei dem Lucian περι πενθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀιδης genannt, und Horaz war Nachahmer genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Tænari zu machen. Ich ordne

hier die Beiwörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt, und horridam sedem invisi Tænari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine bessere Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tanarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebirge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beiwort wieder dahin, wo es diese Zweideutigkeit nicht verursacht, und der Starke des Ausdrucks dabei nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue, wenn er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdann dieses Beiwort mit dem andern horrida, eine viel zu große Gleichheit bekommt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beide so nahe zusammen gebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besonderes Bild in die Gedanken schildert. „Die grause Höhle des scheußlichen Tänars," sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben, als wollte man sagen; die hohe Spitze des erhabenen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe, wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber muß ich denn ein wörtlicher Uebersetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darin absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheint dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in

Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieſes Gelehrten auch deſſen Meinungen geheirathet zu haben ſchien, trat ſeinem Schwiegervater bei und erklarte die Ode für nichts anders als kindiſch und abgeſchmackt, wenn ſie eine ernſtliche Widerrufung ſeyn ſollte. Er kam auf den Einfall, ſie zu einer Spötterei über die ſtoiſche Sekte zu machen, welches zu erweiſen er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es „iſt wahr, ſo lange ich den Lehren einer narriſchen Weisheit „folgte, habe ich die Götter nicht ſo, wie ich wohl ſollte, ver„ehrt. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, bringt mit ſo ſtarken „Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf andere Art „zu leben und einen neuen Weg zu erwahlen. Was mich in „meiner Halsſtarrigkeit befeſtigte, war dieſes, daß ich gewiß „überzeugt war, der Donner könne nichts als die Wirkung „der Ausdünſtungen ſeyn, die ſich in Wolken zuſammen „ziehen und ſich unter einander ſtoßen. Allein nunmehr „beweist ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. „Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß mit „euch erkennen, daß Gott ſelbſt den Wagen ſeines Donners „durch den Himmel führt, ſo oft es ihm gefällt, und die „Blitze mit eigner Hand wirft, wohin er will.“ — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Verſen geſteht Dacier ſelbſt, daß ſie mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſind. Horaz, ſagt er, fangt in dieſen letztern Zeilen an, ernſtlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorſehung glaube. „Ich weiß, ſoll des Dichters Meinung ſeyn, daß Gott dieſen „erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ich weiß auch, „daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, „welches mit ſcherfem Geraufch dem Haupte des einen das „Diadem entreißt und das Haupt des andern damit krönt.

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine ſo nichtige Urſache ſeiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verſtändigen ſeyn muß. „Man „braucht, ſagt er, in der Naturlehre nur ſehr ſchlecht erfahren „zu ſeyn, wenn man wiſſen will, daß kein Donner ohne „Wolken ſeyn könne. Horaz muß alſo nothwendig die Stoiker „nur damit lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen „der Vorſehung weiter nichts als ungefähr dieſes entgegen zu „ſetzen wußten: ihr könnt, ſagten die Stoiker, die Vorſehung „nicht läugnen, wenn ihr auf den Donner und auf ſeine ver„ſchiedenen Wirkungen Achtung geben wollt. Wenn nun die „Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen „Urſachen hervorgebracht würde, und man alſo nichts weniger „als eine Vorſehung daraus beweiſen könne: ſo glaubten die „Stoiker, ihnen nicht beſſer den Mund zu ſtopfen, als wenn „ſie ſagten, daß es auch bei heiterem Wetter donnere; zu „einer Zeit alſo, da alle natürliche Urſachen wegfielen, und „man deutlich ſehen könne, daß der Donner allerdings von „den Göttern regiert werden müſſe.“

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund, womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtützt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich Anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Liſt, die ſtoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos vorſtellt? Dieſe Weltweiſen beriefen ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten und auf die weiſe Einrichtung derſelben; niemals aber läugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die

gegründetsten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweite Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18. Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht bei Seite setzten, und daß purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst: quia tunc quoque per crassum et siccum aëra spiritus prosilit. Was kann deutlicher seyn? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts dawider; er billigt sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches sey: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen; deßgleichen die Klinge in der Scheide, ob schon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben seyn sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorher verkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabei ließen, und diese Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbere Begriffe damit verbanden und glaubten, der Donner rolle nur deßwegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er

etwas verkündige, weil er wolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisæ sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motæ, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillæ rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique oræmittens, ex quibus nobis quædam familiaria, quædam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam prædictio est. — Man überlege diese Stelle genau und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sey, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterei des Horaz und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr leichtes seyn würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beibehalten wolle. Doch

auch dieſe kann, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählich viel Kleinigkeiten von ſich einfließen läßt, hätte erwähnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kann nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wenn er ſie cursus relictos nennen wollen. Außer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzogenen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies als der Donner am heitern Himmel; ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr und alſo auch das letztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beſſere Meinung von ihm haben und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrſamkeit vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Sekten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrſchen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieſer Ode weder an die Stoiker, noch an die Epikurer gedacht hat, und daß ſie nichts iſt, als der Ausbruch der Regungen, die er bei einem außerordentlichen, am hellen Himmel plötzlich entſtandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man ſage nicht, daß die Furcht vor dem

Donner etwas so kleines sey, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kommt, ist vermögend, auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich seyn sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe seyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln, angenommen haben? Es scheint mir, als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen, als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augustus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich vorausſagen, daß sie ein wenig kühn seyn wird; aber wer weiß, ob sie nicht eben das Kühne bei vielen empfehlen wird? Als Augustus nach dem Tode des Cäsars von

Apollonien zurück kam und eben in die Stadt eintrat, erſchien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines Regenbogens, rings um die Sonne, und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, zum größten Vortheile des Auguſtus ausgelegt. Und wie, wenn eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielt? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom; aber kann nicht ſchon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bei ſeiner Zurückkunft nach der Schlacht bei Philippis ſeyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Partei der Mörder des Cäſars abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben geſteht, den Cäſar und Auguſtus, welchen er mehr als einmal dieſen Namen giebt, verſtehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewiſſen Stücken, beſonders wo die Freiheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Raſerei übertrieb. Dieſe Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen und von der Uebertragung der höchſten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzu ſetzen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten wie ſie wollen, wenn ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der letztern aus dem Parcus

Deorum cultor et infrequens wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchließen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennt, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtigt iſt. Das iſt alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beibringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

Abhandlungen über die Fabel.

1759.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzuelende Angriff dieser und jener würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich jetzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und sie verdient, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es

im voraus darin bemerkt zu haben ſcheinen können. — Und ſo nahm ich mir vor, was ich erſt verwerfen wollte, lieber ſo viel als möglich zu verbeſſern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in dieſem Fache ſo reich, daß ich, fürs erſte meinen Fabeln, mit leichter Mühe, eine neue Geſtalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie ſehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirrt hatte, das weiß ich ſelbſt am beſten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht, und nur aus Mißtrauen in ſein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man ſich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präciſion zu geben; Verſuchen, die man nur zu ſeiner Uebung wagt, — — fehlt noch ſehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier iſt es!

Man wird nicht mehr als ſechs von meinen alten Fabeln darin finden; die ſechs proſaiſchen nämlich, die mir der Erhaltung am wenigſten unwerth ſchienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu ſonderbar gelaſſen hätte, ſo würde ich ſie in Proſa aufgelöſet haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu seyn wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum besten geschrieben habe; so entlehnen doch beide, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprungen, allzu viel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehört in keine Vorrede; und das Publikum dankt es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge faßt, Ideen sammelt, wählt, ordnet, in Plane vertheilt: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter geht und Hand anlegt, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen, sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehr. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt,

und ich müßte hier ſchließen. Allein, da ich die Gelegenheit mit meinen Leſern zu ſprechen, ſo ſelten ergreife, ſo erlaube man mir, ſie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Duſch hat mich durch ſeine bevollmächtigten Freunde, ſeit geraumer Zeit, auf eine ſehr nichtswürdige Art mißhandeln laſſen. Ich meine mich, den Menſchen; denn daß es ſeiner ſiegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Urſache ſeiner Erbitterung ſind verſchiedene Kritiken, die man in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in den Briefen die neueſte Literatur betreffend, über ſeine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung ſchreibet. Ich habe ihn ſchon öffentlich von dem Gegentheile verſichern laſſen; die Verfaſſer der Bibliothek ſind nun nunmehr genugſam bekannt; und wenn dieſe, wie er ſelbſt behauptet, zugleich die Verfaſſer der Briefe ſind, ſo kann ich gar nicht begreifen, warum er ſeinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann wie Er, wenn es ihn nicht tödten ſoll, ſich ſeiner Galle gegen einen Unſchuldigen entladen; und in dieſem Falle ſtehe ich ſeiner Kunſtrichterei und dem Aberwitze ſeiner Freunde und ſeiner Freundinnen, gar gern noch ferner zu Dienſten, und widerrufe meine Klage.

Abhandlungen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielt.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheint, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bei Verfertigung der übrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieses, die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte, als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

vornehmſten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieſer Mann, welcher nicht ſowohl ein groſſes poetiſches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der ſich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung verſteckte Lehre.[1]

Als ſich der Sohn des ſtolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr feſtgeſetzt hatte, ſchickte er heimlich einen Boten an ſeinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter thun ſolle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand ſich eben auf dem Felde, hob ſeinen Stab auf, ſchlug den höchſten Mohnſtengeln die Häupter ab, und ſprach zu dem Boten: Geh und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt gethan habe! Der Sohn verſtand den ſtummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmſten der Gabier hinrichten.[2] — Hier iſt eine allegoriſche Handlung, hier iſt eine unter die Allegorie dieſer Handlung verſteckte Lehre; aber hier iſt eine Fabel? Kann man ſagen, daß Tarquinius ſeine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wiſſen laſſen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der ſeinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das ſich nicht anders als ſtückweiſe zerbrechen laſſe, machte der eine Fabel?[3]

Aber wenn eben derſelbe Vater ſeinen uneinigen Söhnen

[1] La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. *Discours sur la fable.*

[2] Florus. lib. I. cap. 7.

[3] Fabul. Aesop. 171.

erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte;[1] alsdann hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung seyn kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt seyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sey? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehrt: *Αλληγορια*, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.[2] Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheint, sondern etwas anderes. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas andere auf etwas anderes ähnliches einzuschränken sey, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie seyn würde.[3] Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim

[1] Fabul. Aesop. 297.

[2] Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

[3] Allegoria dicitur, quia *ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει.* Et istud *ἀλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. libr. III.*

contrarium, ſind ihnen hierin zwar offenbar zuwider: aber es mag ſeyn.

Die Allegorie ſagt alſo nicht, was ſie den Worten nach zu ſagen ſcheint, ſondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn ſie allegoriſch ſeyn ſoll, muß das auch nicht ſagen, was ſie zu ſagen ſcheint, ſondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen ſehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigeren.“ — Das iſt ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer ſtärker iſt als das andere; die ſich alſo, nach der Folge ihrer verſchiedenen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieſes oder jenes beſondere Ding zu fallen, deſſen Eigenſchaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will alſo auch hier, anſtatt dieſer Reihe von unbeſtimmten Dingen, eine Reihe beſtimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geſchichte eine Reihe von Staaten oder Königen ſuchen; aber wie viele ſind in der Geſchichte ſo bewandert, daß ſie, ſobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, ſich der Verhältniſſe, in welchen ſie gegen einander an Größe und Macht geſtanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern allen ſo faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum ſollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, beſonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen dieſe Thiere; wir dürfen ſie nur nennen hören, um ſogleich zu wiſſen, welches das ſtärkere oder das ſchwächere iſt. Nunmehr heißt mein Satz

der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn. [1]

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen, u. s. w. hier ähnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärksten, oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit einer Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädicaten erweisen.

Vielleicht aber meint Jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich ebendieselbe Wahrheit, jetzt durch die Bilder

[1] von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, erstes Buch, S. 77.

der Fabel und jetzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen, so würde in allen Fabeln ebendieselbe Allegorie seyn, welches doch Niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen und sage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch seyn.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie wenn sie alsdann allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein besonderes gegen das andere gehalten; zwischen zwei oder mehr Besonderen, die unter ebendemselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und der Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in so fern sich aus beiden ebendieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist in so fern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus[1] bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

[1] Lib. IV. fab. 3

Impune potius lædi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher ſie ihr Erfinder Steſichorus erzählte, ward ſie es. Er erzählte ſie nämlich, als die Himerenſer den Phalaris zum oberſten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenſer, rief er, die ihr „ſo feſt entſchloſſen ſeyd, euch an euren Feinden zu rächen; „nehmt euch wohl in Acht, oder es wird euch wie dieſem „Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen „laſſen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit „unumſchränkter Gewalt, ernannt. Wollt ihr ihm nun gar „eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufſitzen laſſen, ſo iſt „es vollends um eure Freiheit gethan.“[1] — Alles wird hier allegoriſch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, ſondern auf die beleidigten Himerenſer; der Hirſch nicht auf jeden Beleidiger, ſondern auf die Feinde der Himerenſer; der Mann nicht auf jeden liſtigen Unterdrücker, ſondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden erſten Eingriff in die Rechte der Freiheit, ſondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumſchränkten Heerführer; und das Aufſitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, ſondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieſes: da die Fabel nur alsdann allegoriſch wird, wenn ich dem erdichteten einzelnen Falle, den ſie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der ſich wirklich zugetragen hat, entgegen ſtelle; d. ſie es nicht an und für ſich ſelbſt iſt, in ſo fern ſie eine allgemeine moraliſche Lehre enthält: ſo gehört das Wort Allegorie garnicht in die

[1] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

Erklärung derſelben. — Dieſes iſt das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müſſiges, überflüſſiges Wort daraus verdrängen will. Es iſt hier, wo es ſteht, ein höchſt ſchädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge ſchlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge ſich nur, die Fabel in Anſehung des allgemeinen Lehrſatzes bloß allegoriſch zu machen; und man kann ſicher glauben, eine ſchlechte Fabel gemacht zu haben. Iſt aber eine ſchlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht ſetzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunſt Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläst in ſeine kalte Hand, „um ſeine Hand zu wärmen, und bläst in ſeinen heißen „Brei, um ſeinen Brei zu kühlen. Was? ſagt der Satyr, „du bläſeſt aus einem Munde Warm und Kalt? Geh, mit „dir mag ich nichts zu thun haben!“[1] — Dieſe Fabel ſoll lehren, ὁτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὧν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις; die Freundſchaft aller Zweizüngler, aller Doppelherzen, aller Falſchen zu fliehen. Lehrt ſie das? Ich bin nicht der erſte, der es läugnet und die Fabel für ſchlecht ausgiebt. Richer[2] ſagt, ſie ſündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral ſey weiter nichts als eine Anſpielung, und gründe ſich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber ſeine Empfindung falſch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht ſowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug iſt, ſondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie iſt.

[1] Fab. Aesop. 126.

[2] — — contre la justesse de l'allégorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. *Fables nouvelles, Préface, p.* 10.

Anſtatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr ſo anſtößig ſcheint, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrſatzes wirklich begriffen ſeyn ſollte, iſt ſie ihm bloß ähnlich. Der Mann ſollte ſich eines wirklichen Widerſpruchs ſchuldig machen, und der Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Die Lehre warnt uns vor Leuten, die von ebenderſelben Sache ja und nein ſagen, die ebendaſſelbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeigt uns einen Mann, der ſeinen Athem gegen verſchiedene Dinge verſchieden braucht; der auf ganz etwas anderes jetzt ſeinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anderes ihn jetzt kalt bläst.

Endlich, was läßt ſich nicht alles allegoriſiren! Man nenne mir das abgeſchmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moraliſchen Sinn ſollte legen können! — „Die Mitknechte des Aeſopus gelüſtet nach den trefflichen „Feigen ihres Herrn. Sie eſſen ſie auf, und als es zur Nach„frage kommt, ſoll es der gute Aeſop gethan haben. Sich „zu rechtfertigen, trinkt Aeſop in großer Menge laues Waſſer, „und ſeine Mitknechte müſſen ein gleiches thun. Das laue „Waſſer hat ſeine Wirkung, und die Näſcher ſind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieſes Hiſtörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Waſſer, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener perſiſche Dichter [1] einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man „euch,“ ſpricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von „dieſem warmen und ſiedenden Waſſer wird zu trinken geben,

[1] *Herbelot Bibl. Orient. p.* 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

„alsdann wird alles an den Tag kommen, was ihr mit so „vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten, „und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehr„würdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und „Verwirrung überhäuft daſtehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszuſetzen. Das Wort Lehre (instruction) iſt zu unbeſtimmt und allgemein. Iſt jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine phyſiſche Wahrheit anſpielt, oder in den ein tiefſinniger Baco wohl gar eine transcendentaliſche Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der ſeltſame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier „Ziegen, um ſie in ihrer Abweſenheit zu bewachen. Aber „dieſe machten ihm ſo viel zu thun, daß er ſie mit aller ſeiner „Kunſt und Geſchicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. „Dießfalls ſagte er zu ſeiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: „Liebe Mutter, hier ſind eure Ziegen! Ich will lieber eine „ganze Compagnie Reiter bewachen, als eine einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzählt? Wenigſtens iſt eine Lehre in dieſem Dinge. Denn er ſetzt ſelbſt mit ausdrücklichen Worten dazu: „Dieſe Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der „Zucht zu halten iſt als eine Ziege.“ [1] — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel ſchändlicher gemißhandelt als dieſer Holberg! — Und es mißhandelt ſie jeder, der eine andere als moraliſche Lehre darin vorzutragen ſich einfallen läßt.

Richer.

Richer iſt ein anderer franzöſiſcher Fabuliſt, der ein wenig beſſer erzählt als de la Motte, in Anſehung der Erfindung

[1] Moraliſche Fabeln des Baron von Holbergs. S. 103.

aber weit unter ihm ſteht. Auch dieſer hat uns ſeine Gedanken über dieſe Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegoriſchen Bilde verſteckte Regel enthalte. [1]

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er ſie gar verbeſſern wollen. Aber das iſt ihm ſehr ſchlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poëme) — Wenn Richer das Weſen eines Gedichts in die bloße Fiction ſetzt, ſo bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennt. Wenn er aber auch die poetiſche Sprache und ein gewiſſes Sylbenmaaß als nothwendige Eigenſchaften eines Gedichtes betrachtet: ſo kann ich ſeiner Meinung nicht ſeyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Précepte) — Dieſes Wort iſt nichts beſtimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften haben Regeln, haben Vorſchriften. Die Fabel aber ſteht einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, iſt Regel oder Vorſchrift hier ſo gar noch ſchlechter als Lehre, weil man unter Regel und Vorſchrift eigentlich nur ſolche Sätze verſteht, die unmittelbar auf die Beſtimmung unſers Thuns und Laſſens gehen. Von dieſer Art aber ſind nicht alle moraliſche Lehrſätze der Fabel. Ein großer Theil derſelben ſind Erfahrungsſätze, die uns nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als vielmehr von dem, was wirklich geſchieht, unterrichten. Iſt die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil præter domini nomen mutant pauperes;

[1] La Fable est un petit Poëme qui contient un précepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles Preface p.* 9.

eine Regel, eine Vorſchrift? Und gleichwohl iſt ſie das Reſultat einer von den ſchönſten Fabeln des Phädrus.[1] Es iſt zwar wahr, aus jedem ſolchen Erfahrungsſatze können leicht eigentliche Vorſchriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel ſeyn, in welcher ich den Satz mit allen ſeinen Folgerungen auf einmal anſchauend erkennen ſollte?

Unter einem allegoriſchen Bilde? — Ueber das Allegoriſche habe ich mich bereits erklärt. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieſes Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede ſinnliche Vorſtellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der es ſich in einem und ebendemſelben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich alſo zwar wohl eine moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer dürſtende Tantalus iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Ueberfluſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deßwegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.

[1] Libr. I. Fab. 15.

Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird dieſe Zeilen für eine Fabel erkennen, ob ſie ſchon Phädrus als eine ſolche unter ſeinen Fabeln mit unterlaufen läßt? [1] Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel ſeyn, wenn ſie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern und zwar zu Einem Zwecke übereinſtimmenden Bildern, wenn ſie mit einem Worte nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zuſammen Ein Ganzes ausmachen.

Dieſe Einheit des Ganzen beruht auf der Uebereinſtimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, iſt der moraliſche Lehrſatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was ſie erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt, und jede dieſer Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moraliſche Lehrſatz beſteht, anſchauend erkennen zu laſſen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen ſeyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander beſtehen und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel ſchlecht iſt, daß ſie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung ſich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, ſondern ein Emblema gemalt. — „Ein „Fiſcher, indem er ſein Netz aus dem Meere zog, blieb der

[1] Libr. V. Fab. 8.

„größern Fiſche, die ſich darin gefangen hatten, zwar habhaft, „die kleinſten aber ſchlupften durch das Netz durch und ge„langten glücklich wieder ins Waſſer.“ — Dieſe Erzählung befindet ſich unter den äſopiſchen Fabeln,[1] aber ſie iſt keine Fabel; wenigſtens eine ſehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, ſie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das ſich ganz malen läßt; und wenn ich dieſes einzelne Factum, dieſes Zurückbleiben der größern und dieſes Durchſchlupfen der kleinen Fiſche auch mit noch ſo viel andern Umſtänden erweiterte, ſo würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umſtänden zugleich mit der moraliſche Lehrſatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen iſt; alle dieſe Veränderungen müſſen zuſammen nur einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken ſie deren mehrere, liegt mehr als ein moraliſcher Lehrſatz in der vermeinten Fabel, ſo fehlt der Handlung ihre Einheit, ſo fehlt ihr das, was ſie eigentlich zur Handlung macht, und ſie kann, richtig zu ſprechen, keine Handlung, ſondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit pœnæ dies.
Sed ne ignis noster facinori præluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,

[1] Fab. Aesop. 126.

Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier geleſen? Ein Hiſtörchen, aber keine Fabel. Ein Hiſtörchen trägt ſich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel alſo muß ſich ein Grund angeben laſſen, warum ſie erdichtet worden; da ich den Grund, warum ſich jenes zugetragen, weder zu wiſſen, noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum dieſe Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein anderer als dieſer ſeyn: der Dichter habe einen wahrſcheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, „weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden,“ erzählen wollen. Aber wäre das eine moraliſche Abſicht, dergleichen der Fabuliſt doch nothwendig haben ſoll? Zur Noth könnte zwar dieſes einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, „daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Böſen in keiner Gemeinſchaft ſtehen ſoll.“ Aber was tragen alsdann die übrigen Theile der Erzählung zu dieſem Bilde bei? Zu dieſem gar nichts, ſondern ein jeder iſt vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es ſelbſt empfunden, und hat ſich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen ſolle, nicht beſſer zu reißen gewußt, als wenn er deren ſo viele daraus zöge, als ſich nur immer ziehen ließen. Denn er ſchließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, sæpe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.

Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum maleficо
Usum bonus consocіet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane uns dieses Histörchen für eine Fabel[1] verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.[2] Die eine hat er von dem de la Motte entlehnt, und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel „eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung.“ — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte, könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verspart. Richer sagt: die Lehre soll unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) seyn. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt, aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit,

[1] Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

[2] Der kritischen Dichtkunst ersten Bandes siebenter Abschnitt, S. 124.

mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervor ſtrahlt, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widerſprechende verſteckt, ausgedrückt zu werden verdient. Sein Vorgänger de la Motte hatte ſich um ein gut Theil ſeiner erklärt; er ſagt doch nur verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet iſt noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühſamen Erkennung mit ſich führt. Und es muß gar keine Mühe koſten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich ſo reden darf, Mühe und Zwang koſten, ſie darin nicht zu erkennen. Aufs höchſte würde ſich dieſes verkleidet nur in Anſehung der zuſammengeſetzten Fabel entſchuldigen laſſen. In Anſehung der einfachen iſt es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzelnen Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Beſondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, ſo müßte es anſtatt verkleiden wenigſtens einkleiden heißen.

Von einem deutſchen Kunſtrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den ſchön vernünftelnden Franzoſen überlaſſen ſollen, ſich damit aus dem Handel zu wickeln, und ihm würde es ſehr wohl angeſtanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moraliſche Lehre in die Handlung weder verſteckt, noch verkleidet, ſondern durch ſie der anſchauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt geweſen ſeyn, uns von der Natur dieſer auch der roheſten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften ſchnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entſpringenden mächtigen Einfluſſe

auf den Willen das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war. [1] — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir jetzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß, gleich von Anfang als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erklärt die Fabel kurz weg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung. [2] Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man sieht sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß

[1] Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon damals von der Fabel gelehrt hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheint. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302—323. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

[2] Principes de Littérature, Tome II. I. Partie p. V. L'Apologue est le récit d'une action allégorique etc.

die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung, sagt Batteux, ist eine Unternehmung, „die mit Wahl und Absicht geschieht. — Die Handlung setzt „außer dem Leben und der Wirksamkeit auch Wahl und End„zweck voraus und kommt nur vernünftigen Wesen zu.“

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen „mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger „fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und kräht. „Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt „ihn.“ [1] — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch fehlt ihr nach dem Batteux die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegeln„den Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufe und freut „sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm „ertönt die Jagd; seine dürren Läufe bringen ihn glücklich „ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird „erreicht.“ [2] — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie ohne Nachtheil derselben weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilt falsch, und lernt gleich darauf aus der

[1] Aesop. Fab. 143.

[2] Fab. Aesop. 181.

Erfahrung, daß er falſch geurtheilt habe. Hier iſt alſo eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anſchauenden Begriff in mir erwecken. — Und das iſt meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß ſie auf alle gute Fabeln paſſen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunſtrichter, welche einen noch engern, und zwar ſo materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß ſie nirgends Handlung ſehen, als wo die Körper ſo thätig ſind, daß ſie eine gewiſſe Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerſpiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzeſſin ohnmächtig wird, die Helden ſich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs ſpringt, der Wolf zerreißt und der Froſch die Maus ſich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenſchaften, jede Folge von verſchiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ſey; vielleicht weil ſie viel zu mechaniſch denken und fühlen, als daß ſie ſich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernſthafter ſie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe ſeyn. Es iſt aber nur Schade, daß ſie ſich einigermaßen mit dem Batteux ſchützen, wenigſtens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abſtrahirt zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux paßt, paßt auch ihre, ſo abgeſchmackt ſie immer iſt.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei ſeiner Erklärung nur die erſte Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er mehr als einmal une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennt. Es iſt wahr, in dieſer iſt die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Abſicht geſchieht. Der Wolf nimmt ſich vor, das Schaf zu zerreißen,

fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur seyn kann. Allein sie ist nicht deßwegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschieht, sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist: [1] ὃς πρὸσθεοις ἀδικειν, παρ' ἀυτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ' ἐυλογου ἀιτιας zu thun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen, aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix), und folglich muß auch in der Fabel etwas seyn, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschieht. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel, welches sie nicht seyn würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und stellt sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral die aus dieser Fabel fließe, sey: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! Wie falsch! wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so

[1] Fab. Aesop. 230.

hätte wahrlich der Dichter die fictæ causæ des Wolfs sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der jetzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deßwegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quæ contemseris
Sæpe inveniri

nicht werth, in einem einzelnen Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folgt, so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß „seyn, ist nicht immer ein Glück.“ — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich seyn. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibt, indem die kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist in mehr als einer Betrachtung ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter,

die Wahrheit von dieſer ſchieleuden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß ſeyn nicht immer ein Glück iſt, ſo iſt es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider ſeinen Willen groß ward, den das Glück ohne ſein Zuthun erhob, um ihn ohne ſein Verſchulden deſto elender zu machen! Die großen Fiſche mußten groß werden; es ſtand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben ſo viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er ſoll niemanden mit ſeinen Umſtänden unzufrieden machen; und hier macht er doch', daß es die Großen mit den ihrigen ſeyn müſſen. Nicht das Groß ſeyn, ſondern die eitle Begierde, groß zu werden (κενοδοξιαν), ſollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,[1] der die Fabel von den Mäuſen und Wieſeln erzählte. „Die Mäuſe glaubten, „daß ſie nur deßwegen in ihrem Kriege mit den Wieſeln ſo „unglücklich wären, weil ſie keine Heerführer hätten, und be„ſchloſſen dergleichen zu wählen. Wie rang nicht dieſe und „jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie theuer kam „ihr am Ende dieſer Vorzug zu ſtehen! Die Eiteln banden „ſich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in prælio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

„und dieſe Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geſchlagen „ward, hinderten ſie, ſich in ihre engen Löcher zu retten,

Hæsere in portis, suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu."

Dieſe Fabel iſt ungleich ſchöner. Wodurch iſt ſie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral beſtimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das

[1] Fab. Aesop. 143. Phaedrus libr. IV. Fab. 5.

Beſtreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt zu ſeinem Gegenſtande gewählt; und nur durch dieſes Beſtreben, durch dieſe eitle Größe iſt natürlicher Weiſe auch in ſeine Fabel das Leben gekommen, das uns ſo ſehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aeſopiſchen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu ſehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Abſicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die Handlung der erſtern braucht dieſe innere Abſicht nicht, und ſie iſt vollkommen genug, wenn nur der Dichter ſeine Abſicht damit erreicht. Der heroiſche und dramatiſche Dichter machen die Erregung der Leidenſchaften zu ihrem vornehmſten Endzweck. Er kann ſie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenſchaften; und nachahmen kann er die Leidenſchaften nicht anders, als wenn er ihnen gewiſſe Ziele ſetzt, welchen ſie ſich zu nähern, oder von welchen ſie ſich zu entfernen ſtreben. Er muß alſo in die Handlung ſelbſt Abſichten legen, und dieſe Abſichten unter eine Hauptabſicht ſo zu bringen wiſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften neben einander beſtehen können. Der Fabuliſt hingegen hat mit unſern Leidenſchaften nichts zu thun, ſondern allein mit unſerer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moraliſchen Wahrheit lebendig überzeugen. Das iſt ſeine Abſicht, und dieſe ſucht er, nach Maaßgebung der Wahrheit, durch die ſinnliche Vorſtellung einer Handlung bald mit, bald ohne Abſichten zu erhalten. Sobald er ſie erhalten hat, iſt es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endſchaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt ſeine Perſonen oft mitten auf dem Wege ſtehen, und denkt im geringſten nicht daran, unſerer Neugierde

ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beſchuldigt den „Fuchs eines Diebſtahls. Der Fuchs läugnet die That. Der „Affe ſoll Richt ſeyn. Kläger und Beklagter bringen ihre „Gründe und Gegengründe vor. Endlich ſchreitet der Affe „zum Urtheil: [1]

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas."

Die Fabel iſt aus; denn in dem Urtheil des Affen liegt die Moral, die der Fabuliſt zum Augenmerk gehabt hat. Iſt aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derſelben verſpricht? Man bringe dieſe Geſchichte in Gedanken auf die komiſche Bühne, und man wird ſogleich ſehen, daß ſie durch einen ſinnreichen Einfall *abgeſchnitten*, aber nicht *geendigt* iſt. Der Zuſchauer iſt nicht zufrieden, wenn er voraus ſieht, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, „warf ſeine Laſt von dem Rücken, und rief den Tod. Der ‚Tod erſcheint. Der Greis erſchrickt und fühlt betroffen, daß „elend leben doch beſſer als gar nicht leben iſt. Nun, was „ſoll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Laſt „wieder aufhelfen." [2] — Der Fabuliſt iſt glücklich, und zu unſerm Vergnügen an ſeinem Ziele. Aber auch die Geſchichte? Wie ging es dem Greiſe? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle ſolche Fragen bekümmert ſich der Fabuliſt nicht; der dramatiſche Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und ſo wird man hundert Beiſpiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedicht oder das Drama.

[1] Phaedrus libr. I. Fab. 10.

[2] Fab. Aesop. 20.

Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatz zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauch nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht seyn, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sey. Allein was folgt hieraus? Dieses, wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Dieser einzelne Fall wird allezeit das seyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter versteht, wird er nur dann und wann seyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen seyn, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen seyn müssen, versteht sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennt, bloß vernünftigen

Wesen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deßwegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art, mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles: [1] „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, „als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, „es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Ma„trosen es seyn sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten „dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde, der

[1] Aristoteles Rhetor. libr. II. cap. 20.

andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euern Magistrat durch „das Loos ernennen? Ich sorge, es wird euch gehen wie jenem „Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc.“ Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden, als diese: dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet, und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punct! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes liest man auch folgendes: „Der Biber ist ein vier„füßiges Thier, das meistens im Wasser wohnt, und dessen „Geilen in der Medicin von großem Nutzen sind. Wenn „nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird, und „ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt „sich selbst die Geilen ab, und wirft sie seinen Verfolgern zu. „Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen „nachstellt, und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler „nicht erkaufen kann.“ [1] — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sey,

[1] Fab. Aesop. 33.

werden ſich vielleicht die meiſten bedenken, und uns doch endlich eine falſche angeben. Es iſt nichts als eine Naturgeſchichte, würde man vielleicht mit dem Verfaſſer der kritiſchen Briefe [1] ſagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben dieſem Verfaſſer antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Inſtinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (γινωσκων οὐ χαριν διωκεται). Dieſe Erhebung des Inſtinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben ſoll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird ſie es denn hier nicht? Ich ſage, ſie wird es deßwegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlt. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individuum zu; und es läßt ſich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was alſo hier von dem ganzen Geſchlechte der Biber geſagt wird, hätte müſſen nur von einem einzigen Biber geſagt werden, und alsdann wäre es eine Fabel geworden. — Ein anderes Exempel: „Die Affen, ſagt man, bringen zwei Junge „zur Welt, wovon ſie das eine ſehr heftig lieben und mit „aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen haſſen „und verſäumen. Durch ein ſonderbares Geſchick aber geſchieht „es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkoſungen „erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächst.“ [2] Auch dieſes iſt aus eben der Urſache, weil das, was nur von einem Individuum geſagt werden ſollte, von einer ganzen Art geſagt wird, keine Fabel. Als daher Leſtrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm dieſe Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen. [3] „Eine Aeffin,

[1] Kritiſche Briefe. Zürich 1746. S. 168.

[2] Fab. Aesop. 268.

[3] In ſeinen Fabeln, ſo wie ſie Richardſon adoptirt hat, die 182ſte.

„erzählt er, hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch „verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. „Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind „rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt „davon, stürzt aber, und schlägt mit ihm gegen einen Stein, „daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. „Das andere Junge, um das sie sich im geringsten nicht be„kümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprun„gen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert, und kam „glücklich davon.“ — Hier ist alles bestimmt, und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hängen bleiben. Für sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das seyn, was wir in dem strengsten Verstande einen einzelnen Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich

will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist für sich selbst klar. Die symbolische entlehnt ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existirt nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern, müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der näheren und mehreren Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Beſonderes alſo, bloß als möglich betrachtet, iſt gewiſſermaaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieſes, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich ſeyn kann, wenn die anſchauende Erkenntniß den höchſten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und ſo mächtig als möglich auf den Willen wirken ſoll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre außer der Erläuterung ihren allgemeinen Schlüſſen ſchuldig iſt, beſteht eben in dieſer ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die ſie durch die anſchauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wiſſenſchaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun iſt, ſich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß, deren das Beſondere, als bloß möglich betrachtet, fähig iſt, begnügen.

Hier bin ich alſo! Die Fabel erfordert deßwegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit ſich führt, als das bloß Mögliche.

Ariſtoteles ſcheint dieſe Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er ſie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte eine falſche Anwendung davon machen. Es wird nicht unbienlich ſeyn, ſeine ganze Lehre von dem Exempel (περι παραδειγματος) hier zu überſehen.[1] Erſt von ſeiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ' ειδη δυο εστιν*, ſagt er; *ἐν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος ειδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το ἀυτα ποιειν. Τουτου δ' ἐν μεν παραβολη: ἑν δε λογοι: οιον*

[1] Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

ὁι ἀισωπειοι και λιβυκοι. Die Eintheilung überhaupt ist richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beibrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein ὥσπερ ἐι τις ein, und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir, in seiner Ermangelung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten: soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kommt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln und sagt: *Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι: και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ἑυρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὥσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐςιν ἐκ φιλοσοφιας. Ρᾳω μεν οὖν πορισασθαι τα δια*

των λογων: χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων: ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich jetzt nur an den letzten Ausſpruch dieſer Stelle halten. Ariſtoteles ſagt, die hiſtoriſchen Exempel hätten deßwegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Und hierin, glaube ich, hat ſich Ariſtoteles geirrt. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrſcheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deßwegen, daß ein Ding geſchehen, und daß es ſo und ſo geſchehen iſt, weil es höchſt wahrſcheinlich iſt, und höchſt unwahrſcheinlich ſeyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geſchehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrſcheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrſcheinlichkeit ſich eben ſowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erſtern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das hiſtoriſche Wahre nicht immer auch wahrſcheinlich iſt; da Ariſtoteles ſelbſt die Sentenz des Agatho billigt:

Ταχ' ἀν τις εἰπος ἀυτο τουτ' εἰναι λεγοι:
Βροτουσι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα:

da er hier ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich ſey, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrſcheinlich zu machen: ſo ſollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Anſehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen Exempeln gebühre ꝛc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Weſen

der Fabel genugsam vorbereitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: „Wenn wir einen allgemeinen „moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem „besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte „daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz an„schauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel."

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung eben so richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe, zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt iſt unter allen Kunſtrichtern Breitinger der einzige, der dieſen Punct berührt hat. Er verdient es alſo um ſo viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aeſopus, ſagt „er, die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen „Lebens angewendet, ſo waren ſeine Lehren meiſtens ganz „bekannte Sätze und Lebensregeln, und alſo mußte er auch „zu den allegoriſchen Vorſtellungen derſelben ganz gewohnte „Handlungen und Beiſpiele aus dem gemeinen Leben der „Menſchen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geſchäfte „und Handlungen der Menſchen nichts ungemeines oder merk„würdig reizendes an ſich haben, ſo mußte man nothwendig „auf ein neues Mittel bedacht ſeyn, auch der allegoriſchen „Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Anſehen „mitzutheilen, um ihr alſo dadurch einen ſichern Eingang in „das menſchliche Herz aufzuſchließen. Nachdem man nun „wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunder„bare eine ſolche erweckende und angenehm entzückende Kraft „auf das menſchliche Gemüth mit ſich führt, ſo war man „bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltſamkeit „der Vorſtellungen wunderbar zu machen, und alſo dem „Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit „beizulegen. Die Erzählung beſteht aus zwei weſentlichen „Hauptumſtänden, dem Umſtande der Perſon, und der Sache „oder Handlung; ohne dieſe kann keine Erzählung Platz haben. „Alſo muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herr„ſchen ſoll, ſich entweder auf die Handlung ſelbſt, oder auf „die Perſonen, denen ſelbige zugeſchrieben wird, beziehen. „Das Wunderbare, das in den täglichen Geſchäften und „Handlungen der Menſchen vorkommt, beſteht vornehmlich in „dem Unvermutheten, ſowohl in Abſicht auf die Vermeſſenheit „im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen,

„zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer „Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen „in dem gemeinen Leben der Menschen etwas ungewohntes „und seltenes sind, da hingegen die meisten gewöhnlichen „Handlungen gar nichts ungemeines oder merkwürdiges an „sich haben: so sah man sich gemüßigt, damit die Erzählung „als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben „durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen „angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da „nun die Menschen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch „überhaupt betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und „Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer „höhern Natur, die man wirklich zu seyn glaubte, als Götter „und Genien, oder solche, die man durch die Freiheit der „Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der „Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die Erzählung ein„zuführen, vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit her„aus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere Wesen, „nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der „vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen mensch„liche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig „würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer „uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr „Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsere Lehrer „abzugeben ꝛc." —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sey, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare

ſey. Dieſe ſeine zweite Erklärung iſt es, welche ich hier, verſprochenermaaßen, unterſuchen muß.

Es wird aber bei dieſer Unterſuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar iſt. Iſt ſie es, ſo hat Breitinger viel gewonnen; iſt ſie es aber nicht, ſo liegt auch ſein ganzes Fabelſyſtem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar ſoll dieſe Einführung ſeyn? Das Wunderbare, ſagt eben dieſer Kunſtrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Dieſe anſcheinende Unmöglichkeit alſo gehört zu dem Weſen des Wunderbaren; und wie ſoll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den ſie ſelbſt ſchon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am liebſten mit dem Φασι und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechiſchen Rhetores nennen dieſes kurz, die Fabel in dem Klagefalle (τας λεγομενας) vortragen; und Theon, wenn er in ſeinen Vorübungen[1] hierauf kommt, führt eine Stelle des Ariſtoteles an, wo der Philoſoph dieſen Gebrauch billigt, und es zwar deßwegen für rathſamer erklärt, ſich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Perſon zu ſprechen, damit man den Anſchein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (ινα παραμυθησωνται το δοκειν αδυνατα λεγειν). War alſo das der Alten ihre Denkungsart, wollten ſie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel ſo viel als möglich vermindert wiſſen: ſo mußten ſie nothwendig weit davon entfernt ſeyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu ſuchen oder zur Abſicht zu haben; denn das Wunderbare muß ſich auf dieſen Schein der Unmöglichkeit gründen.

[1] Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unserer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkommt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weitem nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er liest es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe, aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und für sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift lese: [1] „Da thät der Herr der Eselin „den Mund auf und sie sprach zu Bileam ꝛc.“ so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese: [2] Φασιν,

[1] 4. B. Mos. XXII. 28.

[2] Fab. Aesop. 316.

ὅτε φωνηεντα ἦν τα ζωα, την ὂιν προς τον δεσποτην εἰπειν: „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu „seinem Hirten gesagt haben:“ so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe. Wird sie sich deßwegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer

Natur, und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individuen auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verliert schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individuen, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellt. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester „kam zu dem armen Manne des Propheten [1] und sagte: Bringe „dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern „ein Opfer. Der arme erwiederte: mein Nachbar hat eine „zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du „hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte dieser,

[1] 2. B. Samuel XII.

„weil ſie deine Felder geſegnet. — Ich habe kein Feld, war „die Antwort. Nun ſo war es damals, als ſie deinen Sohn „von ſeiner Krankheit geneſen ließen — O, ſagte der Arme, „die Götter haben ihn ſelbſt zum Opfer hingenommen. Gott„loſer! zürnte der Prieſter; du läſterſt! und riß das Lamm „aus ſeinem Schooße ꝛc. — — Und wenn in dieſer Verwand„lung die Fabel noch weniger verloren hat, ſo kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Prieſter den Charakter der Habſüchtigkeit leider noch weit geſchwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürſtigkeit mit dem Worte Rieſe, und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unſchuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beſte Abdruck dieſer Fabel, in welchem ſie ohne Zweifel am allerwenigſten verloren hat, iſt die Fabel von der Katze und dem Hahne. [1] Doch weil man auch hier ſich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht ſo geſchwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, ſo ſind dieſe noch immer die allerbequemſten Weſen, die der Fabuliſt zu ſeiner Abſicht hat wählen können.

Der Verfaſſer der oben angeführten kritiſchen Briefe iſt mit Breitinger einerlei Meinung und ſagt unter andern in der erdichteten Perſon des Hermann Arels: [2] „Die Fabel „bekommt durch dieſe ſonderbare Perſonen ein wunderliches „Anſehen. Es wäre keine ungeſchickte Fabel, wenn man dichtete: „Ein Menſch ſah auf einem hohen Baume die ſchönſten Birnen „hangen, die ſeine Luſt davon zu eſſen mächtig reizten. Er „bemühte ſich lange, auf denſelben hinauf zu klimmen, aber „es war umſonſt, er mußte es endlich aufgeben. Indem er „wegging, ſagte er: Es iſt mir geſunder, daß ich ſie noch

[1] Fab. Aesop. 6.

[2] S. 166.

„länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug. Aber „dieses Geschichtchen reizt nicht stark genug; es ist zu platt ꝛc. — Ich gestehe es Hermann Arkeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt und verdient nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deßwegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht, sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anderes Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erweckt. „Ein Mensch!“ Das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs!“ Der Fabulist weiß nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdann würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Thieres so viel eben nicht verlöre, besonders, wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kommt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, „noch der Pelican sein Blut für seine Jungen vergieße. [1] —

[1] Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeſchichte ſtudiren ſollte! Wenn dergleichen Eigenſchaften allgemein bekannt ſind, ſo ſind ſie werth gebraucht zu werden, der Naturaliſt mag ſie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der ſie uns, es ſey durch ſeine Exempel oder durch ſeine Lehre, aus den Händen ſpielen will, der nenne uns erſt andere Individuen, von denen es bekannt iſt, daß ihnen die nämlichen Eigenſchaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener in dem Steinreiche und am allerſeltenſten vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt. Denn daß es deßwegen geſchehen ſollte, weil es ſtufenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt empfinden, denken und ſprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter oder unwahrſcheinlicher als die beſte Fabel, z. E. von einem Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Urſache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht ſagen, daß die Thiere dem Fabuliſten ſonſt zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es ſehr wohl, daß ſie unter anderm in der zuſammengeſetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdann kaum merklich iſt, wenn ſowohl der wahre, als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Perſonen von einerlei Art, aus Menſchen, beſtehen. Da aber dieſer Nutzen, wie geſagt, nur in der zuſammengeſetzten Fabel ſtattfindet, ſo kann

er die Ursache nicht seyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel und also in der Fabel überhaupt dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt. Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kommt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier eben so klar seyn könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiedenen Anwendung derselben

ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln, oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiedenen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzelnen Falle ihres Gegentheils, als in einem einzelnen Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzelnen Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, so wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage, noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung und den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius ist ohne Zweifel der älteste Scribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογον μεν ἐν ᾧ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλαται: ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον: μικτον δε το ἐκ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die vernünftige, in

welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführt werden; die vermischte, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ungeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft seyn, als diese Eintheilung? Oeffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben so wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter anderm von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, „die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den „irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft und alles, „was ihnen ähnlich sieht, sind von diesem Theater ausgeschlossen „worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist „und Seele zu geben.“ [1] — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedient. Da dieses nun nicht nach

[1] Nach der Ramler'schen Uebersetzung, S. 244.

dem Geſchmacke unſers oft mehr eckeln als feinen Kunſtrichters war, ſo konnte ihm die aphthonianiſche mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen ſeyn, indem es durch ſie ſtillſchweigend gleichſam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegoriſchen Weſen gar nicht in die äſopiſche Fabel gehören. Und dieſe Regel eben möchte Batteux gar zu gern feſtſetzen, ob er ſich gleich nicht getraut, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein Syſtem von der Fabel kann auch nicht wohl ohne ſie beſtehen. „Die äſopiſche Fabel, ſagt „er, iſt, eigentlich zu reden, das Schauſpiel der Kinder; ſie „unterſcheidet ſich von den übrigen nur durch die Geringfügig„keit und Naivität ihrer ſpielenden Perſonen. Man ſieht auf „dieſem Theater keinen Cäſar, keinen Alexander, aber wohl die „Fliege und die Ameiſe ꝛc.“ — Freilich, dieſe Geringfügigkeit der ſpielenden Perſonen vorausgeſetzt, konnte Batteux mit den höhern poetiſchen Weſen des de la Motte unmöglich zufrieden ſeyn. Er verwarf ſie alſo, ob er ſchon einen guten Theil der beſten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte, und zog ſich, um den kritiſchen Anfällen deßwegen weniger ausgeſetzt zu ſeyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in ſeiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und dieſen Mißbrauch einer erſchlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren ſich Batteux in Anſehung des de la Motte hier ſchuldig gemacht hat.

Wolf [1] hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Dieſe Eintheilung in vernünftige und ſittliche Fabeln, meint er, klinge zwar ein wenig ſonderbar, denn man könnte

[1] Philosoph. practicae universalis Pars post. §. 303.

sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sey eine jede Fabel in so fern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden; und vernünftig in so fern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sey, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilt werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Eintheilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekommt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten, „sagt er, so legen wir entweder den Subjekten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate bei, „als ihnen zukommen, oder wir legen ihnen solche bei, die „ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln, und „vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von „der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben.“

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also beruht die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate,

die von dieſen Subjecten geſagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menſchen zu handelnden Perſonen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel ſeyn, ſo wie ſie eben nicht nothwendig eine ſittliche Fabel ſeyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine ſittliche Fabel ſeyn, weil ſie die Eigenſchaften und das Betragen gewiſſer Thiere nachahmt; wie hingegen Wolf den Sinn des Aphthonius genauer beſtimmt hat, iſt ſie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringſte von den Hähnen darin geſagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So iſt es mit mehreren: z. E. der Vogelſteller und die Schlange,[1] der Hund und der Koch,[2] der Hund und der Gärtner,[3] der Schäfer und der Wolf;[4] lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die ſittlichen und vermiſchten, nach der verbeſſerten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieſer Eintheilung unſers Weltweiſen können bewenden laſſen? Ich weiß nicht. Wider ihre logikaliſche Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; ſie erſchöpft alles, was ſie erſchöpfen ſoll. Aber man kann ein guter Dialektiker ſeyn, ohne ein Mann von Geſchmack zu ſeyn; und das letzte war Wolf leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier ſo gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber ſich nicht ſo vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es beſonders die Kunſtrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln,

[1] Fab. Aesop. 32.
[2] Fab. Aesop. 34.
[3] Fab. Aesop. 67.
[4] Fab. Aesop. 71.

in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführt? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kommt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren, und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzelnen Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruht. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig, wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu seyn erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings

möglich, oder er iſt es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen, unter gewiſſen Bedingungen. Die Fabeln alſo, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewiſſen Vorausſetzungen iſt, mögen ſittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung, die ſittlichen aber leiden ſie. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieſer Subjecte; der Fall der Fabel iſt entweder möglich, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene Weſen exiſtiren; oder er iſt es, vorausgeſetzt, daß dieſe und jene wirklich exiſtirende Weſen (mit andere Eigenſchaften, als ihnen zukommen; denn ſonſt würden ſie zu andern Weſen werden, ſondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenſchaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange beſitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgeſetzt werden, wollte ich mythiſche Fabeln nennen; und dieſe, worin nur erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphyſiſche Fabeln nennen. —

Ich will dieſe meine Eintheilung noch durch einige Beſpiele erläutern. Die Fabel: der Blinde und der Lahme, die zwei kämpfenden Hähne, der Vogelſteller und die Schlange, der Hund und der Gärtner, ſind lauter vernünftige Fabeln, obſchon bald lauter Thiere, bald Menſchen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall iſt ſchlechterdings möglich, oder mit Wolfen zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter,[1] Herkules und Plutus,[2] die

[1] Fab. Aesop. 287.

[2] Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

verſchiedene Bäume in ihren beſondern Schutz nehmenden Götter,[1] kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegoriſchen Perſonen, aus Geiſtern und Geſpenſtern, aus andern erdichteten Weſen, dem Phönix z. E., beſtehen, ſind ſittliche Fabeln, und zwar mythiſch ſittliche; denn es wird darin vorausgeſetzt, daß alle dieſe Weſen exiſtiren oder exiſtirt haben, und der Fall, den ſie enthalten, iſt nur unter dieſer Vorausſetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm,[2] der Fuchs und der Storch,[3] die Natter und die Feile,[4] die Bäume und der Dornſtrauch,[5] der Oelbaum und das Rohr ꝛc.,[6] ſind gleichfalls ſittliche, aber hyperphyſiſch ſittliche Fabeln; denn die Natur dieſer wirklichen Weſen wird erhöht, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde ſich nicht ein, daß dieſe Gattung von Fabeln ſich bloß auf die Thiere und andere geringere Geſchöpfe einſchränke; der Dichter kann auch die Natur des Menſchen erhöhen, und die Schranken ſeiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphyſiſch ſittliche Fabel ſeyn; denn die Gabe zu prophezeien, kann dem Menſchen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelſtürmenden Rieſen als eine äſopiſche Fabel behandeln und ſie dahin verändern wollte, daß ihr unſinniger Bau von Bergen auf Bergen, endlich von ſelbſt zuſammenſtürzte und

[1] Phaedrus libr. III. Fab. 18.
[2] Phaedrus libr. I. Fab. 1.
[3] Phaedrus libr. I. Fab. 25.
[4] Phaedrus libr. IV. Fab. 7.
[5] Fab. Aesop. 313.
[6] Fabul. Aesop. 143.

sie unter den Ruinen begrübe, so würde keine andere als eine hyperphysisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entsteht auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei seyn: die vernünftig mythische Fabel, als Herkules und der Karner,[1] der arme Mann und der Tod;[2] die vernünftig hyperphysische Fabel, als der Holzschläger und der Fuchs,[3] der Jäger und der Löwe;[4] und endlich die hyperphysisch mythische Fabel, als: Jupiter und das Kameel,[5] Jupiter und die Schlange ꝛc.[6]

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß; ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zufolge zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich blos auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitinger'sche Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtentheils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nicht

[1] Fabul. Aesop. 336.
[2] Fabul. Aesop. 20.
[3] Fabul. Aesop. 127.
[4] Fabul. Aesop. 290.
[5] Fabul. Aesop. 197.
[6] Fabul. Aesop. 189.

tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, sagt er, „hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des „Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, „in welchen ordentliche Menschen aufgeführt werden. — Weil „in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit „die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche „oder, in Absicht auf die Personen, menschliche Fabeln be„nannt werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert „sich in derjenigen Classe der Fabeln, in welchen ganz andere „als menschliche Personen aufgeführt werden. — Diese sind „entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als „die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten; — oder „sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen „Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, „als z. E. die Thiere, Pflanzen ꝛc. — Weil in diesen Fabeln „das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen „Graden herrscht, werden sie deßwegen nicht unfüglich wun„derbare und, in Absicht auf die Personen, entweder gött„liche oder thierische Fabeln genannt.“ — Und die Fabel von den zwei Töpfen, die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihres gleichen eigene Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitinger'schen Eintheilung oft zweifelhaft seyn kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere von dem Ackersmanne und der Schlange, aber nicht so wie sie Phädrus erzählt, sonde wie sie unter den griechischen Fabeln vorkommt.

Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln rechnen müßte. In beiden aber kommen auch Thiere vor, und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln bezieht, und die ich zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen, nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und anderer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individuen. Ist dieses, denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein anderes Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter eben so gut denken, reden und thun könnte, so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften

folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruht. Nur ihren Charakter, wie geſagt, müſſen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir dieſen, ſo erfolgt die Illuſion, daß es wirkliche Thiere ſind, ob wir ſie gleich reden hören, und ob ſie gleich noch ſo feine Anmerkungen, noch ſo ſcharfſinnige Schlüſſe machen. Es iſt unbeſchreiblich, wie viel Sophismata non causæ ut causæ die Kunſtrichter in dieſer Materie gemacht haben. Unter andern der Verfaſſer der kritiſchen Briefe, wenn er von ſeinem Hermann Arel ſagt: „Daher ſchreibt er auch den unvernünftigen Thieren, „die er aufführt, niemals eine Reihe von Anſchlägen zu, die „in einem Syſtem, in einer Verknüpfung ſtehen, und zu einem „Endzwecke von weitem her angeordnet ſind. Denn dazu ge„hört eine Stärke der Vernunft, welche über den Inſtinkt iſt. „Ihr Inſtinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer „Vernunft von ſich, die ſich nicht lange empor halten kann. „Aus dieſer Urſache werden dieſe Fabeln mit Thierperſonen „ganz kurz, und beſtehen nur aus einem ſehr einfachen An„ſchlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menſch„lichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzuſtellen; ja „der Fabuliſt muß zufrieden ſeyn, wenn er nur einen Zug „eines Charakters vorſtellen kann. Es iſt eine ausſchweifende „Idee des Pater Boſſue, daß die äſopiſche Fabel ſich in die„ſelbe Länge wie die epiſche Fabel ausdehnen laſſe. Denn „das kann nicht geſchehen, es ſey denn, daß man die Thiere „nichts von den Thieren behalten laſſe, ſondern ſie in Men„ſchen verwandle, welches nur in poſſirlichen Gedichten angeht, „wo man die Thiere mit gewiſſem Vorſatz in Masken aufführt, „und die Verrichtungen der Menſchen nachäffen läßt ꝛc.“ — Wie ſonderbar iſt hier das aus dem Weſen der Thiere hergeleitet, was der Kunſtrichter aus dem Weſen der anſchauenden

Erkenntniß und aus der Einheit des moraliſchen Lehrſatzes in der Fabel hätte herleiten ſollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Boſſne nichts taugt. Die äſopiſche Fabel, in die Länge einer epiſchen Fabel ausgedehnt, hört auf eine äſopiſche Fabel zu ſeyn, aber nicht deßwegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deßwegen, weil die Thiere alsdann zu viel menſchliches haben würden, ſondern deßwegen, weil die Einheit des moraliſchen Lehrſatzes verloren gehen würde, weil man dieſen Lehrſatz in der Fabel, deren Theile ſo gewaltſam aus einander gedehnt und mit fremden Theilen vermiſcht worden, nicht länger anſchauend erkennen würde. Denn die anſchauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzelnen Fall auf einmal überſehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzu viel Theile hat, oder ſeine Theile allzu weit auseinander liegen, ſo kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieſes, wenn ich nicht ſehr irre, iſt der wahre Grund, warum man es dem dramatiſchen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter erlaſſen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn ſie auch eine hineinlegen? Wir können ſie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläufig ſind, als daß wir ſie auf einmal zu überſehen vermöchten. In dem Skelette derſelben müßte ſie ſich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehört für den kalten Kunſtrichter, und wenn dieſer einmal glaubt, daß eine ſolche Hauptlehre darin liegen müſſe, ſo wird er ſie gewiß herausgrübeln, wenn ſie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das eingeſchränkte Weſen der Thiere von dieſer nicht

zu erlaubenden Ausdehnung der äsopischen Fabel die wahre Ursache nicht sey, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere äsopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen besteht, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegen setzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weitem her zu einem Endzwecke anwenden sieht. Z. E. der Adler und der Käfer,[1] der Adler, die Katze und das Schwein ꝛc.[2]

Unterdessen dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dem ungeachtet eine äsopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die jetzt berührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reinecke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines äsopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Fürs erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; fürs zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; fürs dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonderes Ganze, eine für sich bestehende Fabel seyn können, damit das

[1] Fab. Aesop. 2.

[2] Phaedrus libr. II. Fab. 4.

große Ganze aus gleichartigen Theilen bestände. Es müßte, um alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelnen Begriffe aufgelöst werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besonderen Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinecke Fuchs von diesen Requisiten! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt: die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammen genommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Bösewicht nicht auf das äußerste „bringen, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch seyn mag, benehmen.“ Dieses Aeußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich, machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln gebracht habe, wird ein anderer mit einer anderen noch fruchtbareren Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst

aufgeſchrieben und in ein Buch zuſammengetragen hat. Aber das iſt ſo gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit ſeinen eigenen Worten auf uns gekommen iſt. Ich verſtehe alſo hier die allerſchönſten Fabeln in den verſchiedenen griechiſchen Sammlungen, welchen man ſeinen Namen vorgeſetzt hat. Nach dieſen zu urtheilen, war ſein Vortrag von der äußerſten Präciſion; er hielt ſich nirgends bei Beſchreibungen auf; er kam ſogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwiſchen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakteriſirt ihn de la Motte, und richtig. Dieſe Präciſion und Kürze, worin er ein ſo großes Muſter war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch ſo angemeſſen, daß ſie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern bringt mit den ausdrücklichſten Worten darauf.

Auch Phädrus, der ſich vornahm, die Erfindungen des Aeſopus in Verſen auszubilden, hat offenbar den feſten Vorſatz gehabt, ſich an dieſe Regel zu halten, und wo er davon abgekommen iſt, ſcheint ihm das Sylbenmaaß und der poetiſchere Styl, in welchen uns auch das allerſimpelſte Sylbenmaaß wie unvermeidlich verſtrickt, gleichſam wider ſeinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieſes ſonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn ſelbſt habe ich nichts, aber wider ſeine Nachahmer, wider ſeine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, was ihre Muſter und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey; er geſtand es zu, daß es ihr vornehmſter Schmuck ſey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte[1] mit

[1] In der Vorrede zu ſeinen Fabeln.

der liebenswürdigſten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche „Präciſion und die außerordentliche Kürze, durch die ſich „Phädrus ſo ſehr empfehle, in ſeinen Fabeln nicht finden „werde. Es wären dieſes Eigenſchaften, die zu erreichen ihn „ſeine Sprache zum Theil verhindert hätte, und bloß deſſe„gen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, „habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ou„vrage plus qu'il n'a fait.“ Alle die Luſtigkeit, ſagt er, durch die ich meine Fabeln aufgeſtützt habe, ſoll weiter nichts als eine etwaige Schadloshaltung für weſentlichere Schönheiten ſeyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend geweſen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihn dieſes Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publicum aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kann konnte es auch anders ſeyn; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzoſen, bei welchen nichts über die Luſtigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben,[1] meinte ſogar, la Fontaine habe ſich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgeſetzt, und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdeſſen da la Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit durch ein ſo großes Muſter, als ihm Phädrus ſchien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er ſetzte alſo hinzu: „Und meinen Fabeln dieſe Luſtigkeit zu ertheilen, habe ich um ſo viel „eher wagen dürfen, da Quintilian lehrt, man könne die

[1] Fontenelle.

„Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche „keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian „sagt." — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto;[1] und dieses muß die Stelle seyn, worauf sich la Fontaine stützt. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maaßgebung der Sache,[2] zu ertheilen befiehlt, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunct ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Factum in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, zieht la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter anderm bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie seyn? — und setzt hinzu: ἐν δὲ τοις μυθοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν εἰναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη: Die Erzählung der Fabel soll noch plaher seyn, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden seyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autoren mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manières, il était

[1] Quinctilianus Inst. Orat. lib. IV. cap. 2.

[2] Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem, ibidem*

Admirateur des Anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté, dit-il, est l'ame de la Fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.*[1] Man kann nicht verſtümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführt! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunſtrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel ſey, oder ſpricht es vielmehr in ſeiner eigenen Perſon; er beruft ſich nicht wegen der Kürze, ſondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrſchen ſolle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde ſich wegen jener ſehr ſchlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausſpruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache ſelbſt zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit ſeiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die äſopiſche Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als ſie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philoſophie, und aus dieſem holten ſie die Lehrer der Redekunſt in das ihrige herüber. Ariſtoteles hat nicht in ſeiner Dichtkunſt, ſondern in ſeiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon ſagen, das ſagen ſie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muß man das, was man von der äſopiſchen Fabel wiſſen will, durchaus in Rhetoriken ſuchen, bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetiſchen Spielwerke zu machen; er bezauberte, er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch ſolche in luſtigen Verſen ausgedehnte und gewäſſerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunſt griffen zu, die Lehrer der Redekunſt

[1] Discours sur la Fable p. 17.

ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kommt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκαταστευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen liest, deren die Erzählung der Fabel fähig seyn soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neueren ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen, denn ohne sie würde sie noch kürzer seyn können; folglich streiten alle Zierrathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere, damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzu viel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierrathen bestehen Erstlich in „Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der „Personen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux Renard, mais des plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son Renard d'une lieue etc.

Der Fabuliſt braucht Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieſer Bequemlichkeit nichts wiſſen, will ihr entſagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen ſoll, eine luſtige Beſchreibung von einem Dinge zu machen, deſſen ganzer Vorzug hier eben dieſer iſt, daß es keiner Beſchreibung bedarf.

Der Fabuliſt will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es alſo ſorgfältig vermeiden, die Theile derſelben ſo einzurichten, daß ſie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zuſammengenommen erkennen ſollen. Vielweniger wird er eine ſolche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen laſſen, damit er unſere Aufmerkſamkeit nicht von ſeinem Zwecke abbringe, oder wenigſtens ſchwäche, indem er ſie unter mehrere allgemeine moraliſche Sätze theilt. — Aber Batteux, was ſagt der? „Die zweite Zierrath, ſagt „er, beſteht in den Gedanken, nämlich in ſolchen Gedanken, „die hervorſtechen, und ſich von den übrigen auf eine beſon„dere Art unterſcheiden.“

Nicht minder widerſinnig iſt ſeine dritte Zierrath, die Alluſion — Doch wer ſtreitet denn mit mir? Batteux ſelbſt geſteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieſes nur „Zierrathen ſolcher Erzählungen ſind, die vornehmlich zur „Beluſtigung gemacht werden.“ Und für eine ſolche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich ſo eigenſinnig, ſie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieſer Nutzen ſeinem Weſen nach

ſchon anmuthig genug iſt, um aller fremden Annehmlichkeit entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine und allen ſeinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen;[1] der Mann wollte, daß ſein Bogen mehr als glatt ſey; er ließ Zierrathen darauf ſchnitzen, und der Künſtler verſtand ſehr wohl, was für Zierrathen auf einen Bogen gehörten; er ſchnitzte eine Jagd darauf; nun will der Mann den Bogen verſuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künſtlers? Wer hieß den Mann, ſo wie zuvor damit zu ſchießen? Er hätte den geſchnitzten Bogen nunmehr fein in ſeiner Rüſtkammer aufhängen, und ſeine Augen daran weiden ſollen! Mit einem ſolchen Bogen ſchießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit ſammt ihrem Homer, aus ſeiner Republik verbannte, dem Aeſopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch Er nunmehr zu dem Aeſopus, ſo wie ihn la Fontaine verkleidet hat, ſagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber was geht es uns an, was ſo ein alter Grillenfänger, wie Plato, ſagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdeſſen, da ich ſo ſehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaaßen gegen mich ſeyn wird. Ich habe die erhabene Abſicht, die Welt mit meinen Fabeln zu beluſtigen, leider nicht gehabt, ich hatte mein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre, die ich, meiſtens zu meiner eigenen Erbauung, gern in beſondern Fällen überſehen wollte; und zu dieſem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufſchreiben zu können. Wenn ich aber jetzt die Welt gleich nicht beluſtige, ſo könnte ſie doch mit der Zeit vielleicht durch mich beluſtigt werden.

[1] S. die erſte Fabel des dritten Buchs.

Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abſtemius eben ſo wohl als die alten Fabeln des Aeſopus in Verſen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten iſt, und ob man auch ſie nicht einmal mit aller möglichen Luſtigkeit erzählt, wenn ſie ſich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieſer Betrachtung alſo bitte ich fürjetzo mit meiner Proſa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal ausſagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extrem verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelſtraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Verſen? Denn proſaiſche Fabeln, wer wird die leſen wollen! — Dieſen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erſtlich, was man mir am leichteſten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Verſen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei ſich fühlte, ſchob die Schuld auf ſeine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie ſeiner angebornen Sprache, ſie mag ſeyn, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie ſind die Sprachen alle von einer Natur, und die Schuld iſt alſo einzig und allein meine. Ich habe die Verſification nie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weiſe beſorgen dürfen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meiſter über mich ſpielen. Geſchähe das, ſo wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr weſentliche Eigenſchaften der guten Fabel. Denn zweitens — ich muß es nur geſtehen, ich bin mit dem Phädrus nicht ſo recht zufrieden. De la Motte

hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral „oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal „eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug „aus der Allegorie entspringe.“ Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite ist unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen, sondern meine eigene vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begeht. Wie viel Beweise will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ' αὐτην διηει την ὀχθην*; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca et capella, et patiens ovis injuriæ,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel

(Οναγρος). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ledert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehört mir, βασιλευς γαρ ειμι; das zweite Theil gehört mir auch, ως εξ ισου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil κακον μεγα σοι ποιησω, αν μη ἀπο-λης φυγειν.

Fab. 11. Libri I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuch; der Esel schreit. Die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall seyn? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten.

Der Löwe ſchickt den Eſel hinein; der Eſel ſcheucht mit ſeiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und ſo können ſie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Libri IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns dieſe zwei Säcke aufgelegt? Er iſt alſo ſelbſt Schuld, daß wir unſere eigene Fehler nicht ſehen, und nur ſcharfſichtige Tadler der Fehler unſers Nächſten ſind? Wie viel fehlt dieſer Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die beſſern Griechen laſſen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; ſie ſagen ſchlechtweg: *Ανθρωπος δυο πηρας εκαστος φερει*; oder: *δυο πηρας εξημμεθα του τραχηλου* u. ſ. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beſchuldigung an einem andern Orte umſtändlicher zu erweiſen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

V.

Von einem beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moraliſchen Nutzen der Fabeln reden; er gehört in die allgemeine praktiſche Philoſophie; und würde ich mehr davon ſagen können, als Wolf geſagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen jetzt ſprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem ſie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald ſie zu erweitern, bald ſie kürzer zuſammenzuziehen ꝛc. Dieſe Uebung kann nicht

anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich jetzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andere Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert, den man angewöhnt, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kommt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen läßt; den man lehrt, sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herab zu lassen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung äsopischer Fabeln eine von denen seyn, die dem Alter eines Schülers am aller angemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen, sondern weil es unläugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln

erfunden werden, gleich dasjenige iſt, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigſte ſeyn muß. Dieſes Mittel iſt das Princip der Reduction, und es iſt am beſten, den Philoſophen ſelbſt davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguæ sæpe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem præsentem veniunt. Fabulæ aniles nugæ sunt, quæ nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce æquipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in præsente nobis negotium est, et quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus. [1]

Doch dieſes Princip der Reduction hat ſeine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläufige Kenntniß des Beſondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geſchehen kann. Wie iſt dieſe von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftſtellers folgen, den erſten Anfang ihres Unterrichts mit der Geſchichte der Natur zu machen, und dieſe in der niedrigſten Klaſſe allen

[1] Philosophiae practicae universalis pars posterior §. 310.

Vorlesungen zum Grunde zu legen.[1] Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubt, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die äsopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebaut werden, gesehen haben.

Aber auch alsdann noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müssen mehr finden, als erfinden lassen; und die allmähligen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im „Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der „zahmen und der wilden Thiere aufmerksam seyn, und so oft „etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kommt, „sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehn„lichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten „habe, und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausge„bildet werden könne.“[2] Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: *Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν* —

[1] Briefe, die neueste Literatur betreffend, 1. Thl. S. 58.

[2] Kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Hier bleibt der Lehrer ſtehen. Der Eſel in Geſellſchaft des Löwen? Wie ſtolz wird der Eſel auf dieſe Geſellſchaft geweſen ſeyn! (Man ſehe die achte Fabel meines zweiten Buchs) Der Löwe in Geſellſchaft des Eſels? Und hatte ſich denn der Löwe dieſer Geſellſchaft nicht zu ſchämen? (Man ſehe die ſiebente) Und ſo ſind zwei Fabeln entſtanden, indem man mit der Geſchichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Aeſopus ſich dabei geſteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geſchichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geſchmückt hatte, ſchließt ſich: και ὁ κολοιος ἦν παλιν κολοιος. Vielleicht war ſie nun auch etwas ſchlechteres, als ſie vorher geweſen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgeriſſen, weil man ſie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich ſein eigen iſt, geſtohlen habe. (S. die ſechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umſtände in der Fabel. Wie wenn das Stück Fleiſch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel ſchmeichelte, vergiftet geweſen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorene Schlange nicht aus Barmherzigkeit, ſondern aus Begierde, ihre ſchöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Buſen geſteckt hätte? Hätte ſich der Mann auch alsdann noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigſten Umſtand aus der Fabel heraus und baut auf denſelben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe iſt ein Bein in dem Schlunde ſtecken geblieben.

In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen seyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend seyn zu lassen. Jupiter antwortet: τοὺν ὄντους ἀπαλλαγήσεσθαι τῆς κακοπαθείας, ὅταν οὐρούντες ποιῶσι ποταμόν. Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigenen Versuche zu schreiben.

Vorrede

zum ersten und zweiten Theile der Schriften.

1753.

So sind die Schriftsteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige Alphabetweise zu verlieren, was ich Bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich; ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel: „Kleinigkeiten.“ Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deßwegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik

mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr sogar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es mir immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nämlich alles durchgestrichen oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: denn das elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand liest, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu

welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei seyn. Genug sie sind da und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andere so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften und meine Briefe ein anderer gemacht hat.

Doch ich eile von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wenn durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wenn ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben,

und sie würden noch lange zerstreut und verstimmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so geht's; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe wird auf einmal bei mir rege und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschick ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir sie durch die Erfüllung unserer Wünsche gestraft werden. Es mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Theile entscheiden, von welchen ich dem Publikum ganz zu Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein paar vermegene Landschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche dazu gekommen sind, haben mich genöthigt sie in zwei Bücher abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größtentheils das Licht schon kennen und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem höhern Geiste als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände, allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die

Erzählungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts, und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kommt es, daß einige niedrig genug sind, andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kommt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierin keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung, wird man verschiedene übersetzt und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug

seyn kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht, und es kommt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich Willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle

mir ſogar, daß in den meiſten etwas enthalten iſt, was die Mühe ſie zu leſen belohnt. Wenn man an Freunde ſchreibt, ſo ſchreibt man ohne ängſtlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachläſſig und frei ſcheinen, als ihnen dieſe Merkmale abwiſchen, welche ſie von erdichteten Briefen unterſcheiden müſſen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, ſo wie ſie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, ſind die wenigſten. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen ſind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe geſagt, daß dieſe beiden Theile nichts als Kundſchafter ſind. Einige ernſthafte Abhandlungen und verſchiedene größere Poeſien, wozu ich die dramatiſchen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten ſind einige, welche ſchon die Probe der öffentlichen Vorſtellung ausgehalten, und wenn ich ſie ſelbſt rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks iſt die letzte und wichtigſte.

Ich kann hier meine Vorrede beſchließen und muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Vorrede

zum dritten und vierten Theile der Schriften.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen welchen die zwei erſten Theile meiner Schriften hier und da

erhalten haben. Ich würde dem Publicum ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wenn ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller widerfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist, so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto stärkern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nannte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweiter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deßwegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher

Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Kritik und Literatur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben ſind alle Rettungen überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verſtorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſicht dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll. . . Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzuſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſogleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalt ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerlei iſt, weil er alle und jede angeht. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte . . . beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! . . . beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theophraſt Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudirte . . . Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von dieſen erſten Verſuchen ſchreibt ſich zum Theil

„der junge Gelehrte“ her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter kennen muß und aus der bloßen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meiſtkünſtler genannt zu finden? Vielleicht, wenn es ein anderer als der Herr Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein „junger Gelehrte“ in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wenn es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beifalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten, ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchließen, aus welchem ſich nichts ſchließen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat? Ich werde beſchämt genug ſeyn, wenn er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidenen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! . . . Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte? Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der, ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſere Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſere urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, ſondern etwas beſſeres zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? . . . Gewiß nicht;

sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den „jungen Gelehrten“ insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein „junger Gelehrte“ war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt „die Juden.“ Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein besserer Vorrath, bei welchem ich mehr

Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, sich von dem Aeußerlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wenn mehr Anstrengung des Fleißes als des Genies dazu erfordert wird, aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unsrigen steht. . Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

Vorrede

zu den

vermischten Schriften des Herrn Christlob Mylius.

Es würde schwer zu bestimmen seyn, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden;

zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht zum Glück eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlaßt worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Herrn Mylius nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften, so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darin finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem 6ten und 7ten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist.

Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See von der unsrigen trennt. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Taze und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte noch wenige Tage vor seiner Abreise an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrener Leute gebaut, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommene Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns seyn ließe, was es in der That ist: nichts? . . Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wovor er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödtlich seyn; und ich kann noch immer

behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre . . So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande geboren wird, der, ich will nicht ſagen der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſogenannten güldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat ein Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurückgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle

war unser Mylius, oder es ist nie einer darin gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reiste auch, allein er reiste auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. . . Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn

früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben seyn. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte [1], haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnt im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftigt mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhigt, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen . . Ich will aufhören, Sie mit diesen traurigangenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

[1] Man sehe in diesen vermischten Schriften S. 226.

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle seyn, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinnst seine Minerva und die Nothwendigkeit seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu seyn pflegen . . Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? . . Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Herrn Professor Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den „Belustigungen", die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen

kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzu sehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß Herr Inspector Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht sein, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller geradeweg als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben? . . Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators,

welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlungen von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Thiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe.. Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar . . als wenn man nur die Leser klug zu machen schriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. . . Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Sylbenmaaß sehr wohl beobachten und viele artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Professor Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht; und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußerſten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer iſt, der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andere es zu glauben nöthigte. Er ſetzte ſich alſo und ſchrieb ein ziemlich lang Gedicht, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Profeſſor Käſtner nicht geläugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabei anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreißen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſogar nicht mehr als eine einzige ſchöne Zeile darin gefunden; dieſe nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die großen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darin zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er aus machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie

recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Herr Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein .. Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. . . Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. . . Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. . . . Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freigeist anfing und ihn durch zweiundfunfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern

finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſetzt, ein Blatt von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freilich kann ſie nur bei denen von einiger Wirkung ſeyn, die ſchon für ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Denn denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen. . . Herr Mylius ſah ſie allerdings ein, und man kann nicht läugnen, daß ſich nicht ein großer Theil von ſeinem Freigeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darin giebt, ſind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troſte der Weltweisheit ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anſtatt der geriebenen Wurzeln und Kräuter, welche andere aus Artigkeit in die Naſe ſtopfen, in einer Schnupftabaksdoſe bei ſich trug. Die Ueberſetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nämlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeiſtes anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das geringſte darin finden, was der chriſtlichen Tugend und

Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es . . . und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen . . ſeinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beinamens, und ſeine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeiſt eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsſpötter verbindet. Sie können ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bei denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweiten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß „der Wahrſager.“ Er kam nicht weiter damit als bis auf das zwanzigſte Stück. Die fernere Fortſetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, wenn man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darin ſieht! Die Schreibart iſt nachläſſig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er ſchonte niemanden und hatte nichts ſchlechteres zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Chronik der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hieſigen Freiheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müſſen, und glaubte alſo daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch ſchon ein wenig maſſiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die

andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten. . . Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Not. „Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen?“ sagte der Herr von K** zu ihm; „Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen.“ Dieser Einfall ward gebilligt, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldigt, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. . . Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt „die Aerzte.“ Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinlichen Monologe. . . Warum darf ich nun nicht

gleich dazu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommenes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende eckle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! Und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! . . Hören Sie nur, Herr Mylius mußte ſeine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie . wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren „die Geiſtlichen auf dem Lande“ zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbenen Herrn Krieger. In ſeinen „Geiſtlichen“ hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiſcirt. So eine vortreffliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andere Stände eine ſolche Muſterung könnte paſſiren laſſen, und trug die Abfertigung der „Aerzte“

dem Herrn Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbſt unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein paar Freier, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden. . . Doch wie ſteht es um ſein zweites Luſtſpiel? Es heißt „der Unerträgliche“ und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn, muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuum eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weiß nicht ob ſo glücklich oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die „Aerzte“ und den „Unerträglichen“ machte Herr Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt „die Schäferinſel;“ es iſt in Verſen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen ſollte. . . Kennen Sie den Geſchmack der Frau Neuberin? Man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd. . . Vielleicht zwar kannte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefähr die „Schäferinſel“ ſeyn ſollte,

welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftigt war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; so bald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. . . Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt „der Kuß"; es ward componirt und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darin machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. . . . Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten

lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen berufe ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der „Sammlung auserlesener Schriften" dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopf gedruckt ist, finden. Der Herr Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publikum einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trockenen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italiänischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die „Kosmologie des Herrn von Maupertuis" und des Herrn Clairant „Anfangsgründe der Algebra" die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet ꝛc. aufweisen konnte... Aus dem Italiänischen hat Herr Mylius unter andern in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters," die Clitia des Machiavells übersetzt, und aus dem Englischen Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere

Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweiten Bande der „halliſchen Bemühungen“ ſteht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäßrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von „Hogarths Zergliederung der Schönheit,“ zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſogar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerſpiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverei und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Herr Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit ſeinem Geſchmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieſes Dichters wegen zu

beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Herr Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurtheilung des Hallerischen Gedichts „über den Ursprung des Uebels“ in den ersten Stücken der hallischen Bemühungen, geflossen ist. Ich sage mit Fleiß: aus seiner Feder und nicht aus seinem Kopfe. Der Herr Professor Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es' nach der Zeit mehr als einmal bereut, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu seyn. Doch ich weiß schon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Versöhnungsbock, in die Wüste schicken sollten... Aber, bewundern Sie doch mit mir den Herrn von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Herr Mylius ehedem so schimpflich kritisirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundere ich seine Großmuth, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundere ich.. seine Großmuth nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen.. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich

denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre!.. „Nichts weiter? versetzte man. Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsere Naturaliensammlungen würden vermehren können.“.. Ei! und also sahen Sie den Herrn Mylius nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commissionär an, der für Sie nach Amerika reiste, um die Lücken Ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? .. „Nicht viel anders!“.. Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Herr Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und.. „Was? hat man mich unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?“.. Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Herr Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um Sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge ertheilt, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die „Ermunterungen“ eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender,“ sagt er, „lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man

lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben..." Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war... Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderm schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge.... Lasen Sie uns vielmehr ꝛc. . . .

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehört. Alles, was ich noch für ihn hinzu

thun muß, iſt etwas weniges, was dieſe Sammlung genauer angeht. Sie beſteht aus lauter Stücken, welche theils in verſchiedenen Monatsſchriften zerſtreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles deſſen, was in den vorſtehenden Briefen geſagt worden, ungeachtet glaube ich, daß ſehr viele Leſer, die meiſten nicht ohne beſonderes Vergnügen leſen werden. Die Poeſien insbeſondere habe ich überall zuſammengeſucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, beſſere aber wohl ſchwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man ſie betrachten müſſe, habe ich deutlich genug zu verſtehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders ausſehen würden, wenn ſie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er ſeinen „Abſchied aus Europa“ gemacht hat. Es ſchien, als ob er erſt um dieſe Zeit recht anfangen wollte, ſein Herz und ſeinen Witz zu brauchen ... Mir iſt jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leſer den Inhalt der Sammlung auf einmal überſehen zu laſſen, und mich ſeiner Gunſt zu empfehlen.

Vorbericht

zu den preußiſchen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier.

1758.

Die Welt kennt bereits einen Theil von dieſen Liedern, und die feinern Leſer haben ſo viel Geſchmack daran gefunden, daß ihnen eine vollſtändige und verbeſſerte Sammlung derſelben ein angenehmes Geſchenk ſeyn muß.

Der Verfaſſer iſt ein gemeiner Soldat, dem eben ſo viel Heldenmuth als poetiſches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, ſcheint er ſich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiſte irgend einer ſchon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigſtens, wenn er ſich ein deutſcher Horaz zu werden wünſcht, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyriſcher Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteriſtiſchen Schönheiten des Horaz ſetzen den feinſten Hofmann voraus, und wie weit iſt dieſer von einem ungekünſtelten Krieger unterſchieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer und die Υπερβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroiſchen Geſinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu ſterben, erlernt haben, wenn ſie einem Preußen nicht eben ſo natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieſer Heroismus iſt die ganze Begeiſterung unſeres Dichters. Es iſt aber eine ſehr gehorſame Begeiſterung, die ſich nicht durch wilde Sprünge und Ausſchweifungen zeigt, ſondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle ſeine Bilder ſind erhaben, und all ſein Erhabenes iſt naiv. Von dem poetiſchen Pompe weiß er nichts, und prahlen und ſchimmern ſcheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne ſah, läßt ſich nun tief herab, auf der Erde ſein Futter zu ſuchen, und das ohne Beſchädigung ſeiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu ſammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt iſt ernſthaft. Nur da blieb er nicht ernſthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anſtalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligten Gemälden des Roßbachiſchen Liedes.

Seine Sprache iſt älter als die Sprache der jetztlebenden größern Welt und ihrer Schriftſteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir „das Volk" nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer wenigſtens ein halb Jahrhundert zurück.

Auch ſeine Art zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu ſchließen, iſt alt. In ſeinen Liedern aber erhält ſie noch dieſen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Abſetzen der kriegeriſchen Trommete ähnliches zu hören glaubt.

Nach dieſen Eigenſchaften alſo, wenn ich unſern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen ſollte, ſo müßten es unſere Barden ſeyn.

> Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina Bardi. [1]

Carl der Große hatte ihre Lieder, ſo viel es damals noch möglich war, geſammelt, und ſie waren die unſchätzbarſte Zierde ſeines Bücherſaals. Aber woran dachte dieſer große Beförderer der Gelehrſamkeit, als er alle ſeine Bücher und alſo auch dieſe Lieder nach ſeinem Tode an den Meiſtbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römiſcher Kaiſer der Armuth kein ander Vermächtniß hinterlaſſen? [2] — O wenn

[1] Lucanus.

[2] *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Simliter et de libris — statuit,

ſie noch vorhanden wären! Welcher Deutſcher würde ſich nicht noch zu weit mehrerm darum verſtehen, als Hickes? [1]

Ueber die Geſänge der nordiſchern Skalden ſcheint ein günſtiger Geſchick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr iſt, muß auch von dieſen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbſt aus der Schlacht blieben ſie nicht; die tapferſten und älteſten Krieger ſchloſſen einen Kreis um ſie, und waren verbunden ſie überall hinzubegleiten, wo ſie den würdigſten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geſchichtſchreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geſchichtſchreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, deſſen Name war unſterblich; ſo unſterblich als die Schande des Feindes, den ſie fliehen ſahen.

Hat man ſich nun in den koſtbaren Ueberbleibſeln dieſer uralten nordiſchen Heldendichter, wie ſie uns einige däniſche Gelehrte aufbehalten haben, [2] umgeſehen, und ſich mit ihrem Geiſte und ihren Abſichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geſchlecht von Barden aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, ſeiner Aufmerkſamkeit werth geſchätzt, und ihre naive Sprache, ihre urſprünglich deutſche Denkungsart ſtudirt: ſo iſt man einigermaßen fähig, über unſern neuen preußiſchen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, beſonders wenn

ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

[1] *Georg. Hickesius in Grammatica Franco-Theodisca* c. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

[2] Andreas Velluſius und Petrus Septimus.

sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt, in den Höhlen der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingesungen:

Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst? So beiße doch!"

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig:

Ειμι δ' εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπιςαμενος.

Vorrede

zu Friedrichs von Logau Sinngedichten,

mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Leſſing.

1759.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau deutſcher Sinngedichte drei Tauſend herausgegeben hat, iſt mit allem Rechte für einen von unſern beſten Opitziſchen Dichtern zu halten, und dennoch zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern Leſern weiter als dem Namen nach bekannt ſeyn wird.

Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben ſich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er alſo noch ſeyn? Und wenn ſelbſt Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu ſchreiben; wenn er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbeſondere die deutſche Sprache, ihrer vielen Umſchweife wegen, zu dieſer Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſeyn ſcheine, kein Beiſpiel entgegen zu ſtellen weiß: ſo kann er unſern Logau, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger, wohl ſchwerlich gekannt haben. Iſt er aber ſchon damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus geriſſen? Ein Meiſter oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beiſpiele aus ihm anführen, aber

ſo unglückliche Beiſpiele, daß ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben, ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu ſollten uns die Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.

Was man mit beſſerem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umſtändliche Lebensbeſchreibung dieſes würdigen Mannes. Und wie ſehr würden wir uns freuen, wenn wir dieſer Erwartung ein Genügen leiſten könnten! So aber ſind alle unſere Nachforſchungen nur ſchlecht belohnt worden, und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geſchlecht derer von Logau oder Logaw iſt eines von den älteſten adeligen Geſchlechtern Schleſiens. Ihr Stammhaus Altendorf liegt in dem Fürſtenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius ſagt, es ſey aus böhmiſchen oder ſchleſiſchen Geſchichtſchreibern zu erweiſen, daß ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaiſern Carl dem Fünften und Ferdinand dem Erſten anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erſtern George von Logau auf Schlaupitz, einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit, dem wir die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus zu danken haben. Deßgleichen beſaß um eben dieſe Zeit Caſpar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verſchiedentlich verwechſeln, den biſchöflichen Stuhl zu Breslau.

Unſer Friedrich von Logau ward, zu Folge ſeiner Grabſchrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius

des Jahres 1604 geboren. Seine Aeltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studirt, ob er gereist u. s. w. Wir finden seiner nicht eher als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludwigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludwigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder George Rudolph starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos auseinander zu setzen. Ludwig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen Logau als Canzleirath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzu kurze Erholungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epigramm ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die

vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: „Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend“ führt, ist zu Breslau, im Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätigt wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward. Wenn der Sprossende in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeigt haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den 5. Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unserer neuen Ausgabe das Nöthige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf drei tausend fünfhundert und dreiundfunfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut seyn können? Unsere wahre Meinung zu sagen, diese ungeheuere Menge ist vielleicht eine von den

vornehmſten Urſachen, warum der ganze Dichter vernachläſſigt worden iſt. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch ſiebenmal aufſchlug und ſiebenmal etwas ſehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es alſo unſere erſte Sorge ſeyn, ihn dieſes nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn faſt auf ſein Drittheil herabgeſetzt; und das iſt unter allen Nationen immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt. Deßwegen wollen wir aber nicht ſagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meiſterſtücke ſind; genug, daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das ſchlechteſte noch immer dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, wie wenig er den Verluſt der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es iſt uns ein Exemplar unſers Dichters zu Händen gekommen, das ſich aus der Stolliſchen Bibliothek herſchreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören ſtärkere Beweiſe, und wir wollen es alſo nicht behaupten. Unterdeſſen haben wir doch für gut befunden, einige von dieſen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, ſelbſt zu wagen. Der Leſer ſtößt nirgends ſo ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz iſt, als daß man die Unebenheiten darin überſehen könnte.

Wir ſind uns bewußt, daß wir durch dieſe wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringſten

moderner gemacht haben; wir ſind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzu weit unter ſeiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiſte ſeiner eigenen Sprache zu thun geſucht.

Wie groß unſere Hochachtung für dieſe ſeine alte Sprache iſt, wird man aus unſern Anmerkungen darüber, die wir in Geſtalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller würden ohne Zweifel der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſerer Sprache ſeyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen.

Endlich können wir unſern Leſern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unſerm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) S. v. G. „auferweckte Gedichte“ herausgegeben. Dieſer Titel iſt der letzte unwiderſprechlichſte Beweis, daß dieſe Sinngedichte damals ſchon begraben geweſen ſind. Allein dieſer Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unſer Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil ſeiner Gedichte, welchen man ohne Wahl auferweckt hat, iſt nicht allein mit unendlich ſchlechten und pöbelhaften Stücken vermiſcht worden; ſondern die Logauiſchen ſelbſt ſind dergeſtalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetiſcher Name, eine jede gute Eigenſchaft des Dichters, ja oft der Menſchenverſtand ſelber verloren gegangen iſt. Wir führen keine Exempel an, um unſern Leſern den Eckel zu erſparen.

Werden die Liebhaber der Poeſie an unſerm alten Dichter einigen Geſchmack finden: ſo freuen wir uns, daß dadurch

die Beſchuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichſchönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt.

Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.

Das Theater des Herrn Diderot,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Vorrede des Ueberſetzers

zur erſten Ausgabe von 1760.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie, beſteht aus zwei Stücken, die er als Beiſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet und mit ſeinen Gedanken, ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Puncte der dramatiſchen Poeſie und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnt und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bei weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter

uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Profeſſor Gottſched iſt. Er geſteht, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etikette hinauslaufen ꝛc.

Selten geneſen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewiſſer franzöſiſcher Muſter, als bis der Franzoſe ſelbſt dieſe Muſter zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird alſo darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener iſt, als das Genie in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen, aus welchen es die mißverſtandene Kunſt verdrängt, ob der Mann, der es zugeſteht, daß das Theater weit ſtärkerer Eindrücke fähig iſt, als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann, ob dieſer Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes ſeine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hoffnung der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

Vorrede des Ueberſetzers

zu der zweiten Ausgabe. 1781.

Ich bin erſucht worden, dieſer Ueberſetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängſt unbekannt zu ſeyn aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfaſſer derſelben bin; da ich mich des

Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verschafft. Die französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor; und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: desto hartnäckiger muß der Widerstand seyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hosen unter ein halb Dutzend alltäglichen Personen auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas besserem, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen

sollte, als „der Hausvater“ erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffene Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. Sey immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht bloß unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem „Hausvater“ zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder französisch, noch deutsch: er war bloß menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freilich Diderot vornehmlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Puncte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis jetzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frei von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst jetzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem „natürlichen Sohne“ in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn“, sagt sie, „den Geist und besonders den Character dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das Schicksal meines Bruders abhängen sollte. Es war unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es war flüchtig,

ich suchte dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen.“ Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedrückt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen: aber es kann leicht seyn, daß es die beiden erstenmale auf den Bruder gehen und sonach heißen soll: „Er war unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich suchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmäßige Uebersetzung gemacht haben!

532881